

HEYNE  
BÜCHER

# JOHN GRISHAM

---

# DER REGEN MACHER

---

ROMAN

## Das Buch

Im letzten Semester seines Jurastudiums erteilt Rudy Baylor einer Gruppe alter Leute kostenlose Rechtsberatung und gewinnt dabei seine ersten »Mandanten«: Dot und Buddy Black. Ihr Sohn Donny Ray ist an Leukämie erkrankt, aber die Versicherungsgesellschaft weigert sich hartnäckig, für die Therapie, die sein Leben retten konnte, aufzukommen. Rudy, zunächst skeptisch, begreift bald, daß die Blacks auf infame Weise von ihrer Versicherung über den Tisch gezogen werden und daß er es mit einem der größten Betrugsskandale in der Versicherungsbranche zu tun hat, die es je gab – und zugleich mit einem der spektakulärsten und lukrativsten Prozesse in der Geschichte der amerikanischen Rechtsprechung: Der Anwalt, der ihn gewinnt, kann zum »Regenmacher« werden: Er kann seiner Kanzlei das ganz große Geld einbringen. Doch da ist noch ein Problem: Rudy, der sein Studium mit Jobs finanziert hat, ist pleite und kann keine Anstellung finden. Er hat noch nicht einmal das Anwaltsexamen hinter sich, geschweige denn eine Lizenz. Und gleich bei seinem ersten Fall wird er es im Gerichtssaal mit einem der erfolgreichsten Verteidiger der Vereinigten Staaten zu tun bekommen.

»In unglaublich dramatischen, aber gelegentlich auch sehr witzigen Gerichtsszenen erfahren wir genau, wie eine Versicherung wirklich funktioniert und welcher betrügerischen Mittel die großen Konzerne sich immer wieder bedienen.«  
THE NEW YORK DAILY NEWS

## Der Autor

John Grisham, Jahrgang 1955, praktizierte nach Abschluß seines Jurastudiums als Rechtsanwalt in Oxford, Mississippi, und war dort Abgeordneter des Staatsparlaments. Erst vor wenigen Jahren gab er seine Anwaltspraxis auf und lebt seitdem als freier Schriftsteller mit seiner Familie auf einer Farm in der Nähe von Oxford. John Grisham wurde mit seinen bisher erschienenen fünf Romanen, die alle im Heyne Taschenbuch Verlag vorliegen, innerhalb kürzester Zeit zum meistgelesenen Autor der Welt: *Die Jury* (01/8615; Filmausgabe 01/9928), *Die Firma* (01/8822), *Die Akte* (09/9114), *Der Klient* (01/9590), *Die Kammer* (01/9900)

JOHN GRISHAM

# DER REGENMACHER

*Roman*

Aus dem Amerikanischen  
von Christel Wiemken

Gescannt von Heide  
+  
korrigiert von einem  
netten Helferlein



WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

HEYNE ALLGEMEINE REIHE  
Nr. 01/10300

Titel der Originalausgabe  
**THE RAINMAKER**  
erschienen im Verlag Doubleday (Bantam Doubleday Dell  
Publishing Group, Inc.) New York, N.Y.

*Umwelthinweis:*  
Das Buch wurde auf  
chlor- und säurefreiem Papier gedruckt

Copyright © 1995 by John Grisham

Copyright © 1996 der deutschen Ausgabe by  
Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München.

Die Hardcover-Ausgabe ist im  
Hoffmann & Campe Verlag, Hamburg, erschienen  
Printed in Germany 1997

Umschlagillustration: Tony Stone Images/Trevor Mein  
Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz, München, unter Verwendung  
des Originalumschlags von Büro X, Hamburg  
Satz: Utesch, Hamburg  
Druck und Bindung: Elsnerdruck, Berlin

ISBN: 3-453-12701-3

# Den Prozeßanwälten in Amerika

Beim Schreiben dieses Buches hat mir Will Denton, ein prominenter Prozeßanwalt in Gulfport, Mississippi, von der ersten bis zur letzten Seite geholfen. Seit fünfundzwanzig Jahren kämpft Will unermüdlich für die Rechte der Verbraucher und der kleinen Leute. Seine Siege im Gerichtssaal sind legendär, und als ich selbst noch Prozeßanwalt war, wollte ich so sein wie Will Denton. Er überließ mir seine alten Akten, beantwortete meine unzähligen Fragen und las sogar das Manuskript.

Jimmie Harvey ist ein Freund und ein hervorragender Arzt in Birmingham, Alabama. Er steuerte mich gewissenhaft durch das undurchdringliche Labyrinth medizinischer Verfahrensweisen. Bestimmte Teile dieses Buches sind nur dank seiner Hilfe exakt dargestellt und lesbar.

Danke.

Mein Entschluß, Anwalt zu werden, stand unwiderruflich fest, nachdem mir klargeworden war, daß mein Vater alle Juristen haßte. Ich war in den ersten Jahren der Teenagerzeit, tolpatschig, verlegen wegen meiner Ungeschicklichkeit, vom Leben frustriert, mit einer Heidenangst vor der Pubertät, nahe daran, von meinem Vater wegen Insubordination in eine Militärschule verfrachtet zu werden. Er war ein ehemaliger Marineinfanterist, der glaubte, daß Jungen mit der Peitsche aufwachsen sollten. Ich hatte mir ein flinkes Mundwerk zugelegt und eine Aversion gegen Disziplin, und er reagierte darauf, indem er mich einfach fortschicken wollte. Es dauerte Jahre, bis ich ihm verzieh.

Er war außerdem Ingenieur und arbeitete siebzig Stunden pro Woche für eine Firma, die neben vielen anderen Dingen Leitern herstellte. Da Leitern von Natur aus gefährliche Instrumente sind, wurde seine Firma häufig verklagt. Und weil mein Vater für die Konstruktion zuständig war, wurde er in den meisten Fällen dazu ausersehen, bei Beweisaufnahmen und Prozessen für die Firma zu sprechen. Ich kann ihm im Grunde keinen Vorwurf daraus machen, daß er Anwälte haßte, aber im Laufe der Zeit bewunderte ich sie immer mehr, weil sie ihm das Leben so schermachten. Er verbrachte täglich acht Stunden damit, sich mit ihnen herumzuschlagen; danach stürzte er sich auf die Martinis, sobald er das Haus betreten hatte. Kein Hallo. Keine Umarmung. Kein Essen. Nur ein oder zwei Stunden ununterbrochenes Wüten, während er vier Martinis hinunterkippte, um dann in seinem ramponierten Lehnsessel einzuschlafen. Ein Prozeß dauerte drei Wochen, und als er mit einem happigen Urteil gegen die Firma geendet hatte, rief meine Mutter einen Arzt, und sie versteckten ihn für einen Monat in einem Krankenhaus.

Die Firma machte später Pleite, und natürlich wurde alle Schuld daran den Anwälten gegeben. Ich hörte kein einziges

Wort darüber, daß vielleicht eine Spur von falschem Management zu diesem Konkurs beigetragen haben könnte.

Alkohol wurde sein Leben, und er verfiel in Depressionen. Jahrelang hatte er keinen festen Job, und das machte mich erst richtig wütend, weil ich gezwungen war, zu kellnern und Pizzas auszutragen, um mir meinen Weg durchs College zu erkämpfen. Ich glaube, in den vier Jahren meines Collegestudiums habe ich zweimal mit ihm gesprochen. Am Tag, nachdem ich erfahren hatte, daß ich an der Juristischen Fakultät der Universität angenommen worden war, kam ich mit dieser großartigen Nachricht stolz nach Hause. Mutter hat mir später erzählt, daß er eine Woche lang im Bett geblieben ist.

Zwei Wochen nach meinem triumphierenden Besuch wechselte er im Badezimmer eine Glühbirne aus, wobei (ich schwöre, das ist die Wahrheit) seine Leiter zusammenbrach und er auf den Kopf fiel. Er verbrachte ein Jahr im Koma in einem Pflegeheim, bis jemand gnädigerweise den Stecker herauszog.

Ein paar Tage nach der Beerdigung erwähnte ich die Möglichkeit einer Klage, aber meiner Mutter war nicht danach zu mude. Außerdem habe ich immer geargwöhnt, daß er nicht ganz nüchtern war, als er stürzte. Und er hatte kein Einkommen, unserem Entschädigungssystem entsprechend besaß sein Leben also nur einen sehr geringen ökonomischen Wert.

Meine Mutter erhielt die großartige Summe von fünfzigtausend Dollar aus einer Lebensversicherung und ging eine schlechte zweite Ehe ein. Mein Stiefvater ist ein simpler Bursche, ein pensionierter Postbeamter aus Toledo, und sie verbringen den größten Teil ihrer Zeit mit Square Dance und dem Herumreisen in einem Winnebago. Ich halte Abstand. Mutter hat mir keinen roten Heller von dem Geld angeboten; sie erklärte, es wäre alles, was sie hätte, um der Zukunft ins Auge zu sehen, und da ich mich im Leben ohne nennenswerte Einkünfte als relativ geschickt erwiesen hatte, meinte sie, ich brauchte nichts. Vor mir lag eine glänzende Zukunft mit viel Geld; vor ihr nicht, argumentierte sie. Ich bin sicher, daß Hank, ihr neuer Ehemann, sie mit finanziellen Ratschlägen überschüttete. Eines Tages werden unsere Pfade, meine und Hanks, sich wieder kreuzen.

In einem Monat, im Mai, werde ich mit dem Jurastudium fertig sein; dann werde ich für das Anwaltsexamen im Juli büffeln. Ich werde nicht mit Auszeichnung abschließen, aber ich rangiere immerhin in der oberen Hälfte meines Jahrgangs. Das einzige Schlaue, was ich in den drei Jahren meines Studiums getan habe, war, daß ich die schwierigen und die Pflichtvorlesungen schon früh absolviert habe, damit ich es in meinem letzten Semester geruhsam angehen lassen konnte. Meine Vorlesungen in diesem Frühjahr sind ein Witz – Sportrecht, Urheberrecht, Ausgewählte Texte aus dem Code Napoleon und, mein Lieblingsseminar, Juristische Probleme älterer Leute.

Um dieses letzten Faches will ich jetzt hier auf einem wackligen Stuhl hinter einem schäbigen Klapptisch in einem heißen, feuchten Metallgebäude in Gesellschaft einer bunt gemischten Ansammlung von Senioren, wie sie sich gern nennen lassen. Ein handgemaltes Schild über der Tür bezeichnet den Laden großspurig als das Cypress Gardens Senior Citizens Building, aber von seinem Namen abgesehen findet sich nirgends auch nur der leiseste Hinweis auf Blumen oder etwas Grünes. Die Wände sind schmutzfarben und kahl bis auf ein verblichenes Foto von Ronald Reagan in einer Ecke zwischen zwei traurigen Fähnchen – den Stars and Stripes und der Staatsflagge von Tennessee. Das Gebäude ist klein, düster und öde, offensichtlich in letzter Minute mit ein paar überschüssigen Dollars aus irgendwelchen unvermuteten Bundesmitteln erbaut. Ich kritzle auf einem Notizblock herum, weil ich mich davor fürchte, die Leute ansehen zu müssen, die mit ihren Klappstühlen anrücken.

Es müssen an die fünfzig sein da vorne, etwa gleich viele Schwarze und Weiße, Durchschnittsalter mindestens fünf- und siebzig, einige blind, ungefähr ein Dutzend in Rollstühlen, viele mit Hörgeräten. Man hat uns gesagt, daß sie jeden Mittag hierherkommen – für eine warme Mahlzeit, ein paar Lieder, den gelegentlichen Besuch eines verzweifelten politischen Kandidaten. Nach zwei Stunden Geselligkeit kehren sie nach Hause zurück und zählen die Stunden, bis sie wieder herkommen können. Unser Professor hat gesagt, dies wäre der Höhepunkt ihrer Tage.

Wir haben den schweren Fehler gemacht, zur Essenszeit hier einzutreffen. Sie brachten uns vier zusammen mit unserem Anführer, Professor Smoot, in einer Ecke unter und ließen uns nicht aus den Augen, während wir in Plastikhuhn und eiskalten Erbsen herumstocherten. Meine Götterspeise war gelb, und das bemerkte ein bäriger alter Bock, auf dessen Namensschild über seiner schmutzigen Hemdtasche Bosco gekritzelt war. Bosco murmelte etwas über gelbe Götterspeise, und ich bot sie ihm an, zusammen mit meinem Huhn, aber Miss Birdie Birdsong fiel ihm schnell in den Arm und stieß ihn grob wieder auf seinen Stuhl. Miss Birdsong ist ungefähr achtzig, aber sehr flink für ihr Alter, und sie agiert als Mutter, Diktator und Rausschmeißer dieser Organisation. Sie geht mit den Leuten um wie eine altgediente Oberschwester, umarmt und klopft Rücken, plaudert mit anderen kleinen blauhaarigen Damen, lacht mit schriller Stimme und hat dabei die ganze Zeit ein Auge auf Bosco, der in diesem Haufen ganz offensichtlich der böse Bube ist. Sie machte ihm Vorwürfe, weil er meine Götterspeise bewundert hatte, stellte aber nur Sekunden später eine ganze Schüssel voll von diesem gelben Kitt vor seine funkelnden Augen. Er aß ihn mit seinen kurzen Fingern.

Eine Stunde verging. Das Essen lief ab, als verzehrten diese ausgehungerten Seelen ein Festmahl aus sieben Gängen, ohne jede Hoffnung auf eine weitere Mahlzeit. Ihre zitterigen Gabeln und Löffel bewegten sich hin und her, auf und ab, als wären sie mit Edelmetallen beladen. Zeit spielte absolut keine Rolle. Sie schrien sich an, wenn ihnen gerade etwas einfiel. Sie ließen Essen auf den Boden fallen, bis ich es nicht mehr mit ansehen konnte. Ich aß sogar meine Götterspeise. Bosco, immer noch gierig, verfolgte jede meiner Bewegungen. Miss Birdie flatterte im Raum herum, zwitscherte über dieses und jenes.

Professor Smoot, ein einfältiger Eierkopf mit schief sitzender Fliege, buschigem Haar und roten Hosenträgern, saß da mit der befriedigten Miene eines Mannes, der gerade eine gute Mahlzeit zu sich genommen hat, und bewunderte liebevoll die Szene vor uns. Er ist ein freundlicher Mensch, Anfang Fünfzig, aber mit Verschrobenheiten, die viel Ähnlichkeit haben mit denen von Bosco und seinen Freunden. Seit zwanzig Jahren

hält er die harmlosen Vorlesungen, die sonst niemand halten will und die nur von wenigen Studenten belegt werden: Kinderrecht, Behindertenrecht, Seminare über Gewalt in der Ehe, Probleme der Geisteskranken und, natürlich, Gruftirecht, wie dies hier hinter seinem Rücken gewöhnlich genannt wird. Einmal hatte er vor, eine Vorlesung zu halten, die »Rechte des ungeborenen Lebens« heißen sollte, aber das löste einen derartigen Proteststurm aus, daß Professor Smoot rasch ein Jahr Pause einlegte.

Am ersten Tag des Semesters erklärte er uns, der Zweck dieses Seminars wäre es, uns mit wirklichen Leuten mit wirklichen juristischen Problemen in Kontakt zu bringen. Er ist der Ansicht, daß zwar alle Jurastudenten mit einem gewissen Maß an Idealismus an die Universität kommen und dem Verlangen, der Öffentlichkeit zu dienen; daß wir aber nach drei Jahren brutalen Konkurrenzkampfes nichts anderes mehr im Sinn haben als den richtigen Job bei der richtigen Firma, bei der wir in sieben Jahren zum Partner aufsteigen und das große Geld verdienen können. Damit hat er recht.

Dieses Seminar ist nicht Pflicht, und wir fingen mit elf Studenten an. Nachdem wir uns einen Monat lang Smoots öde Vorlesungen und die ständigen Ermahnungen angehört hatten, auf das Geld zu verzichten und umsonst zu arbeiten, waren wir auf vier geschrumpft. Es ist ein bedeutungsloses Seminar, zählt nur zwei Stunden und erfordert fast keine Arbeit, und das war es, was mich daran reizte. Einen Monat habe ich noch vor mir. Ich bezweifle stark, daß ich durchhalten würde, wenn es mehr wäre. An diesem Punkt hasse ich das Jurastudium. Und ich habe erhebliche Bedenken, was den allgemeinen Umgang mit dem Recht angeht.

Dies ist mein erstes Zusammentreffen mit echten Mandanten, und ich habe fürchterliche Angst. Obwohl die Leute, die da herumsitzen, alt und schwach sind, mustern sie mich, als verfügte ich über große Weisheit. Schließlich bin ich fast ein Anwalt, ich trage einen dunklen Anzug, vor mir liegt dieser Block, auf den ich Kreise und Quadrate male, und mein Gesicht ist in einem intelligenten Stirnrunzeln erstarrt, also muß ich imstande sein, ihnen zu helfen. Neben mir an unserem

Klapptisch sitzt Booker Kane, ein Schwarzer, mein bester Freund an der Universität. Er hat ebensoviel Angst wie ich. Vor uns stehen gefaltete Karteikarten, auf die wir mit schwarzem Filzstift unsere Namen geschrieben haben – Booker Kane und Rudy Baylor. Das bin ich. Neben Booker steht das Podium, hinter dem Miss Birdie herumkreischt, und auf der anderen Seite ein weiterer Tisch, auch mit Karteikarten. Die eine verkündet die Anwesenheit von F. Franklin Donaldson dem Vierten, einem aufgeblasenen Arschloch, das seit nunmehr drei Jahren seinen Namen mit Initialen davor und Zahlen dahinter bepflastert hat. Neben ihm sitzt N. Elizabeth Erickson, ein echtes Miststück. Das Weibsbild trägt Nadelstreifenanzüge und seidene Krawatten und springt einem bei jeder Kleinigkeit gleich ins Gesicht.

Smoot steht an der Wand hinter uns. Miss Birdie verkündet die Neuigkeiten, berichtet aus Krankenhäusern und vermeldet Todesfälle. Sie schreit in ein Mikrofon mit einer Tonanlage, die erstaunlich gut funktioniert. Vier große Lautsprecher hängen in den Ecken des Raums, und ihre durchdringende Stimme dröhnt aus allen Richtungen auf uns ein. Hörgeräte werden beklopft und abgenommen. Im Augenblick schlafst niemand. Heute sind drei Todesfälle zu beklagen, und als Miss Birdie endlich fertig ist, sehe ich ein paar Tränen im Publikum. Gott, bitte laß das nicht mit mir geschehen. Bitte gib mir noch fünfzig Jahre und dann einen plötzlichen Tod im Schlaf.

Links von uns, vor einer Wand, erwacht die Pianistin zum Leben und klatscht Notenblätter auf den hölzernen Ständer. Miss Birdie hält sich für eine Art politische Analytikerin, und gerade als sie anfängt, sich über eine geplante Anhebung der Mehrwertsteuer auszulassen, hämmert die Pianistin auf die Tasten ein. »America the Beautiful«, glaube ich. Hingebungsvoll spielt sie mit voller Lautstärke die einleitenden Takte, und die Gruftis greifen nach ihren Gesangbüchern und warten auf die erste Strophe. Miss Birdie lässt sich keinen Takt entgehen. Jetzt ist sie die Chordirigentin. Sie hebt die Hände und klatscht, um Aufmerksamkeit zu heischen, dann, bei den Eröffnungstakten der ersten Strophe, schwenkt sie sie in alle Richtungen. Die dazu imstande sind, erheben sich langsam.

Bei der zweiten Strophe geht die Lautstärke des Gesangs erheblich zurück. Der Text ist nicht so vertraut, und die meisten dieser armen Seelen können nicht weiter sehen als bis zu ihrer Nase, deshalb sind die Gesangbücher nutzlos. Boscos Mund ist plötzlich geschlossen, aber er summt laut zur Decke hinauf.

Das Klavier verstummt ganz plötzlich, weil die Noten vom Ständer fallen und auf dem Fußboden landen. Ende des Liedes. Sie starren die Pianistin an, die in der Luft herumfuchtelt und sich dann bückt, um nach den Blättern zu tasten, die um ihre Füße herumliegen.

»Danke!« schreit Miss Birdie ins Mikrofon, als alle plötzlich wieder auf ihre Sitze zurück sinken. »Danke. Musik ist etwas Wundervolles. Lasset uns Gott danken für schöne Musik.«

»Amen«, dröhnt Bosco.

»Amen«, erwidert ein weiteres Relikt vergangener Zeiten in einer der hinteren Reihen mit einem Nicken.

»Danke«, sagt Miss Birdie. Sie dreht sich um und lächelt Booker und mich an. Wir beide lehnen uns auf unseren Ellenbogen vor und mustern abermals die Leute. »Und jetzt«, sagt sie dramatisch, »was das heutige Programm angeht – wir freuen uns sehr, daß Professor Smoot wieder bei uns ist, zusammen mit einigen seiner klugen und gutaussehenden Studenten.« Sie schwenkt die dicklichen Hände in unsere Richtung und lächelt mit ihren grauen und gelben Zähnen Smoot an, der inzwischen unauffällig zu ihr getreten ist. »Sehen Sie nicht gut aus?« fragt sie, auf uns deutend. »Wie ihr wißt«, redet Miss Birdie weiter ins Mikrofon, »lehrt Professor Smoot an der Memphis State University. Mein jüngster Sohn hat dort studiert, aber kein Examen gemacht, und jedes Jahr kommt Professor Smoot zu uns mit einigen seiner Studenten, die sich eure juristischen Probleme anhören und euch Ratschläge geben werden, die immer gut sind, und immer umsonst, wie ich vielleicht hinzufügen sollte.« Sie dreht sich um und bedenkt Professor Smoot mit einem breiten Lächeln. »Professor Smoot, im Namen unserer Gruppe heißen wir Sie in Cypress Gardens willkommen. Wir danken Ihnen für Ihre Anteilnahme an den Problemen der Senioren. Danke. Wir lieben Sie.«

Sie tritt vom Podium zurück und fängt an, laut zu klatschen, und bedeutet dabei ihren Genossen mit heftigem Kopfnicken, ihrem Beispiel zu folgen, aber niemand, nicht einmal Bosco, hebt eine Hand.

»Er ist ein Hit«, flüstert Booker.

»Wenigstens wird er geliebt«, flüstere ich zurück. Sie haben jetzt zehn Minuten dagesessen. Es ist kurz nach dem Essen, und ich bemerke ein paar schwere Lider. Bis Smoot fertig ist, werden sie schnarchen.

Er steigt aufs Podium, rückt das Mikrofon zurecht, räuspert sich und wartet, bis Miss Birdie ihren Platz in der ersten Reihe eingenommen hat. Beim Hinsetzen flüstert sie einem blassen Herrn neben sich zu: »Sie hätten klatschen sollen.« Er hört es nicht.

»Danke, Miss Birdie«, quakt Smoot. »Es ist immer nett, hier in Cypress Gardens zu sein.« Seine Stimme klingt aufrichtig, und ich habe keinerlei Zweifel, daß Professor Howard L. Smoot es in diesem Moment tatsächlich als Privileg empfindet, hier zu sein, in diesem deprimierenden Bau, vor dieser traurigen Horde von alten Leuten, mit den einzigen vier Studenten, die in seinem Kurs geblieben sind. Smoot lebt für so etwas.

Er stellt uns vor. Ich stehe rasch auf, lächle kurz, dann setze ich mich wieder und lasse mein Gesicht wieder in einem intelligenten Stirnrunzeln erstarren. Smoot redet über Gesundheitsvorsorge, Haushaltskürzungen, Testamente, Befreiung von der Mehrwertsteuer, mißhandelte Gruftis und Versicherungen mit Selbstbehalt. Die Leute fallen um wie die Fliegen. Schlupflöcher in der Sozialversicherung, schwebende Gesetzesverfahren, Vorschriften für Pflegeanstalten, Nachlaßplanung, Wunderdrogen, er kommt vom Hundertsten ins Tausendste, genau wie bei seinen Vorlesungen. Ich gähne und fühle mich ebenfalls schlafbrig. Bosco schaut alle zehn Sekunden auf seine Uhr.

Schließlich kommt Smoot aber doch zum Ende, dankt abermals Miss Birdie und ihren Leuten, verspricht, Jahr für Jahr wiederzukommen, und läßt sich dann am Ende des Tisches nieder. Miss Birdie klatscht zweimal in die Hände, dann gibt

sie es auf. Niemand sonst regt sich. Die Hälfte von ihnen schnarcht.

Miss Birdie schwenkt die Arme in unsere Richtung und sagt zu ihren Schäfchen: »Da sind sie. Sie sind gut, und es kostet nichts.«

Langsam und verlegen bewegen sie sich auf uns zu. Bosco ist der erste in der Schlange, und es ist offensichtlich, daß er sauer ist wegen der Götterspeise, denn er funkelt mich an, geht zum anderen Ende des Tisches und setzt sich auf einen Stuhl vor der Ehrenwerten N. Elizabeth Erickson. Irgend etwas sagt mir, daß er nicht der letzte künftige Mandant ist, der juristischen Rat bei jemand anderem suchen wird. Ein älterer Schwarzer erwählt Booker zu seinem Anwalt, und sie stecken über dem Tisch die Köpfe zusammen. Ich versuche, nicht zuzuhören. Irgend etwas über eine Ex-Ehefrau und eine Scheidung vor vielen Jahren, die vielleicht vollzogen wurde oder auch nicht. Booker macht sich Notizen wie ein richtiger Anwalt und hört aufmerksam zu, als wüßte er genau, was er zu tun hat.

Wenigstens hat Booker einen Mandanten. Volle fünf Minuten komme ich mir ausgesprochen dämlich vor. Ich sitze allein da, während meine drei Mitstudenten flüstern und kritzeln, aufmerksam zuhören und angesichts der sich vor ihnen entfaltenden Probleme die Köpfe schütteln.

Meine Einsamkeit bleibt nicht unbemerkt. Schließlich greift Miss Birdie in ihre Handtasche, holt einen Umschlag heraus und trippelt zu meinem Ende des Tisches. »Sie sind es, mit dem ich reden wollte«, flüstert sie und rückt ihren Stuhl dicht an die Tischecke heran. Sie beugt sich vor, und ich lehne mich nach rechts, und in genau diesem Moment, in dem unsere Köpfe nur Zentimeter voneinander entfernt sind, beginnt meine erste Konferenz als juristischer Berater. Booker wirft mir einen boshaften Blick zu.

Meine erste Konferenz. Vorigen Sommer habe ich für eine kleine Kanzlei in der Innenstadt gearbeitet, zwölf Anwälte, und ihre Arbeit wurde strikt nach Stunden abgerechnet. Keine Erfolgshonorare. Ich lernte die Kunst des In-Rechnung-Stellens, deren erste Regel besagt, daß ein Anwalt einen Großteil

seiner wachen Stunden in Konferenzen verbringt. Konferenzen mit Mandanten, Telefonkonferenzen, Konferenzen mit gegnerischen Anwälten, Richtern, Partnern, Schadensregulierern, Schreibern und Anwaltsgehilfen, Konferenzen beim Lunch, Konferenzen im Gericht, Konferenztelefonate, Vergleichskonferenzen, Konferenzen bei Vorverhandlungen und nach Abschluß eines Verfahrens. Einerlei, um was es sich handelt – Anwälte können es in eine Konferenz ummünzen.

Miss Birdie läßt den Blick herumschweifen, und das ist für mich das Signal, sowohl meine Stimme als auch meinen Kopf zu senken, denn das, worüber sie mit mir zu reden gedenkt, ist eine todernste Angelegenheit. Und das kann mir nur recht sein, weil ich nicht möchte, daß auch nur eine Menschenseele die lahmen und naiven Ratschläge hört, mit denen ich auf ihr bevorstehendes Problem reagieren werde.

»Lesen Sie dass«, sagt sie, und ich nehme den Umschlag und öffne ihn. Halleluja! Es ist ein Testament! Letzter Wille und Testament von Colleen Janiece Barrow Birdsong. Smoot hat uns gesagt, daß mehr als die Hälfte dieser Mandanten uns bitten würde, ihre Testamente zu überprüfen und eventuell auf den neuesten Stand zu bringen, und das kann uns nur recht sein, weil wir im vergangenen Jahr eine Pflichtvorlesung über Testamente und Nachlaßregelungen absolviert haben und uns auf dem Gebiet halbwegs kompetent fühlen. Testamente sind ziemlich simple Dokumente und können sogar von den allergrünsten Anwälten fehlerfrei aufgesetzt werden.

Dies hier ist getippt und macht einen amtlichen Eindruck, und als ich es überfliege, erfahre ich aus den ersten beiden Absätzen, daß Miss Birdie Witwe ist und zwei Kinder und eine Menge Enkelkinder hat. Der dritte Absatz verschlägt mir die Sprache, und während ich ihn lese, sehe ich sie an. Dann lese ich ihn noch einmal. Sie lächelt befriedigt. Der Text weist ihren Nachlaßverwalter an, jedem ihrer Kinder die Summe von zwei Millionen Dollar auszuhändigen und für jedes ihrer Enkelkinder eine Million als Treuhandvermögen anzulegen. Ich zähle, langsam, acht Enkelkinder. Das macht mindestens zwölf Millionen Dollar.

»Lesen Sie weiter«, flüstert sie, als könnte sie das Rattern der

Rechenmaschine in meinem Gehirn hören. Bookers Mandant, der alte Schwarze, weint jetzt; es hat etwas mit einer Romanze zu tun, die Vorjahren schiefgelaufen ist, und mit Kindern, die sich nicht um ihn gekümmert haben. Ich versuche, nicht hinzuhören, aber es ist unmöglich. Booker macht sich hektisch Notizen und versucht, die Tränen zu ignorieren. Am anderen Ende des Tisches lacht Bosco laut auf.

Absatz fünf des Testaments vermacht drei Millionen Dollar einer Kirche und zwei Millionen einem College. Dann folgt eine Liste von wohltätigen Institutionen, die mit der Diabetes Association anfängt und mit dem Zoo von Memphis aufhört, und neben jedem Namen steht eine Summe, von denen die niedrigste fünfzigtausend Dollar ist. Ich runzele auch weiterhin die Stirn, stelle eine schnelle Berechnung an und komme zu dem Schluß, daß Miss Birdie mindestens zwanzig Millionen besitzt.

Plötzlich steckt dieses Testament voller Probleme. Erstens und vor allem ist es bei weitem nicht so ausführlich, wie es sein sollte. Miss Birdie ist reich, und reiche Leute hinterlassen keine simplen, mageren Testamente. Sie hinterlassen dicke, verklausulierte Testamente mit Treuhandvermögen und Treuhandverwaltern und Generationen überspringenden Vermächtnissen und allen möglichen Tricks und Schlichen, die sich teure Steueranwälte in großen Firmen ausgedacht und zu Papier gebracht haben.

»Wer hat dieses Testament aufgesetzt?« frage ich. Der Umschlag ist kahl, und es gibt nirgends einen Hinweis, wer das Testament verfaßt hat.

»Mein früherer Anwalt, aber der lebt nicht mehr.«

Gut für ihn, daß er tot ist. Er hat sträflich versagt, als er dieses Testament aufsetzte.

Also ist diese hübsche kleine Dame mit den grauen und gelben Zähnen und der melodischen Stimme mindestens zwanzig Millionen Dollar schwer. Und allem Anschein nach hat sie keinen Anwalt. Ich werfe einen Blick auf sie, dann wende ich mich wieder dem Testament zu. Sie hat keine teuren Sachen an, trägt keine Diamanten, vergeudet weder Zeit noch Geld auf ihre Frisur. Ihr Kleid ist aus bügelfreier Baumwolle,

und der burgunderrote Blazer ist abgetragen und könnte von Sears stammen. Mir sind im Laufe der Zeit einige reiche alte Damen über den Weg gelaufen, und normalerweise sind sie auf den ersten Blick zu erkennen.

Das Testament ist fast zwei Jahre alt. »Wann ist Ihr Anwalt gestorben?« frage ich jetzt zuckersüß. Unsere Köpfe sind nach wie vor gesenkt und unsere Nasen nur Zentimeter voneinander entfernt.

»Voriges Jahr. Krebs.«

»Und im Augenblick haben Sie keinen Anwalt?«

»Würde ich hier sitzen und mit Ihnen reden, Rudy, wenn ich einen hätte? Ein Testament ist eine ziemlich simple Angelegenheit, also dachte ich, Sie kämen damit zurecht.«

Habgier ist etwas Merkwürdiges. Ich habe einen Job und fange am 1. Juli bei Broadnax and Speer an, einer muffigen kleinen Tretmühle mit fünfzehn Anwälten, die fast ausschließlich Versicherungsgesellschaften bei Prozessen vertreten. Es ist nicht der Job, den ich gern gehabt hätte, aber wie die Dinge liegen, bekam ich von Broadnax and Speer ein Angebot und von niemandem sonst. Vermutlich werde ich ein paar Jahre dort arbeiten und mir dann etwas Besseres suchen.

Würden die Leute bei Broadnax and Speer nicht beeindruckt sein, wenn ich gleich an meinem ersten Tag eine Mandantin mitbrächte, die mindestens zwanzig Millionen Dollar besitzt? Ich würde auf der Stelle ein Regenmacher sein, ein strahlender Jungstar mit einem goldenen Händchen. Vielleicht würde ich sogar um ein größeres Büro bitten.

»Natürlich komme ich damit zurecht«, sage ich lahm. »Es ist nur, es geht um eine Menge Geld, und ich ...«

»Pst!« zischt sie wütend und beugt sich sogar noch weiter vor. »Reden Sie nicht von dem Geld.« Ihre Augen schießen in alle Richtungen, als lauerten hinter ihr Diebe. »Ich will nicht, daß wir darüber reden«, erklärt sie.

»Okay. Ist mir recht. Aber ich meine, daß Sie vielleicht über diese Sache mit einem Steueranwalt reden sollten.«

»Das hat mein alter Anwalt auch gesagt, aber ich will nicht. Soweit es mich angeht, ist ein Anwalt wie der andere, und ein Testament ist ein Testament.«

»Richtig, aber Sie könnten eine Menge Steuern sparen, wenn Sie Ihren Nachlaß richtig planen.«

Sie schüttelt den Kopf, als wäre ich ein kompletter Idiot.  
»Ich würde keinen Pfennig sparen.«

»Entschuldigen Sie, aber ich meine, das könnten Sie durchaus.«

Sie legt eine braunfleckige Hand auf mein Handgelenk und flüstert: »Rudy, lassen Sie mich erklären. Steuern spielen für mich keine Rolle, weil ich dann tot sein werde. Richtig?«

»Äh – ja, richtig. Aber was ist mit Ihren Erben?«

»Eben deshalb bin ich hier. Ich bin stocksauer auf meine Erben, und ich will sie aus meinem Testament streichen. Meine beiden Kinder und einige der Enkelkinder. Streichen, streichen, streichen. Sie sollen nichts bekommen, verstehen Sie? Gar nichts. Keinen Pfennig, nicht ein einziges Möbelstück. Nichts.«

Ihre Augen sind plötzlich hart, und die Fältchen um ihren Mund sind verspannt. Sie drückt mein Handgelenk, ist sich dessen aber nicht bewußt. Eine Sekunde lang ist Miss Birdie nicht nur wütend, sondern verletzt.

Am anderen Ende des Tisches bricht zwischen Bosco und N. Elizabeth Erickson eine Auseinandersetzung los. Er schwadroniert laut gegen Medicaid und Medicare und die Republikaner im allgemeinen, und sie deutet auf ein Blatt Papier und versucht ihm zu erklären, weshalb bestimmte Arztrechnungen nicht erstattet werden. Smoot kommt langsam auf die Füße und wandert ans Ende des Tisches, um zu fragen, ob er irgendwie behilflich sein kann.

Bookers Mandant versucht verzweifelt, seine Fassung zurückzugewinnen, aber die Tränen tropfen von seinen Wangen, und Booker ist allmählich genervt. Er versichert dem alten Mann, daß er, Booker Kane, sich um die Sache kümmern und alles in Ordnung bringen wird. Die Klimaanlage schaltet sich ein und übertönt einen Teil der Unterhaltungen. Die Teller und Tassen sind abgeräumt worden, und jetzt werden alle möglichen Spiele gespielt – Chinesisches Dame, Rook, Bridge und ein Milton-Bradley-Brettspiel mit Würfeln. Zum Glück ist der größte Teil dieser Leute wegen des Essens und der Gesellschaft gekommen, nicht um der juristischen Beratung willen.

»Weshalb wollen Sie sie streichen?«

Sie gibt mein Handgelenk frei und reibt sich die Augen.  
»Also, das ist ziemlich persönlich, und ich möchte darüber nicht sprechen.«

»In Ordnung. Wer soll das Geld bekommen?« frage ich und fühle mich plötzlich berauscht von der mir gerade eben verliehenen Macht, die magischen Worte zu Papier zu bringen, die aus ganz gewöhnlichen Leuten Millionäre machen. Mein Lächeln ist so herzlich und so falsch, daß ich hoffe, sie ist nicht beleidigt.

»Ich bin mir nicht sicher«, sagt sie nachdenklich und sieht sich um, als wäre dies ein Spiel. »Ich weiß noch nicht, wem ich es geben soll.«

Nun, wie wäre es mit einer Million für mich? Ich muß jeden Tag damit rechnen, daß Texaco mich auf vierhundert Dollar verklagt. Wir haben die Verhandlungen abgebrochen, und jetzt habe ich es mit ihrem Anwalt zu tun. Mein Hauswirt droht, mich vor die Tür zu setzen, weil ich seit zwei Monaten keine Miete mehr bezahlt habe. Und ich sitze hier und unterhalte mich mit der reichsten Person, die mir je begegnet ist, einer Person, die vermutlich nicht mehr allzu lange leben wird und gerade darüber nachdenkt, wer wieviel bekommen soll.

Sie gibt mir ein Blatt Papier, auf dem in Druckschrift vier Namen untereinanderstehen, und sagt: »Das sind die Enkelkinder, die ich bedenken will, diejenigen, die mich noch lieben.« Sie hält die Hände an den Mund und bewegt ihn auf mein Ohr zu. »Geben Sie jedem von ihnen eine Million Dollar.«

Meine Hand zittert, während ich es auf meinem Block festhalte. Wamm! Ich habe gerade vier Millionäre erschaffen, einfach so. »Was ist mit den anderen?« frage ich leise flüsternd.

Sie läßt sich ruckartig zurückrutschen, sitzt stocksteif da und sagt: »Keinen Pfennig. Sie rufen mich nicht an, schicken mir nie Geschenke oder Karten. Streichen Sie sie.«

Wenn ich eine Großmutter hätte, die zwanzig Millionen Dollar schwer ist, würde ich ihr jede Woche Blumen schicken, jeden zweiten Tag eine Karte, Pralinen, wenn es regnet, und Champagner, wenn es das nicht tut. Ich würde sie einmal am

Morgen und zweimal vor dem Schlafengehen anrufen. Ich würde jeden Sonntag mit ihr in die Kirche gehen und Hand in Hand mit ihr dasitzen, dann würden wir zusammen essen gehen und anschließend zu einer Auktion, ins Theater oder zu einer Kunstausstellung oder wohin immer Granny gerade gehen wollte. Ich würde mich um meine Großmutter kümmern.

Und ich habe schon daran gedacht, für Miss Birdie dasselbe zu tun.

»Okay«, sage ich mit ernster Miene, als hätte ich das hier schon viele Male getan. »Und nichts für Ihre beiden Kinder?«

»Das sagte ich doch. Überhaupt nichts.«

»Was, wenn ich fragen darf, haben sie Ihnen angetan?«

Sie stößt heftig den Atem aus, als wäre sie jetzt maßlos enttäuscht, dann verdreht sie die Augen, als widerstrebe es ihr, es mir zu sagen, doch dann kippt sie auf beiden Ellenbogen vorwärts, um es mir trotzdem mitzuteilen. »Also«, flüstert sie, »Randolph, der älteste, er ist fast sechzig, gerade zum dritten Mal verheiratet, mit einem kleinen Flittchen, die immerzu nach dem Geld fragt. Was immer ich ihm hinterlasse, bekommt sie in die Finger, und da würde ich es lieber Ihnen geben, Rudy, als meinem eigenen Sohn. Oder Professor Smoot oder sonst jemandem, aber auf keinen Fall Randolph. Verstehen Sie, was ich meine?«

Mein Herz steht still. Zentimeter, nur Zentimeter davon entfernt, bei meinem ersten Mandanten auf eine Goldgrube zu stoßen. Zum Teufel mit Broadnax and Speer und all diesen Konferenzen, die auf mich warten.

»Mir können Sie es nicht vermachen, Miss Birdie«, sage ich und bedenke sie mit meinem herzlichsten Lächeln. Meine Augen und vermutlich auch meine Lippen, mein Mund und meine Nase flehen sie an zu sagen: Doch! Verdammst noch mal! Es ist mein Geld, und ich kann es geben, wem ich will, und wenn ich will, daß Sie es bekommen, Rudy, dann gehört es Ihnen!

Statt dessen sagt sie: »Alles andere geht an Reverend Kenneth Chandler. Kennen Sie ihn? Er ist jetzt ständig im Fernsehen, von Dallas aus, und er tut alle möglichen wunderbaren Dinge in aller Welt mit unseren Spenden, baut Häuser, füttert Babys, lehrt die Bibel. Ich will, daß er es bekommt.«

»Ein Fernsehprediger?«

»Oh, er ist viel mehr als ein Prediger. Er ist Lehrer und Staatsmann und Berater, diniert mit Staatsoberhäuptern, und außerdem ist er so ein hübscher Junge. Dieser Kopf mit dem lockigen grauen Haar, vorzeitig ergraut, aber er würde niemals etwas dagegen unternehmen, verstehen Sie?«

»Natürlich nicht. Aber ...«

»Er hat mich neulich abend angerufen. Können Sie sich das vorstellen? Im Fernsehen ist diese Stimme ja schon weich wie Seide, aber am Telefon ist sie regelrecht verführerisch. Verstehen Sie, was ich meine?«

»Ja, ich denke schon. Weshalb hat er Sie angerufen?«

»Also, vorigen Monat, als ich ihm meine Spende für März schickte, habe ich ihm ein paar Zeilen geschrieben, gesagt, ich dächte daran, mein Testament zu ändern, weil meine Kinder mich im Stich gelassen haben und all das, und daß ich vorhatte, ihm etwas Geld für seine Arbeit zu hinterlassen. Keine drei Tage später hat er angerufen, eine so überzeugende Persönlichkeit, so nett und reizend am Telefon, und wollte wissen, an welche Summe ich gedacht hätte. Ich sagte ihm, wieviel es vermutlich sein würde, und seither ruft er ständig an. Hat gesagt, wenn ich es wollte, würde er sogar in seinen eigenen Learjet steigen und mich besuchen.«

Ich kämpfe um Worte. Smoot hat Bosco am Arm und versucht, ihn zu beruhigen und dazu zu bringen, daß er sich wieder vor N. Elizabeth Erickson niederläßt, von deren üblicher Aggressivität nichts übriggeblieben zu sein scheint, weil ihr erster Mandant sie offensichtlich so in Verlegenheit gebracht hat, daß sie am liebsten unter den Tisch kriechen würde. Sie sieht sich nervös um, und ich grinse sie kurz an, damit sie weiß, daß ich sie beobachte. Neben ihr ist F. Franklin Donaldson der Vierte tief in die Beratung eines älteren Ehepaars versunken. Sie diskutieren über ein Dokument, das gleichfalls ein Testament zu sein scheint. Ich sonne mich in dem Wissen, daß das Testament, das ich in Händen halte, viel mehr wert ist als das, über das er sich den Kopf zerbricht.

Ich beschließe, das Thema zu wechseln. »Äh, Miss Birdie, Sie haben gesagt, Sie hätten zwei Kinder. Randolph und ...«

»Ja, Delbert. Der bekommt auch nichts. Ich habe seit Jahren nichts von ihm gehört. Lebt in Florida. Streichen, streichen, streichen.«

Ich fahre mit meinem Stift übers Papier, und Delbert verliert seine Millionen.

»Ich muß mich um Bosco kümmern«, sagt sie plötzlich und springt auf. »Er ist so ein bedauernswerter kleiner Bursche. Keine Angehörigen, keine Freunde außer uns.«

»Wir sind noch nicht fertig«, sage ich.

Sie beugt sich wieder vor, und wieder sind unsere Gesichter nur Zentimeter voneinander entfernt. »Doch, das sind wir, Rudy. Tun Sie einfach, was ich gesagt habe. Jeweils eine Million für die vier, und der Rest an Reverend Chandler. Alles andere bleibt so, wie es ist: Vollstrecker, Treuhänder und so weiter, all das bleibt, wie es ist. Es ist ganz einfach, Rudy. Ich mache das andauernd. Professor Smoot hat gesagt, ihr kommt alle in vierzehn Tagen wieder, und dann ist alles sauber und ordentlich zu Papier gebracht. Stimmt das?«

»Vermutlich.«

»Gut. Also bis dann, Rudy.« Sie flattert ans Ende des Tisches und legt die Arme um Bosco, der sofort wieder ruhig und harmlos ist.

Ich studiere das Testament und mache mir Notizen. Es ist beruhigend, zu wissen, daß Smoot und die anderen Professoren da sind, um mir zu helfen und mich zu beraten, und daß ich zwei Wochen Zeit habe, meinen Verstand zusammenzunehmen und mir zu überlegen, was zu tun ist. Ich brauche das nicht zu machen, sage ich mir. Diese reizende alte Dame mit ihren zwanzig Millionen braucht mehr Rat, als ich ihr geben kann. Sie braucht ein Testament, das sie vielleicht nicht verstehen kann, mit dem sich aber die Steuerbehörde ganz sicher eingehend beschäftigen wird. Ich komme mir nicht dumm vor, nur zu unerfahren. Nach drei Jahren Jurastudium ist mir deutlich bewußt, wie wenig ich weiß.

Bookers Mandant ringt inzwischen tapfer um Fassung, sein Anwalt weiß schon lange nicht mehr, was er noch sagen soll. Also macht Booker sich immer weiter Notizen und grummelt alle paar Sekunden ein Ja oder Nein. Ich kann es gar nicht

erwarten, ihm von Miss Birdie und ihrem Vermögen zu erzählen.

Ich werfe einen Blick auf die schrumpfende Menge, und in der zweiten Reihe fällt mir ein Paar auf, das mich anzuschauen scheint. Im Moment bin ich der einzige verfügbare Anwalt, und sie sind offenbar unentschlossen, ob sie ihr Glück bei mir versuchen sollen. Die Frau hat einen dicken, mit Gummibändern zusammengehaltenen Packen Papiere in der Hand. Sie murmelt etwas, das ich nicht verstehen kann, und ihr Mann schüttelt den Kopf, als würde er lieber warten, bis einer der anderen intelligenten jungen Staranwälte verfügbar ist.

Langsam stehen sie auf und steuern auf mein Ende des Tisches zu. Beide mustern mich intensiv, während sie näher kommen. Ich lächele. Willkommen in meiner Kanzlei.

Sie nimmt Miss Birdies Stuhl. Er lässt sich an der anderen Seite des Tisches nieder und wahrt Abstand.

»Hallo«, sage ich mit einem Lächeln und ausgestreckter Hand. Er ergreift sie schlaff, dann halte ich sie ihr hin. »Ich bin Rudy Baylor.«

»Ich bin Dot, und das ist Buddy«, sagt sie, nickt in Richtung Buddy und ignoriert meine ausgestreckte Hand.

»Dot und Buddy«, wiederhole ich und fange an, mir Notizen zu machen. »Wie ist Ihr Nachname?« frage ich mit der ganzen Herzlichkeit eines sturmerprobten Anwalts.

»Black. Dot und Buddy Black. Eigentlich heißen wir Marvaine und Willis Black, aber alle nennen uns Dot und Buddy.« Dots Haar ist ganz kriselig von zahllosen Dauerwellen und an den Spitzen silbrig angehaucht. Er macht einen sauberer Eindruck. Sie trägt billige weiße Turnschuhe, braune Socken und zu weite Jeans. Sie ist eine magere, drahtige Frau mit einem scharfen Zug um den Mund.

»Adresse?« frage ich.

»Squire achthundertdreundsechzig, in Granger.«

»Arbeiten Sie?«

Buddy hat den Mund noch nicht aufgemacht, und ich bekomme den Eindruck, daß Dot seit vielen Jahren das Reden besorgt. »Ich bekomme eine Invalidenrente von der Sozialversicherung«, sagt sie.

»Ich bin erst achtundfünfzig, aber ich habe ein schwaches Herz. Buddy hat eine Pension, eine kleine.«

Buddy sieht mich an. Er trägt eine Brille mit dicken Gläsern und Plastikbügeln, die kaum bis hinter seine Ohren reichen. Seine Wangen sind rot und feist. Sein Haar ist buschig und grau mit einem Anflug ins Bräunliche. Offenbar hat er es seit mindestens einer Woche nicht mehr gewaschen. Sein Hemd ist schwarz und rot kariert und noch schmutziger als sein Haar.

»Wie alt ist Mr. Black?« frage ich sie, weil ich nicht sicher bin, ob Mr. Black es mir sagen würde, wenn ich ihn fragte.

»Er ist Buddy, okay? Dot und Buddy. Lassen Sie diesen Mister-Kram, okay? Er ist zweiundsechzig. Darf ich Ihnen etwas sagen?«

Ich nicke schnell. Buddy betrachtet Booker auf der anderen Seite des Tisches.

»Er ist nicht richtig im Kopf«, flüstert sie mit einem leichten Nicken in Buddys Richtung. Ich sehe ihn an. Er sieht uns an.

»Kriegsverletzung«, sagt sie. »Korea. Kennen Sie diese Metalldetektoren am Flughafen?«

Ich nicke abermals.

»Nun, er könnte da splitternackt hindurchgehen, und das Ding würde trotzdem losheulen.«

Die Knöpfe an Buddys Hemd sehen aus, als würden sie jeden Moment abplatzen. Es ist fast bis zur Fadenscheinigkeit gedehnt, in dem verzweifelten Versuch, seinen vorstehenden Bauch zu bedecken. Buddy hat mindestens drei Kinne. Ich versuche ihn mir vorzustellen, wie er durch den Memphis International Airport geht und die Alarmsirenen schrillen und das Wachpersonal in Panik gerät.

»Hat eine Platte im Kopf«, setzt sie erklärend hinzu.

»Das – das ist ja furchtbar«, flüstere ich zurück, dann notiere ich auf meinen Block, daß Mr. Buddy Black eine Metallplatte im Kopf hat. Mr. Black dreht sich nach links und starrt auf Bookers ungefähr einen Meter von ihm entfernten Mandanten.

Plötzlich kippt sie vorwärts. »Noch etwas«, sagt sie.

Ich neige mich ihr erwartungsvoll entgegen. »Ja?«

»Er hat ein Alkoholproblem.«

»Ach ja?«

»Aber daran ist auch die Kriegsverletzung schuld«, setzt sie hilfreich hinzu. Und so hat diese Frau, die ich vor drei Minuten kennengelernt habe, ihren Mann mal eben zu einem trunksüchtigen Idioten reduziert.

»Stört es Sie, wenn ich rauche?« fragt sie, bereits ihre Tasche öffnend.

»Ist das hier drin erlaubt?« frage ich und hoffe auf ein Rauchen-Verboten-Schild, kann aber keins entdecken.

»Natürlich.« Sie klemmt sich eine Zigarette zwischen die spröden Lippen und zündet sie an, dann reißt sie sie wieder heraus und bläst Buddy eine Rauchwolke direkt ins Gesicht; der röhrt sich keinen Zentimeter.

»Und was kann ich für Sie tun?« frage ich und betrachte den von breiten Gummibändern zusammengehaltenen Packen Papiere. Ich schiebe Miss Birdies Testament unter meinen Block. Meine erste Mandantin ist eine Multimillionärin, und meine nächsten Mandanten sind Rentner. Meine gerade beginnende Karriere ist wieder auf die Erde zurückgestürzt.

»Wir haben nicht viel Geld«, sagt sie leise, als wäre das ein großes Geheimnis, das sie mir nur ungern preisgibt. Ich lächle mitfühlend. Ganz gleich, was sie besitzen mögen, sie sind auf jeden Fall viel reicher als ich, und daß man sie jeden Moment verklagen wird, bezweifle ich auch.

»Und wir brauchen einen Anwalt«, setzt sie hinzu, nimmt die Papiere und streift die Gummibänder ab.

»Wo liegt das Problem?«

»Wir werden von einer Versicherungsgesellschaft aufs Kreuz gelegt und betrogen.«

»Welche Art von Police?« frage ich. Sie schiebt mir den Papierkram zu, dann wischt sie sich die Hände ab, als wäre sie ihn jetzt los und hätte die Last an jemanden weitergereicht, der imstande ist, Wunder zu wirken. Obenauf liegt eine verschmierte, zerknitterte und abgenutzte Police. Dot stößt eine weitere Rauchwolke aus, und einen Augenblick lang ist Buddy kaum zu sehen.

»Es ist eine Krankenversicherung«, sagt sie. »Great Benefit Life. Wir haben sie vor fünf Jahren abgeschlossen, als unsere

Jungen siebzehn waren. Jetzt stirbt Donny Ray an Leukämie, und die Gauner wollen seine Behandlung nicht zahlen.«

»Great Benefit?«

»Richtig.«

»Nie davon gehört«, sage ich selbstbewußt, während ich die erste Seite der Police überfliege, als hätte ich schon Dutzende solcher Prozesse hinter mir und wüßte alles, was es über Versicherungsgesellschaften zu wissen gibt. Zwei Angehörige sind aufgeführt, Donny Ray und Ronny Ray Black. Beide haben dasselbe Geburtsdatum.

»Entschuldigen Sie die Ausdrucksweise, aber das ist eine verdammte Drecksbande.«

»Das sind die meisten Versicherungsgesellschaften«, erkläre ich nachdenklich, und Dot lächelt. Ich habe ihr Vertrauen gewonnen. »Sie haben diese Police also vor fünf Jahren gekauft?«

»So ungefähr. Habe sämtliche Prämien pünktlich bezahlt und das verdammte Ding nie benutzt, bis Donny Ray krank wurde.«

Ich bin Student, unversichert. Es gibt keine Policen, die mich oder mein Leben, meine Gesundheit oder mein Auto abdecken. Ich kann mir nicht einmal einen neuen Hinterreifen für meinen ramponierten kleinen Toyota leisten.

»Und, äh, Sie sagten, daß er stirbt?«

Sie nickt mit der Zigarette zwischen den Lippen. »Akute Leukämie. Ist vor acht Monaten ausgebrochen. Die Ärzte haben ihm ein Jahr gegeben, aber das schafft er nicht, weil er seine Knochenmarktransplantation nicht bekommen konnte. Jetzt ist es vermutlich zu spät.«

»Eine Transplantation?« sage ich verwirrt.

»Wissen Sie denn nichts über Leukämie?«

»Nein, jedenfalls nicht viel.«

Sie klickt mit den Zähnen und verdreht die Augen, als wäre ich ein kompletter Idiot, dann steckt sie die Zigarette wieder in den Mund und tut einen gequälten Zug. Als der Rauch hinreichend exhaliert ist, sagt sie: »Meine Jungen sind eineiige Zwillinge. Also ist Ron, wir nennen ihn Ron, weil er Ronny Ray nicht mag, der ideale Spender für Donny Rays Knochen-

markstransplantation. Das haben die Arzte gesagt. Das Problem ist, daß die Transplantation so an die hundertfünfzigtausend Dollar kostet. Die haben wir nicht. Die Versicherungsgesellschaft müßte zahlen, weil es von der Police her gedeckt ist. Die Schweine sagen nein. Und deshalb stirbt Donny Ray, wegen denen.«

Sie hat eine erstaunliche Art, auf den Kern der Dinge zu kommen.

Wir haben Buddy ignoriert, aber er hört zu. Er nimmt langsam seine Brille mit den dicken Gläsern ab und wischt sich mit dem haarigen Handrücken über die Augen. Großartig. Buddy weint. Bosco wimmert am Tisch der ehrenwerten N. Elizabeth Erickson. Und Bookers Mandanten haben wieder Schuldgefühle oder Reue oder sonst ein Kummer gepackt, und er schluchzt in seine Hände. Smoot steht an einem Fenster und beobachtet uns; bestimmt fragt er sich, was das für Ratschläge sind, die wir erteilen, daß sie solche Qualen auslösen.

»Wo lebt er?« frage ich, nur um eine Antwort zu bekommen, die ich auf meinen Block notieren und damit für ein paar Sekunden die Tränen ignorieren kann.

»Er lebt bei uns. Ist nie von zu Hause weggegangen. Das ist noch ein Grund, weshalb die Versicherung nicht zahlen will. Sie hat gesagt, weil er volljährig ist, wäre er nicht mehr gedeckt.«

Ich blättere in den Papieren und werfe einen Blick auf die Briefe von und an Great Benefit. »Steht in der Police, daß der Versicherungsschutz endet, wenn er volljährig wird?«

Sie schüttelt den Kopf und lächelt verkniffen. »Nein. Davon steht nichts drin, Rudy. Ich habe sie Dutzende von Malen gelesen, und so was steht da nirgends. Hab sogar das ganze Kleingedruckte gelesen.«

»Sind Sie sicher?« frage ich und betrachte wieder die Police.

»Ganz sicher. Ich gehe das verdammte Ding seit fast einem Jahr immer wieder durch.«

»Wer hat sie Ihnen verkauft? Wer ist der Agent?«

»Irgend so ein blöder Kotzbrocken, der an unsere Tür geklopft und uns dazu überredet hat. Hieß Ott oder so ähnlich, ein gerissener kleiner Gauner mit einem gutgeölten Mund-

werk. Ich hab versucht, ihn zu finden, aber er scheint sich aus dem Staub gemacht zu haben.«

Ich ziehe einen Brief aus dem Packen und lese ihn. Er kommt von einem Schadensregulierer in Cleveland, geschrieben mehrere Monate nach dem ersten Brief, den ich in der Hand gehabt habe, und er verweigert ziemlich brüsk jede Zahlung mit der Begründung, Donny Rays Leukämie wäre ein Zustand, der schon vor Vertragsabschluß bestanden hätte und deshalb nicht gedeckt sei. Wenn Donny Ray tatsächlich erst seit knapp einem Jahr krank ist, dann ist die Diagnose vier Jahre nach Ausstellung der Police durch Great Benefit gestellt worden. »Hier heißt es, die Zahlung würde wegen eines bereits vor Vertragsabschluß bestehenden Zustandes verweigert.«

»Sie benutzen jeden Vorwand, den man sich nur denken kann, Rudy. Nehmen Sie einfach all diese Papiere mit, und lesen Sie sie genau durch. Ausschlußklauseln, Ausnahmen, Vorerkrankung, Kleingedrucktes, sie haben einfach alles versucht.«

»Ist eine Knochenmarktransplantation von der Versicherung ausgeschlossen?«

»Nein. Sogar unser Doktor hat sich die Police angesehen und gesagt, Great Benefit müßte zahlen, weil eine Knochenmarktransplantation heutzutage eine Routinebehandlung ist.«

Bookers Mandant wischt sich mit beiden Händen das Gesicht ab und entschuldigt sich. Er dankt Booker, und Booker dankt ihm. Der alte Mann läßt sich auf einem Stuhl in der Nähe eines hitzigen Damespiels nieder. Miss Birdie erlöst N. Elizabeth Erickson von Bosco und seinen Problemen. Smoot wandert hinter uns herum.

Der nächste Brief stammt gleichfalls von Great Benefit. Er ist kurz, gemein und eindeutig. Er lautet:

*»Sehr geehrte Mrs. Black, unsere Gesellschaft hat Ihre Ansprüche bereits siebenmal schriftlich abgewiesen. Wir tun es jetzt zum achten und letzten Mal. Offenbar sind Sie blöde, blöde, blöde!«*

Unterschrieben ist dieser Brief vom Leiter der Schadensabteilung, und ich reibe fassungslos über das eingeprägte Firmenemblem am Kopf des Bogens. Vorigen Herbst habe ich ein

Seminar über Versicherungsrecht belegt, und ich erinnere mich, wie sehr mich das ungeheuerliche Verhalten bestimmter Gesellschaften in Fällen böswilliger Leistungsverweigerung schockiert hat. Unser Seminarleiter war ein Gastdozent, ein Kommunist, der Versicherungsgesellschaften und überhaupt alle großen Firmen haßte und sich eingehend mit Fällen beschäftigt hatte, in denen die legitimen Ansprüche von Versicherten völlig ungerechtfertigt zurückgewiesen worden waren. Er war überzeugt, daß es in diesem Land Zehntausende von solchen Verstößen wider Treu und Glauben gibt, die nie vor Gericht gebracht wurden. Er hatte Bücher über böswillige Leistungsverweigerung und die in diesem Zusammenhang geführten Prozesse geschrieben und sogar Statistiken vorgelegt, um seine Ansicht zu belegen, daß viele Leute die Zurückweisung ihrer Ansprüche einfach hinnehmen, ohne der Sache auf den Grund zu gehen.

Ich lese den Brief abermals mit dem Finger auf dem eleganten Emblem von Great Benefit Life am Kopf des Blattes.

»Und Sie haben nie eine Prämienzahlung versäumt?«

»Nein, Sir. Keine einzige.«

»Ich muß die Unterlagen über Donny Rays Krankheit sehen.«

»Ich habe die meisten davon zu Hause. In letzter Zeit ist er nicht oft beim Arzt gewesen. Wir können es uns einfach nicht leisten.«

»Wissen Sie das genaue Datum, an dem die Leukämie diagnostiziert wurde?«

»Nein, aber es war im August vorigen Jahres. Er war für den ersten Abschnitt der Chemotherapie im Krankenhaus. Dann teilten diese Gauner uns mit, daß sie die Kosten der Behandlung nicht übernehmen würden, also hat das Krankenhaus uns vor die Tür gesetzt. Sagten, sie könnten es sich nicht leisten, uns eine Transplantation zu schenken. Wäre einfach zu teuer. Und das kann ich ihnen nicht einmal übelnehmen.«

Buddy mustert Bookers nächsten Mandanten, eine zerbrechliche alte Frau, die gleichfalls einen Stapel Papiere bei sich hat. Dot fummelt an ihrer Packung Salems herum und steckt sich schließlich eine weitere zwischen die Lippen.

Wenn Donny Rays Krankheit tatsächlich Leukämie ist und er sie erst seit acht Monaten hat, dann kann sie unmöglich als bereits vor Vertragsabschluß bestehender Zustand bezeichnet werden. Wenn Leukämie nicht ausgeschlossen ist, dann muß Great Benefit zahlen. Das erscheint mir logisch, kommt mir vollkommen eindeutig vor, und da das Gesetz nur selten klar und nur selten logisch ist, weiß ich, daß irgendwo in den Tiefen von Dots Haufen von Ablehnungen Unheil auf mich wartet.

»Das versteh ich einfach nicht«, sage ich, immer noch den Blöde-Brief anstarrend.

Dot bläst ihrem Mann eine dichte Wolke aus blauem Qualm an den Kopf, daß der Rauch nur so um ihn herumwirbelt. Seine Augen scheinen wieder trocken zu sein, aber ich bin mir nicht sicher. Sie schmatzt mit ihren klebrigen Lippen und sagt: »Es ist ganz einfach, Rudy. Das sind Gauner. Sie denken, wir sind nur einfache Leute, die sich nicht zu helfen wissen und kein Geld haben, um gegen sie zu kämpfen. Ich habe dreißig Jahre lang in einer Blue-Jeans-Fabrik gearbeitet – und ich war in der Gewerkschaft, müssen Sie wissen –, und wir haben Tag für Tag gegen die Firma gekämpft. Da war es genau dasselbe. Eine große Firma, die auf kleinen Leuten herumtrampelt.«

Abgesehen davon, daß mein Vater Anwälte haßte, versprühte er auch häufig Gift gegen die Gewerkschaften. Woraufhin ich mich natürlich zu einem glühenden Verteidiger der arbeitenden Massen entwickelte. »Dieser Brief ist unglaublich«, sage ich zu ihr.

»Welcher?«

»Der von Mr. Krokit, in dem er sagt, Sie wären blöde, blöde, blöde.«

»Dieser Mistkerl. Ich wollte, ich könnte ihn herschleppen und dazu bringen, mir das ins Gesicht zu sagen. Dieser Yankee-Bastard.«

Buddy wedelt sich den Rauch aus dem Gesicht und grunzt etwas. Ich sehe ihn an in der Hoffnung, daß er etwas sagen wird, aber er läßt es bleiben. Zum ersten Mal fällt mir auf, daß die linke Seite seines Kopfes eine Spur flacher ist als die rechte, und wieder schießt mir die Vorstellung durch den Kopf, wie

er nackt durch den Flughafen wandert. Ich falte den Blöde-Brief zusammen und lege ihn oben auf den Packen.

»Es wird ein paar Stunden dauern, bis ich das alles durchgesehen habe.«

»Ja, aber Sie müssen sich beeilen. Donny Ray macht es nicht mehr lange. Er wiegt noch fünfundfünfzig Kilo, von ursprünglich achtzig. An manchen Tagen geht es ihm so schlecht, daß er sich nicht auf den Beinen halten kann. Ich wollte, Sie könnten ihn sehen.«

Ich habe nicht das Verlangen, Donny Ray zu sehen. »Vielleicht später.« Ich werde mir die Police genau ansehen und die Briefe und Donny Rays Krankengeschichte, dann werde ich mich mit Smoot absprechen und einen netten, zwei Seiten langen Brief an die Blacks schreiben, in dem ich ihnen den ungemein weisen Rat gebe, daß sie den Fall einem richtigen Anwalt übergeben sollten, und zwar nicht nur einem richtigen Anwalt, sondern einem, der sich darauf spezialisiert hat, Versicherungsgesellschaften wegen Verstoßes wider Treu und Glauben zu verklagen. Ich werde ein paar Namen von solchen Anwälten einstreuen und die Telefonnummern gleich dazu. Dann habe ich dieses wertlose Seminar hinter mir und Smoot mit seiner Leidenschaft für Gruftirecht auch.

Bis zu meiner Graduierung sind es noch achtunddreißig Tage.

»Ich muß das alles mitnehmen«, erklärt mich Dot, als ich ihr Chaos zusammenraffe und nach den Gummibändern greife. »In zwei Wochen komme ich wieder, mit einem Brief mit Ratschlägen.«

»Weshalb dauert das zwei Wochen?«

»Also, äh, ich muß ein bißchen recherchieren, wissen Sie, mit meinen Professoren sprechen, ein paar Sachen nachschlagen. Können Sie mir Donny Rays medizinische Unterlagen schicken?«

»Natürlich. Aber bitte beeilen Sie sich.«

»Ich werde mein Bestes tun, Dot.«

»Glauben Sie, daß wir etwas in der Hand haben?«

Obwohl ich noch Jurastudent bin, habe ich doch schon eine Menge über unverbindliches Gerede gelernt. »Das läßt sich

jetzt noch nicht sagen. Es sieht vielversprechend aus. Aber ich muß mich erst eingehend damit beschäftigen und recherchieren. Es wäre möglich.«

»Was zum Teufel bedeutet das?«

»Nun, äh, es bedeutet, daß ich glaube, daß Ihr Anspruch zu Recht besteht, aber bevor ich Genaueres sagen kann, muß ich mir das alles ganz genau anschauen.«

»Was für eine Art von Anwalt sind Sie?«

»Ich bin Jurastudent.«

Das scheint sie zu verblüffen. Sie preßt die Lippen fest auf den weißen Filter und funkelt mich an. Buddy grunzt zum zweiten Mal. Glücklicherweise kommt Smoot von hinten heran und fragt: »Wie läuft es hier?«

Dot mustert zuerst seine Fliege und dann seine wilde Mähne.

»Bestens«, sage ich. »Wir sind gerade fertig.«

»Gut«, meint er, als wäre die Zeit abgelaufen und es warten schon die nächsten Mandanten. Er verzieht sich.

»Wir sehen uns in zwei Wochen wieder«, sage ich herzlich mit einem falschen Lächeln.

Dot drückt ihre Zigarette im Aschenbecher aus und beugt sich wieder näher an mich heran. Ihre Lippen bebhen plötzlich, und ihre Augen sind feucht. Sie berührt sanft mein Handgelenk und sieht mich hilflos an. »Bitte beeilen Sie sich, Rudy. Wir brauchen Hilfe. Unser Junge stirbt.«

Wir schauen uns eine Ewigkeit an, und schließlich nicke ich und murmele etwas. Diese armen Leute haben das Leben ihres Sohnes in meine Hände gelegt, in die eines Jurastudenten im dritten Jahr an der Memphis State. Sie glauben allen Ernstes, daß ich diesen Packen Papier, den sie mir zugeschoben haben, an mich nehme, nach dem Telefonhörer greife und ein paar Anrufe mache, ein paar Briefe schreibe, so mir nichts, dir nichts mit dem und jenem drohe, und Abrakadabra! geht Great Benefit in die Knie und spuckt Geld für Donny Ray aus. Und sie erwarten außerdem, daß das schnell passiert.

Sie stehen auf und entfernen sich verlegen von meinem Tisch. Ich bin fast sicher, daß irgendwo in dieser Police ein perfekter kleiner Ausschluß steht, fast unleserlich und ver-

mutlich kaum zu entziffern, aber dennoch hineinmanövriert von gerissenen juristischen Handwerkern, die seit Jahrzehnten fette Honorare kassiert und begeistert Kleingedrucktes verfaßt haben.

Mit Buddy im Schlepptau bahnt sich Dot ihren Weg zwischen Klappstühlen und Rook-Spielern hindurch und bleibt bei der Kaffeekanne stehen, wo sie einen Pappbecher mit koffeinfreiem Kaffee füllt und sich eine weitere Zigarette anzündet. Dann stehen sie im hinteren Teil des Raumes und mustern mich aus einer Entfernung von knapp zwanzig Metern. Ich blättere in der Police, dreißig Seiten von kaum lesbarem Klein gedrucktem, und mache mir Notizen. Ich versuche, sie zu ignorieren.

Der Saal ist leerer geworden, und die Leute brechen langsam auf. Ich habe das Anwaltsein erst mal satt, für einen Tag reicht es mir völlig, und ich hoffe, daß nicht noch mehr Mandanten kommen. Meine Unwissenheit in Gesetzesdingen ist bestürzend, und mich schaudert bei dem Gedanken, daß ich schon in ein paar Monaten in den Gerichtssälen dieser Stadt stehen und mit anderen Anwälten vor Richtern und Geschworenen plädieren soll. Ich bin noch nicht soweit, um irgendwelche Klagen zu führen und damit auf die Gesellschaft losgelassen zu werden.

Das Jurastudium ist nichts als drei Jahre sinnloser Streß. Wir verbringen ungezählte Stunden damit, Informationen auszugraben, die wir nie brauchen werden. Wir werden mit Vorlesungen bombardiert, die wir sofort wieder vergessen. Wir memorieren Fälle und Gesetze, die morgen außer Kraft gesetzt oder geändert werden. Wenn ich in den vergangenen drei Jahren fünfzig Stunden pro Woche als Anlernling bei einem guten Anwalt gearbeitet hätte, dann wäre ich jetzt selbst ein guter Anwalt. Statt dessen bin ich ein nervöser Student im dritten Studienjahr, der Angst hat vor den simpelsten juristischen Problemen und noch mehr Angst vor dem bevorstehenden Anwaltsexamen.

Vor mir bewegt sich etwas, und ich schaue gerade noch rechtzeitig auf, um zu sehen, wie ein dicklicher alter Bursche mit einem mächtigen Hörgerät auf mich zuschlurft.

Eine Stunde später ist Schluß mit dem trägen Hickhack über Chinesischer Dame und Gin Romme, und die letzten Gruftis verlassen das Gebäude. Ein Hausmeister wartet an der Tür, während Smoot uns zu einem abschließenden Kriegsrat um sich versammelt. Wir berichten nacheinander kurz über die verschiedenen Probleme unserer neuen Mandanten. Wir sind müde und möchten so schnell wie möglich von hier verschwinden.

Smoot macht ein paar Vorschläge, nichts Kreatives oder Originelles, und entläßt uns mit dem Versprechen, daß wir im Seminar über die juristischen Probleme der älteren Leute sprechen werden. Ich kann es kaum abwarten.

Booker und ich fahren in seinem Wagen, einem alten Pontiac, zu groß, um elegant zu sein, aber in wesentlich besserem Zustand als mein auseinanderfallender Toyota. Booker hat zwei kleine Kinder und eine Frau, die als Teilzeitlehrerin arbeitet, und deshalb existieren sie knapp oberhalb der Armutsgrenze. Er studiert fleißig und bekommt gute Noten, und deshalb ist eine reiche schwarze Kanzlei in der Innenstadt auf ihn aufmerksam geworden, eine ziemlich noble Firma, die sich mit Bürgerrechtsprozessen einen Namen gemacht hat. Sein Anfangsgehalt beträgt vierzigtausend im Jahr, sechstausend mehr, als Broadnax and Speer mir geboten haben.

»Ich hasse das Jurastudium«, sage ich, als wir vom Parkplatz des Cypress Gardens Senior Citizens Building herunterfahren.

»Daran ist nichts Ungewöhnliches«, erwidert Booker. Booker haßt nichts und niemanden, und manchmal behauptet er sogar, das Jurastudium wäre für ihn eine Herausforderung.

»Warum wollen wir Anwälte werden?«

»Um der Öffentlichkeit zu dienen, gegen Ungerechtigkeit anzukämpfen, die Gesellschaft zu verändern, du weißt schon, das Übliche. Hörst du Professor Smoot nicht zu?«

»Laß uns ein Bier trinken.«

»Es ist noch nicht einmal drei Uhr, Rudy.« Booker trinkt wenig, und ich trinke noch weniger, weil es eine kostspielige Angewohnheit ist, und im Augenblick muß ich sparen, damit ich mir etwas zu essen kaufen kann.

»War nur ein Scherz«, sage ich. Er fährt in Richtung Juristische Fakultät. Heute ist Donnerstag, was bedeutet, daß ich mich morgen mit Sportrecht und dem Code Napoleon herumschlagen muß, zwei Seminaren, die ebenso wertlos sind wie Gruftirecht und sogar noch weniger Arbeit erfordern. Aber auf mich wartet ein Anwaltsexamen, und wenn ich daran denke, zittern mir die Hände. Wenn ich beim Examen durchfalle, dann werden mich diese netten, aber steifen und todernsten Typen bei Broadnax and Speer bestimmt entlassen, was bedeutet, daß ich ungefähr einen Monat arbeiten werde und dann auf der Straße stehe. Beim Anwaltsexamen durchzufallen ist unausdenkbar – die Folge wären Arbeitslosigkeit, Bankrott, Schande, Verhungern. Also weshalb denke ich jede Stunde des Tages daran? »Setz mich bei der Bibliothek ab«, sage ich. »Ich denke, ich werde mich mit diesen Fällen beschäftigen und dann fürs Examen büffeln.«

»Gute Idee.«

»Ich hasse die Bibliothek.«

»Alle hassen die Bibliothek, Rudy. Sie ist so angelegt, daß man sie hassen muß. Ihr Hauptzweck besteht darin, daß sie von Jurastudenten gehaßt wird. Du bist völlig normal.«

»Danke.«

»Diese erste alte Dame, Miss Birdie, die hat Geld?«

»Woher weißt du das?«

»Mir war, als hörte ich so etwas.«

»Ja. Sie schwimmt im Geld. Sie braucht ein neues Testament. Ihre Kinder und Enkel kümmern sich nicht um sie, deshalb will sie sie natürlich streichen.«

»Wieviel?«

»An die zwanzig Millionen.«

Booker mustert mich überaus argwöhnisch.

»Das behauptet sie jedenfalls«, setze ich hinzu.

»Und wer soll das Geld bekommen?«

»Ein Fernsehprediger mit viel Sex-Appeal und eigenem Learjet.«

»Nein!«

»Doch.«

Booker versucht das zu verdauen, während er den Wagen zwei Blocks durch dichten Verkehr steuert. »Hör mal, Rudy, nimm es mir nicht übel, du bist ein netter Kerl, ein guter Student, intelligent, aber ist dir wohl bei dem Gedanken, ein Testament für eine derart große Hinterlassenschaft aufzusetzen?«

»Nein. Wäre dir etwa wohl dabei?«

»Natürlich nicht. Also, was wirst du tun?«

»Vielleicht stirbt sie im Schlaf.«

»Das glaube ich nicht. Dazu ist sie zu munter. Sie wird uns überleben.«

»Ich werde es bei Smoot abladen. Vielleicht einen der Steuerprofessoren bitten, mir zu helfen. Vielleicht sage ich Miss Birdie auch einfach, daß ich ihr nicht helfen kann, daß sie einem hochkarätigen Steueranwalt fünf Mille zahlen muß, damit er es aufsetzt. Im Grunde ist es mir völlig egal. Ich habe meine eigenen Probleme.«

»Texaco?«

»Ja. Sie sind hinter mir her. Mein Vermieter auch.«

»Ich wollte, ich könnte dir helfen«, sagt Booker, und ich weiß, daß er es ehrlich meint. Wenn er das Geld erübrigen könnte, würde er es mir mit Freuden leihen.

»Ich werde bis zum 1. Juli überleben. Dann bin ich ein großartiges Sprachrohr für Broadnax and Speer, und die Tage meiner Armut sind vorüber. Wie in aller Welt, Booker, soll ich es nur schaffen, vierunddreißigtausend Dollar im Jahr auszugeben?«

»Hört sich unmöglich an. Du wirst reich sein.«

»Ich meine, ich habe sieben Jahre lang praktisch nur von Trinkgeldern gelebt. Was soll ich bloß mit dem vielen Geld anfangen?«

»Dir einen Anzug kaufen?«

»Weshalb? Ich habe doch schon zwei.«

»Vielleicht ein Paar Schuhe?«

»Das ist es. Genau das werde ich tun, Booker. Schuhe kaufen und Krawatten, und vielleicht etwas zu essen, das nicht in einer Dose steckt. Und vielleicht eine neue Packung Unterhosen.«

In den letzten drei Jahren haben mich Booker und seine Frau mindestens zweimal im Monat zum Essen eingeladen. Sie heißt Charlene, stammt aus Memphis und vollbringt trotz des knappen Haushaltsgeldes wahre kulinarische Wunder. Sie sind Freunde, aber ich bin sicher, daß ich ihnen leid tue. Booker grinst, dann wendet er den Blick ab. Er hat es satt, Witze über im Grunde unerfreuliche Dinge zu machen.

Er lenkt den Wagen auf den Parkplatz an der Central Avenue gleich gegenüber der Juristischen Fakultät der Memphis State University. »Ich muß noch ein paar Dinge erledigen«, sagt er.

»Danke fürs Mitnehmen.«

»Gegen sechs bin ich wieder da. Dann können wir fürs Examen büffeln.«

»Okay. Ich werde unten sein.«

Ich schlage die Wagentür zu und sprinte über die Central.

In einer dunklen und abgelegenen Ecke im Keller der Bibliothek – praktisch unsichtbar hinter Stapeln von alten und aufgeplatzten juristischen Büchern – finde ich meinen Lieblingsplatz leer vor, auf mich wartend, wie er das seit nunmehr vielen Monaten getan hat. Er ist offiziell auf meinen Namen reserviert. Die Ecke ist fensterlos und zeitweise feucht und kalt, und aus diesem Grunde kommt nur selten jemand hierher. Ich habe Stunden in meiner eigenen kleinen Höhle verbracht, Fälle recherchiert und fürs Examen gelernt. Und in den letzten Wochen habe ich viele qualvolle Stunden hier gesessen und darüber nachgedacht, was mit Sara passiert ist, und mich gefragt, womit genau ich sie vertrieben habe. Hier peinige ich mich. Die flache Arbeitsplatte ist an drei Seiten von Täfelung umgeben, und inzwischen kenne ich die Maserung an jeder der kleinen Wände auswendig. Hier kann ich weinen, ohne ertappt zu werden. Ich kann sogar leise fluchen, und niemand hört es.

Während unserer grandiosen Affäre hat Sara viele Male hier bei mir gesessen, und wir haben gemeinsam gelernt, auf dicht aneinandergerückten Stühlen. Wir konnten kichern und lachen, ohne Aufsehen zu erregen. Wir konnten uns küssen und berühren, und niemand hat es gesehen. In diesem Augenblick, versunken in Depression und tiefem Schmerz, kann ich fast ihr Parfüm riechen.

Ich sollte mir wirklich in diesem weitläufigen Labyrinth einen anderen Platz zum Lernen suchen. Jetzt, da ich die Täferlung rings um mich herum anstarre, sehe ich ihr Gesicht vor mir und erinnere mich daran, wie sich ihre Beine anfühlten, und sofort überkommt mich ein qualvoller Druck in der Herzgegend, der mich regelrecht lahmt. Sie war hier, noch vor ein paar Wochen! Und nun streichelt ein anderer diese Beine.

Ich nehme den Packen Papiere der Blacks und gehe hinauf in die Versicherungsabteilung der Bibliothek. Meine Bewegungen sind langsam, aber meine Blicke schießen unentwegt in alle Richtungen. Sara kommt jetzt nur noch selten hierher, aber ein paarmal habe ich sie gesehen.

Ich breite Dots Papiere auf einem leeren Tisch zwischen den Regalen aus und lese abermals den Blöde-Brief. Er ist gemein und niederträchtig und wurde offenbar von jemandem geschrieben, der überzeugt war, daß Dot und Buddy ihn nie einem Anwalt zeigen würden. Ich lese ihn noch einmal und spüre, daß das Herzweh nachzulassen beginnt – es kommt und geht, und ich lerne, damit umzugehen.

Sara Plankmore ist wie ich im dritten Studienjahr, und sie ist das einzige Mädchen, in das ich je verliebt war. Sie hat mir vor vier Monaten den Laufpaß gegeben und mich gegen einen blaublütigen Typ eingetauscht, der eines der vornehmen Colleges besucht hat. Sie hat mir erzählt, sie wären alte Freunde von der High-School her und hätten sich während der Weihnachtsferien zufällig wiedergetroffen. Die Romanze flammte wieder auf, und es täte ihr leid, mir das antun zu müssen, aber das Leben ginge ja weiter. In der Fakultät schwirren Gerüchte herum, daß sie schwanger ist. Als ich das zum ersten Mal hörte, mußte ich mich tatsächlich übergeben.

Ich studiere die Police der Blacks von Great Benefit und ma-

che mir seitenweise Notizen. Sie liest sich wie Sanskrit. Ich sortiere die Briefe und die Antragsformulare und die medizinischen Unterlagen. Für den Augenblick ist Sara verschwunden, und ich versinke in einem dubiosen Versicherungsfall, der mehr und mehr stinkt.

Die Police wurde für achtzehn Dollar wöchentlich von der Great Benefit Life Insurance Company in Cleveland, Ohio, ausgestellt. Ich gehe das Quittungsbuch durch, ein kleines Journal, in dem die wöchentlichen Zahlungen verzeichnet sind. Es sieht so aus, als wäre der Agent, ein gewisser Bobby Ott, tatsächlich jede Woche persönlich bei den Blacks erschienen.

Mein kleiner Tisch ist mit Stapeln von Papieren bedeckt, und ich lese alles, was Dot mir gegeben hat. Ich muß immer wieder an Max Leuberg denken, den kommunistischen Gastprofessor, und seinen leidenschaftlichen Haß auf Versicherungsgesellschaften. Sie regieren unser Land, hat er immer und immer wieder gesagt. Sie kontrollieren die Banken. Ihnen gehören die Grundstücke. Sie fangen sich einen Virus ein, und Wall Street hat eine Woche lang Durchfall. Und wenn die Zinsen sinken und ihr Einkommen aus Investitionen abstürzt, dann rennen sie zum Kongreß und verlangen eine Gesetzesreform. Klagen bringen uns um, schreien sie. Diese verdammten Anwälte reichen völlig unbegründete Klagen ein und bringen unwissende Geschworene dazu, daß sie ungeheuerliche Entschädigungssummen zuerkennen, und damit muß Schluß sein, denn sonst gehen wir pleite. Leuberg konnte so wütend werden, daß er Bücher an die Wand warf. Wir liebten ihn.

Und er lehrt noch hier. Ich glaube, er kehrt erst Ende dieses Semesters nach Washington zurück, und wenn ich den Mut dazu aufbringe, werde ich ihn vielleicht bitten, sich den Black-Fall anzusehen. Er hat behauptet, er hätte im Norden bei mehreren großen Verfahren mitgearbeitet, bei denen die Geschworenen die Versicherungen zu horrenden Geldstrafen verurteilten.

Ich fange an, eine Zusammenfassung des Falls zu schreiben. Ich beginne mit dem Tag, an dem die Police ausgefertigt wurde, und liste dann chronologisch jedes maßgebliche Ereignis

auf. Great Benefit hat es achtmal schriftlich abgelehnt, die Behandlungskosten zu übernehmen. Der achte war natürlich der Blöde-Brief. Ich kann Max Leuberg pfeifen und lachen hören, wenn er diesen Brief liest. Ich rieche Blut.

Professor Leuberg riecht es hoffentlich auch. Ich finde sein Büro zwischen zwei Lagerräumen im dritten Stock der Fakultät. Die Tür ist bedeckt mit Flugblättern, die zum Marsch für die Rechte der Schwulen oder zu Boykotts oder Demonstrationen für bedrohte Arten aufrufen, alles Anliegen, die in Memphis nur wenig Interesse erregen. Sie steht halb offen, und ich höre ihn ins Telefon bellen. Ich halte den Atem an und klopfe leise an.

»Herein!« ruft er, und ich schiebe mich langsam durch die Tür. Er deutet auf den einzigen Stuhl. Er ist voller Bücher, Akten und Zeitschriften. Das ganze Büro ist ein Schuttdeckelplatz. Papiere, Abfälle, Zeitungen, Flaschen. Die Bücherregale stehen schief und sacken durch. Plakate bedecken die Wände. Alle möglichen Papiere liegen wie Pfützen auf dem Boden. Zeit und Organisation haben für Max Leuberg keinerlei Bedeutung.

Er ist ein magerer, kleiner Mann um die Sechzig mit wildem, buschigem, strohfarbenem Haar und Händen, die unablässig in Bewegung sind. Er trägt verblichene Jeans, Sweatshirts mit provozierenden Umweltslogos und alte Turnschuhe. Wenn es kalt ist, auch manchmal Socken. Seine nie nachlassende Aufgedretheit macht mich völlig nervös.

Er knallt den Hörer auf die Gabel. »Baker!«

»Baylor. Rudy Baylor. Versicherungsrecht, letztes Semester.«

»Natürlich, natürlich. Ich erinnere mich. Setzen Sie sich.« Er deutet wieder auf den Stuhl.

»Nein, danke.«

Er rutscht herum und verschiebt einen Stapel Papiere auf seinem Schreibtisch. »Also, was liegt an, Baylor?« Max wird von den Studenten angebetet, weil er sich immer Zeit zum Zuhören nimmt.

»Nun, äh, haben Sie eine Minute Zeit?« Normalerweise

wäre ich wesentlich formeller und würde »Sir« oder so etwas sagen, aber Max haßt Formalitäten. Er hat darauf bestanden, daß wir ihn Max nennen.

»Natürlich. Was haben Sie auf dem Herzen?«

»Also, ich bin in einem Kurs von Professor Smoot«, erkläre ich, dann liefere ich ihm eine kurze Zusammenfassung meines Besuches bei den Gruftis und von Dot und Buddy und ihrem Kampf gegen Great Benefit. Er scheint sich kein Wort entgehen zu lassen.

»Haben Sie je etwas von Great Benefit gehört?« frage ich.

»Ja. Es ist eine große Gesellschaft, die Unmengen von billigen Versicherungen an Weiße und Schwarze auf dem Lande verkauft. Sehr windiger Haufen.«

»Ich habe nie von ihnen gehört.«

»Kein Wunder. Sie inserieren nicht. Ihre Agenten klappern die Haustüren ab und kassieren jede Woche die Prämien. Wir reden hier über die Achselhöhle der Branche, die stinkt, wenn man sie ankratzt. Zeigen Sie mir mal die Police.«

Ich gebe sie ihm, und er blättert sie durch. »Was sind ihre Ablehnungsgründe?«

»Alles mögliche. Zuerst haben sie nur so aus Prinzip abgelehnt. Dann haben sie gesagt, Leukämie wäre von den Ersatzleistungen ausgeschlossen. Dann haben sie gesagt, die Leukämie hätte bereits vor Vertragsabschluß bestanden. Dann haben sie gesagt, der Junge wäre volljährig und deshalb unter der Police seiner Eltern nicht mehr gedeckt. Sie haben sich eine Menge einfallen lassen.«

»Wurden alle Prämien gezahlt?«

»Nach Angabe von Mrs. Black, ja.«

»Diese Mistkerle.« Er schlägt weitere Seiten auf, lächelt boshaft. Max gefällt das. »Und Sie haben die ganze Akte durchgesehen?«

»Ja. Ich habe alles gelesen, was meine Mandantin mir gegeben hat.«

Er wirft die Police auf den Schreibtisch. »Eindeutig wert, daß man sich näher damit beschäftigt«, sagt er. »Aber denken Sie daran – Mandanten geben einem nur selten von Anfang an das ganze Material an die Hand.« Ich gebe ihm den Blöde-

Brief. Während er ihn liest, erscheint auf seinem Gesicht ein weiteres böses Lächeln. Er liest ihn noch einmal, dann sieht er mich an. »Unglaublich.«

»Das finde ich auch«, setze ich hinzu wie ein altgedienter Wachhund der Versicherungsbranche.

»Wo ist der Rest der Akte?« fragt er.

Ich lege den gesamten Papierstapel auf seinen Schreibtisch. »Das ist alles, was Mrs. Black mir gegeben hat. Sie hat gesagt, ihr Sohn stirbt, weil sie die Behandlung nicht bezahlen können. Jetzt wiegt er nur noch fünfundfünfzig Kilo und hätte nicht mehr lange zu leben.«

Jetzt liegen seine Hände einen Moment unbeweglich da. »Mistkerle«, sagt er wieder. »Widerliche Mistkerle.«

Ich bin völlig seiner Meinung, sage aber nichts. In einer Ecke sehe ich ein weiteres Paar Turnschuhe stehen – sehr alte Nikes. In der Vorlesung hat er uns erklärt, daß er früher Converse getragen hat, aber jetzt die Firma wegen einer Recycling-Auseinandersetzung boykottiert. Er kämpft seinen kleinen Privatkrieg gegen die amerikanischen Großunternehmen und kauft nichts von einem Hersteller, der ihm aus irgendeinem Grund mißfällt. Er weigert sich, sein Leben, seine Gesundheit oder seinen Besitz zu versichern, aber Gerüchten zufolge ist seine Familie reich, und er kann es sich leisten, auf Versicherungen zu verzichten. Ich dagegen lebe aus naheliegenden Gründen in der Welt der Unversicherten.

Die meisten meiner Professoren sind spießige Akademiker, die ständig Krawatten tragen und ihre Vorlesungen mit zugeknöpften Jacketts halten. Max hat schon seit Jahrzehnten keine Krawatte mehr umgebunden. Und er hält keine Vorlesungen. Er gibt Vorstellungen. Es ist ein Jammer, daß er von hier fortgeht.

Seine Hände erwachen wieder zum Leben. »Ich möchte mir das heute abend mal genauer ansehen«, sagt er, ohne mich anzusehen.

»Kein Problem. Kann ich morgen früh wieder hereinschauen?«

»Natürlich. Jederzeit.«

Sein Telefon läutet, und er greift nach dem Hörer. Ich lächle

und ziehe mich überaus erleichtert zurück. Ich werde am Morgen wiederkommen, mir seinen Rat anhören und dann einen zweiseitigen Bericht für die Blacks schreiben, in dem ich das wiedergebe, was er mir sagt.

Jetzt muß ich nur noch einen klugen Kopf finden, der die Recherchen in Sachen Miss Birdie übernimmt. Ich habe schon ein paar Kandidaten, Steuerprofessoren, und vielleicht versuche ich morgen bei ihnen mein Glück. Ich gehe langsam die Treppe hinunter und betrete den Aufenthaltsraum neben der Bibliothek. Er ist der einzige Raum im Gebäude, in dem das Rauchen erlaubt ist, und unter den Lampen hängt der Qualm ständig in dicken Schwaden. Hier gibt es ein Fernsehgerät und eine ganze Kollektion von mißhandelten Sofas und Stühlen. Gruppenfotos schmücken die Wände – gerahmte Ansammlungen von beflißenen Gesichtern, die schon vor langer Zeit in die Schützengräben des juristischen Krieges geschickt wurden. Wenn der Raum leer ist, sehe ich sie, meine Vorgänger, oft an und frage mich, wie viele von ihnen inzwischen wieder aus der Anwaltskammer ausgeschlossen worden sind, wie viele sich wünschen, nie hierhergekommen zu sein, und wie wenigen es tatsächlich Spaß macht, Klage zu führen und zu verteidigen. Eine Wand ist für Anschläge, Bekanntmachungen und Gesuche von erstaunlicher Vielfalt reserviert, und dahinter steht eine Reihe von Speisen- und Getränkeautomaten. Ich nehme viele Mahlzeiten hier ein. Automatenessen wird nicht genügend gewürdigt.

In einer Ecke sehe ich den Ehrenwerten F. Franklin Donaldson den Vierten im Gespräch mit dreien seiner Kumpel, alleamt eingebildete Typen, die für die Juristische Zeitschrift schreiben und auf jeden herabsehen, der es nicht tut. Er bemerkt mich und scheint sich für irgend etwas zu interessieren. Er lächelt mir zu, als ich vorbeigehe, was ungewöhnlich ist, weil er normalerweise immer eine finstere Miene zur Schau trägt.

»Sag mal, Rudy, du gehst doch zu Broadnax and Speer, ist das richtig?« ruft er laut. Der Fernseher ist ausgeschaltet. Seine Kumpel mustern mich. Zwei Studentinnen auf einem Sofa heben die Köpfe und schauen in meine Richtung.

»Ja. Wieso?« frage ich. F. Franklin der Vierte hat einen Job bei einer Kanzlei, die über sehr viel Tradition und Geld und mindestens soviel Snobismus verfügt und Broadnax and Speer turmhoch überlegen ist. Im Augenblick sind seine Kumpel W. Harper Whittenson, ein arroganter Schnösel, der glücklicherweise aus Memphis verschwinden und bei einer Mega-Firma in Dallas arbeiten wird; J. Townsend Gross, der eine Stellung bei einem anderen großen Laden angenommen hat; und James Straybeck, ein gelegentlich netter Kerl, der sich ohne ein Initial vor und eine Zahl hinter seinem Namen durch drei Jahre Jurastudium gequält hat. Mit einem so kurzen Namen ist es um seine Zukunft als Anwalt in einer großen Kanzlei schlecht bestellt; ich bezweifle, daß er es schaffen wird.

F. Franklin der Vierte kommt einen Schritt auf mich zu. Er lächelt übers ganze Gesicht. »Also erzähl uns, was da läuft.«

»Was soll denn da laufen?« Ich habe keine Ahnung, wovon er redet.

»Na, du weißt schon, die Fusion.«

Ich verziehe keine Miene. »Welche Fusion?«

»Du weißt noch nichts davon?«

»Wovon?«

F. Franklin der Vierte wirft einen Blick auf seine drei Kumpel, und alle scheinen sich ganz prächtig zu amüsieren. Sein Lächeln wird noch breiter, als er mich wieder ansieht. »Von der Fusion von Broadnax and Speer mit Tinley Britt.«

Ich stehe ganz still da und versuche, mir etwas Intelligentes oder Schlagfertiges einzufallen zu lassen. Aber im Moment fehlen mir die Worte. Ich habe keine Ahnung von einer Fusion, und diese Arschlöcher wissen offenbar etwas. Broadnax and Speer ist ein kleiner Betrieb, fünfzehn Anwälte, und ich bin der einzige, den sie aus meinem Jahrgang eingestellt haben. Als wir vor zwei Monaten handelseinig wurden, war von irgendwelchen Fusionsplänen nicht die Rede.

Tinley Britt dagegen ist die größte, spießigste, einflußreichste und reichste Firma im ganzen Staat. Nach der letzten Zählung betrachten sie nicht weniger als einhundertzwanzig Anwälte als ihr Zuhause. Viele haben an den Traditionsuniversitäten von Neuengland studiert. Viele haben Posten bei einer

Bundesbehörde im Stammbaum. Es ist eine mächtige Firma, die reiche Gesellschaften und Bundesorgane vertritt und ein Büro in Washington unterhält, wo sie ihre Interessen bei der Elite durchsetzt. Sie ist eine Bastion aggressiver konservativer Politik. Zu den Partnern gehört ein ehemaliger US-Senator. Ihre angestellten Anwälte arbeiten achtzig Stunden pro Woche, und alle tragen Marineblau und Schwarz und dazu Hemden mit angeknöpftem Kragen und gestreifte Krawatten. Ihre Haare sind kurz geschnitten, Barte sind nicht erlaubt. Man kann einen Tinley-Britt-Anwalt schon an der Art erkennen, wie er sich bewegt und wie er gekleidet ist. In der Firma arbeiten ausschließlich Männer aus den richtigen Familien, von den richtigen Universitäten und aus den richtigen Studentenverbindungen, und deshalb heißt sie bei den Juristen in Memphis immer Trent & Brent.

J. Townsend Gross hat die Hände in den Taschen und lächelt mich höhnisch an. Er ist Nummer zwei in unserem Jahrgang, trägt das richtige Maß an Stärke in seinen Polohemden und fährt einen BMW, und deshalb fühlte er sich sofort zu Trent & Brent hingezogen.

Meine Knie sind weich, weil ich weiß, daß Trent & Brent mich nie würde haben wollen. Wenn Broadnax and Speer tatsächlich mit diesem Koloß fusioniert hat, dann, fürchte ich, werde ich auf der Strecke bleiben.

»Nein, davon weiß ich nichts«, sage ich schwach. Die Mädchen auf dem Sofa beobachten mich genau. Dann herrscht Stille.

»Willst du behaupten, daß sie es dir nicht gesagt haben?« fragt F. Franklin der Vierte fassungslos. »Jack hier hat es heute gegen Mittag gehört«, sagt er und deutet mit einem Kopfnicken auf seinen Kumpel J. Townsend Gross.

»Es ist wahr«, sagt J. Townsend. »Aber der Firmenname bleibt unverändert.«

Der Firmenname in seiner offiziellen Fassung ist Tinley, Britt, Crawford, Mize and St. John. Gnädigerweise hat sich vor etlichen Jahren jemand für die abgekürzte Form entschieden. Mit der Bemerkung, daß der Firmenname unverändert bleibt, hat J. Townsend sein kleines Publikum informiert, daß Broad-

nax and Speer so winzig und unbedeutend ist, daß Tinley Britt es ohne den kleinsten Rülpser schlucken kann.

»Also ist es nach wie vor Trent & Brent?« sage ich zu J. Townsend, der bei diesem allzu gebräuchlichen Spitznamen empört schnaubt.

»Ich kann es einfach nicht glauben, daß sie dir nichts davon gesagt haben«, setzt F. Franklin der Vierte nach.

Ich zucke die Achseln, als wäre das alles völlig belanglos, und steuere auf die Tür zu. »Vielleicht machst du dir deswegen zu viele Gedanken, Frankie.« Sie sehen sich befriedigt an, als hätten sie erreicht, was immer sie erreichen wollten, und ich verlasse den Aufenthaltsraum. Ich betrete die Bibliothek, und der junge Mann, der hinter dem Tresen am Eingang sitzt, winkt mich heran.

»Hier ist eine Nachricht«, sagt er und händigt mir einen Zettel aus. Ich soll Loyd Beck anrufen, den geschäftsführenden Partner bei Broadnax and Speer, den Mann, der mich eingestellt hat.

Die Münztelefone sind im Aufenthaltsraum, aber ich bin nicht in der Stimmung, F. Franklin den Vierten und seine Bande von Halsabschneidern wiederzusehen. »Darf ich Euer Telefon benutzen?« frage ich den jungen Mann, einen Studenten im zweiten Jahr, der so tut, als gehörte die Bibliothek ihm.

»Die Telefone sind im Aufenthaltsraum«, sagt er und deutet in die entsprechende Richtung, als hätte ich hier drei Jahre Jura studiert und wüßte immer noch nicht, wo der Aufenthaltsraum ist.

»Ich komme gerade von dort. Sie sind alle besetzt.«

Er runzelt die Stirn und schaut sich um. »Okay, aber mach's kurz.«

Ich tippe die Nummer von Broadnax and Speer ein. Es ist fast sechs Uhr, und die Sekretärinnen machen um fünf Feierabend. Nach dem neunten Läuten sagt eine Männerstimme einfach »Hallo?«

Ich drehe der Eingangshalle der Bibliothek den Rücken zu und versuche, mich in den Regalen mit den Handapparaten zu verstecken. »Hallo, hier ist Rudy Baylor. Ich bin in der Universität und habe eben eine Nachricht erhalten, daß ich Loyd

Beck anrufen soll. Es sei dringend.« Auf dem Zettel steht nichts davon, daß es dringend wäre, aber in diesem Moment bin ich ziemlich nervös.

»Rudy Baylor? Um was geht es?«

»Ich bin der Student, den Sie gerade eingestellt haben. Mit wem spreche ich?«

»Ach ja, Baylor. Ich bin Carson Bell. Äh, Loyd ist in einer Sitzung und kann im Augenblick nicht gestört werden. Versuchen Sie es in einer Stunde noch einmal.«

Ich bin Carson Bell kurz begegnet, als ich im Büro herumgeführt wurde, und ich erinnere mich an ihn als an einen typischen überarbeiteten Prozeßanwalt, eine Sekunde lang freundlich und dann zurück an die Arbeit. »Äh, Mr. Bell, ich glaube, ich muß unbedingt mit Mr. Beck sprechen.«

»Tut mir leid, aber im Moment geht das nicht. Okay?«

»Ich habe Gerüchte über eine Fusion mit Trent – äh – mit Tinley Britt gehört. Stimmt das?«

»Hören Sie, Rudy, ich habe zu tun und kann jetzt nicht darüber sprechen. Rufen Sie in einer Stunde wieder an, dann wird Loyd sich mit Ihnen befassen.«

Sich mit mir befassen? »Bin ich immer noch bei Ihnen ange stellt?«

»Rufen Sie in einer Stunde wieder an«, sagt er gereizt, dann knallt er den Hörer auf die Gabel.

Ich schreibe ein paar Zeilen auf ein Stück Papier und gebe es dem jungen Mann. »Kennst du Booker Kane?« frage ich.

»Ja.«

»Gut. Er wird in ein paar Minuten hiersein. Gib ihm diese Nachricht. Sag ihm, daß ich in ungefähr einer Stunde zurück sein werde.«

Er grunzt, aber er nimmt den Zettel. Ich verlasse die Bibliothek, drücke mich am Aufenthaltsraum vorbei und bete, daß niemand mich sieht. Dann verlasse ich das Gebäude und laufe zum Parkplatz, wo mein Toyota auf mich wartet. Ich hoffe, daß der Motor anspringt. Eines meiner dunkelsten Geheimnisse ist, daß ich einer Finanzierungsgesellschaft für dieses erbärmliche Wrack immer noch fast dreihundert Dollar schulde. Ich habe sogar Booker angelogen. Er glaubt, er wäre bezahlt.

Es ist kein Geheimnis, daß es in Memphis zu viele Anwälte gibt. Das hat man uns bereits gesagt, als wir mit dem Jurastudium anfingen: daß der Beruf total überlaufen ist, nicht nur hier, sondern überall, daß einige von uns sich drei Jahre lang quälen, sich durchs Anwaltsexamen kämpfen und dann trotzdem keinen Job finden würden. Deshalb, teilte man uns freundlicherweise beim Orientierungskurs im ersten Semester mit, würde mindestens ein Drittel unseres Jahrgangs vorzeitig eliminiert werden. Und das haben sie dann auch getan.

Ich kann mindestens zehn Leute benennen, die nächsten Monat zusammen mit mir ihren Abschluß machen und danach massenhaft Zeit haben werden, für das Anwaltsexamen zu lernen, weil sie immer noch keinen Job gefunden haben. Sieben Jahre College und Studium und dann arbeitslos. Mir fallen auch mehrere Dutzend Mitstudenten ein, die als Gehilfen von Pflichtverteidigern und Staatsanwälten arbeiten werden oder als schlechtbezahlte Kanzlisten für ebenso schlechtbezahlte Richter, also in Jobs, von denen man uns nichts erzählt hat, als wir mit dem Studium anfingen.

Deshalb war ich in mancher Hinsicht ziemlich stolz auf meine Anstellung bei Broadnax and Speer, einer richtigen Kanzlei. Ja, manchmal habe ich sogar ein bißchen herabgesehen auf geringere Talente, von denen einige immer noch herumlaufen und um Vorstellungsgesprächebetteln. Aber diese Arroganz ist plötzlich wie weggeblasen. Ich fahre mit einem Knoten im Bauch in Richtung Innenstadt. In einer Firma wie Trent & Brent ist für mich kein Platz. Der Toyota spuckt und stottert wie gewöhnlich, aber er fährt wenigstens.

Ich versuche, die Fusion zu analysieren. Vor zwei Jahren hat Trent & Brent eine Dreißig-Mann-Firma geschluckt, und das hat in der Stadt viel Aufsehen erregt. Aber ich kann mich nicht erinnern, ob dabei Leute entlassen wurden. Was liegt ihnen an einer Fünfzehn-Mann-Firma wie Broadnax and Speer? Mir

wird plötzlich bewußt, wie wenig ich im Grunde über meinen künftigen Arbeitgeber weiß. Der alte Broadnax ist vor ein paar Jahren gestorben, und sein feistes Gesicht wurde in einer scheußlichen Bronzestatue verewigt, die neben der Eingangstür zu den Büros steht. Speer ist sein Schwiegersohn, aber seit langem von seiner Tochter geschieden. Ich habe Speer kurz kennengelernt, und er war recht freundlich. Beim zweiten oder dritten Gespräch hat man mir mitgeteilt, ihre wichtigsten Mandanten wären einige Versicherungsgesellschaften und ihre Arbeit bestünde zu achtzig Prozent aus der Verteidigung in Verkehrssachen.

Vielleicht hat Trent & Brent ein bißchen Power in seiner Verkehrsrechtsabteilung gebraucht. Wer weiß?

Auf der Poplar herrscht dichter Verkehr, aber der schiebt sich hauptsächlich in der entgegengesetzten Richtung voran. Ich kann bereits die hohen Gebäude der Innenstadt sehen. Loyd Beck und Carson Bell und die anderen Burschen in der Firma würden mich doch bestimmt nicht einstellen, Verpflichtungen eingehen und alle möglichen Pläne machen, nur um mir jetzt um des Geldes willen die Kehle durchzuschneiden. Es ist doch undenkbar, daß sie mit Trent & Brent fusionieren und dabei ihre eigenen Leute nicht schützen, oder?

Im letzten Jahr haben meine Studienkollegen, die nächsten Monat zusammen mit mir graduiert werden, diese Stadt auf der Suche nach Arbeit regelrecht durchkämmt. Ich halte es für ausgeschlossen, daß irgendwo noch eine andere Stelle frei ist. Nicht einmal das kleinste Bröckchen Job kann durch die Ritter gerutscht sein.

Obwohl der Parkplatz leer und massenhaft Platz vorhanden ist, parke ich vorschriftswidrig auf der anderen Straßenseite, gegenüber dem Gebäude, in dem Broadnax and Speer residieren. Zwei Blocks weiter steht ein Bankgebäude, das höchste in der Innenstadt, und natürlich hat Trent & Brent die obere Hälfte davon gemietet. Von ihrer hohen Warte aus können sie verächtlich auf den Rest der Stadt herabblicken. Ich hasse sie.

Ich sprinte über die Straße und betrete die schmutzige Halle des Powers Building. Links befinden sich zwei Fahrstühle, aber rechts sehe ich ein vertrautes Gesicht. Es ist Richard

Spain, einer der bei Broadnax and Speer angestellten Anwälte, ein wirklich netter Mann, der mich bei meinem ersten Besuch hier zum Lunch ausgeführt hat. Er sitzt auf einer schmalen Marmorbank und starrt blicklos auf den Boden.

»Richard«, sage ich, auf ihn zugehend. »Ich bin's, Rudy Baylor.«

Er röhrt sich nicht, sondern starrt weiter auf den Boden. Ich setze mich neben ihn. Die Fahrstühle sind genau vor uns, zehn Meter entfernt.

»Was ist los, Richard?« Er wirkt benommen. »Richard, fehlt Ihnen etwas?« Die kleine Halle ist im Moment leer, und um uns herum ist es still.

Langsam dreht er mir den Kopf zu, und sein Mund geht ein wenig auf. »Sie haben mich entlassen«, sagt er leise. Seine Augen sind rot, und er hat entweder geweint oder getrunken.

Ich hole tief Luft. »Wer?« frage ich leise, obwohl ich die Antwort bereits kenne.

»Sie haben mich entlassen«, sagt er noch einmal.

»Richard, bitte reden Sie mit mir. Was geht hier vor? Wer ist entlassen worden?«

»Sie haben uns alle entlassen, alle angestellten Anwälte«, sagt er langsam. »Beck hat uns in den Konferenzraum beordert und uns mitgeteilt, daß die Partner beschlossen hätten, an Linley Britt zu verkaufen, und daß da für uns kein Platz wäre. Einfach so. Gab uns eine Stunde, unsere Schreibtische auszuräumen und das Gebäude zu verlassen.« Sein Kopf schwankt seltsam von einer Schulter zur anderen, während er das sagt, und jetzt starrt er auf die Fahrstuhltürnen.

»Einfach so«, sage ich.

»Ich nehme an, Sie sorgen sich um Ihren Job«, sagt Richard, immer noch quer durch die Halle starrend.

»Das kann man wohl sagen.«

»Diesen Mistkerlen sind Sie völlig gleichgültig.«

Zu diesem Schluß bin ich natürlich längst selber gekommen. »Weshalb haben sie euch alle entlassen?« frage ich mit kaum hörbarer Stimme. Im Grunde ist es mir völlig gleichgültig, weshalb sie die angestellten Anwälte vor die Tür gesetzt haben. Aber ich versuche, meine Frage aufrichtig klingen zu lassen.

»Trent & Brent wollte unsere Mandanten«, sagt er. »Um die Mandanten zu bekommen, mußten sie die Partner kaufen. Wir, die angestellten Anwälte, waren dabei nur im Wege.«

»Das tut mir leid«, sage ich.

»Mir auch. Bei dem Treffen wurde auch Ihr Name erwähnt. Jemand fragte, was mit Ihnen wäre, da Sie der einzige Neuzugang sind. Beck sagte, er würde versuchen, Sie anzurufen und Ihnen die schlechte Nachricht beizubringen. Sie hat es gleichfalls erwischt, Rudy. Es tut mir leid.«

Mein Kopf sackt ein paar Zentimeter herunter, und ich starre auf den Boden. Meine Hände sind schweißnaß.

»Wissen Sie, wieviel ich im vorigen Jahr verdient habe?« fragt er.

»Wieviel?«

»Achtzigtausend. Ich habe sechs Jahre hier geschuftet, siebenzig Stunden in der Woche, habe meine Familie vernachlässigt, Blut vergossen für die gute alte Firma Broadnax and Speer, und dann sagen mir diese Schweine, ich hätte eine Stunde, um meinen Schreibtisch auszuräumen und mein Büro zu verlassen. Sie hatten sogar einen Wachmann, der auf mich aufpassen sollte, während ich meine Sachen zusammenpackte. Achtzigtausend Dollar haben sie mir gezahlt, und ich habe zweitausend-fünfhundert Stunden à hundertfünfzig in Rechnung gestellt, das macht also dreihundertfünfundsiebzig Tausender, die ich ihnen im vorigen Jahr eingebbracht habe. Sie belohnen mich mit achtzig, schenken mir eine goldene Uhr, sagen mir, wie großartig ich bin, vielleicht machen sie mich in ein oder zwei Jahren zum Partner, Sie wissen schon, eine große, glückliche Familie. Und dann kommt Trent & Brent mit seinen Millionen, und ich bin arbeitslos. Und Sie sind auch arbeitslos, mein Junge. Ist Ihnen klar, daß Sie gerade Ihren ersten Job verloren haben, noch bevor Sie mit der Arbeit angefangen haben?«

Darauf fällt mir keine Erwiderung ein.

Er kippt sanft den Kopf auf die linke Schulter und ignoriert mich. »Achtzigtausend. Ein ganz hübsches Sümmchen, meinen Sie nicht, Rudy?«

»Ja.« Für mich hört sich das an wie ein kleines Vermögen.

»Unmöglich, einen anderen Job zu finden, der mir so viel

einbringt. Jedenfalls nicht in dieser Stadt. Niemand stellt jemanden ein. Es gibt einfach zu viele Anwälte.«

Das kann man laut sagen.

Er wischt sich mit den Fingern über die Augen, dann steht er langsam auf. »Ich muß es meiner Frau sagen«, murmelt er, dann geht er mit hängenden Schultern durch die Halle, verläßt das Gebäude und verschwindet auf der Straße.

Ich fahre mit dem Fahrstuhl in den vierten Stock und betrete ein kleines Foyer. Durch eine gläserne Doppeltür hindurch sehe ich einen großen, uniformierten Wachmann, der neben dem Empfangstresen steht. Als ich das Büro von Broadnax and Speer betrete, mustert er mich argwöhnisch.

»Kann ich Ihnen helfen?« knurrt er.

»Ich suche Loyd Beck«, sage ich und versuche, an ihm vorbei einen Blick in den Korridor zu werfen. Er bewegt sich ein wenig, um mir den Weg zu versperren.

»Und wer sind Sie?«

»Rudy Baylor.«

Er beugt sich vor und nimmt einen Umschlag vom Tresen. »Das ist für Sie«, sagt er. Er trägt meinen Namen, handschriftlich mit roter Tinte. Ich entnehme ihm ein kurzes Schreiben. Meine Hände zittern, während ich es lese.

Eine Stimme quakt in seinem Funkgerät, und er weicht langsam zurück. »Lesen Sie den Brief, und dann verschwinden Sie«, sagt er, dann verzieht er sich ins Foyer.

Der Brief besteht aus nur einem Absatz, von Loyd Beck an mich, der mir die Neuigkeit schonend beibringt und mir alles Gute wünscht. Die Fusion kam »plötzlich und unerwartet«.

Ich werfe den Brief auf den Boden und halte Ausschau nach etwas, das ich außerdem noch werfen kann. Hinter mir ist alles ruhig. Ich bin sicher, sie haben sich hinter verschlossenen Türen verschanzt und warten ab, bis ich und die anderen Un erwünschten verschwunden sind. Auf einem Betonsockel neben der Tür steht die scheußliche Bronzeplastik mit dem feisten Gesicht des alten Broadnax, und ich spucke sie im Vorübergehen an. Sie bleibt völlig ungerührt. Also gebe ich ihr eine Art Schubs, während ich die Tür öffne. Der Sockel schwankt, und der Kopf kippt nach hinten weg.

»Hey!« dröhnt eine Stimme hinter mir, und gerade als die Büste gegen die Glaswand prallt, sehe ich, wie der Wachmann auf mich zugerannt kommt.

Eine Mikrosekunde lang denke ich daran, stehenzubleiben und mich zu entschuldigen, aber dann sprinte ich durch das Foyer und reiße die Tür zum Treppenhaus auf. Er brüllt wieder hinter mir her. Ich rase abwärts, so schnell ich kann. Er ist zu alt und zu fett, um mich einholen zu können.

Durch eine Tür in der Nähe der Fahrstühle gelange ich in die Halle. Sie ist leer. Ich gehe ruhig auf die Tür zur Straße zu und verlasse des Gebäude.

Es ist fast sieben und fast dunkel, als ich sechs Blocks entfernt an einem kleinen Supermarkt anhalte. Ein handgemaltes Schild offeriert einen Sechserpack billiges Light-Bier für drei Dollar. Ich brauche einen Sechserpack billiges Light-Bier.

Loyd Beck hat mich vor zwei Monaten eingestellt, meine Noten wären gut genug, meine Schriftsätze ordentlich, ich hätte bei den Einstellungsgesprächen einen guten Eindruck gemacht, alle wären einhellig der Ansicht, daß ich mich gut machen würde. Alles war in bester Ordnung. Eine strahlende Zukunft bei der guten alten Firma Broadnax and Speer.

Dann winkt Trent & Brent mit ein paar Dollars, und die Partner gehen vor Freude in die Luft. Diese gierigen Schweine machen dreihunderttausend im Jahr, und sie wollen noch mehr.

Ich gehe hinein und kaufe das Bier. Nach Abzug der Steuern habe ich noch vier Dollar und ein bißchen Kleingeld in der Tasche. Auf meinem Konto sieht es kaum besser aus.

Ich sitze neben der Telefonzelle in meinem Wagen und kippe die erste Dose. Seit meinem köstlichen Lunch mit Dot und Buddy und Bosco und Miss Birdie vor etlichen Stunden habe ich nichts gegessen. Vielleicht hätte ich wie Bosco eine Extrapolition Götterspeise nehmen sollen. Das kalte Bier rauscht in meinen leeren Magen, und ich spüre sofort seine Wirkung.

Die Dosen sind schnell geleert. Die Stunden vergehen, während ich auf den Straßen von Memphis herumfahre.

Meine Behausung ist eine schäbige Zweizimmerwohnung im ersten Stock eines zerfallenden Ziegelsteingebäudes, das den Namen The Hampton trägt; zweihundertfünfundsiebzig pro Monat, selten fristgemäß bezahlt. Es ist einen Block von einer belebten Straße entfernt, eine Meile vom Campus. Hier war seit fast drei Jahren mein Zuhause. In der letzten Zeit habe ich oft daran gedacht, mich mitten in der Nacht einfach lautlos hinauszuschleichen und dann zu versuchen, eine monatliche Abzahlung während der nächsten zwölf Monate auszuhandeln. Bis jetzt bin ich bei diesen Plänen immer von einem Job und einem monatlichen Gehaltsscheck von Broadnax and Speer ausgegangen. Im Hampton wimmelt es von Studenten, Habenichtsen wie mir, und der Hauswirt ist es gewöhnt, Mietrückstände einzufordern.

Als ich kurz vor zwei Uhr ankomme, ist der Parkplatz still und dunkel. Ich parke in der Nähe der Mülltonnen, und als ich aus meinem Wagen krieche und die Tür schließe, sehe ich nicht weit entfernt eine plötzliche Bewegung. Ein Mann steigt schnell aus seinem Wagen aus, knallt die Tür zu und steuert direkt auf mich zu. Ich erstarre. Alles ist still und dunkel.

»Sind Sie Rudy Baylor?« fragt er mich ins Gesicht. Er ist ein richtiggehender Cowboy – spitze Stiefel, enge Levis, Jeanshemd, kurzgeschnittenes Haar und Bart. Er kaut schmatzend auf einem Kaugummi herum und sieht aus, als hätte er nichts gegen ein paar Handgreiflichkeiten einzuwenden.

»Wer sind Sie?« frage ich.

»Sind Sie Rudy Baylor? Ja oder nein?«

»Ja.«

Er zieht ein paar Papiere aus seiner Gesäßtasche und hält sie mir hin. »Tut mir leid«, sagt er aufrichtig.

»Was ist das?« frage ich.

»Vorladungen.«

Ich nehme langsam die Papiere. Es ist zu dunkel, um etwas

entziffern zu können, aber ich habe begriffen. »Sie sind Zustellungsbeamter?«

»Ja.«

»Texaco?«

»Ja. Und The Hampton. Sie werden vor die Tür gesetzt.«

Wenn ich nüchtern wäre, würde mich der Anblick eines Zwangsräumungsbefehls vielleicht schockieren. Aber für einen Tag habe ich schon genug einstecken müssen. Ich werfe einen Blick auf das dunkle, schäbige Gebäude mit Müll auf dem Rasen und Unkraut auf den Wegen und frage mich, wie dieser jämmerliche Bau es fertiggebracht hat, mich kleinzu-kriegen.

Er tritt einen Schritt zurück. »Da steht alles drin«, erklärt er. »Tag der Verhandlung, Namen von Anwälten und so weiter. Wahrscheinlich können Sie die ganze Sache mit ein paar Anrufen klären. Aber das geht mich nichts an. Nicht mein Job.«

Was für ein Job. Sich im Schatten verstecken, sich auf nichts-ahnende Leute stürzen, ihnen Papiere in die Hand drücken, ein paar Worte kostenlosen juristischen Rat von sich geben und dann verschwinden, um jemand anderen zu terrorisieren.

Im Davongehen bleibt er noch einmal stehen und sagt: »Übrigens, ich war früher bei der Polizei und habe ein Funkgerät im Wagen. Vor ein paar Stunden kam eine komische Meldung durch. Irgendein Typ namens Rudy Baylor hat in der Innenstadt eine Anwaltskanzlei demoliert. Der Beschreibung nach könnten Sie es gewesen sein. Auch Typ und Baujahr des Wagens stimmen. Aber Sie waren es wohl nicht.«

»Und wenn doch?«

»Das ist nicht meine Sache. Aber die Polizei sucht nach Ihnen. Beschädigung von Privateigentum.«

»Sie meinen, man wird mich verhaften?«

»Ja. Ich an Ihrer Stelle würde heute nacht woanders schlafen.«

Er steigt in seinen Wagen, einen BMW. Ich sehe zu, wie er wegfährt.

Booker erwartet mich auf der Vortreppe seiner hübschen Doppelhaushälfte. Er trägt einen Paisley-Morgenrock über dem

Schlafanzug. Keine Slipper, nur nackte Füße. Booker mag auch nur ein mittelloser Jurastudent sein, der die Tage zählt, bis er anfangen kann zu arbeiten, aber er ist sehr modebewußt. In seinem Kleiderschrank hängt nicht viel, aber seine Garderobe ist mit Bedacht ausgewählt. »Was zum Teufel ist los mit dir?« fragt er ein wenig barsch mit noch schlaftrunkenen Augen. Ich habe ihn von einem Münzfernspredder im Junior Food Mart um die Ecke aus angerufen.

»Tut mir leid«, sage ich, als wir ins Wohnzimmer gehen. Ich kann Charlene in der winzigen Küche sehen, gleichfalls in einem Paisley-Morgenrock und mit verschlafenen Augen. Sie macht Kaffee oder sonst etwas. Irgendwo im Hintergrund höre ich ein Kind weinen. Es ist fast drei Uhr nachts, und ich habe die ganze Familie aufgeweckt.

»Setz dich«, sagt Booker, nimmt mich am Arm und schiebt mich sanft aufs Sofa. »Du hast getrunken.«

»Ich bin betrunken, Booker.«

»Irgendein spezieller Grund?« Er steht vor mir, ungefähr wie ein wütender Vater.

»Das ist eine lange Geschichte.«

»Du hast die Polizei erwähnt.«

Charlene stellt eine Tasse heißen Kaffee auf den Tisch neben mir. »Bist du okay, Rudy?« fragt sie mit ihrer süßesten Stimme.

»Mir geht's großartig«, erwidere ich angeberisch.

»Geh und sieh nach den Kindern«, sagt Booker zu ihr, und sie verschwindet.

»Tut mir leid«, sage ich wieder. Booker lässt sich dicht neben mir auf der Kante des Beistelltisches nieder und wartet.

Ich ignoriere den Kaffee. Mein Kopf dröhnt. Ich lade meine Version dessen ab, was sich ereignet hat, seit wir uns gestern am frühen Nachmittag voneinander trennten. Meine Zunge ist dick und schwerfällig, also lasse ich mir Zeit und versuche, mich auf meinen Bericht zu konzentrieren. Charlene lässt sich auf dem am nächsten stehenden Sessel nieder und hört mit großer Anteilnahme zu. »Es tut mir leid«, flüstere ich in ihre Richtung.

»Das ist schon okay, Rudy. Das ist okay.«

Charlenes Vater ist Geistlicher, irgendwo im ländlichen Ten-

nessee, und sie hat keinerlei Verständnis für Betrunkenheit oder ausfallendes Benehmen. Die paar Drinks, die Booker und ich in der Fakultät zusammen hatten, haben wir heimlich gekippt.

»Du hast zwei Sechserpacks getrunken?« fragt er ungläublich.

Charlene geht ins Hinterzimmer, um nach dem Kind zu sehen, das wieder angefangen hat zu weinen. Ich beende meinen Bericht mit dem Zustellungsbeamten, der Klage, dem Rauschmiß aus meiner Wohnung. Es war einfach ein scheußlicher Tag.

»Ich muß einen Job finden, Booker«, sage ich und trinke einen großen Schluck Kaffee.

»Im Augenblick hast du wesentlich größere Probleme. In drei Monaten ist das Examen, danach müssen wir vor den Prüfungsausschuß. Eine Verhaftung und Verurteilung wegen dieser Sache würden dich ruinieren.«

Daran hatte ich noch gar nicht gedacht. Jetzt fühlt mein Kopf sich an, als wollte er zerspringen. »Könnte ich vielleicht ein Sandwich haben?« Mir ist schlecht. Zum zweiten Sechserpack habe ich eine Tüte Brezeln gegessen, aber das war alles seit dem Lunch mit Bosco und Miss Birdie.

Charlene hört das in der Küche. »Wie wäre es mit Eiern und Speck?«

»Wunderbar, Charlene. Danke.«

Booker ist tief in Gedanken versunken. »In ein paar Stunden rufe ich Marvin Shankle an. Er kann mit seinem Bruder reden, vielleicht bei der Polizei ein gutes Wort für dich einlegen. Wir müssen verhindern, daß du verhaftet wirst.«

»Hört sich gut an.« Marvin Shankle ist der prominenteste schwarze Anwalt in Memphis, Bookers künftiger Boß. »Wenn du mit ihm sprichst, frage ihn, ob bei ihm eine Stelle frei ist.«

»Okay. Du willst also für eine schwarze Bürgerrechtskanzlei arbeiten.«

»Im Augenblick würde ich sogar einen Job bei einer koreanischen Scheidungskanzlei annehmen. Nimm mir's nicht übel, Booker, aber ich muß unbedingt Arbeit finden. Ich stehe vor der Pleite, Mann. Durchaus möglich, daß da draußen noch

weitere Gläubiger unterwegs sind, im Gestrüpp lauern und nur darauf warten, daß sie sich mit noch mehr Papieren auf mich stürzen können. Das halte ich nicht aus.« Ich strecke mich langsam auf dem Sofa aus. Charlene brät Eier und Speck, und der Geruch zieht durch das kleine Wohnzimmer.

»Wo sind die Papiere?« fragt Booker.

»Im Wagen.«

Er verläßt das Zimmer und ist eine Minute später wieder da. Er setzt sich auf einen nahe stehenden Stuhl und studiert die Texaco-Klage und den Räumungsbefehl. Charlene hantiert in der Küche, bringt mir mehr Kaffee und Aspirin. Es ist halb vier Uhr morgens. Die Kinder sind endlich ruhig. Ich fühle mich warm und sicher, sogar geliebt.

In meinem Kopf dreht es sich langsam, als ich die Augen schließe und davondrifte.

Wie eine Schlange, die sich durchs Unterholz windet, schleiche ich lange nach Mittag und Stunden nach dem Ende meiner beiden heutigen Vorlesungen in die Fakultät. Sportrecht und ausgewählte Texte aus dem Code Napoleon, was für ein Witz. Ich verstecke mich in meinem kleinen Nest im Kellergeschoß der Bibliothek.

Booker hat mich auf dem Sofa mit der erfreulichen Nachricht geweckt, daß er mit Marvin Shankle gesprochen hat und die Räder in der Innenstadt angefangen haben, sich zu drehen. Ein gewisser Captain wurde angerufen, und Mr. Shankle war zuversichtlich, daß die Dinge ins Lot gebracht werden können. Mr. Shankles Bruder ist Richter, und wenn die Anklage nicht fallengelassen wird, gibt es noch andere Möglichkeiten. Aber bisher ist immer noch nicht bekannt, ob die Polizei nach mir sucht oder nicht. Booker würde noch ein paar weitere Anrufe machen und mich auf dem laufenden halten.

Booker hat bereits ein Büro in der Kanzlei Shankle. Er hat schon in den letzten beiden Jahren stundenweise dort gearbeitet und dabei mehr gelernt als fünf von uns übrigen zusammen. Zwischen den Vorlesungen ruft er eine Sekretärin an, jongliert gekonnt mit seinem Terminkalender, erzählt mir von diesem und jenem Mandanten. Er wird einen guten Anwalt abgeben.

Es ist unmöglich, mit einem Kater klar zu denken. Ich kritzele Notizen an mich selbst auf einen Block, so von der Art, daß ich es geschafft habe, ungesehen in dieses Gebäude zu gelangen, aber wie geht's weiter? Ich werde ein paar Stunden hier warten, bis sich der Bau geleert hat. Es ist Freitagnachmittag, die trägeste Zeit der Woche. Dann werde ich mich in die Stellenvermittlung schleichen und der Leiterin des Büros mein Leid klagen. Wenn ich Glück habe, gibt es vielleicht irgendeine obskure Behörde, die jeder andere Bewerber verschmäht hat und die immer noch zwanzigtausend im Jahr für

einen klugen juristischen Kopf offeriert. Oder vielleicht hat ein kleiner Betrieb plötzlich festgestellt, daß er unbedingt einen Firmenanwalt braucht. An diesem Punkt sind nicht mehr viele Vielleichts übrig.

In Memphis gibt es eine Legende mit Namen Jonathan Lake, einen Absolventen der Fakultät, dem es auch nicht gelungen war, bei einer der großen Kanzleien in der Innenstadt einen Job zu bekommen. Das war vor ungefähr zwanzig Jahren. Die etablierten Kanzleien wollten Lake nicht haben, also mietete er ein paar Räume und brachte ein Schild an, auf dem stand, daß er bereit war, zu prozessieren. Er hungerte ein paar Monate, dann stürzte er eines Abends mit seinem Motorrad und wachte mit einem gebrochenen Bein in St. Peter's, dem Wohlfahrtskrankenhaus der Stadt, wieder auf. Bald danach wurde das Bett neben ihm mit einem Mann belegt, der ebenfalls einen Motorradunfall gehabt hatte. Dieser Mann hatte mehrere Knochenbrüche und außerdem erhebliche Brandwunden. Seine Freundin hatte sogar noch schlimmere Verbrennungen erlitten und starb nach ein paar Tagen. Lake und der Mann freundeten sich an. Lake übernahm beide Fälle. Wie sich herausstellte, war der Fahrer des Jaguars, der ein Stoppschild überfahren und das Motorrad gerammt hatte, auf dem Lakes neue Mandanten saßen, zufällig der Seniorpartner der drittgrößten Kanzlei von Memphis. Außerdem war er derselbe Mann, der sechs Monate zuvor das Vorstellungsgespräch mit Lake geführt und ihn abgewiesen hatte. Und er war betrunken, als er das Stoppschild überfuhr.

Lake stürzte sich in den Prozeß. Der betrunkene Seniorpartner hatte tonnenweise Versicherungen, mit denen seine Kanzlei Lake sofort zu überschütten begann. Alle wollten einen schnellen Vergleich. Sechs Monate, nachdem er das Anwaltsexamen bestanden hatte, schloß Lake die Fälle mit einer Vergleichssumme von zwei Komma sechs Millionen Dollar ab. In bar, keine langfristigen Auszahlungsvereinbarungen. Bar auf die Hand.

Der Legende zufolge hatte der Motorradfahrer, während sie beide im Krankenhaus lagen, gesagt, weil Lake so jung wäre und gerade mit dem Studium fertig, sollte er die Hälfte von

dem bekommen, was er herausholte. Lake hatte es nicht vergessen. Der Motorradfahrer hielt Wort. Lake strich eins Komma drei Millionen ein, der Legende zufolge.

Was mich betrifft – ich würde mich mit meinen eins Komma drei Millionen in die Karibik absetzen, meine eigene Yacht segeln und Rumpunsch trinken.

Nicht so Lake. Er baute sich ein Büro, füllte es mit Sekretäinnen und Anwaltsgehilfen und Boten und Ermittlern und machte sich ernsthaft an die Arbeit. Er schuftete achtzehn Stunden am Tag und scheute sich nicht, jedermann vor Gericht zu bringen, der sich etwas hatte zuschulden kommen lassen. Er studierte fleißig, lernte ständig hinzu und wurde bald der schärfste Prozeßanwalt in ganz Tennessee.

Jetzt, zwanzig Jahre später, arbeitet Jonathan Lake immer noch achtzehn Stunden am Tag, besitzt eine Kanzlei mit elf angestellten Anwälten, hat keine Partner, verhandelt mehr große Fälle als jeder andere Anwalt in der Stadt und verdient, der Legende zufolge, so an die drei Millionen Dollar im Jahr.

Und er gibt sie mit vollen Händen aus. Drei Millionen Dollar im Jahr sind in Memphis schwer zu verheimlichen, also ist Jonathan Lake immer eine brandheiße Neuigkeit. Und seine Legende wächst. Alljährlich schreibt sich eine unbekannte Anzahl von Studenten nur wegen Jonathan Lake an dieser Fakultät ein. Sie haben den Traum. Und ein paar Graduierte verlassen diesen Laden hier ohne Jobs, weil sie sich nichts sehnlicher wünschen als eine Bude in der Innenstadt mit ihrem Namen an der Tür. Sie wollen hungrern und die Pfennige zusammenkratzen, genau wie Lake.

Ich vermute, sie fahren sogar Motorrad wie er. Vielleicht ist es das, was vor mir liegt. Vielleicht besteht noch Hoffnung. Ich und Lake.

Ich erwische Max Leuberg in einem ungünstigen Moment. Er ist am Telefon, redet mit den Händen und flucht wie ein betrunkener Matrose. Irgend etwas über einen Prozeß in St. Paul, bei dem er aussagen soll. Ich tue so, als machte ich mir Notizen, betrachte den Fußboden, versuche, nicht zuzuhören,

während er hinter seinem Schreibtisch herumstapft und an der Telefonschnur zerrt.

Er legt auf. »Sie haben sie beim Genick«, sagt er schnell zu mir und greift gleichzeitig nach irgend etwas in dem Chaos auf seinem Schreibtisch.

»Wen?«

»Great Benefit. Ich habe gestern abend die ganze Akte gelesen. Typischer Fall eines Debetversicherungsbetrugs.« Er greift sich eine Akte von einer Ecke seines Schreibtisches und lässt sich mit ihr auf seinen Stuhl sinken. »Wissen Sie, was eine Debetversicherung ist?«

Ich glaube es zu wissen, aber ich fürchte, er will Details.  
»Nicht genau.«

»Das sind billige kleine Policen, die von Haustür zu Haustür an Leute mit geringem Einkommen verkauft werden. Die Agenten, die die Policen verkaufen, kommen alle ein oder zwei Wochen vorbei, kassieren die Prämien und tragen das Debet in die Quittungsbücher ein, die bei den Versicherten verbleiben. Sie bearbeiten Leute ohne nennenswerte Schulbildung, und wenn Ansprüche gestellt werden, verweigern die Versicherer routinemäßig die Zahlung. Tut uns leid, keine Deckung aus diesem oder jenem Grund. Wenn es darum geht, sich Ablehnungsgründe einzufallen zu lassen, sind sie äußerst kreativ.«

»Werden sie nicht verklagt?«

»Nicht sehr oft. Untersuchungen haben ergeben, daß nur ungefähr einer von dreißig Fällen böswilliger Leistungsverweigerung vor Gericht kommt. Die Gesellschaften wissen das natürlich, sie kalkulieren das mit ein. Vergessen Sie nicht, sie sind auf die ärmeren Schichten aus, auf Leute, die Angst haben vor Anwälten und dem Rechtssystem.«

»Was passiert, wenn sie verklagt werden?«

Er läßt vehement seine Knöchel knacken. »In der Regel nicht viel. Es hat ein paar Urteile mit hohen Geldstrafen gegeben. An einem oder zwei solchen Prozessen war ich selbst beteiligt. Aber die Jurys scheuen davor zurück, aus einfachen Leuten, die billige Versicherungen gekauft haben, Millionäre zu machen. Überlegen Sie doch mal. Da ist ein Kläger mit,

sagen wir, fünftausend Dollar an legitimen Arztrechnungen, die eindeutig von der Police gedeckt sind. Aber die Versicherungsgesellschaft behauptet nein. Und die Gesellschaft ist, sagen wir, zweihundert Millionen schwer. Beim Prozeß verlangt der Anwalt des Klägers die fünftausend Dollar und außerdem ein paar Millionen als Strafe für den Übeltäter. Das funktioniert höchst selten. Sie werden die fünftausend bewilligen, zehntausend als Geldstrafe dazutun, und die Gesellschaft hat wieder gesiegt.«

»Aber Donny Ray Black stirbt. Und er stirbt, weil er die Knochenmarktransplantation nicht bekommen kann, auf die er im Rahmen der Police Anspruch hat. Habe ich recht?«

Leuberg bedenkt mich mit einem boshaften Lächeln. »Sie haben vollkommen recht. Vorausgesetzt, daß die Eltern Ihnen alles gesagt haben. Verlassen kann man sich darauf nie.«

»Aber hier steht doch alles drin?« sage ich und deute auf die Akte.

Er zuckt die Achseln, nickt und lächelt abermals. »Dann ist es ein guter Fall. Kein großartiger, aber ein guter.«

»Das versteh ich nicht.«

»Simpel, Rudy. Das hier ist Tennessee. Das Land mit den fünfstelligen Urteilen. Hier wird niemand zu einer Geldstrafe verurteilt. Die Geschworenen sind überaus konservativ. Das Pro-Kopf-Einkommen ist ziemlich niedrig, also fällt es den Geschworenen äußerst schwer, ihre Nachbarn zu reichen Leuten zu machen. Und in Memphis ist es besonders schwierig, ein anständiges Urteil herauszuschlagen.«

Ich wette, Jonathan Lake würde ein solches Urteil bewirken. Und vielleicht würde er mir ein Scheibchen abgeben, wenn ich ihm den Fall brächte. Ungeachtet meines Katers drehen sich die Rädchen in meinem Kopf.

»Also was soll ich tun?«

»Die Mistbande verklagen.«

»Ich habe noch keine Lizenz.«

»Nicht Sie. Schicken Sie diese Leute zu irgendeinem tüchtigen Prozeßanwalt. Telefonieren Sie mit ein paar Leuten, reden Sie mit dem Anwalt. Schreiben Sie einen zweiseitigen Bericht für Smoot, und damit ist die Sache für Sie erledigt.« Er springt

auf, weil das Telefon läutet, und schiebt mir die Akte über den Schreibtisch hinweg zu. »Da drin ist eine Liste von mindestens drei Dutzend Leistungsverweigerungsfällen, die Sie lesen sollten. Nur für den Fall, daß es Sie interessiert.«

»Danke«, sage ich.

Er winkt mich hinaus. Beim Verlassen seines Büros höre ich Max Leuberg schon wieder ins Telefon röhren.

Das Jurastudium hat mich gelehrt, Recherchen zu hassen. Ich habe jetzt drei Jahre in diesem Bau gelebt, und zumindest die Hälfte dieser qualvollen Stunden habe ich damit verbracht, mich durch ramponierte alte Bücher hindurchzuwühlen, auf der Suche nach lange zurückliegenden Fällen, die irgendwelche primitiven juristischen Theorien stützen, an die seit Jahrzehnten kein vernünftiger Anwalt mehr gedacht hat. Hier liebt man es, einen auf Schatzsuche zu schicken. Die Professoren, von denen fast alle lehren, weil sie in der realen Welt nicht zurechtkommen, sind überzeugt, es wäre ein gutes Training für uns, wenn wir obskure Fälle ausgraben und anschließend sinnlose Schriftsätze darüber verfassen, damit wir gute Noten bekommen, die es uns ermöglichen, als gut ausgebildete junge Anwälte unser Brot zu verdienen.

So lief es vor allem in den ersten beiden Studienjahren. Jetzt ist es nicht mehr so schlimm. Und vielleicht hat der Wahnsinn dieses Trainings auch Methode. Ich habe Tausende von Geschichten gehört über die großen Kanzleien und ihre Praxis, Anfänger zwei Jahre lang in der Bibliothek schuften und Schriftsätze und Prozeßberichte schreiben zu lassen.

Alle Uhren bleiben stehen, wenn man mit einem Kater recherchiert. Die Kopfschmerzen werden schlimmer. Booker findet mich am späten Freitagnachmittag in meinem kleinen Nest mit einem Dutzend aufgeschlagener Bücher auf dem Tisch. Leubergs Liste der einschlägigen Fälle. »Wie geht es dir?« fragt er.

Booker trägt Jackett und Krawatte, und bestimmt ist er in seinem Büro gewesen, hat alle möglichen Leute angerufen und das Diktiergerät benutzt wie ein richtiger Anwalt.

»Ich bin okay.«

Er kniet sich neben mir hin und betrachtet den Stapel Bücher. »Was ist denn das?« fragt er.

»Nichts fürs Examen. Nur ein bißchen Recherche für Smoots Seminar.«

»Du hast für Smoots Seminar doch noch nie recherchiert.«

»Ich weiß. Ich bin mir meiner Schuld bewußt.«

Booker steht auf und lehnt sich an die Wand meiner Nische. »Zweierlei«, sagt er fast flüsternd. »Mr. Shankle glaubt, daß der kleine Zwischenfall bei Broadnax and Speer abgetan ist. Er hat mit ein paar Leuten telefoniert, und es wurde ihm versichert, daß die sogenannten Opfer nicht vorhaben, Anklage zu erheben.«

»Gut«, sage ich. »Danke, Booker.«

»Keine Ursache. Ich glaube, du kannst dich jetzt wieder hinauswagen. Das heißtt, falls du dich von deinen Recherchen losreißen kannst.«

»Ich werde es versuchen.«

»Zweitens. Ich hatte ein langes Gespräch mit Mr. Shankle. Komme gerade aus seinem Büro. Und, also, im Moment ist nichts frei. Er hat drei neue Leute eingestellt, mich und zwei weitere aus Washington, und er weiß nicht einmal, wo er sie unterbringen soll. Er ist schon jetzt auf der Suche nach größeren Räumlichkeiten.«

»Das hättest du nicht zu tun brauchen, Booker.«

»Nein. Aber ich wollte es. Nicht der Rede wert. Mr. Shankle hat versprochen, ein paar Fühler auszustrecken, ein bißchen auf den Busch zu klopfen, du weißt schon. Er kennt eine Menge Leute.«

Ich bin so gerührt, daß mir beinahe die Worte fehlen. Noch vor vierundzwanzig Stunden hatte ich Aussicht auf einen guten Job mit einem hübschen Gehalt. Jetzt habe ich Leute, die ich nicht einmal kenne und die versuchen, ihren Einfluß geltend zu machen und irgendein winziges Fetzen Arbeit für mich aufzuspüren.

»Danke«, sage ich, beiße mir auf die Lippe und starre auf meine Finger.

Er schaut auf die Uhr. »Ich muß los. Wollen wir morgen früh für das Examen lernen?«

»Natürlich.«

»Ich rufe dich an.« Er schlägt mir einmal aufmunternd auf die Schulter und verschwindet.

Um genau zehn Minuten vor fünf steige ich die Treppe zum Erdgeschoß hinauf und verlasse die Bibliothek. Ich halte jetzt nicht mehr Ausschau nach Polizisten, fürchte mich nicht davor, Sara Plankmore zu begegnen, mache mir nicht einmal mehr Sorgen wegen weiterer Zustellungsbeamter. Und ich habe praktisch überhaupt keine Angst vor unerfreulichen Begegnungen mit gewissen Kommilitonen. Sie sind alle verschwunden. Es ist Freitag, und die Fakultät ist menschenleer.

Das Vermittlungsbüro befindet sich im Erdgeschoß in der Nähe des Haupteingangs, wo die ganze Verwaltung untergebracht ist. Ich werfe einen Blick auf das Schwarze Brett, bleibe aber nicht davor stehen. Normalerweise hängen hier Dutzen-de von Stellenangeboten – bei großen und mittelgroßen Kanzleien, allein arbeitenden Anwälten, Privatfirmen, staatlichen Ämtern. Ein kurzer Blick sagt mir, was ich bereits weiß. Am Schwarzen Brett hängt keine einzige Notiz. Um diese Jahreszeit gibt es keinen Stellenmarkt.

Madeline Skinner leitet das Vermittlungsbüro hier schon seit Jahrzehnten. Einem Gerücht zufolge will sie in Pension gehen, aber ein anderes Gerücht besagt, daß sie jedes Jahr damit droht, um wieder irgend etwas aus dem Dekan herauszuquetschen. Sie ist sechzig und sieht aus wie siebzig, eine magere Frau mit kurzem grauen Haar, unzähligen Fältchen um die Augen herum und immer einer brennenden Zigarette im Aschenbecher. Vier Schachteln pro Tag heißt es, was schon irgendwie komisch ist, weil der Bau jetzt offiziell zur Nicht-raucherzone erklärt wurde; aber niemand hat den Mut aufgebracht, Madeline das mitzuteilen. Sie ist eine überaus wichtige Persönlichkeit, weil sie die Leute anschleppt, die die Jobs anbieten. Wenn es keine Jobs gäbe, gäbe es auch keine Juristische Fakultät.

Und sie ist sehr gut bei dem, was sie tut. Sie kennt die richtigen Leute in den richtigen Kanzleien. Vielen der Leute, die jetzt für die Neueinstellungen zuständig sind, hat sie früher

mal ihre Jobs verschafft, und sie ist brutal. Wenn ein Absolvent der Memphis State Personalchef einer großen Kanzlei ist und diese große Kanzlei Absolventen der Traditionsuniversitäten bevorzugt und unsere vernachlässigt, dann ruft, wie man sich erzählt, Madeline den Präsidenten der Universität an und bringt eine inoffizielle Beschwerde vor. Dann sucht, wie man sich ebenfalls erzählt, der Präsident die großen Kanzleien in der Innenstadt auf, speist mit den Partnern zu Mittag und stellt das Gleichgewicht wieder her. Madeline kennt jede freie Stelle in Memphis, und sie weiß ganz genau, wer für einen bestimmten Posten geeignet ist.

Aber ihr Job wird härter. Zu viele Leute mit einem juristischen Diplom. Und dies ist keine der Traditionsuniversitäten.

Sie steht beim Wasserkühler und schaut zur Tür, als wartete sie auf mich. »Hallo, Rudy«, sagt sie mit einer Stimme wie Sandpapier. Sie ist allein, alle anderen sind gegangen. In der einen Hand hält sie einen Becher mit Wasser, in der anderen eine dünne Zigarette.

»Hi«, sage ich mit einem Lächeln, als wäre ich der glücklichste Mensch auf der Welt.

Sie deutet mit dem Becher auf die Tür zu ihrem Büro. »Lassen Sie uns da drinnen reden.«

»Gern«, sage ich und folge ihr hinein. Sie macht die Tür zu und deutet auf einen Stuhl. Ich lasse mich darauf nieder, und sie setzt sich auf die Kante des Stuhls hinter ihrem Schreibtisch.

»Harter Tag, wie?« sagt sie, als wüßte sie über alles Bescheid, was vorgefallen ist.

»Habe schon bessere erlebt.«

»Ich habe heute morgen mit Loyd Beck gesprochen«, sagt sie langsam. Ich wollte, er wäre tot.

»Und was hat er gesagt?« frage ich in möglichst arrogantem Tonfall.

»Nun, ich habe gestern abend von der Fusion erfahren, und da habe ich mir Ihretwegen Sorgen gemacht. Sie waren der einzige, den wir bei Broadnax and Speer untergebracht hatten, also lag mir viel daran, zu erfahren, was mit Ihnen passiert.«

»Und?«

»Die Fusion kam ganz plötzlich, einmalige Chance und so weiter.«

»Dasselbe Gewäsch, mit dem man mich abgespeist hat.«

»Dann habe ich ihn gefragt, wann man Sie über die Fusion unterrichtet hat, und er redete um den heißen Brei herum und behauptete, dieser Partner oder jener Partner hätte mehrfach versucht, Sie anzurufen, aber das Telefon wäre abgestellt gewesen.«

»Das Telefon war vier Tage lang abgestellt.«

»Jedenfalls habe ich ihn gefragt, ob er mir eine Kopie des Schriftwechsels zwischen Broadnax und Speer und Ihnen, Rudy Baylor, faxen könnte, der sich auf die Fusion bezieht und Ihre Position, nachdem sie stattgefunden hat.«

»Es gibt keinen.«

»Ich weiß. Das zumindest hat er zugegeben. Es läuft darauf hinaus, daß er nichts unternommen hat, bis die Fusion unter Dach und Fach war.«

»Das stimmt. Nichts.«

»Also habe ich ihm in allen Einzelheiten klargemacht, daß er einen unserer Graduierten aufs Kreuz gelegt hat, und wir hatten am Telefon einen furchterlichen Streit.«

Ich kann nicht anders, ich muß lächeln. Ich weiß, wer bei diesem Streit gewonnen hat.

Sie fährt fort: »Beck schwört, daß man Sie behalten wollte. Ich bin mir nicht sicher, ob ich das glauben kann, aber ich habe ihm erklärt, daß er schon vor langer Zeit darüber mit Ihnen hätte reden müssen. Sie sind Student, kurz vor der Graduierung, fast ein fertiger Anwalt, kein Eigentum. Ich habe ihm gesagt, ich wüßte, daß sein Laden eine Tretmühle ist, aber die Zeiten der Sklaverei wären vorbei. Er kann Sie nicht einfach nehmen oder wegschicken, vor die Tür setzen oder behalten, schützen oder umbringen.«

Braves Mädchen. Genau meine Meinung.

»Wir beendeten den Streit, und ich habe den Dekan aufgesucht. Der Dekan hat Donald Hucek angerufen, den geschäftsführenden Partner bei Tinley Britt. Es folgten einige weitere Telefonate, und Hucek war wieder am Apparat mit derselben Story – Beck wollte Sie behalten, aber Sie würden Tinley Britts

Anforderungen an neue Mitarbeiter nicht genügen. Der Dekan war mißtrauisch, also sagte Hucek, er würde einen Blick auf die Arbeiten werfen, die Sie vorgelegt hätten.«

»Ich wäre bei Trent & Brent fehl am Platze«, sage ich wie ein Mann mit vielen Optionen.

»Der Ansicht ist Hucek auch. Er sagte, Tinley Britt würde lieber passen.«

»Gut«, sage ich, weil mir nichts Intelligentes einfällt. Sie weiß es besser. Sie weiß, daß ich hier sitze und leide.

»Bei Tinley Britt haben wir nicht viel Einfluß. In den vergangenen drei Jahren haben sie nur fünf von unseren Graduierten eingestellt. Sie sind so groß geworden, daß man sie nicht unter Druck setzen kann. Offen gestanden, ich würde dort nicht arbeiten wollen.«

Sie versucht, mich zu trösten, mir das Gefühl zu vermitteln, daß mir etwas Gutes widerfahren ist. Wer braucht schon Trent & Brent und ihre Anfangsgehälter von fünftausend Dollar im Jahr?

»Also, was ist noch übrig?« frage ich.

»Nicht viel«, sagt sie schnell. »Im Grunde gar nichts.« Sie wirft einen Blick auf ein paar Notizen. »Ich habe alle angerufen, die ich kenne. Da war ein Job als Assistent eines Pflichtverteidigers, Teilzeit, Zwölftausend im Jahr, aber der wurde vor zwei Tagen vergeben. Ich habe ihn Hall Pasterini verschafft. Sie kennen Hall? Er hat Glück gehabt. Endlich ein Job für ihn.«

Ich wollte, das Glück hätte ich auch.

»Und dann sind da noch zwei Stellen als Firmenanwalt bei kleinen Unternehmen, aber beide bestehen auf bestandenem Anwaltsexamen.«

Das Anwaltsexamen ist im Juli. Praktisch jede Kanzlei stellt ihre neuen Leute unmittelbar nach der Graduierung ein, bezahlt sie, bereitet sie auf das Examen vor, und wenn sie es bestanden haben, läuft alles wie am Schnürchen weiter.

Sie legt ihre Notizen auf den Tisch. »Ich bohre weiter, okay? Vielleicht ergibt sich doch noch etwas.«

»Was soll ich tun?«

»Klinken putzen. Es gibt in dieser Stadt dreitausend Anwäl-

te, und die meisten von ihnen praktizieren allein oder mit ein oder zwei anderen. Sie arbeiten nicht mit dem Vermittlungsbüro hier zusammen, also kennen wir sie nicht. Ich an Ihrer Stelle würde mit den kleinen Sozietäten anfangen, zwei, drei, vielleicht vier Anwälte, die zusammenarbeiten, und versuchen, ihnen einen Job abzuschwätzen. Bieten Sie ihnen an, Karteileichen zu bearbeiten, das Geld für sie einzutreiben ...«

»Karteileichen?« frage ich.

»Na ja. Jeder Anwalt hat doch ein paar Karteileichen, die er in irgendeiner vergessenen Ecke vor sich hin modern läßt, und je länger sie dort liegen, desto schlimmer stinken sie. Das sind die Fälle, von denen jeder Anwalt wünscht, er hätte sie nie übernommen.«

Was sie einem doch beim Studium alles nicht beibringen.

»Darf ich etwas fragen?«

»Natürlich.«

»Dieser Rat, den Sie mir eben gegeben haben, daß ich Kliniken putzen soll – wie oft haben Sie den in den letzten drei Monaten erteilt?«

Sie lächelt kurz, dann konsultiert sie einen Computerausdruck. »Wir haben noch ungefähr fünfzehn Graduierte auf der Suche nach einem Job.«

»Also sind diese Leute vermutlich gerade jetzt unterwegs und kämmen die Straßen durch.«

»Vermutlich. Aber im Grunde ist das schwer zu sagen. Einige von ihnen haben andere Pläne, über die sie mich nicht immer informieren.«

Es ist nach fünf, und sie möchte gehen. »Danke, Mrs. Skinner. Für alles. Es ist schön zu wissen, daß sich jemand um mich sorgt.«

»Ich sehe mich weiter um, das verspreche ich Ihnen. Schauen Sie nächste Woche wieder herein.«

»Das werde ich. Danke.«

Ich kehre unbemerkt in meine Arbeitsnische zurück.

Das Birdsong-Haus liegt am Rande der Innenstadt, in einer älteren, wohl situierten Gegend, nur ein paar Meilen von der Juristischen Fakultät entfernt. Die Straße ist von sehr alten Eichen gesäumt und macht einen ruhigen Eindruck. Einige der Häuser sind recht ansehnlich, mit manikürten Rasenflächen und funkeln den Luxuskarossen in der Auffahrt. Andere dagegen wirken fast verlassen und lugen unheimlich durch dichtes Gestrüpp von unbeschnittenen Bäumen und wuchernden Sträuchern. Wieder andere liegen irgendwo dazwischen. Das Haus von Miss Birdie ist ein weißer Bau aus der Zeit um die Jahrhundertwende mit einer breiten, an einer Seite um die Ecke führenden Veranda. Es braucht einen Anstrich, ein neues Dach und eine Menge Arbeit im Garten. Die Fenster sind schmutzig und die Regenrinnen mit Blättern verstopft, aber es ist offensichtlich, daß hier jemand wohnt und versucht, es in stand zu halten. Die Auffahrt säumen unbeschnittene Hecken. Ich stelle meinen Wagen hinter einen schmutzigen Cadillac, der vermutlich zehn Jahre alt ist.

Ich gehe über knarrende Verandaplanken zur Haustür und halte Ausschau nach einem großen Hund mit gebleckten Zähnen. Es ist schon spät, fast dunkel, und auf der Veranda brennt kein Licht. Die schwere Holztür steht weit offen, und durch das Fliegengitter kann ich eine kleine Diele erkennen. Ich finde keinen Klingelknopf, also klopfe ich leise an die Fliegentür. Sie klappert lose in den Angeln. Ich halte den Atem an – kein Hundegebell.

Kein Laut, keine Bewegung. Ich klopfe ein bißchen lauter.

»Wer ist da?« ruft eine vertraute Stimme.

»Miss Birdie?«

Eine Gestalt bewegt sich durch die Diele, ein Licht wird eingeschaltet, und da ist sie, in demselben Baumwollkleid, das sie auch gestern im Cypress Gardens Senior Citizens Building getragen hat. Sie blinzelt durch die Tür.

»Ich bin's, Rudy Baylor. Der Jurastudent, mit dem Sie gestern gesprochen haben.«

»Rudy!« Sie ist hoch erfreut, mich zu sehen. Einen Moment lang bin ich etwas verlegen, dann plötzlich traurig. Sie lebt allein in diesem monströsen Haus, und sie ist überzeugt, daß ihre Angehörigen sie im Stich gelassen haben. Der Höhepunkt ihres Tages besteht darin, daß sie sich um diese alten Leute kümmert, die zum Lunch und ein oder zwei Liedern zusammenkommen. Miss Birdie ist ein sehr einsamer Mensch.

Sie hakt schnell die Fliegentür auf. »Kommen Sie herein, kommen Sie herein«, sagt sie ohne auch nur einen Anflug von Neugierde. Sie ergreift meinen Ellenbogen und zieht mich durch die Diele und einen Flur entlang, wobei sie einen Lichtschalter nach dem anderen betätigt. An den Wänden hängen Dutzende von alten Familienporträts. Die Teppiche sind staubig und abgetreten. Es riecht schimmlig und muffig - ein altes Haus, das dringend geputzt und renoviert werden müßte.

»Wie nett von Ihnen, mich zu besuchen«, sagt sie zuckersüß, ohne meinen Ellenbogen loszulassen. »Hat Ihnen der Besuch bei uns gestern Spaß gemacht?«

»Ja, Madam.«

»Wollen Sie nicht bald einmal wiederkommen?«

»Ich kann es kaum abwarten.«

Sie deponiert mich am Küchentisch. »Kaffee oder Tee?« fragt sie, während sie auf Schränke zusteuernt und auf Lichtschalter drückt.

»Kaffee«, sage ich, dann sehe ich mich um.

»Mögen Sie Pulverkaffee?«

»Natürlich.« Nach drei Jahren Jurastudium kann ich Pulverkaffee nicht mehr von echtem unterscheiden.

»Milch? Zucker?« fragt sie und greift in den Kühlschrank.

»Schwarz, ohne alles.«

Sie setzt das Wasser auf und stellt die Tassen bereit, dann läßt sie sich gegenüber am Tisch nieder. Sie strahlt übers ganze Gesicht. Ich habe ihren Tag gerettet.

»Ich freue mich ja so, Sie zu sehen«, sagt sie zum dritten oder vierten Mal.

»Sie haben ein wunderschönes Haus, Miss Birdie«, sage ich, die muffige Luft einatmend.

»Oh, danke. Thomas und ich haben es vor fünfzig Jahren gekauft.«

Töpfe und Pfannen, Ausguß und Wasserhähne, Herd und Toaster – alles ist mindestens vierzig Jahre alt. Der Küchschrank stammt offensichtlich aus den frühen sechziger Jahren.

»Thomas ist vor elf Jahren gestorben. Wir haben unsere beiden Söhne in diesem Haus großgezogen, aber über die möchte ich lieber nicht reden.« Ihr fröhliches Gesicht ist einen Moment lang ernst, aber das Lächeln kehrt rasch zurück.

»Klar. Natürlich nicht.«

»Lassen Sie uns von Ihnen reden«, sagt sie. Das ist ein Thema, das ich nun lieber vermeiden würde.

»Klar. Weshalb nicht?« Ich wappne mich für ihre Fragen.

»Wo kommen Sie her?«

»Ich bin hier geboren, aber in Knoxville aufgewachsen.«

»Wie nett. Und wo haben Sie das College besucht?«

»Austin Peay.«

»Austin was?«

»Austin Peay. Das ist ein kleines College in Clarksville. Staatlich gefördert.«

»Wie nett. Weshalb sind Sie zum Jurastudium an die Memphis State gekommen?«

»Es ist eine gute Universität, außerdem gefällt mir Memphis.« In Wirklichkeit gab es noch zwei weitere Gründe. Memphis State hat mich angenommen, und ich konnte sie mir leisten.

»Wie nett. Wann graduieren Sie?«

»In ein paar Wochen.«

»Und dann sind Sie ein richtiger Anwalt, wie nett. Wo werden Sie arbeiten?«

»Das weiß ich noch nicht genau. In der letzten Zeit habe ich öfters daran gedacht, mein eigenes Schild aufzuhängen, Sie wissen schon, eine eigene Kanzlei zu eröffnen. Ich bin eher der Einzelgängertyp, und ich weiß nicht, ob ich für andere Leute arbeiten könnte. Ich würde gern auf meine Art Jura praktizieren.«

Sie schaut mich nur an. Das Lächeln ist verschwunden. Ihr Blick ist erstarrt und läßt mich nicht los. Sie ist verblüfft. »Das ist ja wundervoll«, sagt sie schließlich, dann springt sie auf, um den Kaffee aufzugießen.

Wenn diese reizende alte Dame wirklich Millionärin ist, dann hat sie ein wahres Wunder vollbracht, es zu verheimlichen. Ich sehe mir die Küche genauer an. Der Tisch unter meinen Ellenbogen hat Aluminiumbeine und eine abgenutzte Re-sopalplatte. Sämtliche Geräte, Utensilien und Möbelstücke wurden vor Jahrzehnten erworben. Sie wohnt in einem reichlich vernachlässigten Haus und fährt einen alten Wagen. Offenbar gibt es weder ein Dienstmädchen noch anderes Personal. Nicht einmal ein Schoßhündchen.

»Wie nett«, sagt sie abermals und stellt die beiden Tassen auf den Tisch. Es steigt kein Dampf aus ihnen auf. Meine Tasse ist nur lauwarm. Der Kaffee schmeckt schwach, schal und fade.

»Guter Kaffee«, sage ich und schmatze anerkennend mit den Lippen.

»Danke. Sie wollen also Ihre eigene kleine Kanzlei aufmachen?«

»Ich denke noch darüber nach. Es wird hart sein, jedenfalls in der ersten Zeit. Aber wenn ich hart arbeite und die Leute anständig behandle, dann bekomme ich bestimmt auch bald genügend Mandanten.«

Sie lächelt aufrichtig und schüttelt langsam den Kopf. »Das ist ja wundervoll, Rudy. Wie mutig. Ich glaube, die Branche braucht mehr junge Leute wie Sie.«

Ich bin so ziemlich das letzte, was die Branche braucht – ein junger Geier mehr, der durch die Straßen streift und dafür zu sorgen versucht, daß irgend etwas passiert, damit er aus Leuten, die selbst nichts haben, ein paar Dollar herausquetschen kann.

»Sie fragen sich vielleicht, weshalb ich gekommen bin«, sage ich und trinke einen Schluck Kaffee.

»Ich freue mich so, daß Sie gekommen sind.«

»Ja, also, es ist wirklich schön, Sie wiederzusehen. Aber ich wollte mit Ihnen über Ihr Testament sprechen. Ich konnte letz-

te Nacht kaum schlafen, weil ich immer an Ihren Nachlaß denken mußte.«

Ihre Augen werden feucht. Sie ist gerührt.

»Ein paar Dinge sind besonders problematisch«, erkläre ich mit meinem besten Anwaltsstirnrunzeln. Ich hole einen Stift aus der Tasche und halte ihn hoch, als wollte ich mich ins Gefecht stürzen. »Erstens, und bitte verzeihen Sie, daß ich das sage, aber es macht mir wirklich zu schaffen, wenn ich erleben muß, wie Sie oder irgendein anderer Mandant zu so drastischen Maßnahmen gegen seine Angehörigen greift. Ich finde, das ist etwas, worüber wir ausführlich reden sollten.« Ihre Lippen verspannen sich, aber sie sagt nichts. »Zweitens, und auch hier müssen Sie mir verzeihen, aber ich könnte nicht mit mir selbst als Anwalt leben, wenn ich das nicht erwähnen würde, habe ich große Probleme damit, ein Testament oder eine andere Verfügung aufzusetzen, die den größten Teil eines Nachlasses einem Fernsehstar zukommen läßt.«

»Er ist ein Mann Gottes«, sagt sie mit Nachdruck, sofort bereit, die Ehre des Reverend Kenneth Chandler zu verteidigen.

»Ich weiß. Gut. Aber weshalb wollen Sie ihm alles geben, Miss Birdie? Weshalb nicht fünfundzwanzig Prozent, einen vernünftigen Anteil?«

»Er hat eine Menge Unkosten. Und sein Jet ist schon ziemlich alt. Das hat er mir alles erzählt.«

»Okay, aber der Herr erwartet doch sicher nicht von Ihnen, daß Sie für die Unkosten des Reverend aufkommen, oder etwa doch?«

»Was der Herr von mir erwartet, ist meine Sache und geht Sie nichts an.«

»Natürlich nicht. Ich will ja nur darauf hinaus, und ich bin sicher, das wissen Sie auch, Miss Birdie, daß schon eine Menge von diesen Burschen ziemlich tief gefallen sind. Sie wurden mit Frauen erwischt, die nicht ihre Ehefrauen waren, oder man ist ihnen drauf gekommen, daß sie Millionen für ein schönes Leben verschwendet haben – Häuser, Autos, Urlaubsreisen, schicke Anzüge. Viele von diesen Leuten sind Ganoven.«

»Er ist kein Ganove.«

»Das habe ich auch nicht behauptet.«

»Was wollen Sie dann damit andeuten?«

»Nichts«, sage ich und trinke nun doch einen großen Schluck. Sie ist nicht wütend, aber es fehlt nicht viel daran. »Ich bin hier als Ihr Anwalt, Miss Birdie, das ist alles. Sie haben mich gebeten, ein Testament für Sie aufzusetzen, und es ist meine Pflicht, mich mit allen Punkten dieses Testaments eingehend zu beschäftigen. Diese Verantwortung nehme ich sehr ernst.«

Die zahllosen Fältchen um ihren Mund herum entspannen sich, und ihr Blick wird wieder weicher. »Wie nett«, sagt sie.

Ich nehme an, viele reiche alte Leute wie Miss Birdie, besonders diejenigen, die die Wirtschaftskrise durchlitten und ihr Geld selbst verdient haben, würden ihr Vermögen mit Hilfe von Buchhaltern, Anwälten und unfreundlichen Bankern wie ihren Augapfel bewachen. Aber nicht Miss Birdie. Sie ist naiv und vertrauensselig wie eine arme Witwe, die von einer Rente lebt. »Er braucht das Geld«, sagt sie, trinkt einen Schluck und mustert mich ziemlich argwöhnisch.

»Können wir über das Geld reden?«

»Warum wollt ihr Anwälte immer über Geld reden?«

»Aus einem sehr guten Grund, Miss Birdie. Wenn Sie nicht vorsichtig sind, dann bekommt die Regierung einen großen Batzen davon. Es gibt gewisse Möglichkeiten, das Geld anzulegen und den Nachlaß so zu planen, daß Sie eine Menge Steuern sparen können.«

Das ärgert sie. »Ich verstehne nichts von diesem juristischen Kram.«

»Deshalb bin ich ja hier, Miss Birdie.«

»Ich nehme an, Sie wollen, daß in dem Testament irgendwo Ihr Name steht«, sagt sie, immer noch mit dem juristischen Problem beschäftigt.

»Natürlich nicht«, sage ich, bemüht, einen schockierten Eindruck zu machen und gleichzeitig meine Überraschung zu verbergen, daß ich ertappt worden bin.

»Die Anwälte versuchen immer, ihren Namen in meine Testamente zu bekommen.«

»Das tut mir leid, Miss Birdie. Es gibt eine Menge unehrliche Anwälte.«

»Genau das hat Reverend Chandler auch gesagt.«

»Das bezweifle ich nicht. Hören Sie, ich will nicht sämtliche Einzelheiten wissen, aber könnten Sie mir sagen, ob das Geld in Grundbesitz angelegt ist, in Aktien oder anderen Wertpapieren oder ob es sich um Barvermögen handelt? Für die Nachlaßplanung ist es äußerst wichtig, zu wissen, wie das Geld angelegt ist.«

»Es befindet sich alles an einem Ort.«

»Okay. Wo?«

»In Atlanta.«

»Atlanta?«

»Ja. Das ist eine lange Geschichte, Rudy.«

»Weshalb erzählen Sie sie mir nicht?«

Anders als bei unserem gestrigen Gespräch in Cypress Gardens steht Miss Birdie jetzt nicht unter Zeitdruck. Sie hat nichts anderes zu tun. Kein Bosco weit und breit. Sie hat kein Abräumen nach dem Lunch zu beaufsichtigen, braucht nicht bei Brettspielen den Schiedsrichter zu spielen.

Also dreht sie langsam ihre Kaffeetasse in den Händen, starrt vor sich auf den Tisch und denkt nach. »Niemand weiß etwas davon«, sagt sie sehr leise, wobei ihr Gebiß ein- oder zweimal klickt. »Jedenfalls niemand in Memphis.«

»Weshalb nicht?« frage ich, vielleicht eine Spur zu eifrig.

»Meine Kinder wissen nichts davon.«

»Sie wissen nichts von dem Geld?« frage ich ungläubig.

»Oh, sie wissen über einen Teil davon Bescheid. Thomas hat schwer gearbeitet und eine Menge gespart. Als er vor elf Jahren starb, hat er mir fast hunderttausend an Ersparnissen hinterlassen. Meine Söhne, und vor allem ihre Frauen, sind überzeugt, daß es jetzt ungefähr fünfmal soviel ist. Aber sie wissen nichts von Atlanta. Soll ich Ihnen noch einen Kaffee machen?« Sie ist bereits auf den Beinen.

»Gern.« Sie trägt meine Tasse zum Tresen, gibt kaum mehr als einen halben Teelöffel voll Kaffee hinein und lauwarmes Wasser nach, dann kehrt sie an den Tisch zurück. Ich rühre darin herum, als erwartete ich den phantastischen Duft eines Cappuccinos.

Unsere Blicke begegnen sich, und ich bin ganz Mitgefühl.

»Hören Sie, Miss Birdie. Wenn das alles für Sie zu schmerzlich ist, können wir ja auf die Einzelheiten verzichten und uns auf die wichtigsten Punkte konzentrieren.«

»Es ist ein Vermögen. Was sollte daran schmerzlich sein?«

Nun, das ist genau das, was ich denke. »Gut. Dann sagen Sie mir, ganz allgemein, wie das Geld angelegt ist. Wichtig ist vor allem etwaiger Grundbesitz.« Das stimmt. Erbschaftssteuern werden in der Regel immer erst mal aus Barvermögen und leicht flüssigzumachenden Investitionen beglichen. An den Grundbesitz gehen die Leute nur, wenn es sich gar nicht mehr anders machen läßt. Hinter meinen Fragen steckt also mehr als bloße Neugierde.

»Ich habe nie jemandem etwas über das Geld erzählt«, sagt sie, immer noch mit sehr leiser Stimme.

»Aber gestern haben Sie gesagt, Sie hätten mit dem Reverend Chandler darüber gesprochen.«

Es folgt eine lange Pause, während deren sie ihre Tasse auf der Resopalplatte hin und her dreht. »Ja, das stimmt. Aber ich glaube nicht, daß ich ihm alles gesagt habe. Vielleicht habe ich ein bißchen gelogen. Und ich habe ihm ganz bestimmt nicht gesagt, von wem es stammt.«

»Okay. Und von wem stammt es?«

»Von meinem zweiten Mann.«

»Ihrem zweiten Mann?«

»Ja. Tony.«

»Thomas und Tony.«

»Ja. Ungefähr zwei Jahre nachdem Thomas gestorben war, habe ich Tony geheiratet. Er kam aus Atlanta und war sozusagen auf der Durchreise in Memphis, als wir uns kennengelernten. Wir haben fünf Jahre lang mehr oder weniger zusammengelebt und uns ständig gestritten, dann hat er sich davon gemacht und ist nach Hause zurückgekehrt. Er war ein Faulenzer, der es nur auf mein Geld abgesehen hatte.«

»Das verstehe ich jetzt aber nicht. Sie hatten doch gesagt, das Geld käme von Tony.«

»Das stimmt auch. Nur hat er nichts davon gewußt. Das ist eine lange Geschichte. Es gab da ein paar Erbschaften und solches Zeug, von denen Tony nichts wußte und ich auch

nicht. Er hatte einen reichen Bruder, der verrückt war, eigentlich war die ganze Familie verrückt, und kurz bevor Tony starb, erbte er von seinem verrückten Bruder ein Vermögen. Ich meine, zwei Tage, bevor Tony den Löffel abgab, ist sein Bruder in Florida gestorben. Tony hat kein Testament hinterlassen, nur eine Ehefrau. Mich. Und deshalb hat man sich von Atlanta aus mit mir in Verbindung gesetzt, eine große Anwaltskanzlei war das, und mir mitgeteilt, daß ich nach den Gesetzen des Staates Georgia jetzt eine Menge Geld besäße.«

»Wieviel Geld?«

»Wesentlich mehr, als Thomas mir hinterlassen hat. Jedenfalls habe ich nie jemandem etwas davon erzählt. Bis jetzt. Sie werden es doch nicht verraten, oder, Rudy?«

»Miss Birdie, als Ihr Anwalt unterliege ich der Schweigepflicht. Kein Anwalt darf über das reden, was ein Mandant ihm anvertraut hat.«

»Wie nett.«

»Weshalb haben Sie Ihrem vorigen Anwalt nichts von dem Geld erzählt?« frage ich.

»Ach, der. Dem habe ich nicht vertraut. Ich nannte ihm nur die Summen für die Legate, aber wieviel es genau war, habe ich ihm nicht gesagt. Sobald er begriffen hatte, daß ich im Geld schwimme, wollte er, daß ich ihn auch mit bedenke.«

»Aber Sie haben ihm nie alles erzählt?«

»Nie.«

»Sie haben ihm nicht gesagt, wieviel Sie besitzen?«

»Nein.«

Wenn ich richtig gerechnet habe, enthielt ihr altes Testament Legate in einer Gesamthöhe von mindestens zwanzig Millionen Dollar. Soviel zumindest muß dem Anwalt auch bekannt gewesen sein, schließlich hat er das Testament aufgesetzt. Fragt sich nur, wieviel genau besitzt die kostbare kleine Frau hier denn nun wirklich?

»Wollen Sie mir sagen, wieviel es ist?«

»Vielleicht morgen, Rudy. Vielleicht morgen.«

Wir verlassen die Küche und begeben uns auf die Hinterveranda. Sie hat einen neuen Springbrunnen neben den Rosen-

sträuchern, den sie mir zeigen will. Ich bewundere ihn hingerissen.

Jetzt weiß ich Bescheid. Miss Birdie ist eine reiche alte Dame, aber sie will nicht, daß es irgend jemand erfährt, schon gar nicht ihre Angehörigen. Sie hat immer in guten Verhältnissen gelebt, und jetzt erregt sie keinerlei Verdacht – sie ist eine achtzigjährige Witwe, die von ihren mehr als ausreichenden Ersparnissen lebt.

Wir sitzen auf schmiedeeisernen Bänken und trinken im Dunkeln kalten Kaffee, bis ich endlich genügend Vorwände beisammen habe, um mit Anstand flüchten zu können.

Um meinen gehobenen Lebensstandard zu finanzieren, habe ich in den vergangenen drei Jahren als Barmann und Kellner im Yogi's gearbeitet, einer Studentenkneipe ganz in der Nähe des Campus. Sie ist berühmt für ihre saftigen Onionburger und ihr Märzenbier am Tag des heiligen Patrick. Es ist ein lauter Laden, wo die Zeit zwischen Lunch und Feierabend nur eine lange *happy hour* ist. Krüge mit wäßrigem Light-Bier kosten beim »Monday Night Football« einen Dollar, bei jedem anderen Ereignis zwei Dollar.

Die Kneipe gehört Prince Thomas, einem Rumtrinker mit massigem Körper und einem noch größeren Ego. Prince ist eine der bekannteren Persönlichkeiten in der Stadt, ein echter Unternehmer, dem es Spaß macht, sein Bild in den Zeitungen zu sehen und in den Spätnachrichten. Er organisiert Sauftouren und Wahlen zur Miss Nasses T-Shirt. Bei der Stadtverwaltung hat er einen Antrag gestellt, daß Kneipen wie seine die ganze Nacht geöffnet bleiben dürfen. Die Stadtverwaltung ihrerseits hat ihn verschiedener Sünden wegen verklagt. Er genießt das. Nennen Sie ihm ein Laster, und er wird ein paar Leute zusammentrommeln und versuchen, es zu legalisieren.

Prince läßt uns bei Yogi's ziemlich freie Hand. Wir, die Angestellten, bestimmen unsere Arbeitszeiten selbst, kassieren unsere Trinkgelder, halten ohne viel Einmischung von seiner Seite den Betrieb in Gang. Das ist nicht sonderlich schwierig. Man muß nur dafür sorgen, daß genügend Bier vorn und genügend Hackfleisch in der Küche ist, dann läuft der Laden mit

erstaunlicher Präzision. Prince zieht es vor, die Honneurs zu machen. Er begrüßt die hübschen Studentinnen und geleitet sie zu ihren Plätzen. Er flirtet mit ihnen und macht sich dabei in der Regel zum Narren. Besonders gern sitzt er an einem Tisch in der Nähe des großen Fernsehers und nimmt Wetten auf die Spiele an. Er ist ein gewaltiger Mann mit kräftigen Armen und bricht schon mal eine Schlägerei vom Zaun.

Prince hat auch eine dunklere Seite. Gerüchten zufolge mischt er in der Pornoszene mit. Die Oben-ohne-Clubs sind eine prosperierende Industrie in dieser Stadt, und seine angeblichen Partner haben lange Vorstrafenregister. Stand alles in den Zeitungen. Zweimal mußte er vor Gericht, wegen Glücksspiel und wegen Buchmacherei, aber beide Jurys haben sich hoffnungslos festgefahren. Nachdem ich drei Jahre für ihn gearbeitet habe, bin ich von zweierlei überzeugt: Erstens, daß Prince von den Rechnungen bei Yogi's den größten Teil der Einnahmen abschöpft. Meiner Schätzung nach sind es mindestens zweitausend pro Woche, hunderttausend im Jahr. Zweitens benutzt Prince Yogi's als Fassade für sein eigenes, korruptes kleines Imperium. Er benutzt es als Geldwäscherie und weist jedes Jahr Verluste aus, die er dann schön von der Steuer absetzen kann. Sein Büro hat er im Keller, einen ziemlich geschützten, fensterlosen Raum, in dem er sich mit seinen Kumpaten trifft.

Mich kümmert das nicht im geringsten. Zu mir war er immer nett. Ich bekomme fünf Dollar die Stunde, und ich arbeite ungefähr zwanzig Stunden pro Woche. Unsere Gäste sind Studenten, deshalb fallen die Trinkgelder bescheiden aus. Wenn ich Prüfungen habe, kann ich mir meine Arbeitszeiten danach einteilen. Täglich fragen hier mindestens fünf Studenten nach Arbeit, deshalb schätze ich mich glücklich, daß ich diesen Job habe.

Und abgesehen davon, was es sonst noch alles sein mag, ist Yogi's eine super Studentenkneipe. Prince hat es schon vor Jahren in Blau und Grau, den Farben der Memphis State, dekorieren lassen, und überall an den Wänden hängen Mannschaftswimpel und gerahmte Fotos von Sportstars. Außerdem liegt es nur wenige Minuten vom Campus entfernt, und die

Kids kommen scharenweise, um stundenlang zu reden, zu lachen und zu flirten.

Heute abend sieht er sich ein Spiel an. Die Baseball-Saison hat gerade erst begonnen, aber Prince ist schon jetzt überzeugt, daß die Braves in die Endausscheidung kommen werden. Er wettet auf alles, aber sein Favorit sind die Braves. Es spielt keine Rolle, gegen wen sie spielen und wo, wer wirft und wer verletzt ist – Prince setzt auf die Braves.

Heute abend bin ich für die Bar zuständig, und meine Hauptaufgabe besteht darin, dafür zu sorgen, daß sein Glas mit Rum und Tonic nie leer wird. Er brüllt, als Dave Justice einen tollen Home Run hinlegt. Dann kassiert er ein bißchen Geld von einem Studenten. Die Wette bestand darin, wer den ersten Home Run schaffen würde – Dave Justice oder Barry Bonds. Ich habe schon erlebt, daß er darum wetzte, ob der Fänger den Ball des zweiten Schlägers im dritten Inning erwischen würde oder nicht.

Ich bin froh, daß ich heute abend nicht an den Tischen bedienen muß. Mein Kopf tut immer noch weh, und ich versuche, ihn soweit wie möglich zu bewegen. Außerdem kann ich mir hin und wieder ein Bier aus dem Kühlschrank holen, das gute Zeug in den grünen Flaschen, Heineken und Moosehead. Prince erwartet von seinen Barkeepern, daß sie ein bißchen trinken.

Der Job wird mir fehlen. Oder doch nicht?

Eine Nische im vorderen Teil füllt sich mit Jurastudenten, vertrauten Gesichtern, denen ich lieber aus dem Weg ginge. Es sind Kommilitonen von mir, Studenten im dritten Jahr, vermutlich alle mit Jobs.

Es ist okay, ein Barkeeper und Kellner zu sein, solange man ein bescheidener Student ist. Die Arbeit bei Yogi's ist sogar mit einem Prestige verbunden. Aber das Prestige wird sich in Luft auflösen, wenn ich in ungefähr einem Monat graduiere. Dann bin ich etwas viel Schlimmeres als ein Student, der sich mit Jobs durchschlägt. Dann bin ich ein auf der Strecke Gebliebener, Teil einer Statistik, noch ein Jurastudent, für den sich in der eigenen Zunft keine Verwendung finden lassen wollte.

Ich weiß beim besten Willen nicht mehr, warum ich mir die Kanzlei von Aubrey H. Long and Associates als erstes Opfer aussuchte, aber ich glaube, es hatte etwas mit ihrer netten, irgendwie würdevollen Anzeige im Branchenbuch zu tun. Die Anzeige enthielt ein grobkörniges Schwarzweißfoto von Mr. Long. Wenn es darum geht, die Gegend mit ihren Gesichtern zu beplastern, sind Anwälte mittlerweile fast so schlimm wie Chiropraktiker. Er schien ein aufrichtiger Mann zu sein, ungefähr vierzig, nettes Lächeln, ganz im Gegensatz zu den meisten anderen Visagen in der Rubrik mit den Anwälten. Seine Kanzlei beschäftigt vier Anwälte, ist auf Verkehrsunfälle spezialisiert, sucht Gerechtigkeit auf allen Wegen, bearbeitet bevorzugt Fälle, bei denen es um Verletzungen und Versicherungen geht, kämpft für ihre Mandanten und kassiert nichts, bevor sie nicht etwas hereingeholt hat.

Zum Teufel, irgendwo muß ich anfangen. Ich finde die angegebene Adresse in einem kleinen, quadratischen, wirklich häßlichen Ziegelsteinbau in der Innenstadt, mit einem gebührenfreien Parkplatz ganz in der Nähe. Das gebührenfreie Parken war in der Anzeige erwähnt. Als ich die Tür aufstoße, läutet ein Glöckchen. Eine dickliche kleine Frau hinter einem übervollen Schreibtisch begrüßt mich mit einer Mischung aus Lächeln und Verärgerung. Ich bin schuld daran, daß sie ihr Tippen unterbrechen mußte.

»Kann ich Ihnen helfen?« fragt sie, wobei ihre dicken Finger nur Zentimeter über den Tasten schweben.

Verdammtd, das ist hart. Ich zwinge mich zu einem Lächeln.  
»Ja, ich wollte fragen, ob ich vielleicht Mr. Long sprechen kann.«

»Er ist beim Bundesgericht«, sagt sie, und zwei Finger hauen auf die Tasten. Ein kleines Wort wird produziert. Nicht einfach irgendein Gericht, sondern das Bundesgericht! Bundesgerichte bedeuten Oberliga, und wenn ein kleiner Feld-Wald-

und-Wiesen-Anwalt wie Aubrey Long einen Fall vor dem Bundesgericht hat, dann will er sicher sein, daß alle Welt es erfährt. Seiner Sekretärin fällt die Aufgabe zu, es auszuposaunen. »Kann ich Ihnen helfen?« wiederholt sie.

Ich habe mich entschlossen, es mit radikaler Ehrlichkeit zu versuchen. Finten und Kniffe können warten, aber nicht lange. »Ja, mein Name ist Rudy Baylor. Ich bin Jurastudent im dritten Jahr an der Memphis State, kurz vor der Graduierung, und ich wüßte gern, also, ich suche Arbeit.«

Jetzt ist ihr Lächeln regelrecht höhnisch. Sie hebt die Hände von der Tastatur, dreht ihren Stuhl in meine Richtung, dann beginnt sie, ganz leicht den Kopf zu schütteln. »Wir stellen niemanden ein«, sagt sie mit einer gewissen Befriedigung, als wäre sie der Vorarbeiter unten in der Raffinerie.

»Ich verstehe. Könnte ich Ihnen vielleicht meine Vorstellungsumunterlagen hierlassen, zusammen mit einem Brief an Mr. Long?«

Sie nimmt die Papiere so widerstrebend entgegen, als wären sie mit Urin durchtränkt, und läßt sie auf ihren Schreibtisch fallen. »Ich lege sie zu den anderen.«

Ich bringe es tatsächlich fertig, ein leises Auflachen und ein Grinsen zu produzieren.

»Ziemlich viele von uns auf Achse, wie?«

»Ungefähr einer pro Tag, würde ich sagen.«

»Nun ja. Tut mir leid, daß ich Sie gestört habe.«

»Macht nichts«, grunzt sie, sich wieder ihrer Schreibmaschine zuwendend. Als ich mich umdrehe, um das Gebäude zu verlassen, hämmert sie bereits wieder auf die Tasten ein.

Ich habe massenhaft Briefe und massenhaft Vorstellungsmappen. Ich habe das ganze Wochenende damit zugebracht, meinen Papierkram zu organisieren und meinen Feldzug zu planen. Im Augenblick bin ich reich an Strategie und arm an Optimismus. Ich habe vor, das ungefähr einen Monat lang zu tun, täglich zwei oder drei kleine Kanzleien aufzusuchen, an fünf Tagen in der Woche, bis ich graduiere, und dann, wer weiß? Booker hat Marvin Shankle gebeten, die Hallen der Gerechtigkeit auf der Suche nach einem Job zu durchforsten, und Madeline Skinner hängt vermutlich gerade jetzt am Te-

lefon und verlangt von irgend jemandem, daß er mich einstellt.

Vielleicht kommt etwas dabei heraus.

Mein zweiter Besuch gilt einer Drei-Mann-Kanzlei zwei Blocks von der ersten entfernt. Das habe ich so geplant, damit ich schnell von einer Ablehnung zur nächsten komme, ohne viel Zeit zu vergeuden.

Dem Anwaltsverzeichnis zufolge ist Nunley Ross & Perry eine Kanzlei, die sich mit jeder Art von Rechtsfällen befaßt, drei Männer Anfang Vierzig, ohne angestellte Anwälte und Anwaltsgehilfen. Offenbar beschäftigen sie sich vorwiegend mit Grundbuchsachen, einem Gebiet, das ich nicht ausstehen kann, aber jetzt ist nicht die Zeit, heikel zu sein. Ihr Büro liegt im dritten Stock eines modernen Betonbaus. Der Fahrstuhl ist überhitzt und langsam.

Der Empfang ist überraschend nett eingerichtet, mit einem Orientteppich auf imitierten Hartholzdielen. Auf einem Glas-tisch liegen verschiedene Ausgaben von *People* und *Us* verstreut. Die Sekretärin legt den Telefonhörer auf und lächelt.

»Guten Morgen. Kann ich Ihnen helfen?«

»Ja. Ich würde gern Mr. Nunley sprechen.«

Immer noch lächelnd, wirft sie einen Blick auf einen dicken Terminkalender in der Mitte ihres aufgeräumten Schreibtisches. »Haben Sie einen Termin?« fragt sie, wohl wissend, daß ich keinen habe.

»Nein.«

»Mr. Nunley ist im Augenblick sehr beschäftigt.«

Seit ich vorigen Sommer in einer Kanzlei gearbeitet habe, weiß ich, daß ich damit rechnen mußte, daß Mr. Nunley sehr beschäftigt sein würde. Das ist die absolute Standardbehauptung. Kein Anwalt auf der Welt wird jemals zugeben oder seine Sekretärin zugeben lassen, daß er nicht mit Arbeit überlastet ist.

Könnte schlimmer sein. Er könnte heute morgen beim Bundesgericht zu tun haben.

Roderick Nunley ist der Seniorpartner dieses Betriebs, dem Anwaltsverzeichnis zufolge hat er seinen Abschluß an der Memphis State gemacht. Ich habe versucht, möglichst viele Koabsolventen in meinen Feldzug einzubeziehen.

»Ich warte gern«, sage ich mit einem Lächeln. Sie lächelt zurück. Wir lächeln beide. Eine auf einen kurzen Korridor führende Tür geht auf, und ein Mann ohne Jackett und mit aufgekrempelten Hemdsärmeln kommt auf uns zu. Er blickt auf, sieht mich, und plötzlich stehen wir uns dicht gegenüber. Er gibt der lächelnden Sekretärin eine Akte.

»Guten Morgen«, sagt er mit dröhrender Stimme. »Was kann ich für Sie tun?« Was für eine netter Kerl.

Sie will etwas sagen, aber ich komme ihr zuvor. »Ich möchte mit Mr. Nunley sprechen«, sage ich.

»Das bin ich«, erwidert er und streckt mir die rechte Hand entgegen. »Rod Nunley.«

»Ich bin Rudy Baylor«, sage ich, ergreife die Hand und schüttele sie. »Ich bin Jurastudent im dritten Jahr an der Memphis State, kurz vor der Graduierung, und ich wollte mit Ihnen über einen Job reden.«

Wir schütteln uns immer noch die Hände, und sein Händedruck wird nicht spürbar schlaffer, als ich von Arbeitssuche spreche. »Ja«, sagt er. »Einen Job, wie?« Er schaut auf die Sekretärin hinunter, als wollte er sagen: »Wie konnten Sie das zulassen?«

»Ja, Sir. Wenn Sie nur zehn Minuten erübrigen könnten. Ich weiß, daß Sie sehr beschäftigt sind.«

»Ja, nun, in ein paar Minuten muß ich eine Zeugenaussage aufnehmen und dann so schnell wie möglich zum Gericht.« Er ist im Begriff, auf dem Absatz kehrtzumachen, schaut erst mich an, dann sie, dann auf die Uhr. Aber im Grunde ist er ein guter Kerl mit einem weichen Kern. Vielleicht hat er eines Tages vor noch nicht allzu langer Zeit selber auf dieser Seite der Schlucht gestanden. Ich bettele mit den Augen und strecke ihm die dünne Mappe mit meinen Unterlagen und meinem Brief entgegen.

»Also gut, kommen Sie rein. Aber nur für eine Minute.«

»Ich melde mich in zehn Minuten«, sagt sie schnell, ein Wiedergutmachungsversuch. Wie alle vielbeschäftigten Anwälte schaut er auf die Uhr, betrachtet sie eine Sekunde, dann weist er sie ernst an: »Ja, maximal zehn Minuten. Und rufen Sie Blanche an und sagen Sie ihr, daß ich ein paar Minuten später komme.«

Sie sind gut aufeinander eingespielt, diese beiden. Sie tun mir den Gefallen, aber sie haben rasch mein schnelles Verschwinden arrangiert.

»Kommen Sie mit, Rudy«, sagt er mit einem Lächeln. Während wir den Flur entlanggehen, klebe ich an seinem Rücken.

Sein Büro ist ein quadratischer Raum mit einer Bücherwand hinter dem Schreibtisch und einer recht hübschen Ego-Wand gegenüber der Tür. Ich überfliege rasch die zahlreichen gerahmten Zertifikate – langjähriges Mitglied des Rotary Clubs, Förderer der Pfadfinder, Anwalt des Monats, ein Foto von Rod mit einem rotgesichtigen Politiker, Mitglied der Handelskammer. Dieser Mann rahmt alles ein.

Ich kann die Uhr ticken hören, nachdem wir uns einander gegenüber an seinem riesigen Schreibtisch niedergelassen haben, der aussieht, als wäre er aus einem Versandhauskatalog ausgewählt worden. »Entschuldigen Sie, daß ich Sie so überfallen habe«, fange ich an, »aber ich brauche wirklich dringend einen Job.«

»Wann graduieren Sie?« fragt er und lehnt sich auf den Elfenbogen vor.

»Nächsten Monat. Ich weiß, daß ich ziemlich spät dran bin, aber dafür gibt es einen guten Grund.« Und dann erzähle ich ihm die Geschichte von meinem Job bei Broadnax and Speer. Als ich zu der Sache mit Tinley Britt komme, mache ich mir seinen vermutlichen Abscheu vor großen Firmen zunutze. Es ist eine natürliche Rivalität, die kleinen Leute wie mein Freund Rod hier, die Feld-Wald-und-Wiesen-Anwälte, gegen die seidenbestrumpften Überflieger in den Hochhäusern der Innenstadt. Ich schwindele ein bißchen, als ich behaupte, daß Tinley Britt mit mir über einen Job reden wollte, dann unterstreiche ich den auf der Hand liegenden Punkt, daß ich einfach außerstande bin, für eine große Firma zu arbeiten. Liegt mir nicht. Dafür liebe ich meine Unabhängigkeit zu sehr. Ich will Leute vertreten, nicht große Gesellschaften.

Das nimmt kaum fünf Minuten in Anspruch.

Er ist ein guter Zuhörer, ein bißchen nervös angesichts der im Hintergrund läutenden Telefone. Er weiß, daß er mich nicht einstellen wird, also hört er einfach zu und wartet, bis

meine zehn Minuten um sind. »Was für ein mieser Trick«, sagt er mitfühlend, als ich mit meiner Geschichte fertig bin.

»Vielleicht ist es gut, daß es so gekommen ist«, sage ich wie ein Opferlamm. »Aber ich bin bereit, mich in die Arbeit zu stürzen. Ich werde im oberen Drittel meines Jahrgangs abschließen. Ich interessiere mich für Immobilienangelegenheiten, und ich habe zwei Seminare über Grundbesitz absolviert. Beide mit guten Noten.«

»Wir haben viel mit Grundstücksangelegenheiten zu tun«, sagt er selbstgefällig, als wäre es die einträglichste Arbeit auf der Welt. »Und mit Prozessen«, sagt er noch selbstgefälliger. In Wirklichkeit sitzt er natürlich fast ausschließlich in seinem Büro, ein Papiertiger. Dabei macht er seine Sache wahrscheinlich recht gut und verdient genug, um sich ein angenehmes Leben leisten zu können. Aber er will, daß ich ihn außerdem für einen tollen Hecht im Gerichtssaal halte, mit allen Wassern gewaschen. Er sagt das, weil es einfach das ist, was Anwälte immer tun, es ist Teil der Routine. Ich kenne noch nicht viele Anwälte, aber einer, der mir nicht einreden wollte, daß er seine Gegner im Gerichtssaal jederzeit zu Kleinholz verarbeiten kann, muß mir erst noch begegnen.

Meine Zeit läuft ab. »Ich habe mir mein Studium selbst erarbeitet. Die ganzen sieben Jahre. Kein Pfennig von zu Hause.«

»Was für Arbeit?«

»Alles mögliche. Im Augenblick arbeite ich bei Yogi's, bediene an den Tischen, stehe an der Bar.«

»Sie sind Barmann?«

»Ja, Sir. Unter anderem.«

Er hat mein Resümee in die Hand genommen. »Sie sind ledig«, sagt er langsam. Das steht da, schwarz auf weiß.

»Ja, Sir.«

»Irgendeine ernsthafte Romanze?«

Das geht ihn wirklich nichts an, aber mir bleibt keine andere Wahl. »Nein, Sir.«

»Sie sind doch nicht schwul, oder?«

»Nein, natürlich nicht«, und es folgt ein kurzer Augenblick gemeinsamer, heterosexueller Belustigung. Zwei normale weiße Männer.

Er lehnt sich zurück, und sein Gesicht ist plötzlich ernst, als wendete er sich jetzt äußerst wichtigen Geschäften zu. »Wir haben seit mehreren Jahren keinen neuen Anwalt mehr eingestellt. Nur aus Neugierde – was zahlen die großen Firmen in der Innenstadt ihren Anfängern heutzutage?«

Seine Frage hat einen Grund. Ganz gleich, was ich antworte, er wird sich schockiert und fassungslos geben über derart exorbitante Gehälter in den Hochhäusern. Und damit schafft er die Basis für jedes weitere Gespräch über Geld.

Lügen hat keinen Zweck. Er ist vermutlich ziemlich gut über die Gehaltsskala informiert. Anwälte lieben Klatsch.

»Wie Sie wissen, hält sich Tinley Britt viel darauf zugute, daß sie die höchsten Gehälter zahlen. Ich habe gehört, es wären bis zu fünfzigtausend.«

Sein Kopf gerät in Bewegung, noch bevor ich ausgeredet habe. »Kaum zu glauben«, sagt er fassungslos. »Kaum zu glauben.«

»Ich wäre nicht so teuer«, verkünde ich rasch. Ich habe beschlossen, mich billig an jeden zu verkaufen, der bereit ist, mir ein Angebot zu machen. Meine Unkosten sind niedrig, und wenn ich erst einmal einen Fuß in der Tür habe, werde ich ein paar Jahre hart arbeiten, und dann läuft mir vielleicht etwas anderes über den Weg.

»An wieviel hatten Sie gedacht?« fragte er, als könnte seine tüchtige kleine Kanzlei mit den großen Firmen mithalten.

»Ich würde für die Hälfte arbeiten. Fünfundzwanzigtausend. Achtzig Stunden die Woche. Ich grabe sämtliche Karteileichen aus, kümmere mich um den ganzen unerfreulichen Kram, und Sie und Mr. Ross und Mr. Perry können mir all die Fälle geben, von denen Sie wünschen, Sie hätten sie nie übernommen. Keine sechs Monate, und ich hätte sie erledigt. Das verspreche ich Ihnen. Ich würde im Laufe der ersten zwölf Monate mein Geld mehr als verdienen, und wenn nicht, dann gehe ich wieder.«

Rods Lippen öffnen sich tatsächlich, und ich kann seine Zähne sehen. Seine Augen tanzen bei der Vorstellung, den Mist aus seinem Büro schaufeln und bei jemand anderem abladen zu können. Ein lautes Summen kommt aus seinem Tele-

fon, gefolgt von ihrer Stimme: »Mr. Nunley, Ihre eidesstattliche Erklärung. Sie werden erwartet.«

Ich schaue auf die Uhr. Acht Minuten.

Er schaut auf seine. Ein Stirnrunzeln, dann sagt er zu mir: »Interessanter Vorschlag. Lassen Sie mich darüber nachdenken. Ohne meine Partner kann ich das nicht entscheiden. Wir treffen uns jeden Donnerstagmorgen zu einer Besprechung.« Er steht bereits. »Dann werde ich die Sache vorbringen. Wir haben so etwas bisher noch nie in Betracht gezogen.« Er ist um den Schreibtisch herum, bereit, mich hinauszusortieren.

»Es wird funktionieren, Mr. Nunley. Fünfundzwanzigtausend ist fast geschenkt.« Ich weiche zur Tür zurück.

Einen Moment lang wirkt er wie gelähmt. »Oh, es ist nicht das Geld«, sagt er, als würden er und seine Partner nicht einmal in Traum daran denken, weniger zu zahlen als Tinley Britt. »Es ist nur so, daß die Geschäfte im Augenblick bestens laufen. Wir verdienen recht gut, müssen Sie wissen. Alle sind glücklich. Aber ans Expandieren haben wir noch nie gedacht.« Er öffnet die Tür, wartet, daß ich gehe. »Sie hören von uns.«

Er folgt mir dicht auf den Fersen ins Foyer und sagt der Sekretärin, sie solle sich meine Telefonnummer geben lassen. Dann schüttelt er mir noch einmal die Hand, wünscht mir alles Gute, verspricht, bald anzurufen, und Sekunden später stehe ich wieder auf der Straße.

Es dauert ein oder zwei Minuten, bis ich meine Gedanken geordnet habe. Da habe ich mich soeben bereit erklärt, meine gesamte Ausbildung für einen Apfel und ein Ei an etwas zu vergeuden, das man nun wahrlich nicht als das Beste bezeichnen kann, und was hat es mir eingebracht? Es war nur eine Frage von Minuten, und schon stehe ich wieder auf dem Gehsteig. Wie sich herausstellen sollte, gehörte mein Gespräch mit Roderick Nunley noch zu meinen erfolgreicheren Unternehmungen.

Es ist fast zehn. In einer halben Stunde habe ich Ausgewählte Texte aus dem Code Napoleon, eine Vorlesung, die ich besuchen muß, weil ich eine Woche geschwänzt habe. Ich könnte sie ohne weiteres auch die nächsten drei Wochen schwänzen. Es gibt keine Abschlußprüfung.

In diesen Tagen bewege ich mich nach Belieben in der Juristischen Fakultät und schäme mich nicht mehr, mein Gesicht zu zeigen. Jetzt, da es nur noch eine Sache von Tagen ist, lassen sich die meisten Studenten im dritten Jahr hier gar nicht mehr sehen. Das Studium beginnt mit einem Trommelfeuer aus intensiver Arbeit und Prüfungsdruck, aber es endet mit ein paar vereinzelten Salven aus harmlosen Fragebögen und Wegwerfpapieren. Wir alle verbringen mehr Zeit mit dem Büffeln für das Anwaltsexamen als damit, uns über unsere letzten Vorlesungen den Kopf zu zerbrechen.

Die meisten von uns bereiten sich darauf vor, ins Erwerbsleben einzutreten.

Madeline Skinner hat sich meines Problems angenommen, als wäre es ihr eigenes. Und sie leidet fast so sehr wie ich, weil wir beide kein Glück haben. Da ist ein Staatssenator aus Memphis, dessen Büro in Nashville vielleicht einen Anwalt zur Ausarbeitung von Gesetzesvorlagen brauchen könnte – dreißigtausend mit Zulagen, aber dafür sind eine Anwaltslizenz und zwei Jahre Praxis erforderlich. Eine kleine Firma sucht einen Anwalt mit einem Zwischenexamen in Buchführung. Ich habe Geschichte im Nebenfach studiert.

»Es kann sein, daß bei der Fürsorge in Shelby County im August eine Stelle als Amtsanwalt frei wird.« Sie hantiert mit den Papieren auf ihrem Schreibtisch und versucht verzweifelt, etwas zu finden.

»Bei der Fürsorge?« frage ich.

»Hört sich großartig an, oder etwa nicht?«

»Wie ist die Bezahlung?«

»Achtzehntausend.«

»Welche Art von Arbeit?«

»Väter aufspüren, die ihren Verpflichtungen nicht nachkommen, Alimente eintreiben, Vaterschaftsklagen, das übliche.«

»Klingt gefährlich.«

»Es ist ein Job.«

»Und was soll ich bis August tun?«

»Für das Anwaltsexamen lernen.«

»Klar, und wenn ich auf Teufel komm raus lerne und das Examen bestehe, dann darf ich für die Fürsorge arbeiten und einen Hungerlohn kassieren?«

»Hören Sie, Rudy ...«

»Tut mir leid. Es war ein harter Tag.«

Ich verspreche, morgen wiederzukommen. Aber dabei wird zweifellos auch nichts anderes herausspringen als eine Neuauflage unseres heutigen Gesprächs.

Booker hat die Formulare irgendwo in den Tiefen der Kanzlei Shankle gefunden. Er meinte, sie hätten irgendwo im Keller einen Anwalt sitzen, der gelegentlich mit Fällen von Zahlungsunfähigkeit zu tun hätte, und der konnte die erforderlichen Papiere abstauben.

Viel falsch machen kann man da nicht. Auflisten der Aktiva auf einer Seite, in meinem Fall eine einfache und schnelle Sache. Auf der nächsten Seite eine Liste der Verbindlichkeiten. Platz für Angaben über Arbeitsverhältnisse, schwebende Verfahren und so weiter. Es ist ein sogenanntes Abschnitt-7-Verfahren, ein schlichter Konkurs, bei dem die Aktiva zur Tilgung der Schulden verwendet und diese dann gelöscht werden.

Ich bin nicht mehr bei Yogi's angestellt. Ich arbeite weiter, aber jetzt werde ich bar bezahlt, nichts Schriftliches. Nichts, was ich vorlegen oder beifügen müßte. Keine Verpflichtung, meinen bescheidenen Lohn mit Texaco zu teilen. Ich habe mit Prince über mein Problem gesprochen, ihm erzählt, wie schlecht die Dinge stehen, habe den Studiengebühren und den Kreditkarten die Schuld daran gegeben, und er war geradezu begeistert von der Idee, mir meinen Lohn bar auszuzahlen und der Regierung ein Schnippchen zu schlagen. Er ist ein überzeugter Anhänger der Devise »Bargeld und keine Steuern«.

Prince hat sich erboten, mir Geld zu leihen, damit ich Kau-  
tion stellen kann, aber das hätte nicht funktioniert. Er glaubt,  
ich würde bald ein reicher junger Anwalt sein und eine Menge  
Geld verdienen, und ich habe es nicht übers Herz gebracht,  
ihm zu sagen, daß ich vermutlich noch eine ganze Weile bei  
ihm arbeiten werde.

Ich habe ihm auch nicht gesagt, wie hoch das Darlehen sein  
müßte. Texaco hat mich auf 612,88 Dollar verklagt, eine Sum-  
me, die Gerichtskosten und Anwaltshonorare einschließt.  
Mein Hauswirt klagt auf 809 Dollar, gleichfalls einschließlich

Kosten und Honorare. Aber die wahren Wölfe setzen gerade erst zum Sprung an. Sie schreiben böse Briefe und drohen bereits damit, die Anwälte einzuschalten.

Ich habe eine MasterCard und eine Visa Card, ausgestellt von verschiedenen Banken hier in Memphis. Zwischen Thanksgiving und Weihnachten im vorigen Jahr, im Verlauf einer kurzen glücklichen Zeitspanne, in der mir in wenigen Monaten ein guter Job winkte und ich bis über beide Ohren in Sara verliebt war, bin ich losgezogen, um ihr ein paar hübsche Weihnachtsgeschenke zu kaufen. Ich wollte teure Dinge von bleibendem Wert. Mit der MasterCard habe ich ein goldenes, mit Diamanten besetztes Armband für siebzehnhundert Dollar gekauft, und mit der Visa Card erstand ich für meine Liebste ein Paar antiker silberner Ohrringe. Sie haben mich elfhundert Dollar gekostet. Am Tag, bevor sie mir erklärte, daß sie mich nie wiedersehen wollte, ging ich in ein Delikatessengeschäft und kaufte eine Flasche Dom Perignon, ein halbes Pfund Gänseleberpastete, ein bißchen Kaviar, mehrere Sorten guten Käse und noch ein paar weitere hübsche Säckelchen für unser Weihnachtsmahl. Hat mich dreihundert Dollar gekostet, aber wenn schon, das Leben ist kurz.

Die heimtückischen Banken, die die Karten ausstellten, hatten aus mir unerfindlichen Gründen nur ein paar Wochen vor Weihnachten meinen Kreditrahmen erhöht. Ich sah mich plötzlich imstande, nach Herzenslust Geld auszugeben, und da Graduierung und Arbeit nur Monate entfernt waren, wußte ich, daß ich mich schon durchbeißen und bis zum Sommer die verlangten, kleinen monatlichen Abzahlungen aufbringen würde. Also gab ich das Geld mit vollen Händen aus und träumte von einem herrlichen Leben mit Sara.

Jetzt bin ich stocksauer auf mich selbst, weil ich das getan habe, aber ich habe damals wirklich Bleistift und Papier zur Hand genommen und alles genau ausgerechnet.

Die Gänseleberpastete vergammelte, als ich sie eines Nachts nach ausgedehntem Genuß von billigem Bier oben auf dem Kühlschrank stehenließ. Mein Weihnachtssessen nahm ich allein in meiner verdunkelten Wohnung ein. Es bestand aus Käse und Champagner. Der Kaviar blieb unangerührt. Ich

hockte auf meinem durchgesessenen Sofa und starre auf den Schmuck, der vor mir auf dem Fußboden lag. Während ich an großen Stücken Brie nagte und den Schampus trank, wanderte mein Blick von den Weihnachtsgeschenken zum Foto meiner Geliebten, und ich weinte.

Irgendwann zwischen Weihnachten und Neujahr riß ich mich zusammen und nahm mir vor, die teuren Geschenke an die Geschäfte zurückzugeben, in denen ich sie erstanden hatte. Ich spielte mit dem Gedanken, sie von einer Brücke aus ins Wasser zu werfen oder eine andere ähnlich dramatische Tat zu begehen. Aber in Anbetracht meiner damaligen seelischen Verfassung hielt ich es für besser, mich von Brücken fernzuhalten.

Es war der Tag nach Neujahr. Ich kehrte nach einem langen Spaziergang in meine Wohnung zurück und stellte fest, daß Einbrecher dagewesen waren. Die Tür war aufgebrochen worden. Die Diebe hatten meinen alten Fernseher und die Stereoanlage mitgehen lassen, ein Glas mit Vierteldollarstücken, das auf meiner Kommode stand, und natürlich den Schmuck, den ich für Sara gekauft hatte.

Ich rief die Polizei an und füllte die Formulare aus. Ich zeigte ihr die Kreditkartenquittungen. Der Sergeant schüttelte nur den Kopf und riet mir, mich an meine Versicherung zu wenden.

Ich habe mehr als dreitausend Dollar Plastikgeld ausgegeben. Es ist an der Zeit, die Sache zu bereinigen.

Die Zwangsräumung ist für morgen vorgesehen. Das Konkursrecht enthält eine wundervolle Klausel, die bei sämtlichen juristischen Verfahren gegen einen Schuldner einen automatischen Aufschub gewährt. Das ist der Grund, weshalb große, reiche Firmen, eingeschlossen meine Freunde von der Texaco, sofort zum Konkursgericht rennen, wenn sie vorübergehend Schutz benötigen. Mein Hauswirt darf mich morgen nicht anrühren; er darf mich nicht einmal anrufen und beschimpfen. Ich trete aus dem Fahrstuhl und hole tief Luft. Auf den Fluren wimmelt es von Anwälten. Es gibt drei Richter, die ausschließlich für Konkursverfahren zuständig sind, und ihre Gerichtssäle befinden sich in diesem Stockwerk. Sie setzen täglich Dutzende von Anhörungen an, und bei jeder Anhörung

ist eine Gruppe von Anwälten zugegen; einer für den Schuldner und mehrere für die Gläubiger. Es ist der reinste Zoo. Im Vorbeigehen höre ich Dutzende von wichtigen Konferenzen, Anwälte, die über unbezahlte Arztrechnungen streiten und darüber, wieviel der Kleinlaster wert ist. Ich betrete das Büro des Kanzleivorstehers und warte zehn Minuten, während die Anwälte vor mir sich beim Einreichen ihrer Anträge Zeit lassen. Sie kennen die Amtssekretärinnen gut, und es gibt eine Menge Gefilde und haufenweise dumme Sprüche. Jetzt wäre ich gern auch so ein wichtiger Konkursanwalt und könnte mich von den Mädchen hier Fred oder Sonny nennen lassen.

Im vorigen Jahr hat uns ein Professor gesagt, in Anbetracht der unsicheren Zeiten, der wachsenden Arbeitslosigkeit und des Stellenabbaus bei den großen Firmen sei Konkursrecht die Wachsrumsindustrie der Zukunft. Und das von einem Mann, der nie in einer privaten Kanzlei eine Stunde in Rechnung gestellt hat.

Aber heute sieht es tatsächlich lukrativ aus. Links und rechts von mir werden Konkursanträge eingereicht. Jedermann geht pleite.

Ich händige meinen Papierkram einer überlasteten Sekretärin aus, einer hübschen Person mit dem Mund voll Kaugummi. Sie wirft einen Blick darauf, dann mustert sie mich eingehend. Ich trage ein Jeanshemd und eine Khakihose.

»Sind Sie Anwalt?« fragt sie ziemlich laut, und ich sehe, wie Leute sich zu mir umdrehen.

»Nein.«

»Sie sind der Schuldner?« fragt sie noch lauter und kaut schmatzend.

»Ja«, erwidere ich schnell. Ein Schuldner, der nicht Anwalt ist, kann seinen Antrag selbst einreichen, aber dafür wird nirgendwo Reklame gemacht.

Sie nickt beifällig und stempelt den Antrag ab. »Die Gebühr beträgt achtzig Dollar.«

Ich gebe ihr vier Zwanziger. Sie nimmt das Geld und betrachtet es argwöhnisch. In meinem Antrag ist kein Konto aufgeführt, weil ich es gestern gelöscht und damit einen Aktivposten im Werte von 11,84 Dollar aus der Welt geschafft habe.

Meine anderen aufgeführten Aktiva sind: ein stark abgenutzter Toyota – 500 Dollar; verschiedene Möbel und Einrichtungsgegenstände – 150 Dollar. CD-Sammlung – 200 Dollar; juristische Bücher – 125 Dollar; Kleidung – 150 Dollar. All diese Dinge gelten als persönliche Habe und können deshalb nicht in das Verfahren einbezogen werden, das ich gerade in Gang gesetzt habe. Ich werde sie alle behalten können, aber ich muß den Toyota auch weiterhin abbezahlen.

»Bargeld, wie?« sagt sie, dann füllt sie eine Quittung aus.

»Ich habe kein Bankkonto«, brülle ich sie fast an, zum Nutz und Frommen derjenigen, die zugehört haben und vielleicht auch den Rest der Geschichte erfahren möchten.

Sie funkelt mich an, ich funkele sie an. Sie macht sich wieder an die Arbeit, und eine Minute später schiebt sie mir eine Kopie meines Antrags zusammen mit meiner Quittung zu. Ich lese das Datum, die Uhrzeit und den Gerichtssaal, in dem meine erste Anhörung stattfinden soll.

Ich schaffe es fast bis zur Tür, bevor ich angehalten werde. Ein untersetzter Mann mit schweißigem Gesicht und schwarzem Bart berührt leicht meinen Arm. »Entschuldigen Sie, Sir«, sagt er. Ich bleibe stehen und sehe ihn an. Er drückt mir eine Geschäftskarte in die Hand. »Robbie Molk, Anwalt. Konnte es nicht vermeiden zu hören, was Sie da eben gesagt haben. Dachte, Sie könnten vielleicht Hilfe brauchen in Ihrer Sache.«

Ich betrachte die Karte und dann sein pockennarbiges Gesicht. Von Molk habe ich schon gehört. Ich habe seine Anzeigen in den Zeitungen gesehen. Er offeriert Abschnitt-7-Verfahren für hundertfünfzig Dollar, und hier ist er, treibt sich im Büro des Kanzleivorstehers herum wie ein Geier, der nur darauf wartet, sich auf irgendeinen bankroten Blödmann zu stürzen, dem er vielleicht noch hundertfünfzig Dollar abknöpfen kann.

Ich nehme höflich seine Karte entgegen. »Nein, danke«, sage ich und versuche, nett zu sein, »damit werde ich allein fertig.«

»Da kann man schnell alles vermasseln«, sagt er rasch, und ich bin sicher, er hat diesen Satz schon Tausende von Malen angebracht. »Ein Siebener kann riskant sein. Ich bearbeite jedes Jahr Tausende davon. Zweihundert auf die Hand, und ich nehme den Ball und laufe. Habe ein richtiges Büro und Personal.«

Jetzt sind es also schon zweihundert Dollar. Ich nehme an, wenn man ihm persönlich begegnet, schlägt er schnell noch fünfzig auf. Es wäre jetzt sehr einfach, ihm das vorzuhalten, aber irgend etwas sagt mir, daß Molk nicht der Typ ist, den man demütigen kann.

»Nein, danke«, sage ich und schiebe mich an ihm vorbei.

Die Fahrt nach unten ist langsam und unerfreulich. Der Fahrstuhl ist vollgestopft mit Anwälten, alle schlecht gekleidet, mit ramponierten Aktenkoffern und abgeschabten Schuhen. Sie schnattern immer noch über Freistellungen und darüber, was ungesichert ist und was nicht. Fürchterliches Anwaltsgeschwätz. Ungeheuer wichtige Diskussionen. Sie scheinen sie nicht abstellen zu können.

Kurz bevor wir im Erdgeschoß anhalten, überfällt es mich. Ich habe keine Ahnung, was ich nächstes Jahr um diese Zeit tun werde, und es ist nicht nur möglich, sondern sogar sehr wahrscheinlich, daß ich dann auch in diesem Fahrstuhl stecken und mit genau diesen Leuten dieselben banalen Debatten führen werde. Höchstwahrscheinlich werde ich dann genau so sein wie sie, mich auf den Straßen herumtreiben, versuchen, aus Leuten, die nicht bezahlen können, ein paar Dollar herauszuquetschen, in Gerichtssälen herumlungern und nach Arbeit Ausschau halten.

Dieser grauenhafte Gedanke macht mich schwindlig. Der Fahrstuhl ist heiß und stickig. Mir ist, als müßte ich mich übergeben. Er hält an, und sie stürmen hinaus in die Halle und zerstreuen sich, nach wie vor redend und gestikulierend.

Die frische Luft läßt meinen Kopf wieder klar werden. Ich schlendere die Mid-America Mall entlang, eine Fußgängerzone mit einer Art Straßenbahn zur Beförderung der Säufer. Sie hieß früher Main Street und ist noch heute der Sitz zahlloser Anwälte. Die Gerichtsgebäude sind nur wenige Schritte entfernt. Ich passiere die Hochhäuser der Innenstadt und frage mich, was da oben in den vielen Kanzleien vor sich geht: Angestellte Anwälte hetzen herum und arbeiten achtzehn Stunden am Tag, weil der Kollege zwanzig arbeitet; Juniorpartner konferieren miteinander über Firmenstrategie; Seniorpartner sitzen in ihren kostbar eingerichteten Eckbüros

und erteilen Teams von jüngeren Anwälten ihre Anweisungen.

Das ist genau das, was ich wollte, als ich mit dem Jurastudium begann. Ich wollte den Druck und die Macht, die vom Arbeiten mit intelligenten, hochmotivierten Leuten ausgeht, die alle unter Stress, Anspannung und Termindruck stehen. Die Kanzlei, in der ich vorigen Sommer gearbeitet habe, war klein, nur zwölf Anwälte, verfügte aber über massenhaft Sekretärinnen, Anwaltsgehilfen und andere Hilfskräfte, und manchmal empfand ich das Chaos als wirklich anregend. Ich war nur ein sehr kleines Teilchen der Mannschaft, und ich sehnte mich danach, eines Tages der Kapitän zu sein.

Ich kaufe ein Eis von einem Straßenhändler und setze mich auf eine Bank am Court Square. Die Tauben beobachten mich. Über mir ragt das First Federal Building auf, das höchste Gebäude in Memphis und der Sitz von Trent & Brent. Ich würde einen Mord begehen, um dort arbeiten zu können. Es ist leicht für mich und meine Kumpel, über Trent & Brent herzuziehen. Wir machen uns über sie lustig, weil wir für sie nicht gut genug sind. Wir hassen sie, weil sie uns nicht beachten und sich nicht einmal die Mühe machen, uns zu einem Vorstellungsgespräch einzuladen.

Ich vermute, es gibt in jeder Stadt, in jeder Branche ein Trent & Brent. Ich habe es nicht geschafft und gehöre nicht dazu, also werde ich sie einfach mein Leben lang hassen.

Apropos Kanzleien, da kommt mir der Gedanke, daß ich, wenn ich schon in der Innenstadt bin, noch ein paar Stunden damit verbringen könnte, an die eine oder andere Tür zu klopfen. Ich habe eine Liste von Anwälten, die entweder allein arbeiten oder sich mit einem oder zwei anderen zusammengetan haben. Ungefähr der einzige ermutigende Faktor beim Abgrasen eines so grauenhaft überfüllten Feldes ist, daß es so viele Türen gibt, an die man klopfen kann. Es besteht noch Hoffnung, rede ich mir immer wieder ein, daß ich genau im richtigen Moment auf eine Kanzlei stoße, die vor mir noch niemand gefunden hat, oder auf einen überarbeiteten Anwalt, der dringend einen Anfänger braucht, der die Knochenarbeit für ihn erledigt. Oder eine Anwältin. Das ist mir gleich.

Ich gehe ein paar Blocks bis zum Sterick Building, dem ersten Hochhaus in Memphis und jetzt die Adresse von Hunderten von Anwälten. Ich plaudere mit ein paar Sekretäinnen und verteile meine Mappen. Ich bin verblüfft, wie viele Kanzleien sich launische und sogar unhöfliche Empfangsdamen leisten. Schon lange bevor wir auf das Thema Einstellung zu sprechen kommen, werde ich oft wie ein Bettler behandelt. Ein paar von ihnen haben mir meine Unterlagen einfach aus der Hand gerissen und in eine Schublade gestopft. Es juckt mir in den Fingern, mich als potentiellen Mandanten auszugeben, den trauernden Ehemann einer jungen Frau, die gerade von einem großen Lastwagen überfahren wurde, der hoch versichert war und an dessen Steuer ein betrunkenener Fahrer saß. Es wäre sicher lustig zu beobachten, wie diese bissigen Weibsbilder plötzlich übers ganze Gesicht lächeln und aufspringen würden, um mir einen Kaffee zu holen.

Ich ziehe von Kanzlei zu Kanzlei, lächle, obwohl mir nach Knurren zumute ist, wiederhole dieselben Worte vor den immer gleichen Frauen. »Ja, mein Name ist Rudy Baylor, und ich bin Jurastudent im dritten Jahr an der Memphis State. Ich würde gern mit Mr. Soundso über einen Job sprechen.«

»Worüber?« fragen sie oft. Und ich lächle weiter, während ich meine Mappe hinreiche und abermals darum bitte, bei Mr. Großkopf vorgelassen zu werden. Mr. Großkopf ist immer zu beschäftigt, also speisen sie mich mit dem Versprechen ab, daß sich jemand mit mir in Verbindung setzen wird.

Der Stadtteil Granger liegt nördlich der Innenstadt von Memphis. An seinen schattigen Straßen mit den eng aneinandergedrängten Ziegelsteinhäuschen läßt sich untrüglich erkennen, daß es sich um einen dieser Vororte handelt, die gleich nach dem Zweiten Weltkrieg in aller Eile für Wanderarbeiter hochgezogen wurden, die sich niederlassen wollten. Sie fanden gute Jobs in nahe gelegenen Fabriken. Sie pflanzten Bäume in ihre Vorgärten und bauten Terrassen hinter dem Haus. Mit der Zeit zogen die Arbeiter weiter in Richtung Osten, um sich schöner Häuser zu bauen, und Granger wurde ganz allmäh-

lich ein Viertel für Rentner und Weiße und Schwarze der unteren Schichten.

Das Haus von Dot und Buddy Black sieht aus wie tausend andere. Es steht auf einem kleinen Grundstück von nicht mehr als vierundzwanzig mal dreißig Metern. Mit dem schattenspendenden Baum im Vorgarten ist irgend etwas passiert. In der Einzelgarage steht ein alter Chevrolet. Der Rasen und die Sträucher sind ordentlich beschnitten.

Der Nachbar zur Linken ist damit beschäftigt, seinen heißen Schlitten umzufrisieren; die ganze Strecke bis zur Straße ist mit Teilen und Reifen übersät. Der Nachbar rechts hat seinen ganzen Vorgarten mit Maschendraht eingezäunt, an dem hohes Unkraut wächst. Direkt hinter dem Zaun patrouillieren zwei Dobermänner.

Ich parke in der Auffahrt hinter dem Chevrolet, und die Dobermänner, keine anderthalb Meter von mir entfernt, knurren mich an.

Es ist noch früh am Nachmittag, und die Temperatur beträgt über dreißig Grad. Alle Fenster und Türen stehen offen. Ich schaue durch die Riegentür und klopfe leicht dagegen.

Ich bin nicht gerne hier, weil ich keinerlei Verlangen habe, Donny Ray zu sehen. Ich fürchte, daß er genau so krank und abgezehrt ist, wie mir seine Mutter erzählt hat, und ich habe einen schwachen Magen.

Sie kommt an die Tür, mit einer Mentholzigarette in der Hand, und mustert mich durch die Fliegentür.

»Ich bin's, Mrs. Black. Rudy Baylor. Wir haben vorige Woche in Cypress Gardens miteinander gesprochen.«

Hausierer müssen in Granger eine Pest sein, denn sie starrt mich mit leerem Gesicht an. Sie tritt einen Schritt vor und steckt sich die Zigarette zwischen die Lippen.

»Erinnern Sie sich? Ich kümmere mich um die Sache mit Great Benefit.«

»Ich dachte, Sie wären einer von den Zeugen Jehovas.«

»Nein, Mrs. Black, das bin ich nicht.«

»Ich heiße Dot. Dachte, das hätte ich Ihnen gesagt.«

»Okay, Dot.«

»Diese verdammten Kerle treiben uns zum Wahnsinn. Die

und die Mormonen. Schicken samstags noch vor Sonnenaufgang die Pfadfinder los, damit sie uns Doughnuts verkaufen. Was wollen Sie?«

»Wenn Sie eine Minute Zeit haben, möchte ich mit Ihnen über Ihren Fall sprechen.«

»Was ist damit?«

»Ich würde gern ein paar Dinge erörtern.«

»Dachte, das hätten wir schon getan.«

»Wir müssen uns eingehender unterhalten.«

Sie bläst Rauch durch die Fliegentür, dann hakt sie sie langsam auf. Ich betrete ein winziges Wohnzimmer und folge ihr in die Küche. Das Haus ist feuchtheiß und stickig, und überall riecht es nach abgestandenem Zigarettenrauch.

»Etwas zu trinken?« fragte sie.

»Nein, danke.« Ich lasse mich am lisch nieder. Dot gießt eine Diätcola auf Eis und lehnt sich mit dem Rücken an die Arbeitsplatte. Buddy ist nirgendwo zu sehen. Donny Ray ist wahrscheinlich in seinem Schlafzimmer.

»Wo ist Buddy?« frage ich fröhlich, als wäre er ein alter Freund, den ich sehr vermisste.

Sie deutet mit einem Kopfnicken auf das auf den Hintergarten hinausgehende Fenster. »Sehen Sie den alten Wagen da draußen?«

In einer mit Kletterpflanzen und Sträuchern völlig zugewucherten Ecke, neben einem baufälligen Schuppen, steht ein alter Ford Fairlane. Er ist weiß und hat zwei Türen, die beide offenstehen. Auf der Motorhaube schläft eine Katze.

»Er sitzt in seinem Wagen«, erklärt sie.

Der Wagen ist von Unkraut umgeben und scheint keine Reifen mehr zu haben. Nichts in seiner Umgebung sieht so aus, als wäre es in den letzten Jahrzehnten angerührt worden.

»Wo will er hin?« frage ich, und sie lächelt wahrhaftig.

Sie schlürft laut ihre Cola. »Buddy? Der geht nirgendwohin. Wir haben den Wagen 1964 neu gekauft. Er sitzt jeden Tag da drin, von morgens bis abends, nur Buddy und die Katzen.«

Darin liegt eine gewisse Logik. Buddy da draußen, allein, ohne Zigarettenqualm, ohne Sorgen über Donny Ray. »War-

um?« frage ich. Es ist offensichtlich, daß es ihr nichts ausmacht, darüber zu reden.

»Buddy ist nicht ganz richtig im Kopf. Das habe ich Ihnen doch vorige Woche erzählt.«

Wie hätte ich das vergessen können?

»Wie geht's Donny Ray?« frage ich.

Sie zuckt die Achseln und läßt sich mir gegenüber an dem wackligen Küchentisch nieder. »Gute Tage und schlechte. Wollen Sie ihn kennenlernen?«

»Vielleicht später.«

»Er liegt die meiste Zeit im Bett. Aber er kann ein bißchen herumlaufen. Vielleicht bringe ich ihn dazu, daß er aufsteht, bevor Sie wieder gehen.«

»Ja. Vielleicht. Hören Sie, ich habe mich inzwischen eingehend mit Ihrem Fall befaßt. Ich meine, ich habe viele Stunden damit zugebracht, all Ihre Papiere genau durchzusehen. Und ich habe tagelang in der Bibliothek gesessen und mich mit der einschlägigen Literatur beschäftigt, also, rundheraus gesagt, ich meine, daß Sie Great Benefit verklagen sollten.«

»Ich dachte, das hätten wir bereits beschlossen«, sagt sie mit hartem Blick. Dot hat ein unversöhnliches Gesicht, zweifellos das Ergebnis eines mühsamen Lebens mit diesem Schwachkopf da draußen in dem Fairlane.

»Das mag sein, aber ich mußte der Sache erst auf den Grund gehen. Mein Rat lautet, daß Sie klagen sollten, und zwar sofort.«

»Worauf warten Sie dann noch?«

»Aber rechnen Sie nicht mit einer schnellen Entscheidung. Sie haben es mit einer großen Gesellschaft zu tun, die über einen Haufen Anwälte verfügt, die immer wieder querschießen und die Sache verzögern können. Dafür werden sie bezahlt.«

»Wie lange wird es dauern?«

»Monate, vielleicht Jahre. Kann sein, daß wir die Klage einreichen und dann ziemlich rasch zu einem Vergleich kommen. Kann aber auch sein, daß sie es zu einem Prozeß kommen lassen und durch alle Instanzen gehen. Das läßt sich unmöglich vorhersagen.«

»In ein paar Monaten ist er tot.«

»Darf ich Sie etwas fragen?«

Sie pustet den Rauch aus und nickt dazu. Für sie offenbar ein durchaus harmonischer Vorgang.

»Great Benefit hat Ihren Anspruch erstmals im August vorigen Jahres abgelehnt, kurz nachdem Donny Rays Krankheit festgestellt worden war. Weshalb haben Sie bis jetzt gewartet, bevor Sie mit einem Anwalt gesprochen haben?« Ich benutze das Wort »Anwalt« sehr freizügig.

»Darauf bin ich nicht stolz, okay? Ich dachte, die Versicherung würde es sich anders überlegen und zahlen, Sie wissen schon, die Arztrechnungen und die Behandlung. Ich habe weiter an sie geschrieben, und sie hat weiter an mich geschrieben. Ich weiß es nicht. Pure Dämlichkeit, nehme ich an. Wir haben die Prämien über all die Jahre hinweg regelmäßig bezahlt, sind nie mit einer in Verzug geraten. Ich habe einfach gedacht, sie würden sich an die Police halten. Außerdem habe ich noch nie mit einem Anwalt zu tun gehabt. Keine Scheidung oder irgend so etwas. Ich hätte es weiß Gott tun sollen.« Sie dreht sich um und schaut durch das Fenster, starrt gedankenverloren auf den Fairlane und all die Sorgen darin. »Er trinkt morgens einen halben Liter Gin und nachmittags noch einen halben Liter. Mir ist es im Grunde egal. Es macht ihn glücklich, es hält ihn aus dem Haus, und es ist ja nicht so, als ob das Trinken ihn daran hindern würde, irgendwas Vernünftiges zu tun, Sie wissen schon, was ich meine.«

Wir betrachten beide die auf dem Vordersitz zusammengesackte Gestalt. Die hohen Sträucher und ein Ahornbaum beschatten den Wagen. »Kaufen Sie ihm den Gin?«

»O nein. Er bezahlt einen Jungen von nebenan dafür, daß er ihn kauft und sich damit zu ihm hinausschleicht. Er glaubt, ich wüßte es nicht.«

Im Hintergrund des Hauses bewegt sich etwas. Es gibt keine Klimaanlage, die irgendwelche Geräusche dämpfen würde. Jemand hustet. Ich fange an zu reden. »Hören Sie, Dot, ich würde gern diesen Fall für Sie übernehmen. Ich weiß, ich bin nur ein Anfänger, ein junger Mann, der gerade erst mit dem Studium fertig ist, aber ich habe bereits viele Stunden damit verbracht, und ich kenne ihn in- und auswendig.«

Auf ihrem Gesicht liegt ein leerer, fast hoffnungsloser Ausdruck. Ein Anwalt ist so gut wie der andere. Sie vertraut mir genausoviel, wie sie jedem x-beliebigen vertrauen würde, und das besagt nicht viel. Wie merkwürdig. Trotz all des Geldes, das Anwälte für gnadenlose Werbung ausgeben – blöde Spots im Fernsehen, reißerische Plakate und Billigangebote in den Zeitungen –, gibt es immer noch Leute wie Dot Black, die einen erfahrenen Prozeßanwalt nicht von einem Jurastudenten im dritten Jahr unterscheiden können.

Ich baue auf ihre Naivität. »Ich muß mich vermutlich mit einem anderen Anwalt zusammentun, jemandem, der seinen Namen unter alles setzt, bis ich das Anwaltsexamen bestanden und meine Zulassung erhalten habe.«

Es scheint nicht bei ihr anzukommen.

»Wieviel wird es kosten?« fragt sie mit keiner geringen Portion Argwohn in der Stimme.

Ich bedenke sie mit einem herzlichen Lächeln. »Keinen Pfennig. Ich übernehme den Fall gegen Erfolgshonorar. Ich bekomme ein Drittel von dem, was wir herausholen. Kein Erfolg, kein Honorar. Keine Anzahlung.« Bestimmt hat sie diese Masche irgendwo inseriert gesehen, aber sie scheint ahnungslos.

»Wieviel?«

»Wir verklagen sie auf Millionen«, sage ich dramatisch, und sie hängt am Haken. Ich glaube nicht, daß im Körper dieser gebrochenen Frau auch nur ein habgieriger Knochen steckt. Alle Träume von einem guten Leben, die sie vielleicht einmal gehabt hat, sind schon so lange vergangen, daß sie sich nicht mehr an sie erinnern kann. Aber ihr gefällt der Gedanke, es Great Benefit heimzuzahlen und sie leiden zu lassen.

»Und Sie bekommen ein Drittel davon?«

»Ich rechne nicht damit, daß wir Millionen herausholen, aber ganz gleich, was wir bekommen, ich erhalte nur ein Drittel. Und das heißt: ein Drittel, nachdem Donny Rays sämtliche Arztrechnungen bezahlt sind. Sie haben nichts zu verlieren.«

Sie schlägt mit der linken Hand auf den Tisch. »Dann tun Sie es. Mir ist es gleich, wieviel Sie bekommen, aber tun Sie es. Tun Sie es gleich, okay? Morgen.«

In meiner Tasche steckt säuberlich zusammengefaltet ein

Vertrag über juristische Dienste, den ich in einem Handbuch in der Bibliothek gefunden habe. Ich sollte ihn an diesem Punkt herausziehen und von ihr unterschreiben lassen, aber ich bringe es nicht fertig. Unter ethischen Gesichtspunkten darf ich keine Abmachungen zur Vertretung von Leuten treffen, bevor ich nicht als Anwalt zugelassen worden bin und eine entsprechende Lizenz habe. Ich glaube, Dot wird zu ihrem Wort stehen.

Ich schaue auf die Uhr, genau wie ein richtiger Anwalt.  
»Lassen Sie mich an die Arbeit gehen«, sage ich.

»Wollen Sie nicht vorher Donny Ray sehen?«

»Vielleicht beim nächsten Mal.«

»Ich kann es Ihnen nicht übelnehmen. Nur noch Haut und Knochen.«

»Ich komme in ein paar Tagen wieder, wenn ich länger bleiben kann. Es gibt eine Menge, worüber wir sprechen müssen, und ich muß auch ihm ein paar Fragen stellen.«

»Aber beeilen Sie sich, okay?«

Wir plaudern noch ein paar Minuten, reden über Cypress Gardens und all die Festivitäten dort. Sie und Buddy gehen einmal die Woche hin, sofern sie ihn bis Mittag nüchtern halten kann. Es ist das einzige Mal, daß sie das Haus gemeinsam verlassen.

Sie möchte reden, und ich möchte verschwinden. Sie folgt mir nach draußen, betrachtet meinen schmutzigen und verbeulten Toyota, macht ein paar abfällige Bemerkungen über importierte Waren, ganz besonders solche aus Japan, und bellt die Dobermänner an.

Als ich davonfahre, steht sie am Briefkasten, raucht und sieht zu, wie ich verschwinde.

Für jemand, der gerade einen Offenbarungseid geleistet hat, kann ich immer noch Geld zum Fenster hinauswerfen. Ich zahle acht Dollar für eine Topfgeranie und bringe sie Miss Birdie. Sie liebt Blumen, sagt sie, und sie ist natürlich einsam, und ich finde, es ist eine nette Geste. Ein kleines bißchen Sonnenschein im Leben einer alten Frau. Mein Timing ist gut. Ich finde sie auf allen Vieren im Blumen-

beet neben dem Haus, dicht bei der Auffahrt, die zu einer separaten Garage im Hintergarten führt. Der Beton ist dicht an dicht gesäumt mit Blumen, Ziersträuchern, Kletterpflanzen und dekorativen Bäumchen. Auf dem Rasen hinter dem Haus stehen große Bäume, die so alt sind wie sie. Außerdem gibt es eine gepflasterte Terrasse mit Kästen voller bunter Blütenpflanzen.

Sie schließt mich tatsächlich in die Arme, als ich mein kleines Geschenk überreiche. Sie zieht ihre Gartenhandschuhe aus, lässt sie zwischen die Blumen fallen und führt mich hinter ihr Haus. Sie hat genau den richtigen Platz für die Geranie. Sie wird sie gleich morgen einpflanzen. Ob ich Kaffee möchte?

»Nur Wasser«, sage ich. Der Geschmack ihrer dünnen Instantbrühe liegt mir noch auf der Zunge. Sie nötigt mich auf einen schmiedeeisernen Stuhl auf der Terrasse, während sie sich Schmutz und Erde an der Schürze abwischt.

»Eiswasser?« fragt sie, offensichtlich hingerissen von der Aussicht, mir etwas zu Trinken anbieten zu können.

»Gern«, sage ich, und sie flattert durch die Tür in die Küche. Der Hintergarten hat bei all seinem Gewucher eine merkwürdige Symmetrie. Er zieht sich über mindestens fünfzig Meter hin, bevor er an einer dichten Hecke endet. Durch die Bäume hindurch kann ich dahinter ein Dach sehen. Dazwischen gibt es kleine Nischen mit organisiertem Wachstum, kleine Beete mit verschiedenen Blumen, auf deren Pflege sie oder sonstjemand offenbar viel Zeit verwendet. In der Nähe des Zauns steht ein Springbrunnen auf einer gemauerten Plattform, aber es zirkuliert kein Wasser. Zwischen zwei Bäumen spannt sich eine alte Segeltuchhängematte mit zerfaserten Tauen, die leicht im Wind schaukelt. Der Rasen ist unkrautfrei, muß aber gemäht werden.

Die Garage erregt meine Aufmerksamkeit. Sie hat zwei geschlossene Kipptore. An einer Seite befindet sich ein Abstellraum mit verhangten Fenstern. Darüber scheint eine kleine Wohnung zu liegen, mit einer Holztreppe, die sich um die Ecke windet und anscheinend an der Rückseite hinaufführt. Es gibt zwei große Fenster, bei einem davon ist die Scheibe zerbrochen. Efeu hat die Außenmauern überwuchert und scheint sich seinen Weg durch die gesprungene Scheibe zu suchen.

Das Gebäude wirkt irgendwie malerisch.

Miss Birdie kommt mit zwei Gläsern Eiswasser durch die zweiflügelige Terrassentür. »Was halten Sie von meinem Garten?« fragt sie, nachdem sie sich neben mir niedergelassen hat.

»Er ist wundervoll, Miss Birdie. So friedlich.«

»Das ist mein Leben«, sagt sie, schwenkt mit einer großen Geste die Hände und läßt ihr Wasser auf meine Füße schwappen, ohne es zu bemerken. »Hier verbringe ich meine Zeit. Ich liebe ihn.«

»Er ist sehr hübsch. Machen Sie die ganze Arbeit alleine?«

»Das meiste davon. Einmal die Woche kommt ein Junge und mäht den Rasen. Dreißig Dollar, können Sie sich das vorstellen? Früher hat es nur fünf gekostet.« Sie schlürft Wasser und schmatzt mit den Lippen.

»Ist das eine kleine Wohnung da oben?« frage ich und deute auf die Garage.

»Früher einmal. Einer meiner Enkel hat eine Zeitlang hier gewohnt. Ich habe sie hergerichtet, ein Badezimmer und eine kleine Küche einbauen lassen, es war wirklich hübsch da oben. Er hat an der Memphis State studiert.«

»Wie lange hat er hier gewohnt?«

»Nicht lange. Ich möchte nicht über ihn sprechen.«

Er muß einer von denen sein, die aus ihrem Testament gestrichen werden sollen.

Wenn man einen Großteil seiner Zeit damit verbringt, in Anwaltskanzleien vorzusprechen, um Arbeit zu betteln und sich von mißgelaunten Sekretärinnen an die Luft setzen zu lassen, dann verliert man seine Hemmungen. Man legt sich ein dickes Fell zu. Ablehnung läßt sich leicht verkraften, weil man sehr schnell lernt, daß das Schlimmste, was einem passieren kann, darin besteht, daß man das Wort »Nein« zu hören bekommt.

»Sie haben wohl nicht die Absicht, sie jetzt wieder zu vermieten?« wage ich mich vor, fast ohne Zaudern und praktisch ohne jede Angst, abgewiesen zu werden.

Ihr Glas kommt mitten in der Luft zum Stillstand, und sie starrt die Wohnung an, als hätte sie sie gerade erst entdeckt. »An wen?« fragt sie.

»Ich würde zu gern da wohnen. Es ist sehr hübsch hier und vermutlich sehr still.«

»Totenstill.«

»Es wäre nur für kurze Zeit. Sie wissen schon, bis ich anfange zu arbeiten und auf eigenen Füßen stehe.«

»Sie, Rudy?« fragt sie ungläubig.

»Es gefällt mir«, sage ich mit einem nicht ganz echten Lächeln. »Es ist ideal für mich. Ich bin ledig, führe ein sehr ruhiges Leben, und ich kann es mir nicht leisten, viel Miete zu zahlen. Es wäre perfekt.«

»Wieviel könnten Sie zahlen?« fragt sie schnell, plötzlich fast wie ein Anwalt, der einen zahlungsunfähigen Mandanten verhört.

Das kommt unerwartet. »Oh, ich weiß nicht recht. Sie sind die Vermieterin. Wie hoch ist die Miete?«

Sie dreht den Kopf hin und her und sieht hilfesuchend von einem Baum zum anderen. »Wie wäre es mit vierhundert, nein, dreihundert Dollar im Monat?«

Es ist offensichtlich, daß Miss Birdie noch nie etwas vermietet hat. Sie greift einfach Zahlen aus der Luft. Nur gut, daß sie nicht mit achthundert im Monat angefangen hat. »Ich finde, wir sollten uns die Wohnung erst einmal ansehen«, sage ich vorsichtig.

Sie ist schon auf den Beinen. »Sie ist ziemlich vollgestopft. Habe sie in den letzten zehn Jahren als Abstellraum benutzt. Aber das können wir aufräumen, und die Wasserleitungen sind in Ordnung, soweit ich weiß.« Sie greift nach meiner Hand und führt mich über den Rasen. »Der Klempner muß kommen und das Wasser wieder anstellen. Ob die Heizung und die Klimaanlage noch funktionieren, kann ich allerdings nicht sagen. Es stehen ein paar Möbel drin, aber nicht viele, altes Zeug, das ich ausrangiert habe.«

Sie beginnt, die knarrende Treppe hinaufzusteigen. »Brauchen Sie Möbel?«

»Nicht viele.« Das Geländer ist wacklig, und das ganze Gebäude scheint zu schwanken.

Man macht sich Feinde beim Jurastudium. Die Konkurrenz kann bösartige Formen annehmen. Die Leute lernen, zu betrügen und anderen in den Rücken zu fallen; es ist ein Training für die reale Welt. In meinem ersten Jahr hier gab es eine Schlägerei, als zwei Studenten im dritten Jahr bei einem Scheinprozeß-Wettbewerb anfingen, sich gegenseitig anzuschreien. Sie wurden relegiert und dann wieder zugelassen. Die Universität ist auf die Studiengebühren angewiesen.

Es gibt hier einige Leute, die ich nicht ausstehen kann, und ein oder zwei, die ich verabscheue. Ich versuche, wenigstens niemanden zu hassen.

Aber im Augenblick hasse ich den kleinen Klugscheißer, der mir das angetan hat. In dieser Stadt gibt es eine Zeitung, die über alle möglichen juristischen und finanziellen Transaktionen berichtet. Sie heißt *The Daily Report* und enthält neben dem Scheidungsregister und einem Dutzend anderer wichtiger Rubriken auch eine Liste der Konkursanmeldungen des Vortages. Mein Freund oder meine Freunde haben es offenbar für einen besonders netten Zug gehalten, den Abschnitt mit meinem Namen in der gestrigen Ausgabe zu vergrößern und diesen kleinen Leckerbissen über die ganze Fakultät zu verbreiten. Er lautet: »Baylor, Rudy L., Student; Aktiva: 1125 Dollar (unpfändbar); gesicherte Schulden: 285 Dollar bei der Wheels and Deals Finance Company; ungesicherte Schulden: 5136,88 Dollar; anhängige Verfahren: (1) Zwangseintreibung durch Texaco, (2) Zwangsräumung aus The Hampton. Arbeitgeber: Keiner; Anwalt: *Pro se.*«

*Pro se* bedeutet, daß ich mir keinen Anwalt leisten kann und meine Interessen selbst wahrnehme. Der Student, der in der Eingangshalle der Bibliothek die Aufsicht hat, gab mir ein Exemplar, als ich heute morgen das Gebäude betrat, und sagte, er hätte sie überall herumliegen sehen; sogar an den Schwar-

zen Brettern wären sie angeschlagen. Er meinte: »Möchte wissen, wer das komisch findet?«

Ich dankte ihm und rannte in meinen Kellerwinkel, um mich mal wieder zwischen meine Bücherstapel zu vergraben und jedem vertrauten Gesicht möglichst aus dem Weg zu gehen. Wenn die Vorlesungen demnächst abgeschlossen sind, haue ich hier ab, bloß weg von diesen Leuten, die ich allesamt nicht ausstehen kann.

An diesem Morgen habe ich einen Termin bei Professor Smoot; ich komme zehn Minuten zu spät. Es stört ihn nicht. In seinem Büro herrscht das obligatorische Chaos eines Gelehrten, der vor lauter Intelligenz keine Ordnung halten kann. Seine Fliege sitzt schief, sein Lächeln ist echt.

Wir reden zuerst über die Blacks und ihre Streitsache gegen Great Benefit. Ich gebe ihm eine dreiseitige Zusammenfassung des Falles, dazu meine gesammelten scharfsinnigen Schlußfolgerungen und Verfahrensvorschläge. Er geht die Seiten sorgfältig durch, und ich betrachte währenddessen die Papierknäuel unter seinem Schreibtisch. Er ist sehr beeindruckt und sagt das immer und immer wieder. Mein Rat für die Blacks lautet, daß sie sich einen Prozeßanwalt suchen und Great Benefit wegen Verstoßes wider Treu und Glauben verklagen sollen. Smoot stimmt mir uneingeschränkt zu.

Wenn der wüßte. Ich will von Smoot nur den Seminarschein, sonst gar nichts. Anschließend reden wir über Miss Birdie. Ich berichte ihm, daß sie recht wohlhabend ist und ihr Testament ändern möchte. Die Details behalte ich für mich. Ich lege ihm ein fünfseitiges Dokument vor, die revidierte Form des Testaments und Letzten Willens von Miss Birdie. Er überfliegt es schnell und meint, es sähe gut aus, ohne es überhaupt richtig gesehen zu haben. Bei seinem Seminar über die juristischen Probleme älterer Leute gibt es keine Abschlußprüfung, und es brauchen auch keine schriftlichen Arbeiten vorgelegt zu werden. Du brauchst nur regelmäßig zu erscheinen, den Gruftis deinen Besuch abzustatten und hinterher eine nette Kurzzusammenfassung zu jedem Fall abzuliefern, und schon gibt Smoot dir ein A.

Smoot kennt Miss Birdie seit etlichen Jahren. Offensichtlich ist sie schon seit geraumer Zeit die Königin von Cypress Gardens, und er hat sie bei Besuchen mit seinen Studenten jährlich zweimal gesehen. Bisher hat sie noch nie Gebrauch von der kostenlosen juristischen Beratung gemacht, sagt er nachdenklich und zupft an seiner Fliege. Es überrasche ihn sehr, nun zu erfahren, daß sie reich sei.

Wie überrascht er erst wäre, wenn ihm zu Ohren käme, daß sie demnächst meine Hauswirtin sein wird.

Von Smoots Büro aus brauche ich nur um die Ecke zu gehen, um in das von Max Leuberg zu kommen. Er hat in der Bibliothek eine Nachricht für mich hinterlassen, daß er mich sprechen müsse. Max geht von hier weg, wenn das Semester zu Ende ist. Er war für zwei Jahre von Wisconsin beurlaubt, und jetzt ist die Zeit abgelaufen. Wahrscheinlich werde ich Max ein wenig vermissen, wenn wir beide nicht mehr hier sind, aber im Augenblick fällt es mir schwer, wehmütige Gefühle für irgend etwas oder irgend jemanden in dieser Fakultät aufzubringen.

In Max' Büro stapeln sich die Umzugskartons, die den Aufdrucken zufolge sämtlich früher mal zum Transport von Hochprozentigem gedient haben. Er ist beim Packen, und ich habe noch nie ein derartiges Chaos gesehen. Wir schwelgen ein paar peinliche Minuten lang in Erinnerungen, ein verzweifelter Versuch, der Fakultät etwas Erfreuliches abzugewinnen. Ich habe ihn noch nie so niedergeschlagen erlebt. Es sieht fast so aus, als fiele es ihm wirklich schwer, von hier fortzugehen. Er deutet auf einen Stapel Papiere in einem Wild-Turkey-Karton. »Das ist für Sie. Alles neueres Material, das ich in Leistungsverweigerungsfällen verwendet habe. Könnte nützlich für Sie sein.«

Ich bin noch nicht einmal ganz fertig mit dem letzten Pakken Recherchenmaterial, den er mir in die Hand gedrückt hat. »Danke, Max«, sage ich und betrachte den roten Truthahn auf dem Karton.

»Haben Sie die Klage schon eingereicht?« fragt er.

»Äh, nein. Noch nicht.«

»Das müssen Sie aber. Suchen Sie sich einen Anwalt, der

sich mit Prozessen einen guten Namen gemacht hat. Jemanden mit Erfahrung in solchen Fällen. Ich habe eingehend über diesen Fall nachgedacht, und er geht einem an die Nieren. Viel Stoff für die Geschworenen. Ich sehe die aufgebrachte Jury förmlich vor mir, wie sie eine hohe Bestrafung der Versicherung fordern. Jemand muß sich dieses Falls annehmen und die Sache durchziehen.«

Ich ziehe ja schon, wie besessen.

Er springt von seinem Stuhl auf und reckt die Arme. »Bei was für einer Kanzlei werden Sie arbeiten?« fragt er, jetzt auf den Zehenspitzen und mit einer Art Yogadehnung seiner Waden beschäftigt. »Weil das hier nämlich ein großartiger Fall für Sie ist. Ich denke nur nach, wissen Sie. Vielleicht sollten Sie ihn in Ihre Firma einbringen, jemanden dort unterschreiben lassen und dann die Knochenarbeit selbst erledigen. Bestimmt gibt es dort jemanden mit Prozeßerfahrung. Sie können mich anrufen, wenn Sie wollen. Ich bin den ganzen Sommer über in Detroit und arbeite an einem Mega-Fall gegen Allstate, aber die Sache interessiert mich, okay? Ich glaube, das könnte eine ganz große Sache werden, eine Grundsatzentscheidung. Ich würde zu gern erleben, wie Sie diese Kerle in die Pfanne hauen.«

»Was hat Allstate denn angestellt?« frage ich, um vom Thema Firma abzulenken.

Sein Gesicht verzieht sich zu einem breiten Grinsen, und er verschränkt die Hände über dem Kopf. Er kann es einfach nicht fassen. »Unglaublich«, sagt er, dann stürzt er sich in einen weitschweifigen Bericht über ein wahres Prachtexemplar von einem Rechtsstreit. Ich wünschte, ich hätte nicht gefragt.

Meine begrenzten Erfahrungen im Umgang mit Anwälten haben mich gelehrt, daß sie alle an derselben Krankheit leiden. Eine ihrer widerwärtigsten Angewohnheiten ist das Erzählen von Kriegsgeschichten. Wenn sie einen großen Prozeß hinter sich haben, wollen sie, daß man das auch erfährt. Wenn sie mit einem großen Fall beschäftigt sind, der sie zweifellos reich machen wird, müssen sie die gute Nachricht unbedingt mit Gleichgesinnten teilen. Max ist so erfüllt von Visionen, wie er Allstate in den Konkurs treiben wird, daß er nachts nicht schlafen kann.

»Auf jeden Fall«, sagt er, in die Realität zurückkehrend, »kann ich Ihnen bei dieser Sache behilflich sein. Ich komme im Herbst nicht zurück, aber Sie finden meine Adresse und meine Telefonnummer in dem Karton. Rufen Sie an, wenn Sie mich brauchen.«

Ich hebe den Wild-Turkey-Karton auf. Er ist schwer, und der Boden sackt durch. »Danke«, sage ich. »Das ist wirklich nett von Ihnen.«

»Ich möchte helfen, Rudy. Glauben Sie mir, es gibt nichts Aufregenderes, als eine Versicherungsgesellschaft fertigzumachen.«

»Ich werde mein Bestes tun. Danke.«

Das Telefon klingelt, und er stürzt sich darauf. Meinen schweren Karton unter dem Arm, verlasse ich sein Büro.

Miss Birdie und ich schließen einen seltsamen Handel ab. Sie ist nicht sonderlich gut im Verhandeln und natürlich auf das Geld nicht angewiesen. Ich bringe sie auf hundertfünfzig Dollar herunter, Nebenkosten eingeschlossen. Außerdem stellt sie mir genügend Möbel zur Verfügung, um die vier Räume einzurichten.

Als eine Art zusätzliche Mietzahlung erkläre ich mich bereit, ihr auf dem Grundstück zu helfen, vor allem bei der Gartenarbeit. Ich werde den Rasen mähen; auf diese Weise spart sie wöchentlich dreißig Dollar. Ich werde die Hecken beschneiden, Laub zusammenharken, das übliche. Es gab auch vage Andeutungen über Unkrautjäten, aber die habe ich nicht ernst genommen.

Für mich ist es ein guter Handel, und ich bin stolz auf meine Geschäftstüchtigkeit. Die Wohnung ist mindestens dreihundertfünfzig im Monat wert, also habe ich zweihundert Dollar Bargeld gespart. Ich stelle mir vor, daß ich ungefähr fünf Stunden pro Woche für sie arbeiten werde; das macht zwanzig Stunden im Monat. Nicht schlecht unter den gegebenen Umständen. Nachdem sich mein Leben drei Jahre lang vorwiegend in Bibliotheken abgespielt hat, brauche ich frische Luft und körperliche Betätigung. Niemand wird erfahren, daß ich jetzt ein Hilfsgärtner bin, und außerdem bleibe ich auf diese

Weise ständig in der Nähe von Miss Birdie, meiner Mandantin.

Es ist eine mündliche Vereinbarung, von Monat zu Monat; wenn es nicht funktioniert, kann ich jederzeit wieder ausziehen.

Vor nicht allzu langer Zeit habe ich mir ein paar hübsche Wohnungen angesehen, angemessen für einen aufstrebenden Anwalt. Sie verlangten siebenhundert im Monat für zwei Zimmer, knapp neunzig Quadratmeter. Und ich war durchaus willens, das zu bezahlen. Es hat sich viel geändert.

Jetzt ziehe ich in ein spartanisches Etablissement, von Miss Birdie eingerichtet und dann zehn Jahre vernachlässigt. Es hat ein bescheidenes Wohnzimmer mit orangefarbenem, grob genopptem Teppichboden und blaßgrünen Wänden. Außerdem ein Schlafzimmer, eine schmale, mit dem Nötigsten ausgestattete Küche und eine separate Ecke. Sämtliche Wände sind abgeschrägt, und zwar in jedem Zimmer, was meinem kleinen Dachboden eine etwas beengende Atmosphäre verleiht.

Für mich ist er perfekt. Solange Miss Birdie Abstand hält, ist alles in bester Ordnung. Ich mußte ihr versprechen, daß es weder wilde Parties geben würde noch laute Musik, leichte Mädchen, Schnaps, Drogen, Hunde oder Katzen. Sie hat eigenhändig die Wohnung saubergemacht, die Fußböden und Wände gefegt und soviel Gerumpel herausgeholt, wie sie konnte. Sie wich mir buchstäblich nicht von der Seite, als ich meine bescheidene Habe die Treppe hinaufschleppte. Ich bin sicher, daß ich ihr leid getan habe.

Zum Auspacken bekam ich gar nicht erst eine Chance. Kaum daß ich den letzten Karton nach oben befördert hatte, bestand sie darauf, auf der Terrasse eine Tasse Kaffee mit mir zu trinken.

Wir saßen ungefähr zehn Minuten auf der Terrasse, gerade lange genug, daß ich nicht mehr allzusehr schwitzte, da erklärte sie auch schon, jetzt sei es aber Zeit, daß wir uns an die Blumenbeete machten. Ich jätete Unkraut, bis ich einen Krampf im Rücken hatte. Ein paar Minuten lang machte sie selber mit, dann stand sie nur noch hinter mir und erteilte Anweisungen.

Ich kann der Gartenarbeit nur entkommen, indem ich mich zu Yogi's in Sicherheit bringe. Heute bin ich für die Bar eingeteilt, und zwar, bis wir schließen. Also irgendwann nach ein Uhr nachts.

Der Laden ist voll heute abend, und zu meinem großen Ärger sitzt eine ganze Horde meiner Kommilitonen an zwei langen Ecktischen im vorderen Teil des Lokals. Es ist das letzte Treffen einer der verschiedenen Verbindungen von Jurastudenten, einer, die mich nicht zum Beitritt aufgefordert hat. Sie nennt sich The Barristers und setzt sich größtenteils aus Typen zusammen, die für die Juristenzeitschrift arbeiten, ungeheuer wichtige Studenten also, die sich selbst viel zu ernst nehmen. Sie tun geheimnisvoll und versuchen sich den Anschein von Exklusivität zu geben. Zu ihren obskuren Initiationsriten gehören zum Beispiel das Deklamieren von lateinischen Sprüchen und andere Albernheiten in der Art. Fast alle haben Stellungen bei großen Kanzleien oder Bundesgerichten gefunden. Zwei sind bei der Steuerschule in New York angenommen worden. Eine aufgeblasene Clique.

Ich zapfe einen Krug Bier nach dem anderen, und sie werden schnell betrunken. Der lauteste ist ein Frettchen namens Jacob Staples, ein vielversprechender junger Anwalt, der vor drei Jahren mit dem Jurastudium begonnen hat und schon jetzt eine Menge schmutziger Tricks beherrscht. Staples hat mehr Möglichkeiten zum Mogeln gefunden als irgend jemand sonst in der Geschichte dieser Fakultät. Er hat Examensfragen gestohlen, Nachschlagewerke versteckt, unsere Ausarbeitungen geklaut und Professoren belogen, um einen Aufschub für seine Seminararbeiten und Kurzreferate zu bekommen. Bald wird er eine Million Dollar jährlich verdienen. Ich vermute, daß Staples derjenige war, der den mich betreffenden Text aus dem *Daily Report* kopiert und die ganze Fakultät damit bepflasterst hat. Zuzutrauen wäre es ihm.

Obwohl ich versuche, gar nicht auf sie zu achten, fange ich gelegentlich einen starrenden Blick ein. Mehrmals dringt das Wort »Offenbarungseid« zu mir herüber.

Aber ich widme mich meiner Arbeit und trinke hin und wieder einen Schluck Bier aus einem Kaffeebecher. Prince sitzt

in der gegenüberliegenden Ecke, sieht fern und behält die Baristers im Auge. Heute abend sieht er sich ein Windhundrennen in Florida an und wettet auf jeden Lauf. Sein Wett- und Trinkkumpan ist diesmal sein Anwalt, Bruiser Stone, ein ungeheuer dicker und breiter Mann mit langem, dichtem grauen Haar und herunterhängendem Spitzbart. Er bringt mindestens hundertachtzig Kilo auf die Waage, und zusammen sehen die beiden aus wie zwei Bären, die auf Felsbrocken sitzen und Erdnüsse mampfen.

Bruiser Stone ist ein Anwalt von höchst fragwürdigem Ruf. Er und Prince kennen sich schon sehr lange, sie sind alte High-School-Freunde aus South Memphis, und sie haben eine Menge dunkle Geschäfte zusammen gemacht. Sie zählen ihr Geld, wenn niemand dabei ist. Sie bestechen Politiker und Polizisten. Prince erledigt die Geschäfte, Bruiser besorgt das Denken. Und wenn Prince erwischt wird, erscheint Bruiser sofort auf jeder Titelseite und lamentiert über Ungerechtigkeiten. Auch im Gerichtssaal ist Bruiser sehr erfolgreich, in erster Linie deshalb, weil er, wie man sich erzählt, Geschworenen beträchtliche Summen Bargeld zukommen läßt. Prince braucht keine Angst davor zu haben, daß er irgendwann mal schuldig gesprochen wird.

Bruiser beschäftigt vier oder fünf Anwälte in seiner Kanzlei. Ich kann mir die Tiefe der Verzweiflung nicht ausmalen, die mich zwingen könnte, ihn um einen Job zu bitten. Im Gegen teil. Ich kann mir nichts Schlimmeres vorstellen, als den Leuten sagen zu müssen, daß ich für Bruiser Stone arbeite.

Prince könnte es für mich arrangieren. Er würde mir liebend gern diesen Gefallen tun, nur um zu beweisen, wieviel Einfluß er hat.

Ich kann einfach nicht glauben, daß ich auch nur daran denke.

## 10

Unter dem Druck von uns vieren gibt Smoot nach und sagt, wir könnten auch allein nach Cypress Gardens zurückkehren, ohne unbedingt als Gruppe dort aufzukreuzen und noch so ein Mittagessen über uns ergehen zu lassen. Booker und ich schleichen uns eines Tages während »America the Beautiful« hinein und setzen uns an einen Tisch in der letzten Reihe, während Miss Birdie einen Vortrag über Vitamine und körperliche Bewegung hält. Schließlich entdeckt sie uns und besteht darauf, daß wir aufs Podium kommen, damit sie uns den Leuten vorstellen kann.

Nach dem Ende des Programms verzieht Booker sich mit seinen Mandanten in eine ferne Ecke, um ihnen Ratschläge zu erteilen, die sonst niemand hören soll. Da ich schon bei Dot war und Miss Birdie und ich bereits Stunden mit Diskussionen über ihr Testament zugebracht haben, bleibt für mich nicht mehr viel zu tun. Mr. DeWayne Deweese, mein dritter Mandant beim ersten Besuch, liegt im Krankenhaus, und ich habe ihm per Post eine völlig nutzlose Zusammenfassung meiner Vorschläge für seinen kleinen Privatkrieg mit der Veteranenversorgungsbehörde geschickt.

Miss Birdies Testament ist unvollständig und noch nicht unterschrieben. In den letzten Tagen war sie deswegen ziemlich gereizt. Ich bin nicht sicher, ob sie es tatsächlich ändern will. Sie sagt, sie hätte nichts mehr von Reverend Kenneth Chandler gehört; deshalb würde sie ihm ihr Vermögen vielleicht *doch* nicht hinterlassen. Ich habe versucht, sie in diesem Entschluß zu bestärken.

Wir hatten ein paar Unterhaltungen über ihr Geld. Es macht ihr Spaß zu warten, bis ich bis über beide Ohren in Mulch und Blumenerde stecke, während mir der Schweiß von der Nase trieft, der feuchte Torf überall klebt und sie jede meiner Bewegungen genau verfolgt, um dann plötzlich eine völlig abwegige Frage zu stellen wie: »Kann Delberts Frau mein Testament

anfechten, wenn ich ihm nichts vermahe?« oder: »Weshalb kann ich das Geld nicht einfach gleich weggeben?«

Dann halte ich inne, komme unter den Blumen hervor, wische mir das Gesicht ab und versuche, mir eine intelligente Antwort einfallen zu lassen. In der Regel hat sie bis dahin das Thema gewechselt und will wissen, weshalb die Azaleen da drüben nicht richtig wachsen.

Ich habe das Thema mehrere Male beim Kaffee zur Sprache gebracht, aber sie wurde jedesmal nervös und reizbar. Sie hegt einen gesunden Argwohn gegen Anwälte.

Es ist mir gelungen, ein paar Fakten zu verifizieren. Sie war in der Tat ein zweites Mal verheiratet, mit einem Mr. Anthony Murdine. Ihre Ehe dauerte ungefähr fünf Jahre, bis er vor vier Jahren in Atlanta starb. Allem Anschein nach hinterließ Mr. Murdine ein umfangreiches Vermögen, und offensichtlich gab es darüber beträchtliche Streitigkeiten, denn das Gericht in De Kalb County, Georgia, ordnete die Versiegelung der Akte an. Weiter bin ich nicht gekommen. Ich habe vor, mit einigen der Anwälte zu sprechen, die mit dem Nachlaß zu tun hatten.

Miss Birdie möchte mit mir reden, eine richtiggehende Befprechung, damit sie sich wichtig fühlen kann vor ihren Leutchen. Wir sitzen an einem Tisch in der Nähe des Klaviers, weit weg von den anderen, und stecken die Köpfe zusammen. Man könnte meinen, wir hätten uns seit einem Monat nicht mehr gesehen.

»Ich muß wissen, was ich mit Ihrem Testament anfangen soll, Miss Birdie«, sage ich. »Und bevor ich es aufsetzen kann, muß ich ein bißchen mehr über das Geld wissen.«

Sie wirft hektische Blicke um sich, als hörten alle zu. In Wirklichkeit könnten die meisten dieser armen Seelen uns nicht einmal hören, wenn wir uns gegenseitig anschreien würden. Sie beugt sich vor und haucht hinter vorgehaltener Hand: »Nichts davon steckt in Immobilien, okay? Termingeld, Investmentfonds, Kommunalobligationen.«

Ich bin verblüfft, wie sie diese Begriffe herunterrattert, als wären sie ihr bestens vertraut. Das Geld muß tatsächlich vorhanden sein.

»Wer kümmert sich darum?« frage ich. Die Frage ist unnö-

tig. Für das Testament spielt es keine Rolle, wer ihr Geld verwaltet. Es ist pure Neugierde, die mich treibt.

»Eine Firma in Atlanta.«

»Eine Anwaltsfirma?« frage ich bestürzt.

»Oh, nein. Anwälten würde ich es nicht anvertrauen. Eine Treuhandgesellschaft. Das ganze Geld wird treuhänderisch verwaltet. Ich bekomme die Zinsen, bis ich sterbe, dann kann ich es jemandem hinterlassen. So hat es der Richter bestimmt.«

»Wie hoch ist das Einkommen aus den Zinsen?« frage ich, völlig außer Kontrolle geraten.

»Also, das geht Sie nun wirklich nichts an, Rudy.«

Nein, das tut es nicht. Ich habe einen Klaps auf die Hand bekommen, aber in bester Anwaltstradition versuche ich, mir den Rücken zu decken. »Nun, es könnte wichtig sein. Aus steuerlichen Gründen.«

»Ich habe Sie nicht gebeten, sich um meine Steuern zu kümmern, oder? Dafür habe ich einen Steuerberater. Ich habe Sie lediglich gebeten, mein Testament zu ändern, aber allmählich habe ich doch den Eindruck, daß es Ihnen über den Kopf wächst.«

Bosco kommt ans andere Ende des Tisches und grinst uns an. Er hat kaum noch Zähne im Mund. Sie fordert ihn höflich auf, zu verschwinden und ein paar Minuten Parcheesi zu spielen. Sie geht erstaunlich sanft und freundlich um mit diesen Leuten.

»Ich setze Ihr Testament so auf, wie Sie es haben wollen, Miss Birdie«, sage ich ernst. »Aber Sie müssen sich entscheiden, was Sie wollen.«

Sie setzt sich gerade hin, atmet dramatisch aus und preßt ihr Gebiß zusammen. »Lassen Sie mich darüber nachdenken.«

»Okay. Aber vergessen Sie eines nicht. In Ihrem jetzigen Testament stehen viele Dinge, die Ihnen nicht gefallen. Falls Ihnen etwas zustoßen sollte, dann ...«

»Ich weiß, ich weiß«, unterbricht sie mich und fuchtelt mit den Händen. »Sie brauchen mir keinen Vortrag zu halten. Ich habe in den letzten zwanzig Jahren zwanzig Testamente aufgesetzt. Ich weiß Bescheid.«

Bosco weint drüben in der Nähe der Küche, und sie rennt

los, um ihn zu trösten. Booker ist Gott sei Dank mit seinen Konsultationen fertig. Sein letzter Mandant ist der alte Mann, mit dem er bei unserem ersten Besuch soviel Zeit verbracht hat. Es ist offensichtlich, daß der alte Bursche nicht sonderlich glücklich ist über Bookers Beurteilung seiner Bredouille, und ich höre, wie Booker bei dem Versuch, endlich wegzukommen, sagt: »Hören Sie, es ist umsonst. Was erwarten Sie eigentlich?«

Wir verabschieden uns von Miss Birdie und verziehen uns eilig. Die juristischen Probleme alter Leute sind nun Geschichte. In ein paar Tagen ist Schluß mit den Vorlesungen und Seminaren.

Nachdem wir drei Jahre lang das Jurastudium gehaßt haben, steht uns nun plötzlich die Befreiung bevor. Ich habe einmal einen Anwalt sagen hören, daß es ein paar Jahre dauert, bis die Qualen und das Elend des Studiums vergessen sind und man, wie bei den meisten Dingen im Leben, nur noch schöne Erinnerungen hat. Er wirkte regelrecht melancholisch, als er von seiner herrlichen Studentenzeit schwärmte.

Ich kann mir den Moment in meinem Leben nicht vorstellen, an dem ich auf die vergangenen drei Jahre zurückblicke und erkläre, daß sie trotz allem schön waren. Vielleicht bin ich eines Tages imstande, ein paar nette kleine Erinnerungen auszugraben an Zeiten, die ich mit Freunden verbracht habe, in denen ich mit Booker unterwegs war oder im Yogi's an der Bar bedient habe, oder an andere Dinge und Ereignisse, die mir im Moment nicht einfallen. Und ich bin sicher, daß Booker und ich lachen werden über diese netten Alten hier in Cypress Gardens und das Vertrauen, das sie in uns gesetzt haben.

Eines Tages mag es spaßig sein.

Ich schlage vor, daß wir bei Yogi's ein Bier trinken. Auf meine Kosten. Es ist zwei Uhr, und es regnet, genau das richtige, um sich an einen Tisch zu setzen und einen Nachmittag zu vertrödeln.

Booker würde wirklich gern mitkommen, aber er muß in einer Stunde im Büro sein. Marvin Shankle hat ihm einen Fall zur Bearbeitung übergeben, der am Montagmorgen vor Gericht verhandelt werden soll. Er wird das ganze Wochenende in der Bibliothek verbringen müssen.

Shankle arbeitet sieben Tage die Woche. Seine Kanzlei hat bei einem großen Teil der Bürgerrechtsprozesse in Memphis Pionierarbeit geleistet, und jetzt zahlt sich das aus. Er beschäftigt zweiundzwanzig Anwälte, ausschließlich Schwarze, die Hälfte davon weiblich, die alle versuchen, das brutale Arbeitspensum zu bewältigen, das Marvin Shankle verlangt. Die Sekretärinnen arbeiten in Schichten, so daß vierundzwanzig Stunden am Tag immer mindestens drei verfügbar sind. Shankle ist Bookers Idol, und ich weiß: Binnen weniger Wochen wird auch er sonntags arbeiten.

Ich komme mir vor wie ein Bankräuber, der in den Vororten herumfährt, die Filialen ausspioniert und sich überlegt, welche am leichtesten zu überfallen ist. Die Kanzlei, nach der ich suche, finde ich in einem modernen, vierstöckigen Gebäude aus Glas und Stein. Sie liegt in Ost-Memphis, an einer vielbefahrenen Straße, die nach Westen in Richtung Innenstadt und zum Fluß verläuft. Hier haben sich die Weißen niedergelassen, die aus anderen Stadtteilen vor den Schwarzen geflüchtet sind.

In der Kanzlei arbeiten vier Anwälte, alle Mitte Dreißig, alle Absolventen der Memphis State. Ich habe gehört, daß sie Studienfreunde waren und für große Firmen in der Stadt arbeiteten, bis sie den ständigen Druck satt hatten und dann hier wieder zusammenkamen, um eine geruhiger Kanzlei zu eröffnen. Ich habe ihre Anzeige in den Gelben Seiten gesehen, ganzseitig; Gerüchten zufolge kostet so eine Anzeige viertausend im Monat. Sie machen alles, von Scheidungen über Kaufverträge bis hin zu Grundbuchsachen, aber natürlich verkündete der fetteste Druck in ihrer Anzeige ihre Erfahrung auf dem Gebiet von PERSONENSCHÄDEN.

Einerlei, was ein Anwalt wirklich tut – in den allermeisten Fällen wird er behaupten, daß er sich auf dem Gebiet der Personenschäden allerbestens auskennt. Denn für die überwiegende Mehrheit der Anwälte, die keine Mandanten haben, denen sie ihre Arbeit stundenweise berechnen können, besteht die einzige Hoffnung auf großes Geld darin, Leute zu vertreten, die verletzt wurden oder ums Leben gekommen sind. In

den meisten Fällen ist es leicht verdientes Geld. Nehmen wir einen Mann, der bei einem Autounfall verletzt wurde; Schuld hat der andere Fahrer, der versichert ist. Der Verletzte liegt eine Woche im Krankenhaus, mit gebrochenem Bein, bekommt keinen Lohn. Wenn der Anwalt es schafft, vor dem Schadensregulierer der Versicherung bei ihm zu sein, kommt es vielleicht zu einem Vergleich über fünfzigtausend Dollar. Der Anwalt verbringt ein bißchen Zeit mit Papierkram, muß aber wahrscheinlich nicht einmal Klage einreichen. Er investiert maximal dreißig Stunden Arbeit und kassiert ein Honorar um die fünfzehntausend. Das sind fünfhundert Dollar pro Stunde.

Großartige Arbeit, wenn man sie bekommen kann. Deshalb schreit fast jeder Anwalt auf den Gelben Seiten nach Unfallopfern. Erfahrung vor Gericht ist nicht erforderlich, neunundneunzig Prozent der Fälle enden mit einem Vergleich. Die einzige Kunst besteht darin, die Leute dazu zu bringen, daß sie einem den Fall übertragen.

Mir ist egal, wie sie inserieren. Mir geht es nur darum, ob ich ihnen eine Stelle abschwatzen kann oder nicht. Ein paar Minuten bleibe ich in meinem Wagen sitzen, während der Regen auf die Windschutzscheibe prasselt. Ich würde mich lieber auspeitschen lassen, als in das Büro zu gehen, die Frau am Empfang anzulächeln, auf sie einzureden wie ein Hausierer und meine neueste Masche auszuprobieren, um an ihr vorbeizukommen und mit einem ihrer Bosse zu sprechen.

Ich kann einfach nicht glauben, was ich hier tue.

Unter dem Vorwand, ich hätte ein paar Vorstellungsgespräche bei verschiedenen Anwaltskanzleien, gehe ich nicht zur Abschlußfeier. Vielversprechende Gespräche, versichere ich Booker, aber ihm kann ich nichts vormachen. Booker weiß, daß ich nur von Tür zu Tür gehe und meine Bewerbungsunterlagen über die Stadt verteile wie Konfetti.

Booker ist der einzige Mensch, dem etwas daran liegt, daß ich mich in Talar und Barett werfe und an den Lustbarkeiten teilnehme. Er ist enttäuscht, daß ich nicht dabei bin. Meine Mutter und Hank kampieren irgendwo in Maine und schauen zu, wie die Bäume grün werden. Ich habe vor ungefähr einem Monat mit ihr telefoniert, und sie hat keine Ahnung, wann ich mit dem Studium fertig sein werde.

Ich habe gehört, daß die Zeremonie ziemlich öde ist. Unmengen von Reden von langatmigen alten Richtern, die die Abgänger beschwören, die Juristerei zu lieben, sie als ehrenhafte Profession zu betreiben, die man achten muß wie eine eifersüchtige Geliebte, und das Ansehen wiederherzustellen, dem unsere Vorgänger mit ihren Missetaten so sehr geschadet haben. Ad nauseam. Da sitze ich lieber im Yogi's und sehe zu, wie Prince auf Ziegenrennen wettet.

Booker wird dabeisein, mit seiner ganzen Familie: Charlene und die Kinder, seine Eltern, ihre Eltern, mehrere Großeltern, Tanten, Onkel, Cousins. Der Kane-Clan wird eine Menge Platz einnehmen. Es wird massenhaft Tränen und Fotos geben. Er war in seiner Familie der erste, der das College besuchte, und die Tatsache, daß er jetzt sein Jurastudium abschließt, macht sie ungeheuer stolz. Ich bin versucht, mich im Publikum zu verstecken, nur um seine Eltern zu beobachten, wenn er sein Diplom erhält. Ich würde wahrscheinlich mit ihnen weinen.

Ich weiß nicht, ob Sara Plankmores Angehörige an den Feierlichkeiten teilnehmen werden, aber dieses Risiko gehe ich nicht ein. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, sie sehen zu

müssen, wie sie in die Kameras lächelt, während ihr Verlobter, S. Todd Wilcox, sie in die Arme nimmt. Sie wird einen weiten Talar tragen, so daß man nicht feststellen kann, ob es schon zu sehen ist. Aber ich würde trotzdem darauf starren. Selbst wenn ich mir alle Mühe gäbe, würde ich es nicht schaffen, meinen Blick von ihrem Bauch abzuwenden.

Es ist das beste, wenn ich der Zeremonie fernbleibe. Madeline Skinner hat mir vor zwei Tagen gestanden, daß sämtliche anderen Studienabgänger einen Job gefunden haben. Viele mußten sich mit weniger begnügen, als sie eigentlich wollten. Mindestens fünfzehn haben sich selbstständig gemacht, kleine Büros eröffnet und sich einsatzbereit erklärt. Sie haben sich Geld von Eltern und Onkeln geliehen und kleine Zimmer mit billigen Möbeln gemietet. Madeline hat die Statistik. Sie weiß von jedem, wo er abgeblieben ist. Nicht auszudenken, daß ich dasitze in meinem schwarzen Talar und Barett, mitten zwischen hundertzwanzig Kommilitonen, die allesamt wissen, daß ich, Rudy Baylor, als einziger bisher noch keinen Job gefunden habe. Ich könnte ebensogut einen rosa Talar mit Neonbeleuchtung am Barett tragen. Vergessen wir's.

Mein Diplom habe ich gestern abgeholt.

Die Abschlußzeremonie beginnt um zwei Uhr, und genau zu dieser Zeit betrete ich die Kanzlei von Jonathan Lake. Das wird ein Wiederholungsauftritt, mein erster. Ich war bereits vor einem Monat hier und habe der Empfangsdame bescheiden meine Mappe ausgehändigt. Dieser Besuch wird anders verlaufen. Jetzt habe ich einen Plan.

Ich habe ein paar Recherchen angestellt über die Kanzlei Lake, wie sie allgemein genannt wird. Da Mr. Lake nichts davon hält, sein Geld mit anderen Leuten zu teilen, hat er keine Partner. Er beschäftigt zwölf Anwälte, von denen sieben Prozeßanwälte sind und die anderen fünf jüngere Feld-Wald- und-Wiesen-Anwälte. Die sieben Prozeßanwälte sind Advokaten mit reicher Gerichtserfahrung. Jeder von ihnen hat eine Sekretärin und einen Anwaltsgehilfen, und sogar der Anwaltsgehilfe hat eine Sekretärin. Das wird als Prozeßteam bezeichnet. Jedes Prozeßteam arbeitet unabhängig von den an-

deren, und Jonathan Lake erscheint nur gelegentlich auf der Bildfläche und gibt seinen Senf dazu. Er nimmt sich die Fälle, die er haben will, in der Regel die mit der vielversprechendsten Aussicht auf aufsehenerregende Urteile. Er klagt besonders gern gegen Gynäkologen wegen Entbindungsfehlern und hat erst kürzlich bei einem Asbest-Prozeß ein Vermögen verdient.

Jeder Prozeßanwalt ist für seine Mitarbeiter zuständig, kann einstellen und entlassen und muß außerdem zusehen, daß er ständig neue Fälle an Land zieht. Ich habe gehört, daß fast achtzig Prozent der Arbeit der Kanzlei auf Hinweisen von anderen Anwälten, Journalisten und Grundstücksmaklern basiert, die gelegentlich über einen verletzten Kunden stolpern. Das Einkommen der Prozeßanwälte in dieser Firma hängt unter anderem davon ab, wie viele neue Fälle sie anschleppen.

Barry X. Lancaster ist ein aufgehender junger Stern in der Kanzlei, ein frisch gesalbter Prozeßanwalt, der vorige Weihnachten einem Arzt in Arkansas zwei Millionen abgeknöpft hat. Er ist vierunddreißig, geschieden, lebt in seinem Büro, hat an der Memphis State Jura studiert. Ich habe meine Hausaufgaben gemacht. Außerdem sucht er einen Anwaltsgehilfen. Ich habe die Anzeige in *The Daily Record* gesehen. Wenn ich schon nicht als Anwalt anfangen kann – was spricht dagegen, daß ich es erst mal als Anwaltsgehilfe versuche? Später einmal, wenn ich erst ein erfolgreicher Mann bin und selber eine große Kanzlei besitze, wird das eine prächtige Story abgeben: Der junge Rudy konnte keinen anständigen Job bekommen, also hat er im Postzimmer von Jonathan Lake angefangen. Und seht ihn euch jetzt an.

Ich habe um zwei Uhr einen Termin bei Barry X. Die Empfangsdame mustert mich argwöhnisch, dann schluckt sie es. Ich bezweifle, daß sie mich von meinem ersten Besuch hier wiedererkennt. Seither sind tausend Leute gekommen und gegangen. Ich verstecke mich hinter einer Zeitschrift auf einem Ledersofa und bewundere die Perserteppiche, den Dielenfußboden und die freiliegenden dicken Balken über meinem Kopf. Lakes Kanzlei befindet sich in einem alten Lagerhaus in der Nähe des Ärzte- und Krankenhausviertels von Memphis.

Angeblich hat er drei Millionen Dollar ausgegeben für die Restaurierung und Ausschmückung dieses Denkmals für sich selbst. Ich habe Fotos davon in zwei verschiedenen Zeitschriften gesehen.

Nur Minuten später werde ich von einer Sekretärin durch ein Labyrinth von Fluren und Treppen in ein Büro in einem der oberen Stockwerke geführt. Darunter liegt eine offene Bibliothek ohne Wände oder andere Abgrenzungen, nur Reihen um Reihen von Büchern. Ein einsamer Gelehrter sitzt an einem langen Tisch, umgeben von Stapeln von Abhandlungen, versunken in eine Flut einander widersprechender Theorien.

Das Büro von Barry X. ist lang und schmal, mit Ziegelsteinwänden und knarrendem Fußboden. Es ist mit Antiquitäten und anderen dekorativen Gegenständen geschmückt. Wir reichen uns die Hand und setzen uns. Er ist schlank und fit, und ich erinnere mich, daß ich in dem Zeitschriftenartikel auch Fotos von der Turnhalle gesehen habe, die Mr. Lake für seine Mitarbeiter eingerichtet hat. Außerdem gibt es hier eine Sauna und ein Dampfbad.

Barry ist sehr beschäftigt, zweifellos muß er gleich zu einer Strategiebesprechung mit seinem Prozeßteam, zur Vorbereitung einer wichtigen Verhandlung. Sein Telefon steht so, daß ich das hektische Blinken der Leuchtanzeigen sehen kann. Seine Hände sind ganz ruhig, aber er bringt es nicht fertig, nicht auf die Uhr zu sehen.

»Erzählen Sie mir von Ihrem Fall«, sagt er nach ein paar einleitenden Worten. »Etwas über einen abgelehnten Versicherungsanspruch.« Er ist schon jetzt argwöhnisch, weil ich Jakett und Krawatte trage und nicht aussehe wie der Durchschnittsmandant.

»Nun, in Wirklichkeit bin ich wegen eines Jobs hier«, sage ich kühn. Alles, was er tun kann, ist, mich zum Gehen aufzufordern. Was habe ich schon zu verlieren?

Er verzichtet das Gesicht und greift nach einem Blatt Papier. Die verdammte Sekretärin hat wieder Mist gebaut.

»Ich habe Ihre Anzeige wegen eines Anwaltsgehilfen im *Daily Record* gesehen.«

»Sie sind also Anwaltsgehilfe?« fährt er mich an.

»Ich könnte einer sein.«

»Was zum Teufel soll das bedeuten?«

»Ich habe drei Jahre Jura studiert.«

Er mustert mich ungefähr fünf Sekunden, dann schüttelt er den Kopf, schaut auf die Uhr. »Ich bin wirklich sehr beschäftigt. Meine Sekretärin wird Ihre Bewerbung entgegennehmen.«

Ich springe plötzlich auf und beuge mich über seinen Schreibtisch. »Hören Sie, ich mache Ihnen ein Angebot«, sage ich dramatisch, als er verblüfft aufschaut. Dann stürme ich durch meine Standardroutine, wie intelligent und motiviert ich bin und im oberen Drittel meines Jahrgangs, und wie ich einen Job bei Broadnax and Speer hatte und einfach auf die Straße gesetzt wurde. Ich schieße aus allen Rohren. Tinley Britt, mein Haß auf große Firmen. Meine Arbeit ist billig zu haben. Ich tue alles, um nur ins Geschäft zu kommen. Brauche wirklich einen Job, Mister. Ich rede ununterbrochen ungefähr ein oder zwei Minuten lang, dann setze ich mich wieder hin.

Er brütet ein wenig vor sich hin, kaut an einem Fingernagel. Ich kann wirklich nicht sagen, ob er wütend ist oder begeistert.

»Wissen Sie, was mich ankotzt?« sagt er schließlich, offensichtlich alles andere als begeistert.

»Ja klar, Typen wie ich, die die Leute im Vorzimmer anlügen, damit sie hier hereinkommen und sich um einen Job bewerben können. Das genau ist es, was Sie ankotzt. Ich mache Ihnen keinen Vorwurf daraus. Mich würde es auch ankotzen, aber ich würde darüber hinwegkommen, ich würde sagen, sieh mal, dieser Kerl ist ein angehender Anwalt, aber anstatt ihm vierzigtausend zu zahlen, kann ich ihn anstellen und die Knochenarbeit machen lassen für, sagen wir, vierundzwanzigtausend.«

»Einundzwanzigtausend.«

»Wäre mir auch recht«, sage ich. »Mit einundzwanzigtausend fange ich morgen noch an. Ich arbeite ein ganzes Jahr lang für einundzwanzigtausend und ich verspreche, zwölf Monate hierzubleiben, ob ich das Anwaltsexamen bestehe oder nicht. Ich werde zwölf Monate lang sechzig, siebzig Stun-

den die Woche arbeiten. Kein Urlaub. Sie haben mein Wort. Wo soll ich unterschreiben?«

»Wir verlangen fünf Jahre Erfahrung, bevor wir uns einen Anwaltsgehilfen auch nur ansehen. Hier wird eine Menge verlangt.«

»Ich leme schnell. Vorigen Sommer habe ich in einer Kanzlei in der Innenstadt gearbeitet, lauter Streitsachen.«

Im Grunde ist das, was ich da tue, nicht ganz fair, und er hat es sich gerade zusammengereimt. Ich bin mit geladenen Rohren hier hereinmarschiert und habe ihn einfach überfallen. Und offensichtlich tue ich so was nicht zum ersten Mal, denn ich habe auf alles, was er sagt, sofort eine Antwort parat.

Nicht, daß er mir leid täte. Wenn er will, kann er mich ja jederzeit rauswerfen.

»Ich werde mit Mr. Lake darüber sprechen«, sagt er scheinbar nachgiebig. »Er hat ziemlich strenge Grundsätze, was Neueinstellungen betrifft. Ich bin nicht befugt, einen Anwaltsgehilfen einzustellen, der unseren Anforderungen nicht entspricht.«

»Klar«, sage ich betrübt. Also wieder ein Tritt in den Hintern. Darin bin ich mittlerweile beinahe Experte. Ich weiß inzwischen, daß Anwälte, ganz gleich, wie beschäftigt sie gerade sein mögen, frisch Graduierten, die keine Arbeit finden können, immer eine gewisse Sympathie entgegenbringen. Eine sehr begrenzte Sympathie.

»Vielleicht sagt er ja, und wenn er das tut, dann haben Sie den Job.« Er sagt das nur, um meinen Sturz ein wenig abzufedern.

»Da ist noch etwas«, sage ich, wieder zum Angriff übergehend. »Ich habe nämlich einen Fall. Einen sehr guten.«

Das macht ihn in höchstem Grade mißtrauisch. »Was für eine Art von Fall?« fragt er.

»Versicherungssache. Böswillige Leistungsverweigerung.«

»Sie sind der Geschädigte?«

»Nein. Ich bin der Anwalt. Ich bin sozusagen darüber gestolpert.«

»Was ist er wert?«

Ich gebe ihm eine zweiseitige Zusammenfassung des Falles

Black, stark überarbeitet und auf sensationell getrimmt. Ich habe jetzt bereits geraume Zeit daran gearbeitet und jedesmal, wenn ein Anwalt sie gelesen und mich abgelehnt hat, neue Finessen hineingebracht.

Barry X. liest sie aufmerksam, mit mehr Konzentration, als ich bisher bei jemandem beobachtet habe. Er liest sie ein zweites Mal, während ich seine alten Ziegelsteinwände bewundere und von einem Büro wie diesem träume.

»Nicht schlecht«, sagt er, als er fertig ist. In seinen Augen funkelt es, und ich glaube, er ist aufgeregter, als er sich anmerken läßt. »Lassen Sie mich raten. Sie wollen einen Job und einen Anteil am Verfahren.«

»Nein. Nur den Job. Der Fall gehört Ihnen. Ich würde gern daran arbeiten, und die Verhandlungen mit den Mandanten sind meine Sache. Aber das Honorar gehört Ihnen.«

»Ein Teil des Honorars. Den größten Teil davon bekommt Mr. Lake«, sagt er mit einem Grinsen.

Na wenn schon. Mir ist es egal, wie sie das Geld aufteilen. Ich will lediglich einen Job. Mir wird beinahe schwindlig bei dem Gedanken, für Jonathan Lake zu arbeiten und in dieser prachtvollen Umgebung.

Ich habe beschlossen, Miss Birdie für mich zu behalten. Sie ist keine besonders attraktive Mandantin, weil sie keinen Pfennig für Anwälte ausgibt. Wahrscheinlich wird sie hundertzwanzig Jahre alt werden, es hat also keinen Sinn, sie als Trumpfkarte auszuspielen. Ich bin sicher, daß es immens tüchtige Anwälte gibt, die ihr alle möglichen Zahlungen entlocken würden, aber das gilt nicht für die Kanzlei Lake. Diese Leute führen Prozesse. Sie sind nicht daran interessiert, Testamente aufzusetzen und Nachlässe zu verwalten.

Ich stehe wieder auf. Ich habe genug von Barrys Zeit in Anspruch genommen. »Hören Sie«, sage ich so treuherzig wie möglich. »Ich weiß, daß Sie viel zu tun haben. Ich mache Ihnen nichts vor. Sie können sich bei der Juristischen Fakultät erkundigen. Rufen Sie Madeline Skinner an, wenn Sie wollen.«

»Die verrückte Madeline. Ist die immer noch da?«

»Ja, und zur Zeit ist sie meine beste Freundin. Sie wird für mich bürgen.«

»Gut. Ich setze mich so bald wie möglich wieder mit Ihnen in Verbindung.«

Wer's glaubt.

Auf dem Weg zum Ausgang verlaufe ich mich zweimal. Niemand beachtet mich, also lasse ich mir Zeit und bewundern die großen, über das ganze Gebäude verstreuten Büros. Einmal bleibe ich am Rand der Bibliothek stehen und schaue zu den Bücherwänden auf, die sich mit schmalen, rundherum-führenden Galerien über drei Stockwerke ziehen. Keine zwei Büros haben auch nur eine entfernte Ähnlichkeit miteinander. Dazwischen immer wieder mal ein Konferenzraum. Sekretäinnen, Schreibkräfte und andere Unterlinge bewegen sich geschäftig über die polierten Kiefernfußböden.

Hier würde ich auch für weniger als einundzwanzigtausend im Jahr arbeiten.

Ich parke leise hinter dem langen Cadillac und schiebe mich lautlos aus meinem Wagen. Ich bin nicht in der Stimmung zum Umtopfen von Chrysanthemen. Vorsichtig umrunde ich das Haus und werde von einem riesigen Stapel aus weißen Plastiksäcken begrüßt. Dutzenden von Plastiksäcken. Mulch aus geschröter Kiefernborke, tonnenweise. Jeder Sack wiegt einen Zentner. Jetzt erinnere ich mich, daß Miss Birdie vor ein paar Tagen etwas über das Mulchen sämtlicher Blumenbeete gesagt hat. Aber so habe ich mir das nicht vorgestellt.

Ich schieße auf die zu meiner Wohnung führende Treppe zu, und als ich fast oben angekommen bin, höre ich sie rufen: »Rudy, mein Lieber, lassen Sie uns einen Kaffee trinken.« Sie steht neben dem Monument aus Kiefernborke und lächelt mich mit ihren graugelben Zähnen breit an. Sie ist restlos glücklich, daß ich zu Hause bin. Es dämmert bereits, und sie liebt es, auf der Terrasse zu sitzen und Kaffee zu trinken, während die Sonne untergeht.

»Natürlich«, sage ich, hänge mein Jackett über das Geländer und nehme meine Krawatte ab.

»Wie geht es Ihnen, mein Lieber?« fragt sie heraus. Mit diesem »mein Lieber« hat sie vor ungefähr einer Woche angefangen. Mein Lieber dies und mein Lieber das.

»Danke, gut. Nur müde. Mein Rücken macht mir zu schaffen.« Seit mehreren Tagen habe ich immer wieder Anspielungen auf meinen Rücken gemacht, aber bisher hat sie den Körder noch nicht geschluckt.

Ich lasse mich auf meinem gewohnten Stuhl nieder, während sie in der Küche ihr fürchterliches Gebräu anmischt. Es ist früher Abend, lange Schatten fallen über den Rasen hinter dem Haus. Ich zähle die Mulchsäcke. Acht in einer Reihe, vier Reihen hintereinander, acht Schichten übereinander. Das macht 256 Säcke. Bei einem Zentner pro Sack sind das 256 Zentner. Gefüllt mit Mulch. Der verteilt werden muß. Von mir.

Wir trinken unseren Kaffee, wobei ich nur sehr kleine Schlucke nehme, und sie will alles wissen, was ich heute getan habe. Ich lüge und erzähle ihr, ich hätte mit einigen anderen Anwälten über Prozesse gesprochen und dann für das Anwaltsexamen gelernt. Morgen das gleiche. Vollauf beschäftigt, Sie wissen schon, mit Anwaltskram. Keinesfalls Zeit, eine Tonne Mulch anzuheben und herumzuschleppen.

Wir beide stoßen mehr oder weniger mit der Nase an die weißen Säcke, aber hinsehen will keiner von uns. Ich vermeide Blickkontakt.

»Wann fangen Sie an, als Anwalt zu arbeiten?« fragt sie.

»Das weiß ich noch nicht genau«, sage ich, dann erkläre ich ihr zum zehnten Mal, daß ich in den nächsten paar Wochen angestrengt lernen und mich in den Büchern in der Fakultät vergraben muß, damit ich das Anwaltsexamen bestehe. Bevor ich das Examen nicht bestanden habe, kann ich nicht praktizieren.

»Wie nett«, sagt sie und driftet einen Moment ab. »Wir müssen unbedingt mit dem Mulch anfangen«, sagt sie, deutet mit einem Kopfnicken hin und verdreht die Augen.

Mir fällt im Augenblick keine Antwort darauf ein, und dann sage ich: »Eine ziemliche Menge.«

»Ach, so schlimm ist das nicht. Ich werde helfen.«

Das bedeutet, sie zeigt mit dem Spaten hierhin und dorthin und redet ununterbrochen.

»Nun ja, vielleicht morgen. Es ist spät, und ich habe einen anstrengenden Tag hinter mir.«

Sie denkt eine Sekunde darüber nach. »Ich hatte gehofft, wir könnten gleich heute anfangen«, sagt sie. »Ich helfe mit.«

»Ich habe noch nicht einmal gegessen«, sage ich.

»Ich mache Ihnen ein Sandwich«, bietet sie rasch an. Für Miss Birdie ist ein Sandwich eine durchscheinende Lage Dösentruthahn zwischen zwei dünnen Scheiben Diätweißbrot. Kein Tropfen Senf oder Mayonnaise. Kein Gedanke an Salat oder Käse. Es wären vier davon nötig, um den Hunger auch nur annähernd zu stillen.

Sie steht auf und will in die Küche, als das Telefon läutet. Ich habe bisher noch keinen eigenen Anschluß in meiner Wohnung, obwohl sie ihn mir seit zwei Wochen versprochen hat. Im Augenblick muß ich ihren Apparat mitbenutzen, was bedeutet, daß sie alles mit anhören kann. Sie hat mich gebeten, dafür zu sorgen, daß ich möglichst wenig angerufen werde, weil sie ständig erreichbar sein muß. Das Telefon läutet nur selten.

»Es ist für Sie, Rudy«, ruft sie aus der Küche. »Irgendein Anwalt.«

Es ist Barry X. Er sagt, er hätte mit Jonathan Lake gesprochen, und es wäre okay, wenn wir uns noch einmal unterhielten. Er fragt, ob ich in sein Büro kommen könnte, jetzt gleich am besten, er hätte den ganzen Abend zu arbeiten. Und ich soll die Akte mitbringen. Er will sämtliche Unterlagen meiner Versicherungssache sehen.

Während wir miteinander sprechen, beobachte ich Miss Birdie, wie sie mit allergrößter Sorgfalt ein Truthahnsandwich zurechtmacht. Gerade als sie es durchschneidet, lege ich den Hörer auf.

»Ich muß los, Miss Birdie«, sage ich atemlos. »Es tut sich etwas. Ich muß mit diesem Anwalt über einen großen Fall sprechen.«

»Aber was ist mit ...«

»Tut mir leid, ich fange morgen damit an.« Ich lasse sie stehen, ein halbes Sandwich in jeder Hand und mit einem betretenen Gesichtsausdruck, als könnte sie es einfach nicht fassen, daß ich nicht mit ihr essen werde.

Barry erwartet mich an der Eingangstür, die verschlossen ist, obwohl drinnen noch viele Leute arbeiten. Ich folge ihm in sein Büro, und jetzt sind meine Schritte ein wenig schneller, als sie es seit Tagen waren. Ich kann nicht anders, ich muß ganz einfach diese Teppiche, die Bücherregale und die Ausstattung bewundern und mir vorstellen, daß ich vielleicht schon bald hierhergehören, ein Mitarbeiter der Kanzlei Lake sein werde, der Firma mit den bedeutendsten Prozeßanwälten weit und breit.

Er bietet mir eine Frühlingsrolle an, die noch von seinem Abendessen übriggeblieben ist. Er nehme seine drei Mahlzeiten täglich an seinem Schreibtisch ein, erklärt er mir. Ich erinnere mich, daß er geschieden ist, und jetzt verstehe ich auch, weshalb. Ich bin nicht hungrig.

Er schaltet sein Diktiergerät ein und legt das Mikrofon vor mir auf den Schreibtisch. »Wir zeichnen das auf. Morgen lasse ich es dann von meiner Sekretärin tippen. Ist das okay?«

»Natürlich«, sage ich. Ich bin mit allem einverstanden.

»Ich stelle Sie für zwölf Monate als Anwaltsgehilfe ein. Ihr Gehalt beträgt einundzwanzigtausend pro Jahr, zahlbar in zwölf gleichen Raten am fünfzehnten jedes Monats. Bevor Sie nicht ein Jahr hier gewesen sind, kommen Sie nicht in den Genuß einer Krankenversicherung oder anderer Nebenleistungen. Nach Ablauf von zwölf Monaten werden wir diesen Vertrag überprüfen und gleichzeitig die Möglichkeit ins Auge fassen, Sie als Anwalt weiterzubeschäftigen statt als Anwaltsgehilfe.«

»Okay. Geht in Ordnung.«

»Sie bekommen ein Büro, wir sind schon dabei, eine Sekretärin einzustellen, die Ihnen assistieren wird. Die Arbeitszeit beträgt mindestens sechzig Stunden pro Woche. Sie beginnt um acht Uhr morgens und endet je nachdem. Kein Anwalt in dieser Kanzlei arbeitet weniger als sechzig Stunden.«

»Kein Problem.« Ich würde auch neunzig Stunden arbeiten. Bloß weg von Miss Birdie und ihrem Kiefernborkenmulch.

Er konsultiert seine Notizen. »Und wir übernehmen die Vertretung für – wie hieß Ihr Fall doch gleich?«

»Black. Black gegen Great Benefit.«

»Okay. Wir werden die Blacks gegen die Great Benefit Life Insurance Company vertreten. Sie werden an dem Fall arbeiten, haben aber keinerlei Anspruch auf irgendwelche Honora-re, sollte es soweit kommen.«

»Richtig.«

»Fällt Ihnen sonst noch etwas ein?« sagt er, in Richtung Mi-krofon sprechend.

»Wann fange ich an?«

»Jetzt gleich. Ich möchte noch heute abend den Fall mit Ih-nen durchsprechen, wenn Sie Zeit dazu haben.«

»Okay.«

»Sonst noch etwas?«

Ich schlucke schwer. »Ich habe Anfang dieses Monats einen Offenbarungseid geleistet. Eine lange Geschichte.«

»Ist das nicht immer so? Sieben oder Dreizehn?«

»Glatte Sieben.«

»Dann kann Ihr Gehalt nicht gepfändet werden. Außerdem lernen Sie für das Anwaltsexamen in Ihrer Freizeit.«

»Gut.«

Er stellt das Diktiergerät ab und bietet mir abermals eine Frühlingsrolle an. Ich danke. Dann folge ich ihm eine Wendel-treppe hinunter in eine kleine Bibliothek.

»Hier kann man sich leicht verlaufen«, sagt er.

»Es ist unglaublich«, sage ich und staune über das Laby-rinth aus Zimmern und Fluren.

Wir setzen uns an einen lisch und nehmen uns die Akte Black vor. Er zeigt sich beeindruckt von meiner Organisation. Er fragt nach dieser oder jener Unterlage. Ich habe sie schon bei der Hand. Er will Namen und Daten. Ich habe sie alle pa-rat. Dann mache ich Kopien von allem – eine Kopie für seine Akte, eine für meine.

Ich habe alles außer einem von den Blacks unterschriebe-nen Vertrag über die juristische Vertretung. Das scheint ihn zu überraschen, und ich erkläre, wie ich an den Fall geraten bin.

Wir müssen zusehen, daß wir einen Vertrag bekommen, sagt er mehr als einmal.

Als ich gehe, ist es nach zehn. Bei der Fahrt durch die Stadt ertappe ich mich dabei, wie ich in den Rückspiegel lächle. Gleich morgen früh werde ich Booker anrufen und ihm die gute Nachricht mitteilen. Dann werde ich Madeline Skinner ein paar Blumen bringen und mich bei ihr bedanken.

Es mag ein sehr bescheidener Job sein, aber der Weg kann nur nach oben führen. Gebt mir ein Jahr, und ich werde mehr Geld verdienen als Sara Plankmore und S. Todd und N. Elizabeth und F. Franklin und hundert andere Arschlöcher, denen ich in den letzten Monaten ängstlich aus dem Wege gegangen bin. Laßt mir nur ein bißchen Zeit.

Ich mache bei Yogi's Station und trinke ein Glas mit Prince. Ich erzähle ihm die wundervolle Neuigkeit, und er umarmt mich wie ein betrunkener Bär. Er meint, es täte ihm leid, mich zu verlieren. Ich sage ihm, ich würde trotzdem gern noch einen Monat oder so weiter für ihn arbeiten, vielleicht an den Wochenenden, bis ich das Examen hinter mir habe. Prince ist alles recht.

Ich sitze allein in einer Nische im Hintergrund, trinke ein Kühles und mustere die wenigen Gäste. Ich schäme mich nicht mehr. Zum ersten Mal seit Wochen schlepppe ich nicht mehr dieses Gefühl der Demütigung mit mir herum. Jetzt bin ich bereit, in Aktion zu treten, meine Karriere in Angriff zu nehmen. Ich träume davon, Loyd Beck eines Tages in einem Gerichtssaal gegenüberzustehen.

Während ich mich durch die Fälle und Materialien hindurchwühlte, die Max Leuberg mir gegeben hat, war ich immer wieder verblüfft über die Anstrengungen, die reiche Versicherungsgesellschaften auf sich nehmen, um kleine Leute aufs Kreuz zu legen. Kein Dollar ist zu belanglos, um nicht verweigert, kein Plan zu kompliziert, um nicht in die Tat umgesetzt zu werden. Außerdem war ich verblüfft darüber, wie wenige Versicherungsnehmer tatsächlich vor Gericht ziehen. Die meisten konsultieren nicht einmal einen Anwalt. Man zeigt ihnen seitenweise juristisches Kauderwelsch in diesem Anhang hier und jenem Nachtrag da und redet ihnen ein, daß sie nur geglaubt hätten, sie wären versichert. Einer Untersuchung zufolge kommen wahrscheinlich nicht einmal fünf Prozent aller böswilligen Leistungsverweigerungen je einem Anwalt unter die Augen. Die Leute, die diese Policen kaufen, sind nicht gerade gebildet. Oft haben sie vor Anwälten ebensoviel Angst wie vor den Versicherungsgesellschaften. Schon der Gedanke, in einen Gerichtssaal gehen und vor einem Richter aussagen zu müssen, reicht aus, sie zum Schweigen zu bringen.

Barry Lancaster und ich verbringen fast zwei Tage damit, uns durch die Black-Akte hindurchzuwühlen. Er hat im Laufe der Jahre mehrere Leistungsverweigerungsfälle bearbeitet, mit unterschiedlichem Erfolg. Er sagt mehrfach, die Jurys in Memphis wären so verdammt konservativ, daß es schwer sei, einen gerechten Urteilsspruch zu erlangen. Das höre ich jetzt schon seit drei Jahren. Für einen Ort im Süden ist Memphis eine harte Gewerkschaftsstadt. Gewerkschaftsstädte bringen meistens gute Urteile zugunsten von Klägern zustande. Aber aus irgendeinem unerfindlichen Grund passiert das hier nur selten. Jonathan Lake hat eine Handvoll Millionen-Dollar-Urteile erreicht, zieht es jetzt aber vor, seine Fälle in anderen Staaten zu verhandeln.

Ich habe Mr. Lake noch nicht kennengelernt. Er steckt mit-

ten in einem großen Prozeß und hat andere Dinge im Kopf, als seinen neuesten Mitarbeiter kennenzulernen.

Mein provisorisches Büro befindet sich in einer kleinen Bibliothek auf einer Empore oberhalb des zweiten Stockwerks. Es enthält drei runde Tische, acht Stapel Bücher, alle über ärztliche Kunstfehler. An meinem ersten vollen Arbeitstag hat Barry mir ein hübsches Büro gezeigt, nur ein paar Schritte von seinem entfernt, und erklärt, das würde in ein paar Wochen mir gehören. Muß erst frisch gestrichen werden, und es gibt irgendwelche Probleme mit den elektrischen Leitungen. Was kann man von einem alten Lagerhaus schon erwarten? hat er mich mehr als einmal gefragt.

Sonst habe ich noch niemanden in der Kanzlei kennengelernt, und ich bin sicher, das liegt daran, daß ich ein bescheidener Anwaltsgehilfe bin, kein Anwalt. Ich bin nichts Neues oder Besonderes. Anwaltsgehilfen kommen und gehen.

Sie sind alle sehr beschäftigt, und es geht hier nicht besonders kameradschaftlich zu. Barry spricht kaum über die anderen Anwälte im Haus; außerdem habe ich den Eindruck, daß jedes Prozeßteam so ziemlich auf sich allein gestellt ist. Ich habe das Gefühl, daß das Vorbereiten und Führen von Prozessen unter der Oberaufsicht von Jonathan Lake ein ziemlich hartes Geschäft ist.

Barry erscheint jeden Morgen kurz vor acht, und ich bin entschlossen, ihn an der Eingangstür zu erwarten, bis ich einen eigenen Schlüssel zu dem Gebäude bekommen habe. Offensichtlich ist Mr. Lake, was den Zugang zu seinem Bau betrifft, sehr eigen. Es gibt eine lange Geschichte, daß vor etlichen Jahren, als er in einem tückischen Prozeß mit einer Versicherung steckte, seine Telefone angezapft wurden. Barry hat mir die Geschichte erzählt, als ich das Thema eigener Schlüssel zum erstenmal zur Sprache brachte. Ein paar Wochen würde ich wohl noch so über mich ergehen lassen müssen, hat er gesagt. Und einen Lügendetektortest.

Er brachte mich auf der Empore unter, erteilte seine Anweisungen und verzog sich in sein Büro. Während der ersten beiden Tage hat er ungefähr alle zwei Stunden bei mir hereingeschaut. Ich kopierte die gesamte Black-Akte. Ohne sein Wissen

fertigte ich auch eine vollständige Kopie der Akte für meine eigenen Unterlagen an. Am Ende des zweiten Tages nahm ich diese Kopie mit nach Hause, sicher in meinem hübschen neuen Aktenkoffer verstaut, einem Geschenk von Prince.

Barrys Hinweisen folgend, setzte ich einen ziemlich harten Brief an Great Benefit auf, in dem ich alle relevanten Fakten und ihre einschlägigen Missetaten darlegte. Als seine Sekretärin mit dem Tippen fertig war, umfaßte er vier Seiten. Er strich ihn radikal zusammen und schickte mich zurück in meine Ecke. Er arbeitet sehr intensiv und ist überaus stolz auf seine Konzentrationsfähigkeit.

In einer kurzen Pause an meinem dritten Tag nahm ich schließlich meinen Mut zusammen und fragte die Sekretärin nach dem meine Einstellung betreffenden Papierkram. Sie war beschäftigt, sagte aber, sie würde sich darum kümmern.

Am Ende des dritten Tages verließen Barry und ich kurz nach neun sein Büro. Wir hatten den Brief an Great Benefit fertiggestellt, ein dreiseitiges Meisterwerk, das per Einschreiben mit Rückschein rausgehen sollte. Barry spricht nie über das Leben außerhalb des Büros. Ich schlug vor, wir könnten zusammen ein Sandwich essen und ein Bier trinken, aber er ließ mich schnell abblitzen.

Ich fuhr zu Yogi's auf einen späten Imbiß. Der Laden war bis auf den letzten Platz voll mit betrunkenen Verbindungsstudenten, und Prince stand selber hinter der Bar. Worüber er keineswegs glücklich schien. Ich übernahm und sagte ihm, er solle gehen und Rausschmeißer spielen. Er war hoch erfreut.

Er ging statt dessen zu seinem Lieblingstisch, an dem sein Anwalt Bruiser Stone eine Camel nach der anderen rauchte und Wetten auf einen Boxkampf entgegennahm. Bruiser hatte an diesem Morgen wieder in der Zeitung gestanden und hatte natürlich von nichts etwas gewußt. Wie immer. Vor zwei Jahren hatten die Bullen in einem Müllcontainer hinter einer Oben-ohne-Bar eine Leiche gefunden. Der Verblichene war ein einheimischer Ganove, der einen Teil des Pornogeschäfts in der Stadt beherrschte und offensichtlich vorgehabt hatte, auch in der blühenden Busenbranche miteinzusteigen. Er traf sich in der falschen Gegend mit den falschen Leuten und wurde

kaltgemacht; Bruiser würde so etwas nie tun, aber die Bullen sind ziemlich sicher, daß er sehr genau weiß, wer es war.

Er war in letzter Zeit sehr oft hier, hat eine Menge getrunken und mit Prince geflüstert.

Gott sei gedankt, daß ich einen richtigen Job habe. Ich hatte mich schon fast mit dem Gedanken abgefunden, Bruiser um Arbeit bitten zu müssen.

Heute ist Freitag, mein vierter Tag als Angestellter der Kanzlei Lake. Ich habe einer Handvoll Leuten erzählt, daß ich für die Kanzlei Lake arbeite, und das geht mir angenehm glatt von den Lippen. Hört sich ungeheuer befriedigend an. Die Kanzlei Lake. Niemand braucht nachzufragen. Man erwähnt nur den Namen, und die Leute sehen das prachtvolle alte Lagerhaus und wissen, daß hier der große Jonathan Lake mit seiner Truppe aus beinharten Anwälten residiert.

Booker hat fast geweint. Er kaufte Steaks und eine Flasche alkoholfreien Wein. Charlene hat gekocht, und wir haben bis Mitternacht gefeiert.

Ich hatte nicht vorgehabt, heute morgen vor sieben aufzustehen, aber dann hämmert es laut an meiner Wohnungstür. Es ist Miss Birdie, sie rüttelt am Türknauf und ruft: »Rudy! Rudy!«

Ich entriegele die Tür, und sie stürmt herein. »Rudy. Sind Sie wach?« Sie mustert mich in der kleinen Küche. Ich habe eine Turnhose an und ein T-Shirt, nichts Anstoßiges. Ich blinzele zwischen halb geöffneten Lidern hervor, mein Haar ist völlig zerwühlt. Ich bin wach, aber nur gerade so eben.

Die Sonne ist kaum aufgegangen, aber sie hat bereits Erde auf der Schürze und Schlamm an den Schuhen. »Guten Morgen«, sage ich und bemühe mich angestrengt, nicht sauer zu klingen.

Sie lächelt, gelb und grau. »Habe ich Sie geweckt?« flötet sie.

»Nein. Ich wollte gerade aufstehen.«

»Gut. Wir haben viel Arbeit vor uns.«

»Arbeit? Aber ...«

»Ja, Rudy. Sie haben den Mulch lange genug stehengelassen, jetzt wird es Zeit, daß wir damit anfangen. Er verrottet, wenn wir uns nicht beeilen.«

Ich blinze immer noch und versuche, mich zu konzentrieren. »Heute ist Freitag«, murmele ich einigermaßen unsicher.

»Nein. Heute ist Samstag«, erklärt sie.

Wir starren uns ein paar Sekunden lang an, dann schaue ich auf die Uhr, eine Gewohnheit, die ich nach nur drei Arbeitstagen angenommen habe. »Es ist Freitag, Miss Birdie. Freitag. Heute muß ich arbeiten.«

»Es ist Samstag«, wiederholt sie dickköpfig.

Wir starren uns noch ein wenig länger an. Sie wirft einen Blick auf meine Turnhose. Ich betrachte ihre schmutzigen Schuhe.

»Hören Sie, Miss Birdie«, sage ich freundlich, »ich weiß, daß heute Freitag ist, und ich muß in anderthalb Stunden im Büro sein. Wir verteilen den Mulch am Wochenende.«

Natürlich versuche ich nur, sie zu besänftigen. Ich hatte eigentlich vorgehabt, den morgigen Vormittag an meinem Schreibtisch zu verbringen.

»Er wird verrotten.«

»Bis morgen nicht.« Verrottet Mulch im Sack tatsächlich? Ich glaube nicht.

»Morgen wollte ich die Rosen beschneiden.«

»Weshalb beschneiden Sie die Rosen nicht heute, während ich im Büro bin? Und morgen verteilen wir dann den Mulch.«

Sie denkt einen Moment darüber nach und bietet plötzlich einen erbarmungswürdigen Anblick. Ihre Schultern sacken herunter, und auf ihrem Gesicht erscheint ein trauriger Ausdruck. Es ist schwer zu sagen, ob sie betreten ist.

»Versprechen Sie es?« fragt sie demütig.

»Ich verspreche es.«

»Sie haben gesagt, Sie würden im Garten helfen, wenn ich die Miete heruntersetze.«

»Ja, ich weiß.« Wie könnte ich das vergessen? Sie hat mich bereits ein Dutzendmal daran erinnert.

»Also gut«, sagt sie, als hätte sie genau das bekommen, was sie erreichen wollte. Dann stapft sie zur Tür hinaus und die Treppe hinunter, wobei sie ununterbrochen etwas vor sich hin murmelt. Ich mache leise meine Tür zu und frage mich, wann sie morgen früh kommen wird, um mich zu holen.

Ich ziehe mich an und fahre zum Büro, wo auf dem Parkplatz bereits ein halbes Dutzend Wagen steht und das Lagerhaus teilweise erleuchtet ist. Es ist noch nicht sieben Uhr. Ich warte in meinem Wagen, bis ein anderer auf den Parkplatz fährt, und richte es so ein, daß ich mit einem Mann in mittleren Jahren an der Eingangstür zusammentreffe. Er hat einen Aktenkoffer und balanciert einen hohen Pappbecher mit Kaffee, während er nach seinem Schlüssel sucht.

Bei meinem Anblick wirkt er erschrocken. Dies ist keine sehr unsichere Gegend, aber trotzdem das Stadtgebiet von Memphis, und die Leute sind nervös.

»Guten Morgen«, sage ich freundlich.

»Morgen«, grunzt er. »Kann ich etwas für Sie tun?«

»Ja, Sir. Ich bin Barry Lancasters neuer Anwaltsgehilfe und möchte mich an die Arbeit machen.«

»Name?«

»Rudy Baylor.«

Seine Hände erstarren für einen Moment, und er runzelt die Stirn. Seine Unterlippe verzieht sich und schiebt sich vor, dann schüttelt er den Kopf. »Sagt mir nichts. Ich bin der kaufmännische Direktor. Niemand hat mir etwas von Ihnen gesagt.«

»Er hat mich vor vier Tagen eingestellt, ich schwöre es.«

Er schiebt den Schlüssel ins Schloß und wirft dabei einen ängstlichen Blick über die Schulter. Der Kerl denkt, ich wäre ein Dieb oder ein Killer. Dabei trage ich Anzug und Krawatte und sehe recht anständig aus.

»Tut mir leid. Aber Mr. Lake hat strenge Sicherheitsvorschriften erlassen. Vor Arbeitsbeginn kommt hier niemand herein, der nicht auf der Gehaltsliste steht.« Er springt fast durch die Tür. »Sagen Sie Barry, er soll mich heute vormittag anrufen«, sagt er, dann schlägt er mir die Tür vor der Nase zu.

Ich denke nicht daran, wie ein Hausierer vor dem Eingang herumzulungern und auf die nächste auf der Gehaltsliste stehende Person zu warten. Ich fahre ein paar Blocks zu einem Imbiß, wo ich eine Zeitung, Brötchen und Kaffee kaufe. Ich schlage eine Stunde tot, atme Zigarettenrauch ein und höre mir den Klatsch an, dann kehre ich auf den Parkplatz zurück, auf dem jetzt noch mehr Wagen stehen. Hübsche Wagen. Ele-

gante deutsche Wagen und andere funkelnnde Importe. Ich entscheide mich für einen Platz neben einem Chevrolet.

Die Empfangsdame hat mich mehrere Male kommen und gehen gesehen, tut aber so, als wäre ich ein völlig Fremder. Ich denke nicht daran, ihr mitzuteilen, daß ich hier angestellt bin, genau wie sie. Sie ruft Barry an, der grünes Licht gibt für mein Eindringen in das Labyrinth.

Er muß um neun im Gericht sein, Anträge in einem Produkthaftungsprozeß, deshalb ist er in Eile. Ich bin entschlossen, mit ihm über das Eintragen meines Namens in die Gehaltsliste zu reden, aber der Zeitpunkt ist ungünstig. Das hat noch ein oder zwei Tage Zeit. Er stopft Akten in einen großen Aktenkoffer, und einen Moment fasziniert mich der Gedanke, ihm heute morgen bei Gericht assistieren zu dürfen.

Er hat andere Pläne. »Ich möchte, daß Sie zu den Blacks fahren und mit einem unterschriebenen Vertrag zurückkommen. Das muß gleich geschehen.« Er betont das Wort »gleich«, also weiß ich genau, was ich zu tun habe.

Er gibt mir eine dünne Akte. »Hier ist der Vertrag. Ich habe ihn gestern abend vorbereitet. Sehen Sie ihn sich an. Er muß von allen drei Blacks unterschrieben werden – Dot, Buddy und Donny Ray, weil er volljährig ist.«

Ich nicke zuversichtlich, aber ich würde mich lieber schlagnen lassen, als den Vormittag mit den Blacks zu verbringen. Ich werde Donny Ray kennenlernen, eine Begegnung, von der ich geglaubt habe, ich könnte sie bis in alle Ewigkeit aufschieben. »Und danach?« frage ich.

»Ich bin den ganzen Tag bei Gericht. Sie finden mich in Richter Andersens Gerichtssaal.« Sein Telefon läutet, und er winkt mich hinaus, als wäre meine Zeit abgelaufen.

Der Gedanke, daß ich alle Blacks um den Küchentisch versammeln und unterschreiben lassen muß, ist nicht erfreulich. Ich werde gezwungen sein, dazusitzen und zuzusehen, wie Dot durch den Hintergarten zu dem alten Fairlane hinausgeht, bei jedem Schritt schimpfend, um auf Buddy einzureden und ihn von seinen Katzen und seinem Gin wegzuholen. Wahrscheinlich wird sie ihn beim Ohr aus seinem Wagen zer-

ren. Das könnte unerfreulich werden. Und ich werde nervös dasitzen, wenn sie im Hintergrund des Hauses verschwindet, um Donny Ray vorzubereiten, und dann den Atem anhalten, wenn er hereinkommt, um mich, seinen Anwalt, kennenzulernen.

Um soviel wie möglich von alledem zu vermeiden, halte ich bei einer Telefonzelle neben einer Gulf-Tankstelle und rufe Dot an. Es ist wirklich eine Schande. Die Kanzlei Lake verfügt über die allerneuesten elektronischen Geräte, und ich bin gezwungen, eine Telefonzelle zu benutzen. Gott sei Dank meldet sich Dot. Ein Telefongespräch mit Buddy kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen. Ich glaube nicht, daß er in seinem Fairlane ein Autotelefon hat.

Wie immer ist sie argwöhnisch, erklärt sich aber bereit, mir ein paar Minuten zu widmen. Ich erteile ihr nicht direkt die Anweisung, den Clan zu versammeln, betone aber, daß ich ihrer aller Unterschrift brauche. Und auf typische Anwaltsmanner sage ich, daß ich in großer Eile bin. Muß zum Gericht, Sie wissen schon. Richter warten.

Als ich vor dem Haus der Blacks vorfahre, knurren mich wieder die Hunde hinter dem Maschendrahtzaun des Nachbargrundstücks an. Dot steht auf der schmalen Veranda, den Filter einer Zigarette nur Zentimeter von den Lippen entfernt, und ein bläulicher Nebel driftet träge von ihrem Kopf über den Rasen des Vorgartens. Sie hat schon seit geraumer Zeit gewartet und geraucht.

Ich zwinge mich zu einem breiten, falschen Lächeln und begrüße sie auf jede nur erdenkliche Art. Die Falten um ihren Mund herum geraten kaum in Bewegung. Ich folge ihr durch das vollgestopfte, schwüle Wohnzimmer, an dem zerrissenen Sofa unter einer Kollektion von alten Porträts von den Blacks als glücklicher Familie vorbei, über den abgetretenen Teppich mit kleinen Brücken, die die Löcher verdecken sollen, in die Küche, wo niemand wartet.

»Kaffee?« fragt sie, auf meinen Platz am Küchentisch deutend.

»Nein, danke. Nur ein Glas Wasser.«

Sie füllt ein Plastikglas mit Leitungswasser, kein Eis, und

stellt es vor mich. Langsam schauen wir beide zum Fenster hinaus.

»Ich kann ihn nicht dazu bringen, daß er hereinkommt«, sagt sie mit allergrößter Gleichgültigkeit. Ich nehme an, an manchen Tagen kommt Buddy herein, an anderen nicht.

»Weshalb nicht?« frage ich, als ob es für sein Verhalten rationale Gründe geben könnte.

Sie zuckt nur die Achseln. »Und Donny Ray brauchen Sie auch, oder?«

»Ja.«

Sie verschwindet aus der Küche und läßt mich mit meinem warmen Wasser und dem Blick auf Buddy zurück. In Wirklichkeit ist er kaum zu erkennen, weil die Windschutzscheibe seit Jahrzehnten nicht mehr gewaschen wurde und eine Horde räudiger Katzen auf der Haube herumturmt. Er hat irgendeine Mütze auf dem Kopf, vermutlich mit Ohrenklappen, und hebt langsam die Flasche an den Mund. Sie scheint in einer braunen Papiertüte zu stecken. Gemächlich trinkt er einen Schluck.

Ich höre Dot leise mit ihrem Sohn reden. Sie durchqueren das Wohnzimmer, dann sind sie in der Küche. Ich stehe auf, um Donny Ray Black zu begrüßen.

Er ist eindeutig dem Tode nahe, was immer der Grund dafür sein mag. Er ist entsetzlich mager und abgezehrt, hohlwangig, mit kreidebleicher Haut. Er war schon vor Ausbruch der Krankheit relativ klein, und jetzt geht er so gebeugt, daß er nicht größer ist als seine Mutter. Sein Haar und seine Brauen sind kohlschwarz, ein auffälliger Kontrast zu seiner bleichen Haut. Aber er lächelt und streckt mir eine knochige Hand entgegen, die ich so kräftig ergreife, wie ich es wage.

Dot hat ihn um die Taille gestützt, und jetzt schiebt sie ihn sanft auf einen Stuhl. Er trägt zu weite Jeans und ein weißes T-Shirt, das locker an seinem Skelett herunterhängt.

»Ich freue mich, Sie kennenzulernen«, sage ich und versuche, seinen eingesunkenen Augen auszuweichen.

»Mom hat nette Dinge über Sie gesagt«, erwidert er. Seine Stimme ist schwach und rauh, aber seine Worte sind deutlich zu verstehen. Mir ist nie der Gedanke gekommen, daß Dot nette Dinge über mich sagen könnte. Er stützt sein Kinn in

beide Hände, als könnte sein Kopf nicht von selbst oben bleiben. »Sie sagt, Sie wollen diese Bande von Great Benefit verklagen, sie zum Zahlen zwingen.« Seine Worte klingen eher verzweifelt als wütend.

»Das stimmt«, sage ich. Ich schlage die Akte auf und hole eine Kopie des Briefes heraus, den Barry X. an Great Benefit geschrieben hat. Ich gebe sie Dot, die hinter Donny Ray steht. »Das hier haben wir eingereicht« erkläre ich, ganz der tüchtige Anwalt. Eingereicht im Gegensatz zu abgeschickt. Hört sich besser an, so, als wären wir jetzt tatsächlich am Werk. »Wir rechnen nicht damit, darauf eine befriedigende Antwort zu erhalten, also werden wir an einem der nächsten Tage klagen. Wahrscheinlich auf mindestens eine Million.«

Dot wirft einen Blick auf den Brief, dann legt sie ihn auf den Tisch. Ich hatte mit einer Salve von Fragen gerechnet, weshalb ich die Klage nicht schon längst eingereicht habe. Ich hatte Angst, es könnte unangenehm werden. Aber sie reibt nur sanft Donny Rays Schultern und schaut unglücklich zum Fenster hinaus. Sie wird sich genau überlegen, was sie sagt, weil sie ihn nicht aufregen will.

Donny Ray sitzt mit dem Gesicht zum Fenster. »Kommt Daddy nicht herein?« fragt er.

»Er will nicht«, antwortet sie.

Ich hole den Vertrag aus der Akte und gebe ihn Dot. »Der muß unterschrieben werden, bevor wir Klage einreichen können. Es ist ein Vertrag zwischen Ihnen, den Mandanten, und meiner Anwaltskanzlei. Ein Vertrag über juristische Vertretung.«

Sie hält ihn argwöhnisch in der Hand. Er umfaßt nur zwei Seiten. »Was steht da drin?«

»Oh, das Übliche. Ein Standardvertrag. Sie verpflichten uns als Ihre Anwälte, wir übernehmen den Fall, tragen die Kosten, und wir bekommen ein Drittel von dem, was wir herausholen.«

»Und weshalb sind dafür zwei Seiten Kleingedrucktes nötig?« fragt sie und zieht eine Zigarette aus der Schachtel auf dem Tisch.

»Zünde die bloß nicht an«, fährt Donny Ray sie über die

Schulter hinweg an. Er sieht mich an und sagt: »Kein Wunder, daß ich sterbe.«

Ohne jedes Zögern steckt sie sich die Zigarette zwischen die Lippen und betrachtet das Dokument. Sie zündet sie nicht an. »Und das müssen wir alle drei unterschreiben?«

»So ist es.«

»Er hat gesagt, er kommt nicht herein«, sagt sie.

»Dann geh damit zu ihm hinaus«, sagt Donny Ray wütend. »Nimm einen Kugelschreiber und geh hinaus und bring ihn dazu, das verdammte Ding zu unterschreiben.«

»Darauf bin ich überhaupt nicht gekommen«, sagt sie.

»Ist doch nicht das erste Mal.« Donny Ray senkt den Kopf und kratzt sich am Schädel. Die scharfen Worte haben ihn angestrengt.

»Ich denke, das könnte ich wohl tun«, sagt sie, immer noch zögernd.

»Geh endlich, verdammt noch mal«, sagt er, und Dot wühlt in einer Schublade, bis sie einen Kugelschreiber gefunden hat. Donny Ray hebt den Kopf und stützt ihn auf die Hände. Seine Handgelenke sind so dünn wie Besenstiele.

»Bin gleich wieder da«, sagt Dot, als hätte sie etwas ein Stück die Straße hinunter zu erledigen und machte sich Sorgen um ihren Jungen. Sie geht langsam über die hintere Terrasse und in das Unkraut hinein. Eine Katze auf der Motorhaube sieht sie kommen und verzieht sich unter den Wagen.

»Vor ein paar Monaten«, sagt Donny Ray, dann macht er eine lange Pause. Sein Atem geht schwer, und sein Kopf schwankt leicht. »Vor ein paar Monaten mußten wir seine Unterschrift beglaubigen lassen, und er wollte nicht mitkommen. Sie hat eine Notarin gefunden, die sich bereit erklärte, für zwanzig Dollar einen Hausbesuch zu machen, aber als sie hier war, wollte er nicht hereinkommen. Also sind Mom und die Notarin zu seinem Wagen hinausgegangen. Sehen Sie die große orangefarbene Katze auf dem Wagendach?«

»Ja.«

»Wir nennen sie Claws. Sie ist gewissermaßen die Wachkatze hier. Jedenfalls, als die Notarin in den Wagen langte, um Buddy, der natürlich beduselt und kaum bei Bewußtsein war,

die Papiere wieder abzunehmen, ist Claws vom Wagen gesprungen und hat die Notarin angegriffen. Hat uns sechzig Dollar für den Besuch des Arztes gekostet. Und eine neue Strumpfhose. Haben Sie schon einmal jemanden mit akuter Leukämie gesehen?«

»Nein. Bis jetzt nicht.«

»Ich wiege noch fünfundfünfzig Kilo. Vor elf Monaten waren es achtzig. Die Leukämie wurde so rechtzeitig entdeckt, daß sie noch behandelt werden konnte. Ich habe das Glück, einen Zwillingsbruder zu haben, und unser Knochenmark ist identisch. Eine Transplantation hätte mir das Leben gerettet, aber wir konnten sie uns nicht leisten. Obwohl wir versichert waren. Den Rest der Geschichte kennen Sie. Ich nehme an, Sie wissen das alles, stimmt's?«

»Ja. Ich bin mit Ihrem Fall vollauf vertraut, Donny Ray.«

»Gut«, sagt er erleichtert. Wir beobachten, wie Dot die Katzen wegscheucht. Claws, die auf dem Wagendach liegt, tut so, als schliefe sie. Claws will mit Dot Black nichts zu tun haben. Die Türen stehen offen, und Dot streckt den Vertrag hinein. Wir können ihre durchdringende Stimme hören.

»Ich weiß, Sie glauben, daß sie verrückt sind«, sagt er, meine Gedanken lesend. »Aber sie sind gute Menschen, die eine Menge durchgemacht haben. Haben Sie Geduld mit ihnen.«

»Ich finde sie sehr nett.«

»Ich bin zu achtzig Prozent hinüber, okay. Achtzig Prozent. Wenn ich diese Transplantation bekommen hätte, vor sechs Monaten, dann hätte ich eine neunzigprozentige Chance auf Heilung gehabt. Neunzig Prozent. Merkwürdig, wie die Ärzte mit Zahlen umgehen, um uns zu sagen, ob wir leben oder sterben werden. Jetzt ist es zu spät.« Er keucht plötzlich nach Luft, ballt die Fäuste und zittert am ganzen Körper. Sein Gesicht färbt sich leicht rosa, während er verzweifelt Luft einsaugt, und eine Sekunde lang habe ich das Gefühl, ihm helfen zu müssen. Er trommelt mit beiden Fäusten auf seine Brust, und ich habe Angst, daß sein ganzer Körper einbrechen könnte.

Endlich kommt er wieder zu Atem und schnaubt hastig durch die Nase. Und genau in diesem Moment fange ich an, die Great Benefit Life Insurance Company zu hassen.

Jetzt widerstrebt es mir nicht mehr, ihn anzusehen. Er ist mein Mandant, und er zählt auf mich. Ich akzeptiere ihn, wie er ist.

Sein Atem ist wieder so normal wie möglich, und seine Augen sind rot und feucht. Ich weiß nicht, ob er weint oder sich nur von dem Anfall erholt. »Tut mir leid«, flüstert er.

Claws faucht so laut, daß wir es hören können, und wir schauen gerade noch rechtzeitig hin, um zu sehen, wie sie durch die Luft fliegt und im Unkraut landet. Offenbar hat sich die Wachkatze ein wenig zu sehr für meinen Vertrag interessiert, und Dot hat ihr einen Hieb verpaßt. Dot sagt etwas Gemeines zu ihrem Mann, der noch tiefer hinter seinem Lenkrad zusammengesunken ist. Sie greift hinein, entreißt ihm den Papierkram, dann stürmt sie auf uns zu, während die Katzen in alle Richtungen flüchten.

»Zu achtzig Prozent hinüber, okay?« sagt Donny Ray heiser. »Ich werde also nicht mehr lange dasein. Was immer Sie aus diesem Fall herausholen, sorgen Sie bitte dafür, daß sie es bekommen. Sie haben ein schweres Leben gehabt.«

Das röhrt mich so, daß ich nicht imstande bin, etwas zu erwidern.

Dot öffnet die Tür und schiebt den Vertrag über den Tisch. Die erste Seite ist unten leicht eingerissen, und auf der zweiten prangt ein Schmutzfleck. Ich hoffe, es ist kein Katzendreck. »So«, sagt sie. Auftrag erledigt. Buddy hat tatsächlich unterschrieben, seine Unterschrift ist völlig unleserlich.

Ich zeige hierhin und dorthin. Donny Ray und seine Mutter unterschreiben, und der Handel ist abgeschlossen. Wir unterhalten uns noch ein paar Minuten, dann fange ich an, auf die Uhr zu sehen.

Als ich gehe, sitzt Dot neben Donny Ray, streichelt ihm sanft den Arm und sagt ihm, daß alles gut werden wird.

Ich hatte mich darauf vorbereitet, Barry X. zu erklären, daß ich am Samstag nicht arbeiten könnte, weil ich dringendere Aufgaben im Haus zu erledigen hätte. Und ich hatte mich darauf vorbereitet, ein paar Stunden am Sonntagnachmittag vorzuschlagen, falls er mich brauchte. Aber ich hatte mir umsonst Gedanken gemacht. Barry verläßt übers Wochenende die Stadt, und da ich es nicht wagen würde, das Büro ohne seine Mithilfe zu betreten, hat sich die Sache rasch von selbst erledigt.

Aus irgendeinem Grund rüttelt Miss Birdie nicht schon vor Sonnenaufgang an meiner Tür, sondern entscheidet sich dafür, sich vor der Garage, unter meinem Fenster, mit dem Zurechtlegen aller möglichen Werkzeuge zu beschäftigen. Sie läßt Harken und Schaufeln fallen. Sie kratzt mit einer unhandlichen Spitzhacke angetrocknete Erde aus der Schubkarre. Sie schärft zwei Breithacken, wobei sie die ganze Zeit singt und jodelt. Kurz nach sieben komme ich schließlich herunter, und sie tut überrascht, mich zu sehen. »Ach, guten Morgen, Rudy. Wie geht es Ihnen?«

»Gut, Miss Birdie. Und Ihnen?«

»Wunderbar, einfach wunderbar. Ist das nicht ein herrlicher Tag?«

Der Tag hat gerade erst begonnen, und es ist noch entschieden zu früh, um seine Herrlichkeit zu beurteilen. Auf jeden Fall ist es ziemlich stickig für eine so frühe Stunde. Die unerträgliche Hitze des Sommers in Memphis wird nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Sie gestattet mir eine Tasse Instantkaffee und eine Scheibe Toast, bevor sie anfängt, von dem Mulch zu reden. Ich mache mich ans Werk, sehr zu ihrem Entzücken. Ich hieve den ersten Zentnersack in die Schubkarre und folge ihr um das Haus herum, die Auffahrt entlang und über den vorderen Rasen zu einem mickrigen Blumenbeet an der Straße. Sie hält ihren Kaf-

fee in den behandschuhten Händen und deutet auf die Stelle, auf die der Mulch kommen soll. Ich bin ziemlich außer Atem von der Tour, insbesondere dem letzten Stück über den feuchten Rasen, aber ich reiße schwungvoll den Sack auf und mache mich daran, mit einer Mistgabel Mulch zu verteilen.

Mein T-Shirt ist schweißdurchtränkt, als ich eine Viertelstunde später mit dem ersten Sack fertig bin. Sie folgt mir und der Schubkarre zurück an den Rand der hinteren Terrasse, wo wir nachladen. Sie zeigt mir genau, welchen Sack ich als nächsten nehmen soll, und wir karren ihn zu einer Stelle in der Nähe des Briefkastens.

In der ersten Stunde verteilen wir fünf Säcke. Und ich leide. Um neun beträgt die Temperatur achtundzwanzig Grad. Um halb zehn überrede ich sie zu einer Wasserpause, und nach zehn Minuten Sitzen fällt es mir schwer, wieder aufzustehen. Eine Weile danach befallen mich glaubwürdige Rückenschmerzen, aber ich beiße die Zähne zusammen und zwinge mich dazu, nur ganz leicht das Gesicht zu verzieren. Sie nimmt es nicht zur Kenntnis.

Ich bin kein Faulpelz, und auf dem College, vor nicht allzu langer Zeit, war ich in bester körperlicher Verfassung. Ich bin gejoggt und habe Hallensport betrieben, aber dann kam das Jurastudium, und in den letzten drei Jahren hatte ich nur wenig Zeit für derartige Aktivitäten. Nach ein paar Stunden harter Arbeit komme ich mir vor wie der letzte Schwächling.

Zum Lunch füttert sie mich mit zweien ihrer geschmacklosen Truthahnsandwiches und einem Apfel. Ich esse sehr langsam unter dem Ventilator auf der Terrasse. Mein Rücken tut weh, meine Beine sind taub, und meine Hände zittern regelrecht, während ich an dem Apfel nage wie ein Kaninchen.

Während sie die Küche aufräumt, schaue ich über die kleine Rasenfläche, um den Mulchberg herum, auf meine unschuldig über der Garage liegende Wohnung. Ich war so stolz auf mich, als ich die geringe Summe von hundertfünfzig Dollar Miete pro Monat ausgehandelt hatte, aber wie clever war ich dabei wirklich? Wer hat bei diesem Handel das bessere Geschäft gemacht? Ich erinnere mich, daß ich mich fast ein wenig geschämt habe, diese reizende kleine alte Dame so auszunutzen.

Jetzt würde ich sie am liebsten in einen leeren Mulchsack stopfen.

Einem uralten, an die Garage genagelten Thermometer zu folge beträgt die Temperatur um eins vierunddreißig Grad. Um zwei streikt mein Rücken endgültig, und ich erkläre Miss Birdie, daß ich ausruhen muß. Sie mustert mich traurig, dann dreht sie sich langsam um und betrachtet den nicht wesentlich kleiner gewordenen Haufen weißer Säcke. Wir haben kaum eine Delle hineingemacht. »Na ja, wenn es unbedingt sein muß.«

»Nur eine Stunde«, flehe ich.

Sie läßt sich erweichen, aber um halb vier schiebe ich abermals die Schubkarre, mit Miss Birdie auf den Fersen.

Nach acht Stunden Schwerarbeit habe ich genau neunundsiebzig Säcke Mulch verteilt, weniger als ein Drittel der Ladung, die sie hat anliefern lassen.

Kurz nach dem Lunch habe ich den ersten Hinweis darauf fallen lassen, daß ich um sechs im Yogi's sein müßte. Das war natürlich eine Lüge. Vorgesehen ist, daß ich von acht bis Geschäftsschluß an der Bar arbeite. Aber das braucht sie nicht zu wissen, und ich bin entschlossen, mich von dem Mulch zu befreien, bevor es dunkel wird. Um fünf mache ich einfach Schluß. Ich sage ihr, mir reicht es, mein Rücken tut weh. Ich muß zur Arbeit. Ich schleppe mich die Treppe hinauf, und sie schaut mir von unten traurig nach. Von mir aus kann sie mir kündigen. Mir ist alles egal.

Am späten Sonntagmorgen weckt mich das majestätische Dröhnen von Donner, und ich liege steif im Bett und höre dem Regen zu, wie er auf mein Dach prasselt. Mein Kopf ist in guter Verfassung – ich habe gestern abend bei der Arbeit nichts getrunken. Aber der Rest meines Körpers ist in Beton eingegossen und unfähig, sich zu bewegen. Die leichteste Regung löst heftige Schmerzen aus. Sogar das Atmen tut weh.

Irgendwann während der gestrigen Plackerei hat Miss Birdie mich gefragt, ob ich mit ihr am Gottesdienst teilnehmen wollte. Kirchenbesuch war keine Bedingung meines Mietvertrags, aber warum nicht, dachte ich. Wenn diese einsame alte

Frau möchte, daß ich mit ihr in die Kirche gehe, dann ist das das mindeste, was ich tun kann. Es könnte mir bestimmt nicht schaden.

Dann habe ich sie gefragt, welche Kirche sie besucht. Abundance Tabernacle in Dallas, antwortete sie. Live über Satellit. Sie betet mit dem Reverend Kenneth Chandler, und zwar in der Abgeschiedenheit ihres eigenen Hauses.

Ich habe abgelehnt. Sie schien verletzt zu sein, faßte sich aber rasch wieder.

Als ich ein kleiner Junge war, lange bevor mein Vater sich dem Alkohol ergab und mich auf eine Militärschule schickte, bin ich gelegentlich mit meiner Mutter in die Kirche gegangen. Ein- oder zweimal hat er uns begleitet, aber dabei ständig nur genörgelt, deshalb war es Mutter und mir lieber, wenn er zu Hause blieb und die Zeitung las. Es war eine kleine Methodistenkirche mit einem netten Pastor, dem Reverend Howie, der amüsante Geschichten erzählte und jedem das Gefühl gab, geliebt zu werden. Ich erinnere mich, wie zufrieden meine Mutter immer war, während wir seinen Predigten lauschten. Es waren massenhaft Kinder in der Sonntagsschule, und ich hatte nichts dagegen, sonntags morgens geschrubbt und gestärkt und danach in die Kirche geführt zu werden.

Einmal mußte sich meine Mutter einer kleinen Operation unterziehen; sie war drei Tage im Krankenhaus. Natürlich waren die Damen von der Kirche selbst über die intimsten Details der Operation informiert, und drei Tage lang war unser Haus überschwemmt mit Auflaufen, Kuchen, Pasteten, Broten und Schüsseln, angefüllt mit mehr Eßbarem, als mein Vater und ich in einem Jahr vertilgen konnten. Die Damen organisierten einen Hausdienst für uns. Sie wechselten sich darin ab, sich um das Essen zu kümmern, die Küche zu putzen, noch mehr Besucher zu begrüßen, die noch mehr Aufläufe brachten. Während der drei Tage, die meine Mutter im Krankenhaus lag, und weitere drei Tage nach ihrer Rückkehr hielt sich mindestens eine der Damen ständig bei uns auf, meiner Meinung nach, um das Essen zu bewachen.

Meinem Vater war das unendlich zuwider. Zum einen konnte er nicht herumschleichen und trinken, nicht mit einem

Haus voller Kirchendamen. Ich glaube, sie wußten, daß er gern mal einen Schluck nahm, und da es ihnen nun einmal gelungen war, in das Haus einzudringen, waren sie auch entschlossen, ihn dabei zu erwischen. Und dann wurde auch noch von ihm erwartet, daß er den freundlichen Gastgeber mimte, etwas, was mein Vater einfach nicht fertigbrachte. Nach den ersten vierundzwanzig Stunden verbrachte er den größten Teil seiner Zeit im Krankenhaus, aber kaum am Bett seiner kranken Frau. Er hielt sich im Besucherzimmer auf, wo er fernsah und Cola mit Schuß trank.

Ich habe angenehme Erinnerungen daran. In unserem Haus hatte es nie eine derartige Wärme gegeben, nie so viel köstliches Essen. Die Damen umhegten mich, als wäre meine Mutter gestorben, und ich genoß die Aufmerksamkeit. Sie waren die Tanten und Großmütter, die ich nie gehabt hatte.

Kurz nachdem meine Mutter wieder gesund war, wurde der Reverend Howie wegen einer Unbesonnenheit entlassen, die ich nie recht verstanden habe, und die Gemeinde brach auseinander. Jemand beleidigte meine Mutter, und das war für uns das Ende der Kirchenbesuche. Ich glaube, sie und Hank, ihr neuer Ehemann, gehen sporadisch zu Gottesdiensten.

Ich vermißte die Kirche eine Zeitlang, dann gewöhnte ich mir an, nicht mehr hinzugehen. Meine Freunde dort luden mich gelegentlich ein, sie zu begleiten, aber wenig später war ich zu cool, um noch in die Kirche zu gehen. Eine Freundin am College nahm mich zur Messe mit, ausgerechnet am Samstagabend, aber ich bin zu sehr Protestant, um all die Rituale zu verstehen.

Miss Birdie hat schüchtern die Möglichkeit von Gartenarbeit heute nachmittag erwähnt. Ich habe erklärt, es sei Sabbat, der Tag des Herrn, und ich wäre prinzipiell gegen Arbeit am Sonntag.

Darauf fiel ihr keine Erwiderung ein.

Seit drei Tagen regnet es immer wieder, was meiner Arbeit als Gärtnergehilfe einen wirksamen Riegel vorschiebt. Am Dienstag, nach Einbruch der Dunkelheit, sitze ich in meiner Wohnung und lerne für das Anwaltsexamen, als das Telefon läutet. Es ist Dot Black, und ich weiß, daß etwas schiefgegangen ist. Sonst würde sie mich nicht anrufen.

»Ich hatte gerade einen Anruf«, sagt sie, »von einem Mr. Barry Lancaster. Hat gesagt, er wäre mein Anwalt.«

»Das stimmt, Dot. Er ist ein toller Anwalt in meiner neuen Firma. Er arbeitet mit mir zusammen.« Ich vermute, daß Barry einfach ein paar Details überprüfen wollte.

»Nun, das ist nicht das, was er gesagt hat. Er hat angerufen, um zu fragen, ob ich und Donny Ray morgen in sein Büro kommen können. Es müßten noch ein paar Dinge unterschrieben werden. Ich habe nach Ihnen gefragt. Er hat gesagt, Sie arbeiteten nicht dort. Ich will wissen, was da vorgeht.«

Das will ich auch. Ich stottere eine Sekunde, sage etwas von einem Mißverständnis. Tief in meinem Bauch schnürt sich ein dicker Knoten zusammen. »Es ist eine große Kanzlei, und ich bin neu dort. Vielleicht hat er meine Existenz einfach vergessen.«

»Nein. Er weiß, wer Sie sind. Er hat gesagt, Sie hätten dort gearbeitet, aber jetzt nicht mehr. Wissen Sie, das ist alles ziemlich verwirrend.«

Ich weiß. Ich sinke auf einen Stuhl und versuche, klar zu denken. Es ist fast neun Uhr. »Hören Sie, Dot, warten Sie ein paar Minuten. Ich rufe Mr. Lancaster an und versuche herauszufinden, was da vor sich geht. Ich rufe gleich zurück.«

»Ich will wissen, was da los ist. Haben Sie diese Mistbande inzwischen verklagt?«

»Ich rufe Sie gleich wieder an, okay?« Ich lege den Hörer auf, dann wähle ich rasch die Nummer der Kanzlei Lake. Mich überfällt das gemeine Gefühl, daß ich das schon einmal erlebt habe.

Die Dame vom Spätdienst stellt mich zu Barry X. durch. Ich beschließe, liebenswürdig zu sein, mitzuspielen, abzuwarten, was er sagt.

»Barry, ich bin's, Rudy. Haben Sie meine Ausarbeitung gelesen?«

»Ja, sieht prächtig aus.« Er hört sich müde an. »Hören Sie, Rudy, es kann sein, daß wir ein kleines Problem mit Ihrer Stelle hier haben.«

Der Knoten steigt in meine Kehle. Mein Herz erstarrt. Meine Lungen überspringen einen Atemzug. »Ach ja?« bringe ich heraus.

»Ja. Sieht schlecht aus. Ich habe heute nachmittag mit Jonathan Lake gesprochen, und er ist mit Ihnen nicht einverstanden.«

»Und weshalb nicht?«

»Ihm gefällt die Idee nicht, daß ein Anwalt die Stellung eines Anwaltsgehilfen einnimmt. Und jetzt, wo ich darüber nachdenke, finde ich auch, daß das doch kein so guter Gedanke war. Sehen Sie, Mr. Lake meint, und da bin ich ganz seiner Ansicht, daß ein Anwalt in dieser Position von Natur aus dazu neigt, sich mit allen Mitteln seinen Weg auf die nächste freie Stelle eines regulär angestellten Anwalts zu bahnen. Und das können wir nicht zulassen. Das schadet dem Geschäft.«

Ich schließe die Augen und möchte weinen. »Das versteh ich nicht«, sage ich.

»Tut mir leid. Ich habe mein möglichstes versucht, aber er wollte einfach nicht nachgeben. Er leitet diesen Betrieb mit eiserner Faust und hat seine eigene Art, die Dinge zu erledigen. Um ehrlich zu sein, er hat mir eine regelrechte Standpauke gehalten, weil ich bloß daran gedacht habe, Sie einzustellen.«

»Ich möchte mit Jonathan Lake selber sprechen«, sage ich so entschieden wie möglich.

»Ausgeschlossen. Er ist zu beschäftigt, außerdem würde er ablehnen. Er hat nicht vor, seine Ansicht zu ändern.«

»Sie Dreckskerl.«

»Hören Sie, Rudy, wir ...«

»Sie Dreckskerl!« Ich brülle in den Hörer, und es tut gut.

»Nehmen Sie's nicht so schwer, Rudy.«

»Ist Lake jetzt im Hause?«

»Vermutlich. Aber er wird nicht ...«

»Ich bin in fünf Minuten dort«, brülle ich und knalle den Hörer auf die Gabel.

Zehn Minuten später halte ich mit quietschenden Reifen vor dem Lagerhaus. Auf dem Parkplatz stehen drei Wagen, im Gebäude brennt Licht. Kein Barry wartet auf mich.

Ich hämmere an die Vordertür, aber niemand erscheint. Ich weiß, daß sie mich da drinnen hören können, aber sie sind zu feige, um herauszukommen. Wahrscheinlich werden sie die Bullen rufen, wenn ich nicht aufgebe.

Aber ich kann nicht aufgeben. Ich gehe an die Nordseite und hämmere gegen eine andere Tür, dann an einen Notausgang an der Rückseite. Ich stehe unter dem Fenster von Barrys Büro und brülle zu ihm hinauf. Es brennt Licht, aber er ignoriert mich. Ich kehre zur Vordertür zurück und hämmere abermals dagegen.

Ein uniformierter Wachmann tritt aus dem Schatten heraus und packt mich bei den Schultern. Meine Knie werden weich vor Angst. Er ist mindestens einsneunzig groß, schwarz, mit einer schwarzen Mütze.

»Sie müssen verschwinden, mein Junge«, sagt er sanft mit einer tiefen Stimme. »Gehen Sie gleich, bevor ich die Polizei rufe.«

Ich schüttle seine Hände von meinen Schultern und gehe davon.

Ich sitze lange Zeit im Dunkeln auf dem ramponierten Sofa, das Miss Birdie mir geliehen hat, und versuche, ein bißchen Ordnung in meine Gedanken zu bringen. Das gelingt mir nur höchst unvollständig. Ich trinke zwei warme Bier. Ich fluche und weine. Ich plane Rache. Ich denke sogar daran, Jonathan Lake und Barry X. umzubringen. Gemeine Dreckskerle, die sich verschworen haben, mir meinen Fall zu stehlen. Was soll ich jetzt den Blacks sagen? Wie soll ich ihnen das erklären?

Ich wandere im Zimmer umher und warte auf den Sonnenaufgang. Gestern abend habe ich sogar einmal gelacht, als ich

daran dachte, daß ich nun wieder meine Liste von Kanzleien hervorkramen und von neuem Klinken putzen gehen darf. Und dann der Gedanke, Madeline Skinner aufzusuchen zu müssen. »Ich bin's wieder, Madeline. Ich bin wieder da.«

Schließlich schlafe ich auf dem Sofa ein, und kurz nach neun weckt mich jemand. Es ist nicht Miss Birdie. Es sind zwei Polizisten in Zivil. Sie strecken ihre Ausweise durch die offene Tür, und ich fordere sie auf, hereinzukommen. Ich bin in Turnhose und T-Shirt. Meine Augen brennen, also reibe ich sie und versuche mir vorzustellen, weshalb sich die Polizei plötzlich für mich interessiert.

Sie könnten Zwillinge sein, beide um die Dreißig, nicht viel älter als ich. Sie tragen Jeans und Turnschuhe und schwarze Schnurrbärte und benehmen sich wie Schauspieler in einem billigen Fernsehspiel. »Dürfen wir uns setzen?« fragt der eine, zieht einen Stuhl unter dem Tisch hervor und läßt sich darauf nieder. Sein Partner tut dasselbe, und sie haben schnell Position bezogen.

»Natürlich«, sage ich keß. »Nehmen Sie Platz.«

»Setzen Sie sich zu uns.«

»Warum nicht?« Ich setze mich ans Kopfende, zwischen sie. Beide lehnen sich vor, immer noch wie im Film. »Also. Was zum Teufel wollen Sie hier?«

»Sie kennen Jonathan Lake?«

»Ja.«

»Sie wissen, wo seine Kanzlei ist?«

»Ja.«

»Waren Sie gestern abend dort?«

»Ja.«

»Wann?«

»Zwischen neun und zehn.«

»Weshalb waren Sie dort?«

»Das ist eine lange Geschichte.«

»Wir haben massenhaft Zeit.«

»Ich wollte mit Jonathan Lake sprechen.«

»Haben Sie es getan?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Die Türen waren verschlossen. Ich konnte nicht in das Gebäude.«

»Haben Sie versucht, einzubrechen?«

»Nein.«

»Sind Sie sicher?«

»Klar.«

»Sind Sie nach Mitternacht noch mal zurückgekehrt?«

»Nein.«

»Sind Sie sicher?«

»Ja klar. Fragen Sie den Wachmann.«

Daraufhin werfen sie sich einen Blick zu. Etwas hat ins Schwarze getroffen. »Haben Sie den Wachmann gesehen?«

»Ja. Er hat mich aufgefordert zu verschwinden, also bin ich verschwunden.«

»Können Sie ihn beschreiben?«

»Ja.«

»Dann mal los.«

»Großer Schwarzer, ungefähr einsneunzig. Uniform, Mütze, Waffe, alles, was dazugehört. Fragen Sie ihn. Er wird Ihnen sagen, daß ich gegangen bin, als er mich dazu aufgefordert hat.«

»Wir können ihn nicht fragen.« Sie werfen sich wieder einen Blick zu.

»Warum nicht?« Irgendwas Schlimmes liegt in der Luft.

»Weil er tot ist.« Beide beobachten mich genau. Sie wollen sehen, wie ich darauf reagiere. Ich bin echt betroffen, wie jeder Mann es sein würde. Ich fühle ihre Blicke auf mir lasten.

»Wie – wie ist er gestorben?«

»Bei dem Brand umgekommen.«

»Welchem Brand?«

Sie verstummen gleichzeitig, und beide nicken argwöhnisch, während sie den Tisch betrachten. Einer zieht ein Notizbuch aus der Tasche wie ein Reporter. »Dieser kleine Wagen da draußen, der Toyota, gehört der Ihnen?«

»Das wissen Sie doch. Sie haben Computer.«

»Sind Sie damit gestern abend zur Kanzlei gefahren?«

»Nein, ich habe ihn hingeschoben. Was für ein Brand?«

»Werden Sie nicht keß, okay?«

»Okay. Einigen wir uns darauf, daß ich keine großen Sprüche mache, wenn Sie es auch nicht tun.«

Der andere mischt sich ein. »Wir haben einen Zeugen, der glaubt, Ihren Wagen gegen zwei Uhr heute morgen in der Nähe der Kanzlei gesehen zu haben.«

»Ausgeschlossen. Nicht meinen Wagen.« Unmöglich, in diesem Augenblick zu beurteilen, ob diese Burschen die Wahrheit sagen. »Was für ein Brand?« frage ich noch einmal.

»Die Kanzlei ist letzte Nacht niedergebrannt. Völlig zerstört.«

»Bis auf die Grundmauern«, setzt der andere hilfreich hinzu.

»Und ihr beide seid vom Branddezernat«, sage ich, immer noch verblüfft, aber gleichzeitig stocksauer, weil sie denken, ich könnte etwas damit zu tun haben. »Und jetzt hat jemand den Bau abgefackelt, und Barry Lancaster hat Ihnen erzählt, daß ich einen wundervollen Verdächtigen dafür abgeben würde, stimmt's?«

»Wir sind für Brandstiftung zuständig. Aber auch für Mord.«

»Wie viele Leute sind umgekommen?«

»Nur der Wachmann. Der erste Anruf kam gegen drei Uhr heute morgen, das Gebäude war also leer. Offensichtlich saß der Wachmann irgendwie in der Falle, als das Dach einstürzte.«

Ich wünsche mir fast, Jonathan Lake wäre bei dem Wachmann gewesen, dann denke ich an diese wundervollen Büros mit ihren Teppichen und Gemälden.

»Sie vergeuden Ihre Zeit«, sage ich, noch wütender über den Gedanken, daß sie mich verdächtigen.

»Mr. Lancaster hat gesagt, Sie wären ziemlich aufgebracht gewesen, als Sie gestern abend bei dem Gebäude waren.«

»Stimmt. Aber nicht wütend genug, um den Bau anzustekken. Sie vergeuden Ihre Zeit. Ich schwöre es..«

»Er hat gesagt, Sie wären gerade gefeuert worden, und Sie wollten Mr. Lake zur Rede stellen.«

»Stimmt alles. Aber das beweist noch lange nicht, daß ich ein Motiv hatte, sein Haus niederzubrennen.«

»Ein Mord, begangen im Verlauf einer Brandstiftung, kann die Todesstrafe nach sich ziehen.«

»Das ist mir bekannt. Finden Sie Ihren Mörder, und machen Sie ihm die Hölle heiß. Aber lassen Sie mich aus dem Spiel.«

Anscheinend ist mein Zorn ziemlich überzeugend, denn sie machen beide gleichzeitig einen Rückzieher. Einer zieht ein zusammengefaltetes Stück Papier aus der Brusttasche seines Hemdes. »Ich habe hier einen Bericht von vor ein paar Monaten. Damals wurden Sie wegen Zerstörung von Privateigentum gesucht. Etwas mit zu Bruch gegangenem Glas in einer Kanzlei in der Innenstadt.«

»Sehen Sie, Ihre Computer funktionieren.«

»Ziemlich bizarres Verhalten für einen Anwalt.«

»Ich habe schon Schlimmeres erlebt. Und ich bin kein Anwalt. Ich bin Anwaltsgehilfe oder so etwas in der Art. Gerade mit dem Studium fertig. Und die Anzeige wurde zurückgezogen, was bestimmt irgendwo unmißverständlich in Ihrem kleinen Ausdruck da steht. Und wenn Sie glauben, daß mein bißchen Glaszerbrechen im April auch nur das geringste mit dem Brand in der letzten Nacht zu tun hat, dann kann der wahre Brandstifter ruhig schlafen. Er ist in Sicherheit. Er wird nie erwischt werden.«

Daraufhin springt der eine auf, und der andere folgt rasch seinem Beispiel. »Sie sollten lieber mit einem Anwalt sprechen«, sagt der eine, den Finger auf mich richtend. »Im Augenblick sind Sie der Hauptverdächtige.«

»Ja, ja. Wie ich schon sagte – wenn ich der Hauptverdächtige bin, dann hat der wahre Killer unverschämtes Glück. Ihr beide seid auf dem Holzweg.«

Sie schlagen die Tür hinter sich zu und verschwinden. Ich warte eine halbe Stunde, dann steige ich in meinen Wagen. Ich fahre ein paar Blocks und manövriere mich vorsichtig in die Nähe des Lagerhauses. Dort lasse ich den Wagen stehen, laufe ein paar hundert Meter und gehe in einen kleinen Supermarkt. Von dort aus kann ich die rauchenden Trümmer sehen. Nur eine Mauer steht noch. Dutzende von Leuten wimmeln herum, die Anwälte und Sekretärinnen zeigen hierhin und dort-

hin, die Feuerwehrleute stapfen in ihren schweren Stiefeln herum. Die Brandstelle wird von Polizisten mit gelbem Band abgegrenzt. Es riecht durchdringend nach verbranntem Holz, und über der ganzen Gegend hängt eine graue Rauchwolke. Das Gebäude hatte Fußböden und Decken aus Holz, und auch die Wände waren, von wenigen Ausnahmen abgesehen, aus Holz errichtet. Nimmt man dazu die Unmengen von Büchern überall im Haus und die Tonnen von Papier, die sich darin befunden haben müssen, dann ist leicht zu verstehen, wie es in Schutt und Asche fallen konnte. Das einzig Verwunderliche ist die Tatsache, daß es ein ausgedehntes, das ganze Lagerhaus durchziehendes Sprinklersystem gab. Überall verliefen gestrichene Rohre, die zum Teil sogar optisch in die Innenausstattung einbezogen waren.

Aus naheliegenden Gründen ist Prince kein Morgenmensch. Gewöhnlich schließt er Yogi's gegen zwei Uhr nachts ab, dann torkelt er auf den Rücksitz seines Cadillacs. Firestone, sein langjähriger Fahrer und angeblicher Leibwächter, bringt ihn nach Hause. Ein paarmal ist auch Firestone zu betrunken gewesen, um noch fahren zu können. Dann habe ich die beiden heimgefahren.

Prince ist im allgemeinen gegen elf in seinem Büro, weil eine Menge Leute zum Lunch zu Yogi's kommen. Ich treffe ihn um zwölf an seinem Schreibtisch an, mit Papieren hantierend und gegen seinen täglichen Kater ankämpfend. Er ißt Schmerztabletten und trinkt Mineralwasser bis zum magischen Schlag der Fünfuhrglocke, dann gleitet er hinüber in seine beruhigende Welt aus Rum und Tonic.

Sein Büro ist ein fensterloser Raum unter der Küche, ziemlich abgelegen und erreichbar nur nach einem schnellen Marsch durch drei ungekennzeichnete Türen und eine versteckte Treppe nach unten. Es ist quadratisch, und jeder Quadratzentimeter Wand ist bedeckt mit Fotos von Prince beim Händeschütteln mit Lokalpolitikern und anderen fotoverliebten Gestalten. Außerdem gibt es Unmengen von gerahmten und aufgeklebten Zeitungsausschnitten mit Prince – verdächtigt, beschuldigt, angeklagt, verhaftet, vor Gericht gestellt und

immer freigesprochen. Er liebt es, seinen Namen gedruckt zu sehen.

Er ist miserabler Laune, wie üblich. Im Laufe der Jahre habe ich gelernt, ihm aus dem Wege zu gehen, bis er seinen dritten Drink intus hat, was gewöhnlich abends um sechs der Fall ist. Ich bin also sechs Stunden zu früh dran. Er winkt mich herein, und ich mache die Tür hinter mir zu.

»Was ist passiert?« grunzt er. Seine Augen sind blutunterlaufen. Mit seinem langen, dunklen Haar, dem üppigen Bart, dem offenen Hemd und der behaarten Brust erinnert er mich immer an Wolfman Jack.

»Ich stecke ein bißchen in der Klemme«, sage ich.

»Gibt es sonst noch was Neues?«

Ich erzähle ihm von der letzten Nacht – daß ich meinen Job verloren habe, von dem Brand, den Polizisten. Alles. Ich lege besonderen Nachdruck auf die Tatsache, daß es eine Leiche gibt und daß die Polizisten deshalb tun, was in ihren Kräften steht. Zu Recht. Ich kann mir nicht vorstellen, wieso ich der Hauptverdächtige sein soll, aber die Bullen scheinen das zu glauben.

»Also ist Lake abgefackelt worden«, denkt er laut. Es scheint ihn zu freuen. Eine hübsche Brandstiftung ist genau die Art Sache, die Prince Spaß macht und Licht in seinen Vormittag bringt. »Ich konnte ihn nie so recht ausstehen.«

»Er ist nicht tot. Nur vorübergehend aus dem Geschäft. Er wird bald wieder dasein.« Und das ist einer der Hauptgründe für meine Angst. Jonathan Lake verteilt eine Menge Geld an eine Menge Politiker. Er kultiviert Beziehungen, damit er Gefälligkeiten einfordern kann. Wenn er überzeugt ist, daß ich etwas mit dem Brand zu tun hatte, oder wenn er einfach einen temporären Sündenbock braucht, dann werden die Bullen sich auf mich stürzen.

»Sie schwören, daß Sie es nicht getan haben?«

»Na, hören Sie mal, Prince.«

Er denkt darüber nach, streicht sich über den Bart, und mir wird sofort klar, daß er entzückt ist, so plötzlich mittendrin zu stecken. Hier haben wir Verbrechen, Tod, Intrige, Politik, eine prächtige Scheibe Leben in der Gosse. Wenn jetzt auch noch

ein paar Oben-ohne-Tänzerinnen und Bestechungsgelder an die Polizei dazukämen, dann würde Prince eine gute Flasche köpfen, um zu feiern.

»Sie sollten lieber mit einem Anwalt reden«, sagt er, immer noch seinen Bart streichelnd. Das ist leider der eigentliche Grund, aus dem ich hier bin. Ich hatte daran gedacht, Booker anzurufen, aber ich habe ihn schon genug belästigt. Und er hat im Augenblick mit demselben Problem zu kämpfen wie ich, nämlich daß wir unser Examen noch nicht hinter uns haben und deshalb noch keine richtigen Anwälte sind.

»Ich kann mir keinen Anwalt leisten«, sage ich, dann warte ich auf die nächste Zeile im Drehbuch. Wenn es in diesem Moment eine Alternative gäbe, würde ich mich mit Freuden darauf stürzen.

»Lassen Sie mich das erledigen«, sagt er. »Ich werde Bruiser anrufen.«

Ich nicke und sage: »Danke. Glauben Sie, daß er mir helfen wird?«

Prince grinst und breitet vielsagend die Arme aus. »Bruiser tut alles, worum ich ihn bitte, okay?«

»Sicher«, sage ich demütig. Er greift nach einem Telefon und wählt die Nummer. Ich höre zu, wie er sich an ein paar Leuten vorbeiknurrt und dann Bruiser an den Apparat bekommt. Er spricht mit den kurzen, knappen Redewendungen eines Mannes, der weiß, daß seine Telefone angezapft sind: »Bruiser, hier Prince. Ja, ja. Muß dich möglichst schnell sehen ... Eine kleine Sache, die einen meiner Angestellten betrifft ... Ja, ja. Nein, bei dir. In einer halben Stunde. Okay?« Und damit legt er auf.

Mir tun die armen FBI-Techniker leid, die versuchen, aus diesem Gespräch etwas Belastendes herauszuholen.

Firestone fährt den Cadillac vor die Hintertür, und Prince und ich lassen uns auf den Rücksitzen nieder. Der Wagen ist schwarz, und die Scheiben sind stark getönt. Er lebt in der Dunkelheit. In drei Jahren habe ich ihn nie bei irgendeiner Tätigkeit im Freien gesehen. Urlaub macht er in Las Vegas, wo er die Casinos praktisch nicht verläßt.

Ich höre einem Vortrag zu, der rasch zu einer langatmigen Aufzählung von Bruisers größten juristischen Triumphen

wird, die fast alle mit Prince zu tun hatten. Seltsamerweise fange ich an, mich zu entspannen. Ich bin in guten Händen.

Bruiser hat in Abendkursen Jura studiert und mit zweiundzwanzig abgeschlossen; immer noch ein Rekord, wie Prince glaubt. Als Kinder waren sie die besten Freunde, und in der High-School haben sie ein bißchen gespielt, eine Menge getrunken, Mädchen nachgestellt und Jungen verprügelt. Harte Gegend im Süden von Memphis. Sie könnten ein Buch darüber schreiben. Bruiser ging aufs College, Prince kaufte sich einen Bierlaster. Eines führte zum anderen.

Die Kanzlei liegt in einem kleinen, langgestreckten und aus roten Ziegelsteinen erbauten Einkaufszentrum mit einer Reinigung an einem und einem Videooverleih am anderen Ende. Bruiser investiert weise, erklärt Prince, und das ganze Zentrum gehört ihm. Auf der anderen Straßenseite ist ein Pfannkuchenhaus, das die ganze Nacht geöffnet ist, und daneben liegt der Club Amber, ein protziger Oben-ohne-Schuppen mit Neonbeleuchtung im Vegas-Stil. Dies ist eine Gegend mit viel Industrie, in Flughafennähe.

Abgesehen von den Worten LAW OFFICE, in Schwarz auf die Glastür in der Mitte der Häuserzeile gemalt, deutet nichts darauf hin, welcher Beruf hier ausgeübt wird. Eine Sekretärin mit engen Jeans und klebrigen roten Lippen begrüßt uns mit einem breiten Lächeln, aber wir halten uns nicht bei ihr auf. Ich folge Prince durch den Eingangsbereich. »Sie hat früher auf der anderen Straßenseite gearbeitet«, murmelt er. Ich hoffe, es war das Pfannkuchenhaus, aber ich bezweifle es.

Bruisers Büro hat eine bemerkenswerte Ähnlichkeit mit dem von Prince – keine Fenster, kein Sonnenstrahl, groß und quadratisch und protzig, Fotos von wichtigen, aber unbekannten Leuten, die Bruiser die Hand schütteln und uns angrinsen. Eine Wand ist für Waffen reserviert, alle möglichen Gewehre und Musketen und Medaillen für Zielschießen. Hinter Bruisers massigem Lederdrehstuhl steht auf einem Podest ein großes Aquarium, in dem etwas, das aussieht wie Miniaturlurche, durch das trübe Wasser gleitet.

Er ist am Telefon, und deshalb fordert er uns mit einer Handbewegung auf, auf der anderen Seite seines langen und

breiten Schreibtisches Platz zu nehmen. Wir folgen der Einladung, und Prince kann es nicht abwarten, mich zu informieren. »Das sind echte Haie da drin«, sagt er und deutet auf die Wand über Bruisers Kopf. Lebendige Haie im Büro eines Anwalts. Kredithaie? Finanzhaie? ... Gauner! Kapiert. Es ist ein Witz. Prince kichert.

Ich sehe zu Bruiser hinüber und versuche, Blickkontakt zu vermeiden. Der Telefonhörer wirkt winzig neben seinem gewaltigen Kopf. Sein langes, halb ergrautes Haar fällt ihm in zottigen Strähnen bis auf die Schultern. Sein Spitzbart, völlig grau, ist dicht und lang, und der Hörer verschwindet fast darin. Seine Augen sind dunkel und flink, umgeben von Wülsten aus dunkler Haut. Ich habe oft gedacht, daß seine Vorfahren aus dem Mittelmeerraum stammen müssen.

Obwohl ich Bruiser tausend Drinks serviert habe, habe ich mich nie richtig mit ihm unterhalten. Ich habe es nie gewollt. Und ich will es auch jetzt nicht, aber offensichtlich bleibt mir kaum etwas anderes übrig.

Er knurrt ein paar kurze Bemerkungen, dann knallt er den Hörer hin. Prince stellt mich rasch vor, und Bruiser versichert uns, daß er mich gut kennt. »Natürlich kenne ich Rudy, schon seit langem«, sagt er. »Wo liegt das Problem?«

Prince sieht mich an, und ich liefere meinen Bericht.

»Habe es heute morgen in den Nachrichten gesehen«, wirft Bruiser ein, als ich in meiner Erzählung bei der Sache mit dem Brand angekommen bin. »Hatte schon fünf Anrufe deswegen. Gehört nicht viel dazu, Anwälte zum Schwatzen zu bringen.«

Ich lächle und nicke, weil ich das Gefühl habe, daß das von mir erwartet wird, und dann komme ich zu der Sache mit den Polizisten. Ich beende meinen Bericht ohne weitere Unterbrechungen, dann warte ich auf kluge Ratschläge von selten meines Anwalts.

»Anwaltsgehilfe?« sagt er, offensichtlich verblüfft.

»Ich war verzweifelt.«

»Und wo wollen Sie jetzt arbeiten?«

»Ich weiß es nicht. Im Augenblick mache ich mir größere Sorgen wegen einer möglichen Verhaftung.«

Das bringt Bruiser zum Lächeln. »Darum kümmere ich

mich«, sagt er selbstgefällig. Prince hat mir des öfteren versichert, daß Bruiser mehr Bullen kennt als der Bürgermeister. »Lassen sie mich nur ein paar Anrufe machen.«

»Er muß den Kopf einziehen, nicht wahr?« fragt Prince, als wäre ich ein entflohener Sträfling.

»Ja. In Deckung gehen.« Aus irgendeinem Grund drängt sich mir die Gewißheit auf, daß dieser Rat in diesem Büro schon viele Male erteilt worden ist. »Was wissen Sie über Brandstiftung?« fragt er mich.

»Nicht viel. Sie kam beim Jurastudium nicht vor.«

»Nun, ich habe ein paar Fälle von Brandstiftung gehabt. Es kann Tage dauern, bis sie wissen, ob es überhaupt Brandstiftung war. Bei einem so alten Gebäude kann alles mögliche passieren. Wenn es wirklich Brandstiftung war, werden sie in den nächsten paar Tagen keine Verhaftungen vornehmen.«

»Wissen Sie, ich möchte wirklich nicht verhaftet werden. Zumal ich unschuldig bin. Auf die Presse kann ich verzichten«, sage ich mit einem Blick auf die mit Zeitungsausschnitten beplasterte Wand.

»Daraus kann ich Ihnen keinen Vorwurf machen«, sagt er tatsächlich mit einer aufrichtigen Miene. »Wann ist das Anwaltsexamen?«

»Im Juli.«

»Und danach?«

»Ich weiß es nicht. Ich muß mich umschauen.«

Mein Kumpel Prince bricht plötzlich in die Unterhaltung ein. »Kannst du ihn nicht hier brauchen, Bruiser? Schließlich hast du einen ganzen Haufen Anwälte. Da kommt es auf einen mehr doch nicht an. Er war ein erstklassiger Student, arbeitet hart, ist intelligent. Ich kann mich für ihn verbürgen. Der Junge braucht einen Job.«

Ich wende langsam den Kopf und sehe Prince an, der mich anlächelt, als wäre er der Weihnachtsmann. »Hier wäre ein großartiger Platz für Sie«, sagt er richtig aufgeknöpft. »Sie würden lernen, was *richtige* Anwälte tun.« Er lacht und schlägt mir aufs Knie.

Wir schauen beide Bruiser an, dessen Blicke hin und her schießen, während sein Gehirn hektisch nach Ausreden sucht.

»Oh, sicher. Ich bin immer auf der Suche nach juristischen Talenten.«

»Na also«, sagt Prince.

»Wie die Dinge liegen, haben zwei meiner Mitarbeiter gerade gekündigt. Sie wollen ihren eigenen Laden aufmachen. Also habe ich zwei freie Stellen.«

»Na also«, sagt Prince abermals. »Ich habe Ihnen doch gesagt, es würde alles ins Lot kommen.«

»Aber es ist eigentlich keine Stellung mit einem Gehalt«, sagt Bruiser, sich für die Idee erwärmend. »Nein, Sir. Auf die Weise arbeite ich nicht. Ich erwarte von meinen Anwälten, daß sie für sich selbst sorgen, ihre Honorare selber beschaffen.«

Ich bin zu verblüfft, um etwas erwidern zu können. Prince und ich haben nicht über das Thema meiner Einstellung gesprochen. Ich hatte ihn nicht um Hilfe gebeten. Ich will Bruiser Stone nicht zum Boß haben. Aber ich kann den Mann auch nicht vor den Kopf stoßen, nicht jetzt, wo die Bullen herumschnüffeln und ziemlich unmißverständliche Andeutungen über die Todesstrafe machen. Ich bringe nicht die Kraft auf, Bruiser zu sagen, daß er gerade niederträchtig genug ist, um mich zu vertreten, aber zu niederträchtig, als daß ich für ihn arbeiten möchte.

»Wie soll das gehen?« frage ich.

»Es ist ganz einfach, und es funktioniert, jedenfalls was mich betrifft. Und denken Sie daran, daß ich im Laufe von zwanzig Jahren alles mögliche ausprobiert habe. Ich habe eine Menge Partner gehabt, und ich hatte Dutzende von angestellten Anwälten. Das einzige System, das wirklich funktioniert, ist eines, bei dem der Angestellte so viel Honorar einbringen muß, daß er auf seine Kosten kommt. Können Sie das?«

»Ich kann es versuchen«, sage ich, ganz Achselzucken und Unsicherheit.

»Natürlich können Sie das«, setzt Prince hilfsbereit hinzu.

»Sie bekommen im Monat tausend Dollar Vorschuß, und Sie behalten ein Drittel der Honorare, die Sie einbringen. Dieses Drittel wird mit dem Vorschuß verrechnet. Ein Drittel geht in meinen Bürofonds, aus dem die laufenden Unkosten, Sekretä-

rinnen und so weiter, bezahlt werden. Das dritte Drittel bekomme ich. Wenn Sie weniger als Ihren monatlichen Vorschuß einbringen, dann schulden Sie mir die Differenz. Ich lasse Ihr Konto auflaufen, bis Sie einen einträglichen Monat haben. Kapiert?«

Ich denke ein paar Sekunden über dieses absurde Schema nach. Das einzige, was noch schlimmer ist als Arbeitslosigkeit, ist ein Job, bei dem man Geld verliert und die Schulden von Monat zu Monat anwachsen. Mir fallen mehrere sehr gezielte und unbeantwortbare Fragen ein, und ich will gerade eine davon stellen, als Prince sagt: »Finde ich fair. Großartiger Handel.« Er schlägt mir abermals aufs Knie. »Sie können eine Menge Geld machen.«

»Es ist die einzige Art, auf die ich arbeite«, sagt Bruiser zum zweiten oder dritten Mal.

»Wieviel verdienen Ihre Anwälte?« frage ich, nicht mit der Wahrheit rechnend.

Die langen Falten auf seiner Stirn quetschen sich zusammen. Er ist tief in Gedanken versunken. »Das schwankt. Hängt davon ab, wieviel Mühe sie sich geben. Einer hat letztes Jahr knapp achtzigtausend gemacht, ein anderer zwanzig.«

»Und du machst dreihunderttausend«, sagt Prince mit einem dröhnen Lachen.

»Schön war's.«

Bruiser beobachtet mich genau. Er bietet mir den einzigen möglichen Job an, der in Memphis noch zu haben ist, und er scheint zu wissen, daß ich nicht gerade wild darauf bin, ihn anzunehmen.

»Wann kann ich anfangen?« frage ich. Es ist ein verzweifelter Versuch, Eifer zu zeigen.

»Jetzt gleich.«

»Aber das Anwaltsexamen ...«

»Machen Sie sich deshalb keine Gedanken. Sie können schon heute mit dem Geldverdienen anfangen. Ich zeige Ihnen, wie man das macht.«

»Sie werden eine Menge lernen«, fällt Prince ein, fast außer sich vor Befriedigung.

»Ich zahle Ihnen noch heute tausend Dollar«, sagt Bruiser

wie der letzte der großen Verschwender. »Als Startkapital. Ich zeige Ihnen das Büro und alles, was Sie wissen müssen.«

»Großartig«, sage ich mit einem gezwungenen Lächeln. In diesem Moment ist es völlig unmöglich, mich irgendwie anders zu verhalten. Ich sollte nicht einmal hier sein, aber ich habe Angst, und ich brauche Hilfe. Völlig unangesprochen bleibt das Thema, wie sehr ich bei Bruiser in der Schuld stehen werde. Er ist alles andere als der gutherzige Typ, der hin und wieder den Armen einen Gefallen tut.

Mir ist ein bißchen schlecht. Vielleicht liegt es am Schlafmangel, an dem Schock, von der Polizei geweckt worden zu sein. Vielleicht liegt es auch daran, daß ich hier in diesem Büro sitze und zusehe, wie lebendige Haie herumschwimmen, oder daran, wie ich hier herumgeschoben werde – und zwar von den beiden größten Schiebern der Stadt.

Vor noch gar nicht langer Zeit war ich ein intelligenter, aufgeschlossener Jurastudent im dritten Studienjahr mit einem vielversprechenden Job bei einer anständigen Firma, begierig, meinen Beruf auszuüben, hart zu arbeiten, eine aktive Rolle im hiesigen Anwaltsverein zu spielen, meine Karriere zu starten, all das zu tun, was auch meine Freunde vorhatten. Und jetzt sitze ich hier, so verwundbar und schwach, daß ich mich bereit erkläre, mich für unsichere tausend Dollar im Monat zu prostituiieren.

Bruiser nimmt einen dringenden Anruf entgegen, vermutlich eine Oben-ohne-Tänzerin, die wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses im Gefängnis sitzt, und wir erheben uns von unseren Stühlen. Er flüstert mir über den Hörer hinweg zu, daß ich am Nachmittag wiederkommen soll.

Prince ist so stolz, daß er beinahe platzt. Er hat mich, einfach so, von der Todesstrafe errettet und mir einen Job verschafft. So sehr ich mich auch bemühe, ich kann einfach nicht fröhlich sein, während Firestone sich seinen Weg durch den Verkehr bahnt und uns auf dem schnellsten Wege zu Yogi's zurückbringt.

Ich beschließe, mich in der Fakultät zu verstecken. Ich verbringe ein paar Stunden zwischen den Bücherreihen im Keller und wühle mich durch einen Fall von Leistungsverweigerung von Versicherungen nach dem anderen hindurch. Ich schlage Zeit tot.

Ich fahre langsam in Richtung Flughafen und komme um halb vier bei Bruisers Kanzlei an. Die Gegend ist schlimmer, als sie ein paar Stunden zuvor aussah. Die Straße ist fünfspurig und gesäumt von Leichtindustrie und Frachterminals sowie dunklen kleinen Kneipen und Clubs, in denen die Arbeiter Abwechslung suchen. Sie liegt genau in der Einflugschneise, und über meinem Kopf dröhnen Düsenflugzeuge.

Bruisers kleines Einkaufszentrum heißt Greenway Plaza, und während ich auf dem mit Müll übersäten Parkplatz in meinem Wagen sitze, sehe ich außer der Reinigung und dem Videoverleih noch einen Schnapsladen und ein kleines Café. Obwohl es in Anbetracht der geschwärzten Fenster und verriegelten Türen schwer zu sagen ist, scheint es doch so, als erstreckte sich die Kanzlei über sechs oder sieben Abschnitte im Zentrum der Häuserzeile. Zähnekirschenhend öffne ich die Tür.

Die in Jeans steckende Sekretärin ist auf der anderen Seite der brusthohen Trennwand zu sehen. Sie hat gebleichtes Haar und eine bemerkenswerte Figur, deren Kurven prächtig zur Schau gestellt sind.

Ich erkläre ihr meine Anwesenheit. Ich erwarte, abgewiesen und zum Gehen aufgefordert zu werden, aber sie ist höflich. Mit einer beiläufigen, intelligenten Stimme, überhaupt nicht flittchenhaft, fordert sie mich auf, die nötigen Einstellungsformulare auszufüllen. Mich verblüfft, daß dieser Betrieb, die Kanzlei von J. Lyman Stone, seinen Angestellten eine umfassende Krankenversicherung bietet. Ich lese sorgfältig das Kleingedruckte, weil ich halb und halb damit rechne, daß

Bruiser kleine Klauseln eingebracht hat, mit denen er seine Klauen noch tiefer in mein Fleisch bohrt.

Aber es gibt keine Überraschungen. Ich frage sie, ob ich Bruiser sehen kann, und sie bittet mich, zu warten. Ich setze mich auf einen Plastikstuhl in einer Reihe an der Wand. Der Empfangsbereich hat sehr viel Ähnlichkeit mit einem Sozialhilfebüro – stark abgetretener Fliesenboden mit einer dünnen Schmutzschicht, billige Stühle, mit dünnem Holz verkleidete Wände, eine erstaunliche Kollektion von zerfledderten Zeitschriften. Sie, Dru, die Sekretärin, hämmert auf der Schreibmaschine und bedient gleichzeitig das Telefon. Es läutet häufig, und sie ist sehr tüchtig und schafft es oft sogar, während sie mit den Mandanten plaudert, schnell und ohne Unterbrechung weiterzutippen.

Schließlich schickt sie mich nach hinten zu meinem neuen Boß. Bruiser sitzt an seinem Schreibtisch und prüft meine Einstellungsformulare wie ein Buchhalter. Mich überrascht sein Interesse an Details. Er heißt mich willkommen, geht die finanziellen Bedingungen unserer Vereinbarung durch, dann schiebt er mir einen Vertrag zu. Er ist vorgedruckt, mit meinem Namen auf den Leerstellen. Ich lese ihn durch, dann unterschreibe ich. Er enthält eine Klausel, derzufolge jeder von uns das Arbeitsverhältnis mit einer Frist von dreißig Tagen beenden kann. Dafür bin ich recht dankbar, aber ich vermute, er hat sie aus gutem Grund eingefügt.

Ich erkläre, daß ich kürzlich einen Offenbarungseid leisten mußte. Morgen muß ich zu meiner ersten Zusammenkunft mit meinen Gläubigern vor Gericht erscheinen. Das wird als Schuldnerverhör bezeichnet, und die Anwälte der Leute, bei denen ich in der Kreide stehe, haben das Recht, in meiner schmutzigen Wäsche zu wühlen. Sie dürfen praktisch jede Frage stellen, die sie über meine finanziellen Verhältnisse und über mein Leben im allgemeinen stellen möchten. Es wird keine große Sache sein. Es besteht sogar eine gute Chance, daß niemand dasein wird, der über mich herfällt.

Wegen dieser Anhörung ist es aber für mich von Vorteil, wenn ich noch ein paar Tage arbeitslos bleibe. Ich bitte Bruiser, den Vertrag vorerst zurückzuhalten und die Zahlung meines

ersten Monatsgehalts bis nach der Anhörung aufzuschieben. Das hat einen betrügerischen Unterton, und Bruiser gefällt es. Kein Problem.

Er macht mit mir eine schnelle Runde durch die Kanzlei. Sie ist genau das, was ich mir vorgestellt hatte – ein Konglomerat von Räumen, die hier und dort geschaffen wurden, als die Kanzlei sich von einem Bauabschnitt zum nächsten ausdehnte und Trennwände niedergerissen wurden. Wir dringen immer tiefer in das Labyrinth ein. Er macht mich mit zwei überarbeiteten Frauen in einem kleinen, mit Computern und Druckern vollgestopften Raum bekannt. Ich bezweifle, daß sie je auf irgendeiner Bartheke getanzt haben. »Ich glaube, im Augenblick haben wir sechs Mädchen«, sagt er, während wir weitergehen. Eine Sekretärin ist einfach ein Mädchen.

Er stellt mir zwei der Anwälte vor, recht nette Männer, schlecht gekleidet und in engen Büros arbeitend. »Wir sind herunter auf fünf Anwälte«, erklärt er, als wir die Bibliothek betreten. »Früher waren es sieben, aber das bedeutete zu viele Kopfschmerzen. Je mehr ich einstelle, desto mehr habe ich um die Ohren. Mit den Mädchen ist es dasselbe.«

Die Bibliothek ist ein langer, schmaler Raum mit Büchern vom Fußboden bis zur Decke in keiner erkennbaren Ordnung. Ein langer Tisch in der Mitte ist übersät mit aufgeschlagenen Bänden und zerknüllten Notizzetteln. »Einige von diesen Burschen sind Schweine«, murmelt er. »Also, was halten Sie von meinem kleinen Reich?«

»Schwer in Ordnung«, sage ich, und das ist nicht gelogen. Ich bin erleichtert zu sehen, daß hier tatsächlich Recht praktiziert wird. Bruiser mag ein Ganove mit guten Beziehungen sein, der in fragwürdige Geschäfte und betrügerische Investitionen verwickelt ist; trotzdem ist er ein Anwalt. Seine Kanzlei ist erfüllt vom geschäftigen Gesumm durchaus legitimer Unternehmungen.

»Nicht so elegant wie bei den Großen in der Innenstadt«, sagt er, keineswegs entschuldigend. »Aber es ist alles bezahlt. Habe es vor fünfzehn Jahren gekauft. Ihr Büro ist da drüben.« Er streckt den Arm aus, und wir verlassen die Bibliothek. Zwei Türen weiter, neben einem Cola-Automaten, befindet sich ein

reichlich abgenutzter Raum mit einem Schreibtisch, ein paar Stühlen, Aktenschranken und Pferdebildern an den Wänden. Auf dem Schreibtisch ein Telefon und ein Diktiergerät, daneben ein Stapel Notizblöcke. Alles ist sauber und ordentlich. Der Raum riecht leicht nach einem Desinfektionsmittel, als wäre er in der letzten Stunde gesäubert worden.

Er gibt mir einen Ring mit zwei Schlüsseln daran. »Der ist für die Vordertür, der andere für Ihr Büro. Sie können jederzeit kommen und gehen. Aber seien Sie nachts vorsichtig. Das hier ist nicht die allerfeinste Gegend.«

»Ich muß mit Ihnen reden«, sage ich, die Schlüssel nehmend.

Er schaut auf die Uhr. »Wie lange?«

»Geben Sie mir eine halbe Stunde. Es ist dringend.«

Er zuckt die Achseln, und ich folge ihm zurück in sein Büro, wo er sein breites Hinterteil auf seinem Ledersessel deponiert. »Was liegt an?« fragt er, ganz Geschäftsmann, holt einen Designerstift aus der Tasche und zieht den obligatorischen Notizblock heran. Er fängt an zu schreiben, noch bevor ich den Mund aufgemacht habe.

Ich liefere ihm eine rasche Zusammenfassung des Black-Falles mit sämtlichen Fakten, für die ich zehn Minuten brauche. Dann erzähle ich ihm die Geschichte meiner Entlassung durch die Kanzlei Lake. Ich erkläre, wie Barry Lancaster mich benutzt hat, um mir den Fall zu stehlen. »Wir müssen die Klage noch heute einreichen«, erkläre ich ihm eindringlich. »Weil der Fall offiziell Lancaster gehört. Ich vermute, daß er bald Klage erheben wird.«

Bruiser mustert mich mit seinen schwarzen Augen. Ich glaube, ich habe seine Aufmerksamkeit erregt. Der Gedanke, der Kanzlei Lake vor Gericht zuvorzukommen, gefällt ihm. »Was ist mit den Mandanten?« fragt er. »Sie haben Lake engagiert.«

»Ja. Aber ich werde noch mal zu ihnen gehen. Sie hören auf mich.« Ich hole aus meinem Aktenkoffer die Rohfassung einer Klage gegen Great Benefit, an der Barry und ich Stunden gesessen haben. Bruiser liest sie sorgfältig durch.

Dann gebe ich ihm ein Kündigungsschreiben an Barry X.

Lancaster, das ich aufgesetzt habe und das alle drei Blacks unterschreiben sollen. Er liest es langsam durch.

»Gute Arbeit, Rudy«, sagt er, und ich komme mir vor wie ein gerissener Winkeladvokat. »Lassen Sie mich raten. Sie reichen heute nachmittag die Klage ein, dann fahren Sie mit einer Kopie davon zu den Blacks. Sie zeigen sie ihnen, dann bringen Sie sie dazu, die Kündigung zu unterschreiben.«

»Richtig. Ich brauche nur Ihren Namen und Ihre Unterschrift auf der Klage. Ich erledige die Arbeit und halte Sie auf dem laufenden.«

»Das wird der Kanzlei Lake gewaltig eins auswischen«, sagt er und zupft nachdenklich an einem abstehenden Barthaar. »Das gefällt mir. Was ist die Klage wert?«

»Vermutlich das, was die Geschworenen beschließen. Ich bezweifle, daß es zu einer außergerichtlichen Einigung kommt.«

»Und Sie wollen es versuchen?«

»Ich werde vermutlich ein bißchen Hilfe brauchen. Es kann ein oder zwei Jahre dauern.«

»Ich mache Sie mit Deck Shifflet bekannt, einem meiner Mitarbeiter. Er hat früher für eine große Versicherungsgesellschaft gearbeitet und eine Menge Policen für mich begutachtet.«

»Großartig.«

»Sein Büro ist nicht weit von Ihrem entfernt. Überarbeiten Sie dieses Ding, setzen Sie meinen Namen drauf, und wir werden es noch heute einreichen. Aber sorgen Sie unbedingt dafür, daß die Mandanten mitspielen.«

»Die Mandanten werden mitspielen«, versichere ich ihm mit dem Bild von Buddy vor Augen, wie er in dem Fairlane seine Katzen streichelt und Fliegen verjagt, dem von Dot, wie sie rauchend auf der Vorderveranda sitzt und den Briefkasten im Auge behält, als könnte jeden Moment ein Scheck von Great Benefit eintreffen, und dem von Donny Ray, der seinen Kopf mit den Händen abstützt.

»Um das Thema zu wechseln«, sage ich und räuspere mich. »Gibt's was Neues von der Polizei?«

»Kein Grund zur Aufregung«, sagt er selbstgefällig, als hätte der Meisterarrangeur mal wieder seine magischen Kräfte

zur Schau gestellt. »Ich habe mit ein paar Leuten geredet, die ich kenne, und sie sind nicht einmal sicher, ob es Brandstiftung war. Kann Tage dauern.«

»Also werden sie mich nicht mitten in der Nacht verhaften?«

»Bestimmt nicht. Sie haben mir versprochen, daß sie mich anrufen, wenn sie Sie haben wollen. Ich habe ihnen versichert, daß Sie sich dann selbst stellen würden, Kaution hinterlegen und so weiter. Aber so weit wird es gar nicht erst kommen. Entspannen Sie sich.«

Ich entspanne mich tatsächlich. Ich traue Bruiser Stone zu, daß er in der Lage ist, der Polizei Versprechen abzuringen.

»Danke«, sage ich.

Zehn Minuten vor Feierabend betrete ich das Büro des Kanzleivorstehers im Bezirksgericht und reiche meine Klage ein - gegen die Great Benefit Life Insurance Company und Bobby Ott, den verschwundenen Agenten, der die Police verkauft hat. Meine Mandanten, die Blacks, fordern Schadenersatz in Höhe von zweihunderttausend Dollar und eine Geldstrafe von zehn Millionen. Ich habe keine Ahnung, über wieviel Nettovermögen Great Benefit verfügt, und es wird geraume Zeit dauern, bis ich das herausbekommen habe. Ich habe die zehn Millionen aus der Luft gegriffen, weil sie sich gut anhören. Das tun Prozeßanwälte ständig.

Natürlich taucht mein Name nirgends auf. Prozeßbevollmächtigter der Kläger ist J. Lyman Stone, und seine schwungvolle Unterschrift schmückt die letzte Seite und verleiht dem ganzen Vorgang Autorität. Ich gebe dem Gehilfen des Kanzleivorstehers einen Firmenscheck für die Einreichungsgebühr, und wir sind im Geschäft.

Great Benefit ist offiziell verklagt worden.

Ich rase quer durch die Stadt nach Nord-Memphis in das Granger-Viertel, wo ich meine Mandanten ungefähr genauso antreffe, wie ich sie ein paar Tage zuvor verlassen habe. Buddy ist draußen. Dot holt Donny Ray aus seinem Zimmer. Wir drei sitzen am Tisch, während sie ihre Kopie der Klage bewundern. Sie sind mächtig beeindruckt von den großen Zahlen. Dot wie-

derholt immer wieder die Summe von zehn Millionen, als besäße sie ein Lotterielos mit dem Hauptgewinn.

Schließlich bin ich gezwungen, zu erklären, was mit diesen fürchterlichen Leuten in der Kanzlei Lake passiert ist. Ein Strategiekonflikt. Sie waren für meinen Geschmack zu träge. Ihnen hat mein Drängen auf Handeln nicht gefallen. Und so weiter und so weiter.

Ihnen ist es im Grunde völlig gleichgültig. Die Klage ist eingereicht worden, und sie haben den Beweis dafür. Sie können alles nachlesen, wann immer sie wollen. Was sie wissen wollen, ist: Wie geht es nun weiter, wie bald wird sich etwas tun? Wie stehen die Chancen für einen schnellen Vergleich? Diese Fragen machen mich sprachlos. Ich weiß, daß es viel zu lange dauern wird, und ich komme mir grausam vor, weil ich ihnen das verheimliche.

Mit gutem Zureden bringe ich sie dazu, daß sie den Brief an Barry X. Lancaster, ihren bisherigen Anwalt, unterschreiben, eine knappe Kündigung. Außerdem ist da ein neuer Vertrag mit der Kanzlei J. Lyman Stone. Ich rede sehr schnell, während ich dieses neue Paket Papierkram erkläre. Von denselben Stühlen am Küchentisch aus sehen Donny Ray und ich zu, wie Dot abermals durch das Unkraut stapft und auf ihren Mann einredet, um seine Unterschrift zu bekommen.

Ich verlasse sie in besserer Verfassung als der, in der ich sie angetroffen habe. Es bereitet ihnen eine gewisse Genugtuung, daß sie tatsächlich diese Gesellschaft verklagt haben, die sie schon so lange hassen. Sie haben sich endlich gewehrt. Man hat auf ihnen herumgetrampelt, und sie haben mich überzeugt, daß man ihnen übel mitgespielt hat. Jetzt gehören sie zu den Millionen von Amerikanern, die alljährlich jemanden verklagen. Es verleiht ihnen ein irgendwie patriotisches Gefühl.

Ich sitze im Feierabendverkehr in meinem heißen kleinen Wagen und denke über den Wahnsinn der letzten vierundzwanzig Stunden nach. Ich habe gerade einen höchst dubiosen Arbeitsvertrag unterschrieben. Tausend Dollar im Monat sind eine so bescheidene Summe, trotzdem machen sie mir angst.

Sie sind kein Gehalt, sondern ein Darlehen, und ich habe keine Ahnung, wie Bruiser sich vorstellt, daß ich gleich Fälle und damit Geld an Land ziehe. Wenn ich aus dem Black-Fall etwas heraushole, dann erst in etlichen Monaten.

Ich werde noch eine Weile bei Yogi's arbeiten. Prince bezahlt mich immer noch in bar – fünf Dollar die Stunde plus Essen und ein paar Bier.

In dieser Stadt gibt es Kanzleien, die von ihren Anwälten erwarten, daß sie immer einen anständigen Anzug tragen, einen ansehnlichen Wagen fahren, in einem noblen Haus wohnen und sogar in den eleganten Country Clubs herumhängen. Natürlich zahlen sie ihnen erheblich mehr, als Bruiser mir zahlt, aber sie packen ihnen auch eine Menge unnötige gesellschaftliche Lasten auf.

Meine Kanzlei tut das nicht. Ich kann anziehen, was ich will, ich kann die letzte Rostlaube fahren, überall herumhängen, und niemand wird je ein Wort sagen. Ich frage mich, wie ich reagieren werde, wenn einer der Burschen in der Kanzlei mich zum erstenmal auffordert, mit ihm auf ein oder zwei Tanzdarbietungen auf die andere Straßenseite zu gehen.

Plötzlich bin ich mein eigener Herr. Während der Verkehr zentimeterweise vorankriecht, überkommt mich ein wundervolles Gefühl der Unabhängigkeit. Ich kann überleben! Ich werde eine Weile für Bruiser schuften und dabei vermutlich mehr über die Juristerei lernen, als es bei den großen Firmen in der Innenstadt der Fall gewesen wäre. Ich werde die höhnischen Bemerkungen und das Naserümpfen anderer Leute über meine Arbeit in einem so schäbigen Laden aushalten. Damit werde ich fertig. Es wird mich zäh machen. Vor noch nicht allzu langer Zeit, als ich mich bei Broadnax and Speer und dann bei Lake sicher untergebracht glaubte, war ich ziemlich aufgeblasen, also werde ich jetzt ein bißchen demütiger sein.

Es ist bereits dunkel, als ich Greenway Plaza erreiche. Die meisten Wagen sind vom Parkplatz verschwunden. Auf der anderen Straßenseite hat die grelle Reklame des Club Amber die übliche Menge von Pickups und Leihwagen angezogen. Das Neonlicht umwirbelt das Dach des gesamten Gebäudes und erhellt die ganze Umgebung.

Das Pornogeschäft blüht in Memphis, und das ist schwer zu erklären. Dies ist eine sehr konservative Stadt mit Unmengen von Kirchen, das Herz des Bibelgürtels. Die Leute, die sich hier um ein Amt bewerben, bekennen sich ausnahmslos zu einem strengen Moralkodex, was gewöhnlich von den Wählern honoriert wird. Ich kann mir keinen Kandidaten vorstellen, der das Pornogeschäft tolerierte und trotzdem gewählt würde.

Ich beobachte, wie eine Wagenladung Geschäftsleute aussteigt und in den Club Amber torkelt – ein Amerikaner mit vier japanischen Freunden, zweifellos im Begriff, einen langen Tag des Geschäftemachens mit ein paar Drinks und einer anregenden Betrachtung der neuesten Entwicklungen auf dem Gebiet des amerikanischen Silikons abzuschließen.

Die Musik ist schon jetzt sehr laut. Der Parkplatz füllt sich schnell.

Ich gehe rasch zur Vordertür der Kanzlei und schließe sie auf. Die Büros sind leer. Vermutlich sind alle auf der anderen Straßenseite. Heute nachmittag hatte ich deutlich den Eindruck, daß die Kanzlei von J. Lyman Stone kein Ort für Arbeitstiere ist.

Alle Türen sind zu und vermutlich abgeschlossen. In dieser Gegend traut niemand niemandem. Ich habe unbedingt die Absicht, meine Tür auch immer abzuschließen.

Ich werde ein paar Stunden hierbleiben. Ich muß Booker anrufen und ihn über mein neuestes Abenteuer informieren. Wir haben unsere Vorbereitungen für das Anwaltsexamen vernachlässigt. Drei Jahre lang haben wir es immer wieder geschafft, uns gegenseitig anzutreiben und zu motivieren. Das Anwaltsexamen steht mir bevor wie eine Verabredung mit einem Exekutionskommando.

## 16

Ich überstehe die Nacht ohne Verhaftung, aber auch ohne viel Schlaf. Irgendwann zwischen fünf und sechs Uhr kapituliere ich vor den verworrenen Gedanken, die mir im Kopf herumwirbeln, und stehe auf. Von den letzten achtundvierzig Stunden habe ich kaum vier geschlafen.

Die Nummer steht im Telefonbuch, und ich wähle sie um fünf Minuten vor sechs. Ich bin bei der zweiten Tasse Kaffee. Es läutet zehnmal, bevor eine verschlafene Stimme »Hallo« sagt.

»Barry Lancaster bitte.«

»Am Apparat.«

»Barry, hier ist Rudy Baylor.«

Er räuspert sich, und ich kann regelrecht sehen, wie er aus dem Bett springt. »Was wollen Sie?« fragt er jetzt mit wesentlich schärferer Stimme.

»Tut mir leid, daß ich Sie so früh störe, aber ich wollte Sie über ein paar Dinge informieren.«

»Zum Beispiel?«

»Zum Beispiel, daß die Blacks gestern ihre Klage gegen Great Benefit eingereicht haben. Ich schicke Ihnen eine Kopie, sobald Sie sich ein neues Büro beschafft haben. Die Blacks haben außerdem eine Kündigung unterschrieben. Sie sind also nicht mehr ihr Anwalt und brauchen sich ihretwegen nicht mehr den Kopf zu zerbrechen.«

»Wie konnten Sie die Klage einreichen?«

»Das geht Sie wirklich nichts an.«

»Meinen Sie?«

»Ich schicke Ihnen eine Kopie der Klage, dann können Sie es selbst herausfinden. Haben Sie eine neue Adresse, oder gilt noch die alte?«

»Unser Postschließfach ist nicht mit verbrannt.«

»Okay. Im übrigen würde ich es zu schätzen wissen, wenn Sie mich aus dieser Brandstiftungsgeschichte draußen ließen.«

Ich habe nichts mit dem Brand zu tun, und wenn Sie darauf bestehen, mich da hineinzuziehen, werde ich Sie verklagen, Sie dreckiger Gauner.«

»Ich bin starr vor Angst.«

»Das kann ich mir vorstellen. Hören Sie einfach auf, mit meinem Namen herumzuwerfen.« Ich lege auf, bevor er etwas erwidern kann. Dann beobachte ich fünf Minuten das Telefon, aber er ruft nicht an. Was für ein Feigling.

Es interessiert mich brennend, wie die Zeitungen die Geschichte aufziehen, also dusche ich, ziehe mich an und verschwinde schnell im Schutz der Dunkelheit. Der Verkehr ist noch sehr dünn, während ich nach Süden in Richtung Flughafen fahre, auf Greenway Plaza zu, einen Ort, der anfängt, sich wie zu Hause anzufühlen. Ich parke an derselben Stelle, die ich sieben Stunden zuvor verlassen habe. Der Club Amber ist still und dunkel, der Parkplatz mit Müll und Bierdosen über-sät.

In dem schmalen Bauabschnitt neben dem, in dem, wie ich glaube, mein Büro liegt, hat sich eine stämmige Deutsche namens Trudy eingemietet, die hier ein billiges Cafe betreibt. Ich habe sie am Vorabend kennengelernt, als ich auf ein Sandwich hineinging. Sie hat mir erzählt, daß sie um sechs für Kaffee und Doughnuts aufmacht.

Als ich hereinkomme, brüht sie gerade Kaffee auf. Wir unterhalten uns einen Moment, während sie mein Bagel toastet und mir Kaffee einschenkt. An den kleinen Tischen sitzt bereits ein Dutzend Männer, und Trudy hat andere Dinge im Kopf. Zum Beispiel hat der Doughnut-Lieferant sich verspätet.

Ich hole mir eine Zeitung und sitze an einem Tisch beim Fenster, während die Sonne aufgeht. Auf der Titelseite des Lokalteils ist ein großes Foto von Mr. Lakes Lagerhaus in hellen Flammen. Ein kurzer Artikel liefert eine Geschichte des Gebäudes. Es sei völlig zerstört worden, und Mr. Lake selbst schätzt den Verlust auf drei Millionen. »Die Renovierung war eine Liebesaffäre, die sich über fünf Jahre hingezogen hat«, wird er zitiert. »Ich bin untröstlich.«

Weine nur weiter, alter Junge. Ich überfliege den Artikel und

kann nirgends das Wort »Brandstiftung« entdecken. Die Polizei hüllt sich in Schweigen – die Untersuchungen dauern an, zu früh für Spekulationen, kein Kommentar. Der übliche Bullenjargon.

Ich hatte zwar nicht damit gerechnet, daß mein Name als möglicher Verdächtiger auftauchen würde, aber ich bin trotzdem erleichtert.

Ich bin in meinem Büro, versuche beschäftigt auszusehen und frage mich, wie in aller Welt ich es schaffen soll, im Laufe der nächsten dreißig Tage tausend Dollar an Honoraren einzubringen, als Bruiser hereingestürmt kommt. Er wirft ein Blatt Papier auf meinen Schreibtisch. Ich greife danach.

»Das ist eine Kopie des Polizeiberichts«, knurrt er, bereits wieder auf dem Weg zur Tür.

»Über mich?« frage ich bestürzt.

»Unsinn. Es ist ein Polizeibericht. Verkehrsunfall gestern abend an der Ecke von Airways und Shelby, nur ein paar Blocks von hier entfernt. Kann sein, daß ein betrunkener Fahrer beteiligt war. Sieht so aus, als wäre er bei Rot über die Kreuzung gefahren.« Er hält inne und funkelt mich an.

»Vertreten wir einen der ...«

»Noch nicht! Dazu sind Sie da. Kümmern Sie sich um den Fall. Überprüfen Sie ihn. Ziehen Sie einen Vertrag an Land. Sieht so aus, als könnten da ein paar gute Verletzungen drinstecken.«

Ich bin völlig verwirrt, und er läßt mich so sitzen. Die Tür schlägt zu, und ich kann ihn auf seinem Weg den Flur entlang knurren hören.

Der Unfallbericht steckt voller Informationen: die Namen von Fahrern und Beifahrern, Adressen, Telefonnummern, Verletzungen, Schäden an den Fahrzeugen, Augenzeugenberichte. Da ist eine Zeichnung, wie es sich nach Ansicht der Polizisten zugetragen haben muß, und eine weitere, wie sie die Fahrzeuge vorgefunden haben. Beide Fahrer wurden verletzt und ins Krankenhaus gebracht, und derjenige, der bei Rot über die Kreuzung gefahren ist, hatte vermutlich getrunken.

Interessante Lektüre, aber was soll ich jetzt unternehmen?

Der Unfall ist gestern abend um zehn Minuten nach zehn passiert, und Bruiser hat es irgendwie geschafft, diesen Bericht gleich heute morgen in seine schmuddeligen Hände zu bekommen. Ich lese ihn noch einmal, dann starre ich ihn lange Zeit an.

Ein Klopfen an der Tür reißt mich aus meinem verwirrten Zustand. »Herein«, sage ich.

Sie knarrt leise, und ein schmächtiger kleiner Mann steckt den Kopf herein. »Rudy?« sagt er mit hoher, nervöser Stimme.

»Ja, kommen Sie herein.«

Er schiebt sich durch den schmalen Spalt und schleicht sich regelrecht zu dem Stuhl auf der anderen Seite meines Schreibtischs. »Ich bin Deck Shifflet«, sagt er und setzt sich, ohne einen Händedruck oder ein Lächeln zu offerieren. »Bruiser hat gesagt, Sie hätten einen Fall, über den Sie reden möchten.« Er schaut über die Schulter, als hätte vielleicht jemand nach ihm das Zimmer betreten und hörte jetzt zu.

»Nett, Sie kennenzulernen«, sage ich. Es ist schwer zu sagen, ob Deck vierzig ist oder fünfzig. Der größte Teil seines Haars ist verschwunden, und die paar noch vorhandenen Strähnen sind mit viel Öl an seinen breiten Schädel geklatscht. Die Stellen um seine Ohren herum sind dünn und überwiegend grau. Er trägt eine kantige Drahtbrille mit ziemlich dikken und schmutzigen Gläsern. Es ist im übrigen schwer zu sagen, ob sein Kopf zu groß oder sein Körper zu schmächtig ist, aber beides paßt nicht zusammen. Seine Stirn ist in zwei runde Hälften unterteilt, die ziemlich genau in der Mitte zusammentreffen, wo eine tiefe Falte sie verbindet und dann zu seiner Nase hinabstürzt.

Deck ist einer der unattraktivsten Menschen, die mir je begegnet sind. Sein Gesicht ist von Teenagerakne verheert. Sein Kinn existiert praktisch nicht. Wenn er redet, verzieht sich seine Nase, und seine Oberlippe hebt sich und entblößt vier Schneidezähne, alle gleich groß.

Der Kragen seines zweitaschigen und angeschmutzten weißen Hemdes ist ausgefranst. Der Knoten seiner schlichten roten Strickkrawatte ist so groß wie meine Faust.

»Ja«, sage ich und versuche, nicht in die beiden riesigen Au-

gen zu schauen, die mich durch die dicken Gläser hindurch mustern. »Es ist ein Versicherungsfall. Sind Sie einer der angestellten Anwälte hier?«

Die Nase und die Lippen stoßen aneinander. Die Zähne funkeln mich an. »Sozusagen. Nicht wirklich. Sehen Sie, ich bin kein Anwalt, noch nicht. Habe Jura studiert und all das, aber ich habe kein Examen gemacht.«

Ah, eine verwandte Seele. »Ach, wirklich«, sage ich. »Wann waren Sie mit dem Studium fertig?«

»Vor fünf Jahren. Sehen Sie, ich habe ein paar Probleme mit dem Anwaltsexamen. Ich habe es sechsmal versucht.«

Das ist nicht, was ich hören möchte. »Wow«, murmele ich. Ich habe wirklich nicht gewußt, daß sich jemand so oft zum Examen melden kann. »Tut mir leid, das zu hören.«

»Wann ist es bei Ihnen soweit?« fragt er und schaut sich abermals nervös um. Er sitzt auf der Kante seines Stuhls, als rechnete er damit, jeden Moment aufzuspringen zu müssen. Daumen und Zeigefinger seiner rechten Hand zupfen an der Haut auf dem Rücken seiner linken.

»Im Juli. Ziemlich hart, nicht wahr?«

»Ja, ziemlich hart, würde ich sagen. Seit einem Jahr habe ich mich nicht mehr angemeldet. Weiß nicht, ob ich es jemals wieder versuchen werde.«

»Wo haben Sie studiert?« frage ich, weil er mich ziemlich nervös macht. Ich bin nicht sicher, ob ich über den Fall Black reden möchte. Wie paßt er ins Bild? Wie sieht sein Anteil aus?

»In Kalifornien«, sagt er mit dem heftigsten Gesichtszucken, das ich je gesehen habe. Die Augen öffnen und schließen sich. Die Brauen tanzen. Die Lippen flattern. »In Abendkursen. War damals verheiratet, habe fünfzig Stunden die Woche gearbeitet. Hatte nicht viel Zeit zum Lernen. Fünf Jahre habe ich gebraucht bis zur Graduierung. Meine Frau hat mich verlassen. Bin dann hierhergezogen.« Seine Sätze werden immer kürzer, dann verstummt er und läßt mich ein paar Sekunden hängen.

»Ja, und seit wann arbeiten Sie für Bruiser?«

»Seit fast drei Jahren. Er behandelt mich wie die übrigen Anwälte. Ich treibe die Fälle auf, bearbeite sie, gebe ihm seinen

Anteil. Alle sind glücklich. Wenn Versicherungsfälle hereinkommen, bittet er gewöhnlich mich, sie zu bearbeiten. Ich habe achtzehn Jahre für Pacific Mutual gearbeitet. Hatte es satt. Hab angefangen zu studieren.« Er verstummt wieder.

Ich beobachte ihn und warte. »Was passiert, wenn Sie vor Gericht gehen müssen?«

Er grinst verlegen, als wäre er in Wirklichkeit ein toller Hecht. »Also, ein paarmal bin ich selbst hingegangen, wirklich. Bisher bin ich noch nicht erwischt worden. Hier gibt es so viele Anwälte, da ist es unmöglich, alle zu kennen. Wenn es zu einem Prozeß kommt, geht Bruiser für mich hin. Oder einer der anderen Anwälte hier.«

»Bruiser sagte, es arbeiten fünf Anwälte hier in der Kanzlei.«

»Ja. Ich, Bruiser, Nicklass, Toxer und Ridge. Aber ich würde es nicht eine Kanzlei nennen. Hier ist jeder auf sich allein gestellt. Sie werden es schnell lernen. Sie müssen Ihre eigenen Fälle und Mandanten beschaffen, und behalten ein Drittel von dem, was hereinkommt.«

Seine Offenheit gefällt mir, also setze ich nach: »Kommen die Anwälte auf ihre Kosten?«

»Hängt davon ab, was Sie wollen«, sagt er und rutscht herum, als hörte Bruiser zu. »Da draußen gibt es eine Menge Konkurrenz. Für mich genau das richtige, weil ich vierzigtausend im Jahr mit juristischer Arbeit verdienen kann, obwohl ich keine Lizenz habe. Aber verraten Sie es niemandem.«

Das würde mir nicht im Traum einfallen.

»Was springt für Sie heraus, wenn Sie mit mir an meinem Versicherungsfall arbeiten?« frage ich.

»Ach, das. Bruiser bezahlt mich, wenn es zu einem Vergleich kommt. Ich helfe ihm bei seinen Fällen, aber ich bin der einzige, dem er wirklich vertraut. Niemand sonst hier darf seine Akten anrühren. Er hat schon Anwälte hinausgeworfen, weil sie versucht haben, ihre Nase hineinzustecken. Ich bin harmlos. Ich muß hierbleiben, zumindest so lange, bis ich das Anwaltsexamen bestanden habe.«

»Wie sind die anderen Anwälte?«

»Okay. Sie kommen und gehen. Er engagiert nicht gerade

die Spitzenleute, wissen Sie. Er holt junge Leute von der Straße. Sie arbeiten ein oder zwei Jahre hier, beschaffen sich ein paar Mandanten und Kontakte, dann machen sie ihren eigenen Laden auf. Anwälte sind immer auf dem Ab- sprung.«

Wem sagt er das?

»Darf ich Sie etwas fragen?« sage ich, gegen meine bessere Einsicht handelnd.

»Natürlich.«

Ich gebe ihm den Unfallbericht, und er überfliegt ihn schnell. »Den hat Bruiser Ihnen gegeben, stimmt's?«

»Ja, vor ein paar Minuten. Was erwartet er von mir?«

»Daß Sie den Fall an Land ziehen. Den Mann finden, der angefahren wurde, ihm einen Vertrag mit der Kanzlei J. Lyman Stone aufschwatzten und sich dann um alles Weitere kümmern.«

»Wie soll ich ihn finden?«

»Nun, es sieht so aus, als wäre er im Krankenhaus. Da kommt man gewöhnlich am besten an die Leute ran.«

»Sie gehen ins Krankenhaus?«

»Klar. Das tue ich ständig. Sehen Sie, Bruiser hat ein paar Kontakte zum Präsidium. Ein paar sehr gute Kontakte, Leute, mit denen er aufgewachsen ist. Von denen bekommt er fast jeden Morgen die Unfallberichte. Er verteilt sie im Büro und erwartet von uns, daß wir uns die Fälle angeln. Dazu braucht man kein Experte zu sein.«

»Welches Krankenhaus?«

Seine Augen verdrehen sich, und er schüttelt angewidert den Kopf. »Was hat man euch beim Studium eigentlich beigebracht?«

»Nicht viel, aber ganz bestimmt nicht, wie man Jagd auf Unfallopfer macht.«

»Dann sollten Sie es lieber rasch lernen. Wenn Sie es nicht tun, werden Sie verhungern. Sehen Sie, hier steht die Telefonnummer des verletzten Fahrers. Sie rufen einfach dort an, sagen dem, der sich meldet, Sie gehörten zum Rettungsdienst der Feuerwehr von Memphis oder etwas von der Art und Sie müßten unbedingt mit dem verletzten Fahrer sprechen, wie

immer der heißen mag. Er kann nicht ans Telefon kommen, weil er im Krankenhaus liegt, richtig? In welchem Krankenhaus? Sie brauchen das für Ihren Computer. Man wird es Ihnen sagen. Funktioniert immer. Benutzen Sie Ihre Phantasie. Die Leute sind leicht zu übertölpeln.«

Mir ist übel. »Und was dann?«

»Dann fahren Sie ins Krankenhaus und reden mit dem Mann. He, tut mir leid, Sie sind ja noch ein Anfänger. Ich werde Ihnen sagen, was wir tun werden. Wir schnappen uns ein Sandwich und essen es im Wagen, während wir zusammen zum Krankenhaus fahren und versuchen, diesen Burschen an den Haken zu kriegen.«

Das möchte ich ganz und gar nicht. Ich würde am liebsten diesen Ort verlassen und nie mehr zurückkehren. Aber im Moment habe ich nichts anderes zu tun. »Okay«, sage ich äußerst widerstrebend.

Er springt auf. »Wir treffen uns vor dem Haus. Ich rufe an und finde heraus, in welchem Krankenhaus er liegt.«

Das Krankenhaus ist St. Peter's Charity Hospital, ein regelrechtes Irrenhaus, in das die meisten Unfallopfer gebracht werden. Es gehört der Stadt und bietet, neben vielen anderen Dingen, auch kostenlose Behandlung für unzählige Patienten.

Deck kennt es gut. Wir fahren in seinem verbeulten Kleinbus durch die Stadt, dem einzigen Gegenstand, der ihm bei seiner Scheidung zugesprochen wurde, einer Scheidung infolge von Jahren des Alkoholmißbrauchs. Jetzt ist er trocken, ein stolzes Mitglied der Anonymen Alkoholiker, und mit dem Rauchen hat er auch aufgehört. Aber er spielt gern, gibt er betrübt zu, und die neuen Casinos, die direkt jenseits der Staatsgrenze in Mississippi aus dem Boden schießen, machen ihm zu schaffen.

Seine Ex-Frau und seine beiden Kinder leben nach wie vor in Kalifornien.

Ich bekomme all diese Details in weniger als zehn Minuten geliefert, während ich auf einem Hot dog herumkaue. Deck fährt mit einer Hand, isst mit der anderen und zuckt, rutscht herum, schneidet Grimassen und redet quer durch halb Mem-

phis, wobei ihm ein Klümpchen Hühnersalat am Mundwinkel hängt. Ich bringe es einfach nicht fertig, ihn anzusehen.

Wir parken auf dem für Ärzte reservierten Platz, weil Deck einen Parkschein hat, der ihn als Arzt ausweist. Der Wachmann scheint ihn zu kennen und winkt uns durch.

Deck führt mich geradenwegs zum Auskunftsschalter in der von Menschen wimmelnden Haupthalle. Binnen Sekunden hat er die Zimmernummer von Dan Van Landel, unserem potentiellen Mandanten. Deck geht mit einwärts gerichteten Füßen und einem leichten Hinken, trotzdem habe ich Mühe, mit ihm Schritt zu halten, als er auf den Fahrstuhl zusteuert. »Benehmen Sie sich nicht wie ein Anwalt«, flüstert er mir fast unhörbar zu, während wir in einer Gruppe von Schwestern warten.

Wie könnte irgend jemand auf die Idee kommen, Deck für einen Anwalt zu halten? Wir fahren schweigend zum achten Stock hinauf und verlassen zusammen mit einem Haufen anderer Leute den Fahrstuhl. Für Deck scheint das schon Routine zu sein.

Ungeachtet der merkwürdigen Form seines großen Kopfes, seines hinkenden Ganges und all seiner anderen Auffälligkeiten nimmt niemand von uns Notiz. Wir wandern einen belebten Korridor entlang, bis er sich an einem Schwesternzimmer mit einem anderen kreuzt. Deck weiß genau, wie er zu Zimmer 886 kommt. Wir biegen nach links ab, vorbei an Schwestern, Pflegern und einem Arzt, der eine Tabelle studiert. An einer Wand sind fahrbare Betten ohne Decken aufgereiht. Der geflieste Boden ist abgetreten und müßte gewischt werden. Vier Türen weiter auf der linken Seite, und wir betreten, ohne anzuklopfen, das Halbdunkel eines Zweibettzimmers. Im ersten Bett liegt ein Mann, der sich die Decken bis zum Kinn hochgezogen hat. Er sieht sich in dem winzigen, über seinem Bett hängenden Fernseher eine Seifenoper an.

Er mustert uns so entsetzt, als wären wir gekommen, um uns eine Niere von ihm zu holen, und ich hasse mich selbst dafür, daß ich hier bin. Wir haben nicht das Recht, auf eine derart rücksichtslose Art in die Privatsphäre anderer Menschen einzudringen.

Deck dagegen ist die Ruhe selbst. Es ist schwer zu glauben, daß dieser schamlose Hochstapler der kleine Mickerling ist, der vor weniger als einer Stunde in mein Büro geschlichen kam. Da hatte er sich vor seinem eigenen Schatten gefürchtet. Jetzt scheint er keine Spur von Angst zu haben.

Wir tun ein paar Schritte und gehen zu der Öffnung in einer zusammenfaltbaren Trennwand. Deck zögert einen Moment, um zu sehen, ob Dan Van Landel irgendwelchen Besuch hat. Er ist allein, und Deck schiebt sich vorwärts. »Guten Tag, Mr. Van Landel«, sagt er freundlich.

Van Landel ist vermutlich Ende Zwanzig, aber sein Alter ist schwer zu schätzen, weil sein Gesicht verbunden ist. Ein Auge ist fast vollständig zugeschwollen, unter dem anderen ist eine Schnittwunde. Ein Arm ist gebrochen, ein Bein steckt in einem Streckverband.

Er ist wach, also brauchen wir ihn gnädigerweise nicht anzurühen oder anzuschreien. Ich stelle mich ans Fußende des Bettes, in die Nähe des Eingangs, und hoffe inbrünstig, daß kein Arzt, keine Schwester und kein Angehöriger auftaucht und uns hierbei erwischt.

Deck beugt sich über ihn. »Können Sie mich hören, Mr. Van Landel?« fragt er mit dem Mitgefühl eines Priesters.

Van Landel ist ziemlich festgeschnallt, er kann sich also nicht bewegen. Ich bin sicher, daß er sich gern aufsetzen oder irgendwie anders hinlegen würde, aber er ist uns hilflos ausgeliefert. Ich kann mir nicht vorstellen, was für ein Schock das für ihn sein muß. In dem einen Moment liegt er noch hier und starrt an die Decke, vermutlich immer noch benommen und unter Schmerzen, und den Bruchteil einer Sekunde später blickt er in eines der seltsamsten Gesichter, die er je gesehen hat.

Er blinzelt heftig, um besser zu sehen. »Wer sind Sie?« grunzt er durch zusammengebissene Zähne. Zusammengebissen, weil sie verdrahtet sind.

Das ist nicht fair.

Deck lächelt und zeigt seine vier glänzenden Hauer. »Deck Shifflet, Kanzlei Lyman Stone.« Er sagt dies mit erstaunlicher Selbstsicherheit, als würde von ihm erwartet, daß er hier ist.

»Sie haben doch wohl noch nicht mit irgendeiner Versicherung gesprochen, oder?«

Einfach so hat Deck die bösen Buben abgestempelt. Das sind nicht wir. Das sind die Versicherungstypen. Damit hat er schon mal eine Menge Boden gutgemacht. Jetzt ist er der Vertraute. Wir gegen die ändern.

»Nein«, grunzt Van Landel.

»Gut. Reden Sie nicht mit ihnen. Die wollen Sie nur aufs Kreuz legen«, sagt Deck. Er schiebt sich noch näher heran, erteilt bereits Ratschläge. »Wir haben uns den Unfallbericht angesehen. Klarer Fall von Mißachtung einer roten Ampel. Wir werden in ungefähr einer Stunde hinfahren«, sagt er, wichtiguerisch auf seine Uhr schauend, »und den Unfallort fotografieren, mit Zeugen reden, Sie wissen schon, alles, was dazugehört. Wir müssen das schnell tun, bevor die Ermittler der Versicherung an die Zeugen herankommen. Es ist schon vorgekommen, daß sie sie bestechen, damit sie falsch aussagen, wissen Sie, und andere solche Mätzchen. Wir müssen schnell handeln, aber dazu müssen wir von Ihnen bevollmächtigt sein. Haben Sie einen Anwalt?«

Ich halte den Atem an. Wenn Van Landel jetzt sagt, daß sein Bruder Anwalt ist, bin ich draußen.

»Nein«, sagt er.

Deck setzt zum Todesstoß an. »Also, wie ich schon sagte, wir müssen schnell handeln. Unsere Kanzlei bearbeitet mehr Verkehrsunfälle als sonst jemand in Memphis, und wir holen gewaltige Vergleichssummen heraus. Die Versicherungen haben Angst vor uns. Und wir verlangen keinen Groschen. Wir nehmen nur das übliche Drittel von dem, was wir herausholen.« Während er das sagt, zieht er langsam einen Vertrag aus der Mitte eines Notizblocks heraus. Es ist ein Kurzvertrag - eine Seite, drei Paragraphen, gerade genug, um ihn an die Angel zu bekommen. Deck schwenkt ihn auf eine Weise vor seinem Gesicht, daß Van Landel ihn nehmen muß. Er hält ihn mit seinem heilen Arm, versucht, ihn zu lesen.

Der arme Kerl. Er hat gerade die schlimmste Nacht seines Lebens hinter sich, ist heilfroh, daß er noch lebt, und jetzt soll er, mit verschwollenen Augen und völlig benommen, ein juri-

stisches Dokument lesen und eine intelligente Entscheidung treffen.

»Können Sie auf meine Frau warten?« fragt er fast flehend.

Sind wir im Begriff, ertappt zu werden? Ich umklammere das Bettgeländer und stoße dabei unabsichtlich gegen ein Kabel am Flaschenzug, wodurch sein Bein mit einem Ruck ein paar Zentimeter höher gezogen wird. »Ahhh!« stöhnt er.

»Tut mir leid«, sage ich schnell und reiße meine Hände zurück. Deck sieht mich an, als würde er mich am liebsten umbringen, dann ist er wieder Herr der Lage. »Wo ist Ihre Frau?« fragt er.

»Ahhh!« stöhnt der arme Kerl abermals.

»Tut mir leid«, wiederhole ich, weil ich nicht anders kann. Meine Nerven sind in Fetzen.

Van Landel mustert mich angstvoll. Ich schiebe beide Hände tief in die Hosentaschen.

»Sie kommt bald wieder«, sagt er, ganz offensichtlich bei jeder Silbe schmerzgepeinigt.

Deck hat für alles eine Antwort. »Ich spreche später mit ihr, in meinem Büro. Ich brauche tonnenweise Informationen von ihr.« Deck schiebt gekonnt seinen Block unter den Vertrag, damit das Unterschreiben leichter geht, und zieht die Kappe von einem Kugelschreiber ab.

Van Landel murmelt etwas, dann nimmt er den Kugelschreiber und kritzelt seinen Namen. Deck schiebt den Vertrag wieder in den Block und gibt dem neuen Mandanten eine Geschäftskarte. Sie identifiziert ihn als Anwaltsgehilfen der Kanzlei J. Lyman Stone.

»Nun ein paar Dinge«, sagt Deck. Sein Ton ist gebieterisch. »Reden Sie mit niemandem außer Ihrem Arzt. Es werden Versicherungsleute kommen und Sie belästigen, vermutlich schon heute, sie werden versuchen, Sie dazu zu bringen, daß Sie Formulare und solches Zeug unterschreiben. Kann sogar sein, daß sie Ihnen einen Vergleich anbieten. Reden Sie unter gar keinen Umständen mit diesen Leuten, und unterschreiben Sie nichts, bevor ich es mir angesehen habe. Sie haben meine Nummer. Sie können mich Tag und Nacht anrufen. Auf der Rückseite steht die Nummer von Rudy Baylor hier, den kön-

nen Sie auch jederzeit anrufen. Wir bearbeiten den Fall gemeinsam. Noch Fragen?«

»Gut«, sagt Deck, bevor er grunzen oder stöhnen kann. »Rudy kommt morgen früh mit ein bißchen Papierkram wieder zu Ihnen. Sorgen Sie dafür, daß Ihre Frau uns noch heute anruft. Es ist sehr wichtig, daß wir mit ihr reden.« Er klopft Van Landel auf das gesunde Bein. Es wird Zeit, daß wir verschwinden, bevor er es sich anders überlegt. »Wir werden einen schönen Batzen Geld für Sie herausholen«, versichert ihm Deck.

Wir verabschieden uns und verlassen schnell das Zimmer. Sobald wir auf dem Flur angekommen sind, sagt Deck stolz: »So wird's gemacht, Rudy. Ein Kinderspiel.«

Wir weichen einer Frau im Rollstuhl aus und bleiben stehen, damit ein Patient auf einem fahrbaren Bett fortgebracht werden kann. Auf dem Flur wimmelt es von Menschen. »Was wäre gewesen, wenn der Mann schon einen Anwalt gehabt hätte?« frage ich und versuche, wieder normal zu atmen.

»Wir haben nichts zu verlieren, Rudy. Daran müssen Sie immer denken. Wir sind mit nichts hergekommen. Wenn er uns aus irgendeinem Grund vor die Tür gesetzt hätte, was hätten wir dann verloren?«

Ein bißchen Würde, ein bißchen Selbstachtung. Seine Argumentation ist völlig logisch. Ich gehe schnell und mit ausholenden Schlitten und versuche, nicht hinzusehen, wie er sich ruckend und schlurfend vorwärtsbewegt. »Sehen Sie, Rudy, an der Universität wird Ihnen nicht beigebracht, was Sie wissen müssen. Nichts als Bücher und Theorien und hochtrabende Vorstellungen von der Juristerei als Beruf für Gentlemen. Einer Berufung, die sich an ganzen Büchern voller ethischer Grundsätze orientiert.«

»Was haben Sie gegen ethische Grundsätze?«

»Oh, nichts vermutlich. Ich meine, ich bin der Ansicht, ein Anwalt sollte für seinen Mandanten kämpfen, kein Geld stehlen, versuchen, nicht zu lügen, Sie wissen schon, das Grundlegende.«

Deck über ethische Grundsätze. Wir haben Stunden damit verbracht, ethische und moralische Zweifelsfälle auszuloten,

und Deck hat den ethischen Kanon einfach so, wamm, auf die Großen Drei reduziert: Kämpfe für deinen Mandanten, stehle nicht, versuche, nicht zu lügen.

Wir biegen plötzlich links ab und gelangen auf einen weiteren Flur. St. Peter's ist ein Labyrinth aus Flügeln und späteren Anbauten. Deck ist in Vortragsstimmung. »Aber das, was man euch an der Universität nicht beibringt, kann euch schaden. Nehmen wir zum Beispiel den Burschen da hinten, Van Landel. Ich hatte das Gefühl, daß Sie in seinem Zimmer ziemlich nervös waren.«

»Ja, das war ich.«

»Das sollten Sie nicht sein.«

»Aber es ist unmoralisch, Fälle auf diese Art hereinzuholen. Unfallopfer so zu überrumpeln.«

»Richtig. Aber wen kümmert das? Besser wir als der nächste. Ich versichere Ihnen, im Laufe der nächsten vierundzwanzig Stunden wird mindestens ein weiterer Anwalt bei Van Landel auftauchen und versuchen, ihn zum Unterschreiben eines Vertrags zu bewegen. Das ist einfach die Art, auf die es gemacht wird, Rudy. Es ist Wettbewerb, freie Marktwirtschaft. Da draußen schwirren Unmengen von Anwälten herum.«

Als ob ich das nicht wüßte. »Wird der Mann bei der Stange bleiben?« frage ich.

»Vermutlich. Bisher haben wir Glück gehabt. Wir haben ihn im richtigen Moment erwischt. Wenn man in so ein Zimmer kommt, steht es gewöhnlich fünfzig zu fünfzig, aber sobald sie auf der punktierten Linie unterschrieben haben, steht es achtzig zu zwanzig, daß sie dabeibleiben. Sie müssen ihn in ein paar Stunden anrufen, mit seiner Frau sprechen, sich erbieten, noch heute abend wiederzukommen und den Fall mit ihm durchzusprechen.«

»Ich?«

»Natürlich. Es ist ganz einfach. Ich habe ein paar Akten, die Sie sich ansehen können. Dazu brauchen Sie kein Gehirnchirurg zu sein.«

»Aber ich weiß nicht ...«

»Nehmen Sie's leicht, Rudy. Haben Sie keine Angst vor diesem Bau. Van Landel ist jetzt unser Mandant. Es ist Ihr gutes

Recht, ihn zu besuchen, und niemand kann etwas dagegen tun. Niemand kann Sie hinauswerfen. Rudy. Entspannen Sie sich.«

Wir trinken in einer kleinen Cafeteria im dritten Stock Kaffee aus Plastikbechern. Deck gibt ihr den Vorzug, weil sie in der Nähe der Orthopädischen Abteilung liegt, das Produkt einer kürzlich stattgefundenen Renovierung ist und nur wenige Anwälte wissen, daß sie existiert. Die Anwälte, erklärt er mit gedämpfter Stimme, während er sämtliche Patienten mustert, haben die Angewohnheit, in Krankenhauscafeterias herumzuhängen, wo sie sich direkt auf Verletzte stürzen können. Er sagt das mit einem gewissen Abscheu einem solchen Verhalten gegenüber. Für Ironie hat Deck kein Gespür.

Ein Teil meiner Arbeit als neuester Mitarbeiter der Kanzlei J. Lyman Stone wird darin bestehen, hier herumzuhängen und diese Weiden abzugrasen. Auch im ersten Stock des zwei Blocks entfernten Cumberland Hospital gibt es eine große Cafeteria, und im VA Hospital sogar drei. Deck weiß natürlich, wo sie sich befinden, und teilt sein Wissen mit mir.

Er rät mir, mit St. Peter's zu beginnen, weil es die größte Unfallchirurgie hat. Er zeichnet auf einer Papierserviette eine Karte, auf der ich sehen kann, wo sich die anderen potentiellen Fundgruben befinden – die Hauptcafeteria, ein Imbiß in der Nähe der Entbindungsstation im zweiten Stock, ein Café in der Nähe der Eingangshalle. Nachts ist es besonders gut, sagt er, immer noch seine potentielle Beute mustern, weil sich die Patienten dann oft in ihren Zimmern langweilen und, wenn sie dazu imstande sind, gern auf einen Happen hereinrollen. Vor ein paar Jahren hat einer von Bruisers Anwälten gegen ein Uhr nachts in der Hauptcafeteria herumgelungert und dort einen Jungen an Land gezogen, der schwere Verbrennungen erlitten hatte. Der Fall endete ein Jahr später mit einem Vergleich über zwei Millionen. Das Problem war nur, daß der Junge Bruiser entlassen und einen anderen Anwalt engagiert hatte.

»Ist uns entwischt«, sagt Deck wie ein frustrierter Angler

Miss Birdie geht nach der Wiederholung von M.A.S.H. um elf zu Bett. Sie hat mich etliche Male eingeladen, nach dem Abendessen mit ihr vor dem Fernseher zu sitzen, aber bisher ist es mir immer gelungen, die richtigen Entschuldigungen zu finden.

Ich sitze auf der Treppe vor meiner Wohnung und warte darauf, daß es in ihrem Haus dunkel wird. Ich kann ihre Silhouette sehen, während sie sich von einer Tür zur nächsten bewegt, Schloßer überprüft, Jalousien zuzieht.

Ich nehme an, alte Leute gewöhnen sich ans Alleinsein, obwohl niemand damit rechnet, seine letzten Jahre in Einsamkeit verbringen zu müssen, fern von geliebten Menschen. In jüngeren Jahren war sie bestimmt überzeugt, daß sie diese Zeit umgeben von ihren Enkelkindern verbringen würde. Ihre eigenen Kinder würden in der Nähe wohnen, täglich vorbeikommen, um nach Mom zu sehen, ihr Blumen und Kekse und Geschenke bringen. Miss Birdie hatte nicht die Absicht, ihre letzten Jahre allein zu verbringen, in einem alten Haus mit verblassenden Erinnerungen.

Sie spricht nur selten über ihre Kinder und Enkelkinder. Es stehen ein paar Fotografien herum, aber sie sind, der Mode nach zu urteilen, ziemlich alt. Ich bin jetzt seit mehreren Wochen hier und wüßte nicht, daß sie in dieser Zeit auch nur einmal Kontakt mit ihren Angehörigen gehabt hätte.

Ich habe ein schlechtes Gewissen, wenn ich ihr abends nicht Gesellschaft leiste, aber ich habe meine Gründe. Sie sieht sich eine alberne Comedy-Serie nach der anderen an, und die kann ich nicht ausstehen. Ich weiß das, weil sie unaufhörlich davon erzählt. Außerdem muß ich für das Anwaltsexamen lernen.

Es gibt noch einen weiteren Grund, warum ich Abstand halte. Miss Birdie hat ziemlich unmißverständlich angedeutet, daß das Haus gestrichen werden muß und daß sie, wenn sie

jemals mit dem Mulchverteilen fertig werden sollte, Zeit haben würde für das nächste Projekt.

Ich habe heute einen Brief an einen Anwalt in Atlanta geschrieben, als Anwaltsgehilfe der Kanzlei von J. Lyman Stone, und um ein paar Auskünfte über den Nachlaß eines gewissen Anthony L. Murdine, den letzten Ehemann von Miss Birdie, gebeten. Meine Nachforschungen gehen nur langsam voran und bringen nicht viel ans Licht.

In ihrem Schlafzimmer geht das Licht aus, und ich schleiche die wacklige Treppe hinunter und dann barfuß und auf Zehenspitzen über den feuchten Rasen zu der zwischen zwei kleinen Bäumen aufgehängten, ausgefransten alten Hängematte. Letzte Nacht habe ich eine Stunde darin geschaukelt, ohne mich zu verletzen. Von der Hängematte aus hat man einen prächtigen Blick durch die Bäume hindurch auf den vollen Mond. Ich schaukele sanft. Es ist eine warme Nacht.

Seit der Van-Landel-Episode heute nachmittag im Krankenhaus bin ich ziemlich deprimiert. Vor knapp drei Jahren habe ich das Jurastudium in der typischen edlen Absicht angefangen, daß ich eines Tages meine Lizenz dazu benutzen würde, im kleinen Rahmen die Gesellschaft zu verbessern, einen ehrenwerten Beruf auszuüben, regiert von einem ethischen Kanon, den einzuhalten sich alle Anwälte bemühen würden. Das habe ich tatsächlich geglaubt. Ich wußte, daß ich die Welt nicht würde verändern können, aber ich träumte davon, in einer auf Hochdruck laufenden Umgebung mit scharfsinnigen Leuten zusammenzuarbeiten, die sich an erhabene Maßstäbe hielten. Ich wollte hart arbeiten, in meinem Beruf vorankommen und auf diese Weise Mandanten anziehen, nicht durch reißerisches Inserieren, sondern durch meinen Ruf. Und im Laufe der Zeit, während meine Fähigkeiten und Honorare wuchsen, würde ich in der Lage sein, auch unpopuläre Fälle und Mandanten anzunehmen, die mir nichts einbrachten. Solche Träume sind bei angehenden Jurastudenten keine Seltenheit.

Zu Ehren der Fakultät muß gesagt werden, daß wir Stunden mit dem Einprägen und Diskutieren ethischer Grundsätze verbrachten. Dieses Thema wurde mit so viel Nachdruck behandelt, daß wir annahmen, die Profession wäre eifrig darauf

bedacht, sich an ein starres System von Richtlinien zu halten. Und jetzt bin ich deprimiert von der Wahrheit. Im letzten Monat mußte ich erleben, wie ein Anwalt nach dem anderen Pfeile in meinen Ballon schoß. Jetzt bin ich zu einem Wilderer in Krankenhauscafeterias herabgesunken, für tausend Dollar im Monat. Mir ist speiübel bei dem Gedanken, was aus mir geworden ist, und ich bin benommen von der Geschwindigkeit, mit der ich gefallen bin.

Mein bester Freund im College war Craig Balter. Wir haben zwei Jahre zusammengewohnt. Voriges Jahr war ich bei seiner Hochzeit. Als wir mit dem College anfingen, hatte Craig nur ein Ziel, und das war, an einer High-School Geschichte zu unterrichten. Er war sehr intelligent, und das College fiel ihm leicht. Wir hatten lange Diskussionen darüber, was wir mit unserem Leben anfangen würden. Ich fand, er bliebe unterhalb seiner Fähigkeiten, wenn er unterrichten wollte, und er wurde wütend, wenn ich meinen künftigen Beruf mit seinem verglich. Ich war auf viel Geld und den steilen Aufstieg zum Erfolg aus. Sein Ziel war das Klassenzimmer, in dem sein Gehalt von Faktoren abhing, über die er nicht zu bestimmen hatte.

Craig machte seinen Master of Arts und heiratete eine Lehrerin. Jetzt unterrichtet er Geschichte und Sozialkunde in der neunten Klasse. Sie ist schwanger und unterrichtet in der Vorschule. Sie haben ein hübsches Haus auf dem Lande mit ein paar Morgen Land und einem Garten, und sie sind die glücklichsten Menschen, die ich kenne. Zusammen verdienen sie vermutlich ungefähr fünfzigtausend im Jahr.

Aber Craig ist das Geld gleichgültig. Er tut genau das, was er schon immer tun wollte. Ich dagegen habe keine Ahnung, was ich tue. Craigs Job ist überaus befriedigend, weil er es mit jungen Menschen zu tun hat. Er hat feste Vorstellungen vom Sinn und Zweck seiner Arbeit. Ich dagegen werde morgen ins Büro gehen in der Hoffnung, daß ich auf die eine oder andere Weise über einen arglosen Mandanten herfallen kann, dem es sowieso schon ziemlich schlechtgeht. Wenn Anwälte soviel verdienen würden wie Lehrer, müßten neun von zehn juristischen Fakultäten sofort geschlossen werden.

Es kann nicht so bleiben. Aber bevor sich etwas ändern

kann, muß ich auf mindestens zwei weitere mögliche Katastrophen gefaßt sein. Erstens könnte ich wegen des Lake-Bran-des verhaftet oder sonstwie behelligt werden, und zweitens könnte ich beim Anwaltsexamen durchfallen.

Gedanken an beides halten mich bis in die frühen Morgenstunden in der Hängematte wach.

Bruiser ist zeitig im Büro, rotäugig und verkatert, aber in seiner besten Anwaltskluft – teurer Kammgarnanzug, gestärktes weißes Baumwollhemd, elegante Seidenkrawatte. Seine wehende Mähne scheint heute morgen eine Extrawäsche erhalten zu haben. Sie schimmert vor Sauberkeit.

Er ist auf dem Weg zum Gericht, um bei der Vorverhandlung in einer Drogensache zu plädieren, und er ist ganz Hektik und Aktion. Ich bin vor seinen Schreibtisch zitiert worden, um meine Instruktionen entgegenzunehmen.

»Gute Arbeit bei Van Landel«, sagt er, in eine Flut von Papieren und Akten versunken. Dru hantiert hinter ihm herum, gerade außerhalb seiner Reichweite. Die Haie mustern sie hungrig. »Ich habe vor ein paar Minuten mit der Versicherung gesprochen. Massenhaft Deckung. Die Haftung scheint klar. Wie schwer ist der Junge verletzt?«

Gestern abend habe ich eine nervenaufreibende Stunde mit Dan Van Landel und seiner Frau im Krankenhaus verbracht. Sie hatten Unmengen von Fragen, bei denen es vor allem darum ging, wieviel sie bekommen würden. Ich hatte nur wenige eindeutige Antworten, tischte ihnen aber eine Menge Juristenjargon auf. Bisher bleiben sie bei der Stange. »Ein Bein gebrochen, ein Arm, mehrere Rippen, zahlreiche Schnittwunden. Der Arzt sagt, er wird zehn Tage im Krankenhaus bleiben müssen.«

Das entlockt Bruiser ein Lächeln. »Bleiben Sie dran. Kümmern Sie sich um die Recherchen. Hören Sie auf Deck. Das könnte ein hübscher Vergleich werden.«

Hübsch für Bruiser, aber ich werde keinen Anteil daran haben. Dieser Fall wird für mich kein Honorar abwerfen.

»Die Polizei will Ihre Aussage über den Brand«, wirft er mir an den Kopf, während er nach einer Akte greift. »Habe gestern

abend mit ihnen gesprochen. Sie machen es hier, in diesem Büro, in meiner Gegenwart.«

Er sagt das, als wäre es bereits verabredet und ich hätte keine andere Wahl. »Und wenn ich mich weigere?« frage ich.

»Dann werden Sie wahrscheinlich zum Verhör aufs Revier bestellt. Wenn Sie nichts zu verbergen haben, schlage ich vor, daß Sie Ihre Aussage machen. Ich werde dabeisein. Sie können sich mit mir beraten. Reden Sie mit ihnen, danach wird man Sie in Ruhe lassen.«

»Sie glauben also, daß es Brandstiftung war?«

»Sie sind ziemlich sicher.«

»Und was wollen sie von mir wissen?«

»Wo Sie waren, was Sie getan haben, Zeiten, Orte, Alibis und so weiter.«

»Ich kann nicht alles beantworten, aber ich werde die Wahrheit sagen.«

Bruiser lächelt. »Dann wird die Wahrheit dafür sorgen, daß Sie freikommen.«

»Lassen Sie mich das aufschreiben.«

»Sagen wir zwei Uhr heute nachmittag.«

Ich nicke zustimmend, sage aber nichts. Es ist merkwürdig, daß ich in diesem Zustand der Verletzlichkeit volles Vertrauen zu Bruiser Stone habe, einem Mann, dem ich in anderen Dingen nicht über den Weg trauen würde.

»Ich brauche ein bißchen Freizeit, Bruiser,« sage ich.

Seine Hände erstarren in der Luft, und er mustert mich fassungslos. Dru, in einer Ecke an einem Aktenschrank beschäftigt, hält inne und schaut auf. Einer der Haie scheint mich gehört zu haben.

»Sie haben gerade erst angefangen,« sagt Bruiser.

»Ja, ich weiß. Aber ich habe das Anwaltsexamen direkt vor mir. Bin mit dem Lernen ziemlich im Rückstand.«

Er neigt den Kopf zu einer Seite und streichelt seinen Bart. Bruiser hat ziemlich harte Augen, wenn er trinkt und seinen Spaß hat. Jetzt sind sie wie Laser. »Wieviel Freizeit?«

»Also, ich würde gern jeden Morgen kommen und bis Mittag arbeiten. Und dann, je nachdem, was auf meiner Prozeßliste und in meinem Terminkalender steht, in die Bibliothek ver-

schwinden und lernen.« Mein Versuch, witzig zu sein, fällt nicht auf fruchtbaren Boden.

»Sie könnten mit Deck lernen«, sagt Bruiser mit einem plötzlichen Lächeln. Es ist ein Witz, also lache ich pflichtschuldig. »Ich werde Ihnen sagen, was Sie tun können«, sagt er, jetzt wieder ernst. »Sie arbeiten bis Mittag, dann packen Sie Ihre Bücher ein und machen sich in die Cafeteria von St. Peter's auf. Lernen Sie, soviel Sie wollen, aber halten Sie gleichzeitig die Augen offen. Ich möchte, daß Sie das Examen bestehen, aber im Augenblick liegt mir wesentlich mehr an neuen Fällen. Nehmen Sie ein Handy mit, damit ich Sie jederzeit erreichen kann. Ist das ein faires Angebot?«

Weshalb habe ich das getan? Ich gebe mir selbst einen Tritt in den Hintern, weil ich das Anwaltsexamen erwähnt habe. »Ja«, sage ich mit einem Stirnrunzeln.

Letzte Nacht in der Hängematte habe ich gedacht, daß es mir mit ein bißchen Glück gelingen könnte, St. Peter's zu meiden. Jetzt bin ich dort stationiert.

Dieselben beiden Polizisten, die auch in meiner Wohnung waren, melden sich bei Bruiser, um seine Zustimmung zu meinem Verhör einzuholen. Wir vier sitzen an einem kleinen, runden Tisch in einer Ecke seines Büros. Zwei Tonbandgeräte stehen darauf, beide eingeschaltet.

Es wird ziemlich rasch langweilig. Ich wiederhole dieselbe Geschichte, die ich den beiden Clowns bei ihrem ersten Besuch erzählt habe, und wir vergeuden eine Unmenge Zeit damit, jeden winzigen kleinen Aspekt davon immer wieder durchzukauen. Sie versuchen, mich in Widersprüche über völlig belanglose Details zu verwickeln – »dachte, Sie hätten gesagt, Sie hätten ein dunkelblaues Hemd getragen, und jetzt sagen Sie, es wäre blau gewesen« –, aber ich sage die reine Wahrheit. Es gibt keine Lügen zu bemänteln, und nach einer Stunde scheinen sie begriffen zu haben, daß ich nicht ihr Mann bin.

Bruiser ist langsam gereizt und sagt ihnen mehr als einmal, sie sollten zusehen, daß sie vorankommen. Sie gehorchen ihm, eine Zeitlang. Ich habe den unmäßverständlichen Eindruck, daß diese Polizisten Angst vor Bruiser haben.

Endlich verschwinden sie, und Bruiser sagt, damit wäre der Fall erledigt. Ich bin im Grunde kein Verdächtiger mehr, sie halten sich nur den Rücken frei. Er wird morgen früh mit ihrem Lieutenant sprechen und dafür sorgen, daß meine Akte geschlossen wird.

Ich bedanke mich bei ihm. Er gibt mir ein so winziges Telefon, daß es in meiner Handfläche Platz findet. »Sehen Sie zu, daß Sie das immer bei sich haben«, sagt er. »Vor allem, wenn Sie für das Examen lernen. Könnte sein, daß ich Sie schnell brauche.« Das winzige Gerät wird plötzlich erheblich schwerer. Durch dieses Ding bin ich seinen Launen rund um die Uhr ausgeliefert.

Er entläßt mich in mein Büro.

Ich kehre mit dem festen Vorsatz in die Cafeteria in der Nähe der orthopädischen Abteilung zurück, mich in eine Ecke zu verkriechen, mein Material durchzuarbeiten, das verdammte Handy griffbereit zu halten, aber die Leute um mich herum zu ignorieren.

Das Essen könnte schlechter sein. Nach sieben Jahren Studentenkantine schmeckt alles gut. Mein Diner besteht aus einem Sandwich mit Pfefferkäse und Chips. Ich setze mich mit dem Rücken zur Wand an einen Ecktisch und breite meine Unterlagen aus.

Zuerst esse ich, verschlinge das Sandwich und mustere dabei die anderen Essensgäste. Die meisten von ihnen tragen irgendwelche Medizinerkleidung – Ärzte in ihren Kitteln, Schwestern in Tracht, Laboranten in ihren weißen Jacken. Sie sitzen in kleinen Gruppen beisammen und unterhalten sich über Krankheiten und Behandlungsmethoden, von denen ich noch nie gehört habe. Für Leute, denen es eigentlich um Gesundheit und vernünftige Ernährung gehen sollte, essen sie das fürchterlichste Zeug, das es überhaupt gibt. Pommes frites, Burger, überbackene Tortillas, Pizza. Ich beobachte eine Gruppe von jungen Ärzten beim Essen und frage mich, was sie wohl denken würden, wenn sie wüßten, daß mitten unter ihnen ein Anwalt sitzt, der für das Examen lernt, damit er sie eines Tages verklagen kann.

Ich bezweifle, daß es sie stören würde. Ich habe das gleiche Recht, hier zu sein, wie sie.

Niemand nimmt Notiz von mir. Gelegentlich kommt ein Patient auf Krücken hereingehinkt oder wird von einem Pfleger hereingeschoben. Ich kann keine anderen Anwälte entdecken, die sprungbereit hier lauern.

Um sechs bezahle ich meine erste Tasse Kaffee und vertiefe mich dann in das mühsame Durcharbeiten von Vertragsrecht und Liegenschaftsrecht, zwei Themen, die den Horror meines ersten Studienjahrs wieder lebendig werden lassen. Ich wühle mich durch. Bisher habe ich es immer wieder aufgeschoben, aber ein Morgen gibt es jetzt nicht mehr. Nach einer Stunde stehe ich auf, um meinen Becher nachfüllen zu lassen. Die Cafeteria hat sich weitgehend geleert, und ich entdecke zwei Patienten, die am anderen Ende des Raums nebeneinander sitzen. Gips und Mull, wo man hinsieht. Deck würde sich auf sie stürzen. Aber ich nicht.

Nach einer Weile stelle ich sehr zu meiner Überraschung fest, daß es mir hier gefällt. Es ist ruhig, und niemand kennt mich. Ideale Voraussetzungen zum Lernen. Der Kaffee ist nicht schlecht, und Nachfüllen kostet nur die Hälfte. Ich bin weit weg von Miss Birdie und deshalb sicher vor körperlicher Arbeit. Mein Boß erwartet von mir, daß ich hier bin, und obwohl er auch erwartet, daß ich nach Beute Ausschau halte, wird er ja nie erfahren, daß ich es nicht tue. Bestimmt habe ich keine feste Quote. Schließlich kann man nicht von mir verlangen, daß ich zig Fälle pro Woche an Land ziehe.

Das Telefon gibt ein mickriges Piepen von sich. Es ist Bruiser, der nur kontrollieren will. Schon Glück gehabt? Nein, sage ich und schaue quer durch den Raum auf die beiden wunderbaren Schadensfälle, die von einem Rollstuhl zum ändern ihre Verletzungen vergleichen. Er sagt, er hätte mit dem Lieutenant gesprochen, und es sähe gut aus. Er ist zuversichtlich, daß sie anderen Spuren, anderen Verdächtigen nachgehen werden. Petri Heil! sagt er mit einem Auflachen und ist schon wieder aus der Leitung, zweifellos auf dem Sprung zu Yogi's, um sich mit Prince ein paar Drinks zu gönnen.

Ich lerne eine weitere Stunde, dann verlasse ich meinen

Tisch und fahre in den achten Stock hinauf, um nach Dan Van Landel zu sehen. Er hat Schmerzen, ist aber redewillig. Ich überbringe die gute Nachricht, daß wir uns mit der Versicherung des anderen Fahrers in Verbindung gesetzt haben und daß dort eine hübsche Police auf uns wartet. Sein Fall hat alles, was dazugehört, erkläre ich, das wiederholend, was Deck mir zuvor gesagt hat: eindeutige Haftpflicht (sogar ein betrunkener Fahrer), reichlich Deckung durch die Versicherung und gute Verletzungen. Gut bedeutet ein paar zu Bruch gegangene Knochen, die sich leicht zu dem magischen Zustand eines *bleibenden Schadens* auswachsen könnten.

Dan bringt ein erfreutes Lächeln zustande. Er zählt bereits sein Geld. Aber noch steht ihm das Teilen des Kuchens mit Bruiser bevor.

Ich verabschiede mich und verspreche, morgen wieder hereinzuschauen. Da ich ins Krankenhaus beordert worden bin, kann ich mich um all meine Mandanten kümmern. Das nennt man Service!

Bei meiner Rückkehr ist die Cafeteria wieder ziemlich voll. Ich setze mich wieder an meinen Tisch in der Ecke. Ich habe meine Bücher dort liegengelassen, und auf einem von ihnen ist deutlich *Elton Bar Review* zu lesen. Das hat die Aufmerksamkeit einer Gruppe junger Ärzte erregt, die am Nebentisch sitzen und mich argwöhnisch mustern, als ich mich hinsetze. Sie verstummen sofort, also weiß ich, daß sie sich ausführlich über meine Arbeitsunterlagen unterhalten haben. Kurz darauf gehen sie. Ich hole mir noch einen Kaffee und vertiefe mich in die Wunder der Prozeßordnung bei den Bundesgerichten.

Die Zahl der Gäste verringert sich auf eine Handvoll. Ich trinke jetzt koffeinfreien Kaffee und staune, durch wieviel ich mich in den letzten vier Stunden hindurchgewühlt habe. Um Viertel vor zehn ruft Bruiser abermals an. Hört sich an, als säße er in irgendeiner Bar. Er braucht mich morgen früh um neun im Büro, damit wir über einen juristischen Punkt reden können, zu dem er für seinen gegenwärtigen Drogenprozeß einen Schriftsatz braucht. Ich werde dasein, sage ich.

Schrecklich, wenn ich mir vorstellen müßte, daß mein An-

walt sich die Linie zu meiner Verteidigung ausdenkt, während er in einem Oben-ohne-Club sitzt und sich einen Drink nach dem anderen hinter die Binde gießt.

Aber Bruiser ist mein Anwalt.

Um zehn bin ich der einzige Gast in der Cafeteria. Sie hat die ganze Nacht geöffnet, also läßt die Kassiererin mich in Ruhe. Ich bin tief in das Thema Vorverhandlungen versunken, als ich das leise Niesen einer jungen Frau höre. Ich schaue auf, und zwei Tische entfernt sitzt eine Patientin in einem Rollstuhl, die einzige andere Person außer mir in der Cafeteria. Ihr rechtes Bein steckt vom Knie abwärts in Gips und ist waagerecht hoch gelegt, so daß sie mir die Unterseite des weißen Verbandes entgegenstreckt. Er scheint frisch zu sein, nach dem zu urteilen, was ich an diesem Punkt meiner Karriere über Gips weiß.

Sie ist sehr jung und ungeheuer hübsch. Ich kann nicht anders, ich muß sie ein paar Sekunden lang ansehen, bevor ich wieder auf meine Notizen schaue. Dann sehe ich noch einmal ein bißchen länger hin. Ihr Haar ist dunkel und im Nacken locker zusammengerafft. Ihre Augen sind braun und scheinen feucht zu sein. Sie hat ein gutgeschnittenes Gesicht, das trotz einer unübersehbaren Prellung am Unterkiefer hinreißend aussieht. Eine häßliche Prellung wie von einem Faustschlag. Sie trägt das übliche weiße Krankenhausnachthemd, und darunter scheint sie sehr schlank zu sein.

Ein alter Mann in einer rosa Jacke, eine der unzähligen freundlichen Seelen, die in St. Peter's als freiwillige Helfer fungieren, stellt ein Plastikglas mit Orangensaft vor sie auf den Tisch. »Bitte sehr, Kelly«, sagt er wie der perfekte Großvater.

»Danke«, antwortet sie mit einem kurz aufblitzenden Lächeln.

»Eine halbe Stunde, haben Sie gesagt?« fragt er.

Sie nickt und beißt sich auf die Unterlippe. »Eine halbe Stunde«, bestätigt sie.

»Kann ich sonst noch etwas für Sie tun?«

»Nein. Danke.«

Er tätschelt ihr die Schulter und verläßt die Cafeteria. Wir sind allein. Ich versuche, nicht zu ihr hinüberzusehen, aber es

ist unmöglich. Ich halte den Blick, solange ich es irgendwie aushalten kann, auf meine Unterlagen gesenkt, um dann wieder aufzusehen, bis sie in mein Blickfeld gerät. Ihr Gesicht ist mir nicht direkt zugewandt, ich sehe sie nahezu im Profil. Sie hebt ihr Glas, und ich bemerke die Verbände an beiden Handgelenken. Bisher hat sie mich noch nicht wahrgenommen. Ich habe sogar den Eindruck, daß sie auch dann niemanden sehen würde, wenn der Raum voll wäre. Kelly steckt in ihrer eigenen kleinen Welt.

Sieht aus wie ein gebrochener Knöchel. Dazu die Prellung im Gesicht. Deck würde begeistert eine »multiple Verletzung« konstatieren, obwohl keine Schnittwunden zu sehen sind. Die verbundenen Handgelenke sind mir ein Rätsel. Obwohl sie so hübsch ist, gerate ich nicht in Versuchung, meine Anmachtechniken zu praktizieren. Sie macht einen sehr traurigen Eindruck, und ich will nicht zu ihrem Elend beitragen. An ihrem linken Ringfinger steckt ein dünner Ehering. Sie kann nicht älter als achtzehn sein.

Ich versuche, mich für mindestens fünf ununterbrochene Minuten auf die Juristerei zu konzentrieren, aber dann sehe ich, wie sie sich die Augen mit einer Papierserviette abtupft. Ihr Kopf kippt leicht nach rechts, während die Tränen fließen. Sie schnüffelt leise.

Mir wird schnell klar, daß die Tränen nichts mit etwaigen Schmerzen in ihrem gebrochenen Knöchel zu tun haben. Hier geht es nicht um körperliches Leid.

Meine niederträchtige Anwaltsphantasie geht mit mir durch. Vielleicht hat es einen Verkehrsunfall gegeben, bei dem ihr Mann getötet und sie verletzt worden ist. Sie ist zu jung, um Kinder zu haben, und ihre Eltern wohnen weit fort, und nun sitzt sie hier und trauert um ihren toten Mann. Könnte ein grandioser Fall sein.

Ich schüttle diese fürchterlichen Gedanken ab und versuche, mich auf das vor mir liegende Buch zu konzentrieren. Sie schnüffelt und weint leise weiter. Ein paar Gäste kommen und gehen, aber keiner setzt sich zu mir oder zu Kelly. Ich trinke meinen Kaffeebecher aus, erhebe mich von meinem Stuhl und gehe auf dem Weg zum Tresen direkt vor ihr vorbei. Ich sehe

sie an, sie sieht mich an, unsere Blicke treffen sich für eine lange Sekunde, und ich falle fast über einen Metallstuhl. Meine Hände sind ein bißchen zittrig, als ich für den Kaffee bezahle. Ich hole tief Luft und bleibe an ihrem Tisch stehen.

Sie hebt langsam die schönen, nassen Augen. Ich schlucke schwer und sage: »Hören Sie, ich will mich nicht aufdrängen, aber kann ich irgend etwas für Sie tun? Haben Sie vielleicht Schmerzen?« sage ich und deute mit einem Kopfnicken auf ihren Gipsverband.

»Nein«, sagt sie fast unhörbar. Und dann ein hinreißendes kleines Lächeln. »Trotzdem danke.«

»Okay«, sage ich. Ich schaue auf meinen knapp sechs Meter entfernten lisch. »Ich sitze da drüben und lerne für das Anwaltsexamen, falls Sie etwas brauchen sollten.« Ich zucke die Achseln, als wüßte ich nicht recht, was ich tun soll, aber ich bin eben nur ein netter, besorgter Tölpel, also entschuldigen Sie bitte, wenn ich zu weit gegangen bin. Aber ich sorge mich wirklich um Sie. Und ich stehe zur Verfügung.

»Danke«, sagt sie noch einmal.

Ich sinke auf meinen Stuhl, nachdem ich mich als quasi legitimate Person ausgewiesen habe, die dicke Bücher durchackert in der Hoffnung, bald einen noblen Beruf ausüben zu können. Bestimmt hat das einen gewissen Eindruck auf sie gemacht. Ich stürze mich, ihr Leid vergessend, wieder in die Arbeit.

Minuten vergehen. Ich blättere eine Seite um und sehe dabei zu ihr hinüber. Sie sieht mich an, und mein Herz setzt einen Schlag aus. Ich ignoriere sie völlig, solange ich es aushalten kann, dann schaue ich abermals auf. Sie ist wieder tief in ihr Leid versunken. Sie preßt die Serviette zusammen. Die Tränen strömen ihr über die Wangen.

Mir bricht es das Herz, sie so leiden zu sehen. Ich würde zu gern neben ihr sitzen, vielleicht meinen Arm um sie legen und mit ihr über alles mögliche reden. Wenn sie verheiratet ist, wo zum Teufel steckt dann ihr Mann? Sie schaut in meine Richtung, aber ich glaube nicht, daß sie mich sieht.

Ihr Helfer in der rosa Jacke erscheint pünktlich um halb elf, und sie versucht rasch, sich wieder zu fassen. Er tätschelt ihr sanft den Kopf, sagt ein paar beruhigende Worte, die ich nicht

hören kann, und wendet behutsam ihren Rollstuhl. Im Hinausfahren sieht sie mich ganz bewußt an. Und sie bedenkt mich mit einem langen, tränenvollen Lächeln.

Ich bin versucht, ihr in einiger Entfernung zu folgen, um herauszufinden, in welchem Zimmer sie liegt, aber ich beherrsche mich. Später denke ich daran, den Mann in Rosa ausfindig zu machen und Einzelheiten aus ihm herauszuholen. Aber ich tue es nicht. Ich versuche, sie zu vergessen. Sie ist ja nur ein Kind.

Am nächsten Abend gehe ich wieder in die Cafeteria und lasse mich an demselben Tisch nieder. Ich lausche demselben geschäftigen Geschnatter von denselben eiligen Leuten. Ich besuche die Van Landels und weiche ihren endlosen Fragen aus. Ich halte Ausschau nach anderen Haien, die in diesen trüben Gewässern auf Beute aus sind, und ich ignoriere ein paar mögliche Mandanten, die anscheinend nur darauf warten, daß sich jemand an sie heranmacht. Ich lerne stundenlang. Meine Konzentration läßt nichts zu wünschen übrig, und meine Motivation war nie stärker.

Und ich behalte die Uhr im Auge. Als es auf zehn zugeht, schwindet mein Eifer, und ich fange an, mich umzusehen. Ich versuche, ruhig und lernbegierig zu bleiben, aber ich fahre jedesmal hoch, wenn ein neuer Gast die Cafeteria betritt. An einem Tisch essen zwei Schwestern, an einem anderen sitzt ein einsamer Laborant und liest in einem Buch.

Sie rollt fünf Minuten nach zehn herein, und derselbe ältere Herr schiebt sie behutsam dahin, wo sie sein möchte. Sie entscheidet sich für denselben Tisch wie am Vorabend und lächelt mich an, während er ihren Rollstuhl herummanövriert.

»Orangensaft«, sagt sie. Ihr Haar ist immer noch zurückgegrafft, aber wenn ich mich nicht irre, trägt sie eine Spur Wimperntusche und ein bißchen Lidschatten. Sie hat auch einen blaßroten Lippenstift aufgelegt, und die Wirkung ist dramatisch. Gestern abend ist mir nicht bewußt geworden, daß ihr Gesicht völlig ungeschminkt war. Heute abend, mit nur ein bißchen Make-up, ist sie unglaublich schön. Ihre Augen sind klar, strahlend, frei von Traurigkeit.

Er stellt ihren Orangensaft vor sie hin und sagt dasselbe wie

gestern abend: »Bitte sehr, Kelly. Eine halbe Stunde, haben Sie gesagt?«

»Machen Sie eine dreiviertel Stunde daraus«, sagt sie.

»Wie Sie möchten«, meint er, dann verzieht er sich.

Sie trinkt den Saft und betrachtet abwesend die Tischplatte. Ich habe heute eine Menge Zeit damit verbracht, an Kelly zu denken, und mich schon zeitig entschieden, wie ich vorgehen will. Ich warte ein paar Minuten, tue so, als wäre sie nicht anwesend, gebe vor, ganz in die *Elton Bar Review* versunken zu sein, dann stehe ich langsam auf, als wäre es Zeit für eine Kaffeepause.

Ich bleibe an ihrem Tisch stehen und sage: »Heute abend scheint es Ihnen viel besserzugehen.«

Sie hat darauf gewartet, daß ich etwas in dieser Art sage. »Ich fühle mich auch viel besser«, sagt sie und zeigt dieses Lächeln und perfekte Zähne. Ein wundervolles Gesicht, sogar mit dieser scheußlichen Prellung.

»Kann ich Ihnen etwas holen?«

»Ich hätte gern eine Cola. Dieser Saft ist bitter.«

»Gern«, sage ich und gehe davon, völlig hingerissen. Am Automaten fülle ich zwei große Gläser mit Cola, bezahle und stelle sie auf ihren Tisch. Ich betrachte den leeren Stuhl ihr gegenüber, als wäre ich völlig verwirrt.

»Bitte, setzen Sie sich«, sagte sie.

»Sind Sie sicher?«

»Bitte. Ich habe es satt, nur mit Schwestern zu reden.«

Ich lasse mich nieder und stütze den Ellenbogen auf. »Ich heiße Rudy Baylor«, sage ich. »Und Sie sind Kelly Soundso.«

»Kelly Riker. Nett, Sie kennenzulernen.«

»Ganz meinerseits.« Sie ist aus knapp sechs Meter Entfernung ein überaus erfreulicher Anblick, aber jetzt, da ich sie ohne eine Spur von Verlegenheit aus nur einem Meter Entfernung betrachten kann, ist es unmöglich, den Blick von ihr abzuwenden. Ihre Augen sind hellbraun mit einem schelmischen Funkeln. Sie ist wunderschön.

»Tut mir leid, wenn ich Sie gestern abend belästigt habe«, sage ich, begierig, das Gespräch in Gang zu halten. Es gibt eine Menge Dinge, die ich wissen möchte.

»Sie haben mich nicht belästigt. Tut mir leid, daß ich so ein Spektakel geboten habe.«

»Weshalb kommen Sie hierher?« frage ich, als wäre sie eine Fremde und ich hier zu Hause.

»Um aus meinem Zimmer herauszukommen. Und Sie?«

»Ich lerne für das Anwaltsexamen, und hier ist es so schön ruhig.«

»Sie wollen also Anwalt werden?«

»Ja. Ich bin vor ein paar Wochen mit dem Studium fertig geworden und habe jetzt einen Job bei einer großen Kanzlei. Sobald ich das Examen bestanden habe, kann ich richtig loslegen.«

Sie trinkt durch den Strohhalm und verzieht beim Verlagern ihres Gewichts leicht die Mundwinkel. »Ziemlich übler Bruch, wie?« sage ich und deute mit einem Kopfnicken auf ihr Bein.

»Es ist der Knöchel. Er ist genagelt worden.«

»Wie ist das passiert?« Eine sehr naheliegende Frage, und ich hatte vermutet, daß ihr die Beantwortung absolut keine Probleme bereiten würde.

Aber das ist nicht der Fall. Sie zögert, und ihre Augen werden sofort wieder feucht. »Ein häuslicher Unfall«, sagt sie, als hätte sie diese vage Erklärung einstudiert.

Was zum Teufel soll das bedeuten? Ein häuslicher Unfall? Ist sie die Treppe hinuntergefallen?

»Oh«, sage ich, als wäre alles völlig klar. Ich mache mir Gedanken über die Handgelenke, weil sie beide verbunden sind und nicht in Gips stecken. Sie scheinen nicht gebrochen oder verstaucht zu sein. Vielleicht Schnittwunden.

»Das ist eine lange Geschichte«, murmelt sie zwischen zwei Schlucken und wendet den Blick ab.

»Seit wann sind Sie schon hier?« frage ich.

»Seit zwei Tagen. Sie wollen erst sehen, ob der Nagel richtig sitzt. Wenn nicht, müssen sie das Ganze wiederholen.« Sie hält inne und spielt mit ihrem Strohhalm. »Ist das hier nicht ein merkwürdiger Ort zum Lernen?« fragt sie.

»Durchaus nicht. Es ist ruhig hier. Es gibt massenhaft Kaffe. Ist die ganze Nacht geöffnet. Sie tragen einen Ehering.« Diese Tatsache hat mich mehr gepeinigt als alles andere.

Sie betrachtet ihn, als wäre sie nicht sicher, ob er noch an ihrem Finger steckt. »Ja«, sagt sie und starrt auf ihren Strohhalm. Es ist ein ganz schlichter Ring, ohne Diamant.

»Und wo ist Ihr Mann?«

»Sie stellen eine Menge Fragen.«

»Ich bin Anwalt, jedenfalls fast. Fragen stellen gehört zur Ausbildung.«

»Und weshalb wollen Sie das wissen?«

»Weil es seltsam ist, daß Sie allein hier im Krankenhaus sind, ganz offensichtlich verletzt, und er ist nicht bei Ihnen.«

»Er war früher am Tage hier.«

»Und jetzt ist er zu Hause bei den Kindern?«

»Wir haben keine Kinder. Und Sie?«

»Nein. Keine Frau, keine Kinder.«

»Wie alt sind Sie?«

»Sie stellen eine Menge Fragen«, sage ich mit einem Lächeln. Ihre Augen funkeln. »Fünfundzwanzig. Und wie alt sind Sie?«

Sie denkt eine Sekunde darüber nach. »Neunzehn.«

»Das ist mächtig jung, um schon verheiratet zu sein.«

»Mir blieb nichts anderes übrig.«

»Oh, tut mir leid.«

»Das ist nicht Ihre Schuld. Ich wurde schwanger, als ich knapp achtzehn war, habe kurz darauf geheiratet, hatte eine Woche nach der Hochzeit eine Fehlgeburt, und seither ist es bergab gegangen. Befriedigt das Ihre Neugierde?«

»Nein. Ja. Tut mir leid. Worüber möchten Sie reden?«

»Übers College. Wo haben Sie das College besucht?«

»In Austin Peay. Jurastudium an der Memphis State.«

»Ich wollte immer aufs College gehen, aber es wurde nichts daraus. Stammen Sie aus Memphis?«

»Ich bin hier geboren, aber in Knoxville aufgewachsen. Und woher kommen Sie?«

»Aus einer kleinen Stadt, eine Stunde von hier. Wir sind von dort weg, als ich schwanger wurde. Meiner Familie war das alles nur peinlich. Es war Zeit, zu verschwinden.«

Hier brodelt eine ziemlich unerfreuliche Familienangelegenheit direkt unter der Oberfläche, und ich würde mich gern

heraushalten. Sie hat ihre Schwangerschaft zweimal erwähnt, und beide Male hätte sie es vermeiden können. Aber sie ist einsam, und sie möchte reden.

»Also sind Sie nach Memphis gezogen?«

»Wir sind nach Memphis durchgebrannt, ließen uns von einem Friedensrichter trauen, eine tolle Zeremonie, und dann verlor ich das Baby.«

»Was tut Ihr Mann?«

»Fährt einen Gabelstapler. Und trinkt eine Menge. Er ist ein Versager, der immer noch davon träumt, in der Oberliga Baseball zu spielen.«

Soviel hatte ich gar nicht wissen wollen. Ich stelle mir vor, daß er an der High-School eine Sportgröße war und sie die allerreizendste Cheerleaderin, das amerikanische Traumpaar, außergewöhnlich gutaussehend, außergewöhnlich hübsch, außergewöhnlich sportlich, und auf Erfolg programmiert, bis sie eines Nachts das Kondom vergaßen. Das Unheil bricht herein. Aus irgendeinem Grund entscheiden sie sich gegen eine Abtreibung. Vielleicht machen sie die High-School zu Ende, vielleicht auch nicht. Sie flüchten vor der Schande in die Anonymität der Großstadt. Nach der Fehlgeburt verblaßt die Romanze, und sie wachen auf und müssen erkennen, daß das wirkliche Leben angefangen hat.

Er träumt noch immer von Geld und Ruhm in der Oberliga. Sie sehnt sich nach den sorglosen Jahren, die erst so kurze Zeit zurückliegen, und träumt weiter von dem College, das sie nie besuchen wird.

»Tut mir leid«, sagt sie. »Das hätte ich nicht sagen sollen.«

»Sie sind immer noch jung genug, um aufs College zu gehen.«

Mein Optimismus bringt sie kurz zum Lachen, als hätte dieser Traum sich vor langer Zeit selbst begraben. »Ich habe nicht mal die High-School abgeschlossen.«

Und was soll ich darauf sagen? Soll ich ihr einen banalen kleinen Vortrag halten – holen Sie Ihren Abschluß nach, besuchen Sie Abendkurse, Sie können es schaffen, wenn Sie es wirklich wollen?

»Arbeiten Sie?« frage ich statt dessen.

»Hin und wieder. Was für eine Art Anwalt wollen Sie werden?«

»Mir macht Prozeßarbeit Spaß. Ich würde gern vor Gericht auftreten.«

»Kriminelle verteidigen?«

»Vielleicht. Sie haben ein Recht auf ihren Tag vor Gericht, und sie haben das Recht auf eine gute Verteidigung.«

»Mörder?«

»Ja, aber die meisten können sich keinen Anwalt leisten.«

»Vergewaltiger und Kindesmißhandler?«

Ich runzle die Stirn und zögere eine Sekunde. »Nein.«

»Männer, die ihre Frauen schlagen?«

»Nein, niemals.« Das ist mein voller Ernst, außerdem bin ich argwöhnisch, was ihre Verletzungen angeht. Sie billigt meine Auswahl an Mandanten.

»Kaum jemand spezialisiert sich ausschließlich auf Strafrecht«, erkläre ich. »Wahrscheinlich werde ich erheblich mehr mit Zivilprozessen zu tun haben.«

»Klagen und solches Zeug.«

»Ja, genau. Prozesse, die nichts mit Strafvergehen zu tun haben.«

»Scheidungen?«

»Das möchte ich lieber vermeiden. Scheidungen sind meist höchst unerfreulich.«

Sie strengt sich mächtig an, die Unterhaltung auf meiner Seite des Tisches zu halten, fern von ihrer Vergangenheit und erst recht von ihrer Gegenwart. Das kann mir nur recht sein. Die Tränen können jederzeit wieder fließen, und ich möchte diese Unterhaltung nicht verderben. Ich möchte, daß sie weitergeht.

Sie will wissen, wie es auf dem College war – das Lernen, Parties, Dinge wie Studentenclubs, das Leben auf dem Campus, Examen, Professoren, Exkursionen. Sie hat eine Menge Filme gesehen und hütet ein verklärtes Bild von märchenhaften vier Jahren auf einem malerischen Campus, wo sich die Blätter im Herbst gelb und rot verfärbten, von Studenten in Mannschaftspullovers, die ihrem Footballteam zujubeln, von neuen Freundschaften, die ein Leben lang halten. Das arme

Mädchen hat es mit knapper Not geschafft, aus der Kleinstadt herauszukommen, aber es hatte wundervolle Träume. Ihre Grammatik ist einwandfrei, ihr Wortschatz größer als meiner. Sie gesteht zögernd, daß sie die High-School als Erste oder Zweite ihres Jahrgangs abgeschlossen hätte, wäre da nicht diese Teenagerromanze mit Cliff, Mr. Riker, gewesen.

Ohne viel Mühe schmücke ich die grandiosen Tage meiner Zeit am College aus und übergehe so wesentliche Tatsachen wie die vierzig Stunden in der Woche, in denen ich Pizzas ausgeliefert habe, um Student bleiben zu können.

Sie will mehr über meine Kanzlei wissen, und ich stecke gerade mitten in einer absurden Verherrlichung von J. Lyman und seinem Büro, als zwei Tische entfernt das Telefon läutet. Ich entschuldige mich mit der Erklärung, daß ich aus der Kanzlei verlangt werde.

Es ist Bruiser, bei Yogi's, betrunken, mit Prince. Es amüsiert sie, daß ich da sitze, wo ich sitze, während sie trinken und auf alles wetten, was ESPN gerade sendet. Die Geräusche im Hintergrund hören sich an wie eine Schlägerei. »Schon was an der Angel?« bellt Bruiser ins Telefon.

Ich lächle Kelly an, die von diesem Anruf offensichtlich beeindruckt ist, und erkläre so leise wie nur möglich, daß ich gerade mit einem möglichen Mandanten spreche. Bruiser lacht dröhrend, dann übergibt er den Hörer an Prince, der der Betrunkenere von den beiden ist. Er erzählt einen Anwaltswitz ohne jede Pointe, etwas über das Herfallen über Verletzte. Dann verfällt er in eine Ich-habe-es-Ihnen-ja-gesagt-Rede darüber, daß er mich bei Bruiser untergebracht hat, der mir mehr von der Juristerei beibringen wird als fünfzig Professoren. Das dauert eine Weile, und währenddessen erscheint Kellys Helfer, um sie in ihr Zimmer zurückzubringen.

Ich gehe ein paar Schritte auf ihren Tisch zu, lege die Hand auf die Sprechmuschel und sage: »Ich habe mich gefreut, Sie kennenzulernen.«

Sie lächelt und sagt: »Danke für die Cola und die Unterhaltung.«

»Morgen abend?« sage ich, während Prince mir ins Ohr brüllt.

»Vielleicht.« Sie zwinkert mir vielsagend zu, und meine Knie werden weich.

Offensichtlich ist ihr Begleiter in Rosa lange genug in diesem Krankenhaus, um einen Mandantenjäger zu erkennen. Er wirft mir einen finsternen Blick zu und rollt sie hinaus. Sie wird wiederkommen.

Ich drücke einen Knopf am Telefon und schalte Prince mittendrin im Satz aus. Wenn sie zurückrufen, werde ich mich nicht melden. Falls sie sich später daran erinnern sollten, was höchst unwahrscheinlich ist, werde ich Sony die Schuld geben.

Deck liebt Herausforderungen, vor allem, wenn es darum geht, bei geflüsterten Telefongesprächen mit anonymen Maulwürfen Schmutz zutage zu fördern. Ich gebe ihm meine dürftigen Informationen über Kelly und Cliff Riker, und kaum eine Stunde später kommt er mit einem stolzen Grinsen in mein Büro geschlichen.

Er liest von seinen Notizen ab. »Kelly Riker wurde vor drei Tagen in St. Peter's eingeliefert, um Mitternacht, wie ich hinzufügen möchte, mit einer ganzen Reihe von Verletzungen. In einem anonymen Anruf bei der Polizei meldeten irgendwelche Nachbarn einen heftigen Streit in ihrer Wohnung. Die Polizisten fanden Kelly zusammengeschlagen auf einem Sofa im Wohnzimmer liegend vor. Cliff Riker war offensichtlich betrunken und völlig ausgerastet und wollte sich über die Polizisten ebenso hermachen wie vorher über seine Frau. Mit einem Softballschläger aus Aluminium, offenbar die Waffe seiner Wahl. Er wurde schnell überwältigt, der Körperverletzung beschuldigt, festgenommen und abgeführt. Sie wurde mit einer Ambulanz ins Krankenhaus gebracht. Sie machte der Polizei gegenüber eine kurze Aussage, derzu folge er nach einem Softballspiel betrunken nach Hause gekommen war; es kam zu einem dummen Wortwechsel, sie kämpften, er gewann. Sie sagte, er hätte sie zweimal mit dem Schläger auf den Knöchel geschlagen und zweimal mit der Faust ins Gesicht.«

Letzte Nacht konnte ich nicht schlafen. Ich dachte an Kelly Riker und ihre braunen Augen und ihre langen Beine; bei dem Gedanken, daß ihr Mann auf diese Weise über sie hergefalen ist, wird mir schlecht. Deck beobachtet, wie ich wohl reagiere, also versuche ich, mir nichts anmerken zu lassen. »Ihre Handgelenke waren verbunden«, sage ich, und Deck schlägt stolz eine andere Seite auf. Er hat noch einen Bericht von einer weiteren Quelle, und diese Information lag tief in den Akten der Rettungsabteilung der Feuerwehr von Memphis vergraben.

»Was die Handgelenke angeht, ist der Bericht ein bißchen vage. Irgendwann während der Attacke hat er ihre Handgelenke auf den Boden gedrückt und versucht, sie zu vergewaltigen. Aber er war wohl nicht in der Stimmung, in der er zu sein glaubte, vermutlich zuviel Bier. Sie war nackt, als die Polizisten sie fanden, nur mit einem Laken bedeckt. Weglaufen konnte sie nicht, weil ihr Knöchel zersplittert war.«

»Was ist mit ihm geschehen?«

»Verbrachte die Nacht im Gefängnis. Seine Eltern haben Kaution gestellt. Kommt in einer Woche vor Gericht, aber es wird nichts passieren.«

»Weshalb nicht?«

»Höchstwahrscheinlich wird sie die Anklage zurückziehen, sie werden sich küssen und wieder vertragen, und dann wird sie die Luft anhalten, bis er es wieder tut.«

»Woher wissen Sie ...«

»Weil es schon einmal passiert ist. Vor acht Monaten bekam die Polizei denselben Anruf, dieselbe Schlägerei, alles dasselbe, nur daß sie mehr Glück hatte. Nur ein paar Prellungen. Offensichtlich war der Schläger nicht zur Hand gewesen. Die Polizisten trennen sie, geben ihnen ein paar gute Ratschläge, schließlich sind sie ja noch halbe Kinder, jung verheiratet, und sie küssen sich und vertragen sich wieder. Dann, vor drei Monaten, kommt der Schläger ins Spiel, und sie verbringt eine Woche in St. Peter's mit gebrochenen Rippen. Die Sache wird der zuständigen Abteilung bei der Polizei von Memphis übergeben, und die drängt auf eine strenge Bestrafung. Aber sie liebt den Jungen und weigert sich, gegen ihn auszusagen. Die ganze Sache wird fallengelassen. Kommt immer wieder vor.«

Ich brauche einen Moment, um das zu verdauen. Ich hatte häuslichen Ärger vermutet, aber nichts so Grauenhaftes. Wie kann ein Mann zu einem Aluminiumschläger greifen und damit auf seine Frau eindreschen?

»Kommt immer wieder vor«, wiederholt Deck, meine Gedanken lesend.

»Sonst noch etwas?«

»Nein. Aber halten Sie Abstand.«

»Danke«, sage ich. Ich fühle mich schwach und benommen.

»Danke.«

Er gleitet von seinem Stuhl. »Keine Ursache.«

Natürlich hat Booker wesentlich intensiver für das Anwalts-examen gelernt als ich. Und er macht sich meinetwegen Sorgen. Das ist typisch für ihn. Für diesen Nachmittag hat er einen Lernmarathon in einem Konferenzraum der Kanzlei Shankle angesetzt.

Ich komme, wie Booker mir eingeschärft hat, genau um zwölf Uhr dort an. Die Büros sind modern, es herrscht Hochbetrieb, und das seltsamste an der Kanzlei ist, daß alle Mitarbeiter schwarz sind. Ich habe in den letzten Monaten eine ganze Menge Kanzleien aufgesucht, und ich kann mich nur an eine schwarze Sekretärin und keinen schwarzen Anwalt erinnern. Hier dagegen ist kein weißes Gesicht zu sehen.

Booker führt mich kurz herum. Obwohl Lunchzeit ist, läuft der Betrieb auf vollen Touren. Computer, Kopierer, Faxgeräte, Telefone, Stimmen – auf den Fluren herrscht beträchtlicher Lärm. Die Sekretärinnen essen an ihren Schreibtischen, die ausnahmslos mit Stapeln von eiliger Arbeit bedeckt sind. Die Anwälte und Anwaltsgehilfen sind recht freundlich, aber sichtlich in Eile. Alle unterliegen einer strengen Kleiderordnung – dunkle Anzüge und weiße Hemden für die Männer, schlichte Kleider für die Frauen, keine grellen Farben, keine Hosen.

Vor meinen Augen rasen Bilder von der Kanzlei von J. Lyman Stone vorbei. Ich verdränge sie.

Booker erklärt, daß Marvin Shankle ein strenges Regiment führt. Er ist immer wie aus dem Ei gepellt, in jeder Hinsicht ein ausgemachter Profi, arbeitet praktisch Tag und Nacht und erwartet von seinen Partnern und Angestellten dasselbe.

Der Konferenzraum liegt in einer stillen Ecke. Ich war für den Lunch zuständig, also packe ich ein paar Sandwiches aus, die ich unterwegs bei Yogi's geholt habe. Kostenlose Sandwiches. Wir unterhalten uns höchstens fünf Minuten über Familie, Fakultät und Freunde. Er stellt ein paar Fragen über meinen Job, aber er weiß, daß er sich zurückhalten muß. Ich habe

ihm schon alles erzählt. Fast alles. Ich möchte nicht, daß er etwas über meinen neuen Außenposten in St. Peter's oder meine Aktivitäten dort erfährt.

Booker ist so wahnsinnig anwaltlich geworden. Nach der zugestandenen Zeit für Geplauder schaut er auf die Uhr, dann ergeht er sich über den prachtvollen Nachmittag, den er für uns geplant hat. Wir werden sechs Stunden nonstop lernen, mit kurzen Kaffee- und Toilettenpausen, und um achtzehn Uhr müssen wir draußen sein, weil dann jemand anders diesen Raum braucht.

Von Viertel nach zwölf bis halb zwei repetieren wir die Bundeseinkommensteuergesetze. Booker besorgt den größten Teil des Redens, weil er ein besseres Gespür für Steuern hat. Wir arbeiten nach Examensrepetitorien, und das Steuerrecht ist genauso undurchdringlich wie im letzten Herbst.

Um halb zwei erlaubt er mir, auf die Toilette zu gehen und Kaffee zu holen, und dann übernehme ich bis halb drei den Ball und renne damit durch die Bundesvorschriften über die Beweisaufnahme. Ungeheuer aufregend. Bookers hohe Oktantanzahl ist ansteckend, und wir nieten das langweilige Zeug nur so durch.

Bei der Zulassungsprüfung durchzufallen ist ein Alptraum für jeden jungen Anwaltsanwärter; aber ich bin mir sicher, daß es für Booker besonders katastrophal wäre. Für mich wäre es offen gestanden nicht das Ende der Welt. Es würde meinem Ego einen schweren Dämpfer versetzen, aber ich würde es verkraften. Ich würde angestrengter lernen und es nach sechs Monaten noch einmal versuchen. Bruiser würde es nicht kümmern, solange ich jeden Monat ein paar Mandanten an Land ziehe. Ein guter Fall mit schweren Verbrennungen, und Bruiser würde nicht einmal von mir erwarten, daß ich einen zweiten Versuch unternehme.

Aber Booker könnte in Schwierigkeiten geraten. Ich vermute, Mr. Marvin Shankle würde ihm das Leben zur Hölle machen, wenn er beim ersten Mal durchfällt. Fällt er zweimal durch, dann ist er vermutlich Geschichte.

Um genau halb drei betritt Marvin Shankle den Konferenzraum, und Booker stellt mich ihm vor. Er ist Anfang Fünfzig,

sehr fit und elegant. Sein Haar ist um die Ohren herum leicht angegraut. Er hat eine sanfte Stimme, aber einen durchdringenden Blick. Marvin Shankle entgeht nichts. In Juristenkreisen im Süden ist er eine Legende, und ich fühle mich geehrt, ihn kennenzulernen.

Booker hat einen Vortrag arrangiert. Fast eine Stunde lang hören wir aufmerksam zu, wie Shankle uns mit der Rechtsprechung in Bürgerrechtsfragen im allgemeinen und der Diskriminierung bei der Vergabe von Arbeitsplätzen im besonderen vertraut macht. Wir machen uns Notizen, stellen ein paar Fragen, aber die meiste Zeit hören wir einfach nur zu.

Dann verschwindet er zu einer Konferenz, und wir verbringen die nächste halbe Stunde allein und ackern uns durch Antitrust-Gesetze und Kartellrecht. Um vier folgt eine weitere Lektion.

Unser nächster Redner ist Tyrone Kipler, ein Partner, der in Harvard studiert und sich auf Verfassungsrecht spezialisiert hat. Er geht die Sache sehr langsam an und kommt erst ein bißchen in Fahrt, als Booker in die Bresche springt und ihn mit Fragen zu überschütten beginnt. Ich ertappe mich dabei, wie ich nachts im Gebüsch lauere und mich mit einem überdimensionalen Baseballschläger wie ein Wilder über Cliff Riker hermache. Um mich wach zu halten, wandere ich um den Tisch herum, trinke becherweise Kaffee, versuche mich zu konzentrieren.

Gegen Ende der Stunde ist Kipler angeregt und gesprächig, und wir bombardieren ihn mit Fragen. Er bricht mitten im Satz ab, schaut nervös auf die Uhr und sagt, er müsse jetzt gehen. Irgendwo wartet ein Richter. Wir danken ihm für seine Zeit, und er stürmt davon.

»Wir haben noch eine Stunde«, sagt Booker. Es ist fünf Minuten nach fünf. »Was wollen wir tun?«

»Trinken wir ein Bier.«

»Tut mir leid. Entweder Sachenrecht oder Ethik.«

Ethik könnte mir nicht schaden, aber ich bin müde und nicht in der Stimmung, mich daran erinnern zu lassen, wie schwerwiegend meine Sünden sind. »Dann eben Sachenrecht.«

Booker schießt durch den Raum und holt die Bücher.

Es ist fast acht, als ich mich durch das Labyrinth der Korridore von St. Peter's schleppe und feststellen muß, daß an meinem Lieblingstisch ein Arzt und eine Schwester sitzen. Ich hole mir Kaffee und lasse mich in der Nähe nieder. Die Schwester ist sehr attraktiv und sehr bekümmert, und nach ihrem Geflüster zu urteilen, würde ich sagen, daß ihre Affäre auf der Kippe steht. Er ist sechzig mit implantiertem Haar und einem neuen Kinn. Sie ist dreißig und wird den Status einer Ehefrau offensichtlich nicht erreichen. Nur Geliebte auf Zeit. Ernstes Geflüster.

Ich bin nicht in Lernstimmung. Für einen Tag habe ich genug gehabt; das einzige, was mich motiviert, ist die Tatsache, daß Booker immer noch im Büro ist, arbeitet und sich auf das Examen vorbereitet.

Ein paar Minuten später verschwinden die Liebenden – sie in Tränen, er kalt und herzlos. Ich lasse mich an meinem Tisch nieder, breite meine Unterlagen aus und versuche zu lernen.

Und ich warte.

Kelly kommt ein paar Minuten nach zehn. Heute schiebt ein anderer Mann ihren Rollstuhl. Sie wirft mir einen kalten Blick zu und deutet auf einen Tisch in der Mitte des Raums. Er parkt sie dort. Ich sehe ihn an. Er sieht mich an.

Ich vermute, es ist Cliff. Er ist ungefähr so groß wie ich, nicht über einsachtzig, mit untersetztem Körper und Ansatz zum Bierbauch. Aber seine Schultern sind breit, und sein Bizeps wölbt sich unter einem T-Shirt, das viel zu eng ist und seine Arme offenbar zur Geltung bringen soll. Enge Jeans. Braunes, lockiges Haar, zu lang, um modisch zu sein. Massenhaft Haare auf den Unterarmen und im Gesicht. Cliff war der Junge, der sich in der achten Klasse schon rasieren mußte.

Er hat grünliche Augen und ein hübsches Gesicht, das wesentlich älter wirkt als neunzehn. Er geht um den Knöchel herum, den er mit einem Softballschläger gebrochen hat, zur Theke, um etwas zu trinken zu holen. Sie weiß, daß ich sie anstare. Sie läßt den Blick ganz bewußt durch den Raum schweifen, und im letzten Moment zwinkert sie mir rasch zu. Ich verschütte beinahe meinen Kaffee.

Es gehört nicht viel Phantasie dazu, die Worte zu hören, die

die beiden kürzlich gewechselt haben. Drohungen, Entschuldigungen, Bitten, noch mehr Drohungen. Sieht ganz so aus, als wäre ihnen heute abend nicht besonders wohl zumute. Sie machen beide ein ernstes Gesicht und nippen schweigend an ihren Getränken. Gelegentlich werden ein oder zwei Worte gewechselt, aber sie sind wie ein junges Pärchen in der Mitte seiner allwöchentlichen Schmollszenen. Ein kurzer Satz hier, eine noch kürzere Erwiderung dort. Sie sehen sich nur an, wenn es unbedingt sein muß. Statt dessen mustern sie intensiv die Wände und den Fußboden. Ich verstecke mich hinter einem Buch.

Sie sitzt so, daß sie mich ansehen kann, ohne ertappt zu werden. Er wendet mir den Rücken zu. Von Zeit zu Zeit sieht er sich um, aber seine Bewegungen sind leicht vorhersehbar. Schon lange bevor sein Blick auf mich fällt, kann ich mir den Kopf kratzen und mich in meine Arbeit vertiefen.

Nachdem sie sich ungefähr zehn Minuten lang weitgehend angeschwiegen haben, sagt sie etwas, das eine hitzige Erwiderrung auslöst. Ich wollte, ich könnte mithören. Er zittert plötzlich vor Wut und zischt ihr etwas zu. Sie zahlt ihm in gleicher Münze heim. Die Lautstärke steigt, und ich kann ziemlich schnell heraushören, daß es darum geht, ob sie vor Gericht gegen ihn aussagen wird oder nicht. Sieht so aus, als hätte sie sich noch nicht entschieden. Sieht so aus, als machte das Cliff wirklich Sorgen. Er ist ziemlich schnell auf hundertachtzig, kein Wunder bei einem Macho-Typ wie ihm, und sie sagt ihm, er solle nicht so herumbrüllen. Er sieht sich um und versucht, seine Stimme zu senken. Ich kann nicht hören, was er sagt.

Nachdem sie ihn provoziert hat, beruhigt sie ihn wieder, aber er ist immer noch sehr unglücklich. Er schmort vor sich hin, während sie einander eine Zeitlang ignorieren.

Dann tut sie es wieder. Sie murmelt etwas, und sein Rücken versteift sich. Seine Hände zittern, er pöbelt herum. Sie streiten eine Minute, dann hört sie auf zu reden und ignoriert ihn. Cliff kann nicht hinnehmen, daß man ihn ignoriert, also wird er lauter. Sie sagt ihm, er solle still sein, sie befänden sich in einem öffentlichen Raum. Er wird noch lauter, redet über das, was er tun wird, wenn sie nicht alles fallenläßt, daß

man ihn ins Gefängnis stecken könnte und so weiter und so weiter.

Sie sagt etwas, das ich nicht hören kann, und er wischt plötzlich mit einem Schlag seinen hohen Styroporbecher vom Tisch und springt auf. Die Cola fliegt durch den halben Raum und verspritzt kohlensäurehaltigen Schaum über die anderen Tische und den Fußboden. Sie ergießt sich über sie. Sie keucht, schließt die Augen und beginnt zu weinen. Ich höre, wie er schimpfend und fluchend den Korridor entlangstampft.

Rein instinkтив springe ich auf, aber sie schüttelt rasch den Kopf. Ich setze mich wieder hin. Die Kassiererin hat die Szene beobachtet und erscheint mit einem Handtuch. Sie gibt es Kelly, die sich die Cola vom Gesicht und von den Armen wischt.

»Tut mir leid«, sagt sie zu der Kassiererin.

Ihr Nachthemd ist durchweicht. Sie kämpft gegen die Tränen an, während sie ihren Gipsverband und ihr Bein abtrocknet. Ich bin in der Nähe, aber ich kann nicht helfen. Vermutlich hat sie Angst, er könnte zurückkommen und uns dabei erwischen, daß wir miteinander reden.

In diesem Krankenhaus gibt es viele Orte, wo man sich niederlassen und einen Kaffee oder eine Cola trinken kann, aber sie hat ihn hierher gebracht, weil sie wollte, daß ich ihn sehe. Ich bin ziemlich sicher, daß sie ihn provoziert hat, damit ich mit eigenen Augen sehe, wie cholericisch er ist.

Wir sehen uns lange Zeit an, während sie sich methodisch das Gesicht und die Arme abwischt. Tränen strömen ihr übers Gesicht, und sie tupft sie ab. Sie verfügt über diese unerklärliche weibliche Fähigkeit, Tränen zu produzieren, ohne den Eindruck zu erwecken, daß sie weint. Sie schluchzt und heult nicht. Ihre Lippen bebennicht. Ihre Hände zittern nicht. Sie sitzt einfach da, in einer anderen Welt, sieht mich mit tränenschleierten Augen an und betupft ihre Haut mit dem weißen Handtuch.

Zeit vergeht, aber ich weiß nicht, wieviel. Ein verkrüppelter Aufwärter erscheint und wischt den Boden um sie herum. Drei Schwestern kommen hereingestürmt, laut redend und lachend, bis sie sie sehen, dann sind sie plötzlich still. Sie mu-

stern sie, flüstern miteinander und sehen gelegentlich in meine Richtung.

Er ist lange genug fort, als daß man wohl nicht mehr mit seiner Rückkehr rechnen muß, und es ist ein verlockender Gedanke, den Gentleman zu spielen. Die Schwestern verlassen die Cafeteria, und Kelly winkt langsam mit einem Zeigefinger. Jetzt kann ich zu ihr kommen.

»Tut mir leid«, sagt sie, als ich mich neben ihr niederhocke.

»Das ist schon okay.«

Und dann sagt sie etwas, das ich nie vergessen werde.  
»Bringen Sie mich in mein Zimmer?«

In einer anderen Umgebung hätten diese Worte weitreichende Konsequenzen haben können, und für einen Augenblick schweifen meine Gedanken ab zu einem exotischen Strand, an dem die beiden Liebenden endlich beschlossen haben, einander in die Arme zu sinken.

Ihr Zimmer ist natürlich ein Raum mit einer Tür, die von unzähligen Leuten geöffnet werden kann. Sogar Anwälte können in ihn eindringen.

Ich steuere Kelly und ihren Rollstuhl behutsam um die Tische herum und auf den Flur hinaus. »Fünfter Stock«, sagt sie über die Schulter. Ich habe es nicht eilig. Ich bin sehr stolz auf mich, weil ich so ritterlich bin. Mir gefällt die Tatsache, daß ihr sämtliche Männer hinterhersehen, während wir den Korridor entlangrollen.

Im Fahrstuhl sind wir ein paar Sekunden allein. Ich knie mich neben sie. »Sind Sie okay?« frage ich.

Jetzt weint sie nicht mehr. Ihre Augen sind nach wie vor feucht und ein wenig gerötet, aber sie hat sich unter Kontrolle. Sie nickt rasch und sagt: »Danke«. Und dann ergreift sie meine Hand und drückt sie fest. »Vielen Dank.«

Der Fahrstuhl hält mit einem Ruck. Ein Arzt kommt herein, und sie läßt rasch meine Hand los. Ich trete hinter den Rollstuhl wie ein hingebungsvoller Ehemann. Ich möchte wieder ihre Hand halten.

Nach der Uhr an der Wand des fünften Stocks ist es fast elf. Von ein paar Schwestern und Pflegern abgesehen ist der Flur menschenleer und ruhig. Eine Stationsschwester mustert uns,

während wir vorbeirollen. Mrs. Riker ist mit einem Mann losgezogen und kommt nun mit einem anderen zurück.

Wir biegen links ab, und sie deutet auf ihre Tür. Zu meiner Überraschung und Freude hat sie ein Privatzimmer mit eigenem Fenster und Bad. Das Licht brennt.

Ich bin nicht sicher, wie gut sie sich in Wirklichkeit bewegen kann, aber in diesem Moment ist sie völlig hilflos. »Sie müssen mir helfen«, sagt sie. Das lasse ich mir nicht zweimal sagen. Ich beuge mich über sie, und sie legt mir die Arme um den Hals. Sie klammert sich wesentlich fester an mich, als erforderlich wäre, aber das stört mich durchaus nicht. Ihr Nachthemd ist mit Cola durchtränkt, und auch das stört mich nicht sonderlich. Sie fühlt sich gut an, und ich stelle rasch fest, daß sie keinen Büstenhalter trägt. Ich drücke sie noch fester an mich.

Ich hebe sie sanft aus dem Rollstuhl, keine große Anstrengung, weil sie nicht mehr wiegt als fünfundfünfzig Kilo, einschließlich Gipsverband. Wir manövrierten uns zu ihrem Bett, lassen uns dabei soviel Zeit wie möglich, machen eine Menge Aufhebens um ihren gebrochenen Knöchel, bringen sie in genau die richtige Stellung, damit ich sie sehr langsam auf ihr Bett gleiten lassen kann. Dann lassen wir einander widerstreitend los. Unsere Gesichter sind nur Zentimeter voneinander entfernt, als die Schwester hereinkommt und ihre Gummisohlen über den gefliesten Boden quietschen.

»Was ist passiert?« fragt sie und deutet auf das nasse Nachthemd.

Wir versuchen immer noch, uns voneinander zu lösen. »Ach, das. Nur ein Mißgeschick«, erklärt Kelly.

Die Schwester öffnet eine Schublade unter dem Fernseher und holt ein zusammengefaltetes Nachthemd heraus. »Sie müssen sich umziehen«, sagt sie und wirft es neben Kelly aufs Bett. »Und Sie müssen gewaschen werden.« Sie hält eine Sekunde inne, deutet mit einem Kopfnicken auf mich und sagt: »Er kann Ihnen ja helfen.«

Ich hole tief Luft. Mir wird schwach.

»Das schaffe ich allein«, sagt Kelly und legt das Nachthemd auf den Tisch neben dem Bett.

»Die Besuchszeit ist vorbei, junger Mann«, sagt sie zu mir.

»Für heute müßt ihr beide euch voneinander verabschieden.« Sie quietscht aus dem Zimmer. Ich mache die Tür zu und kehre zu ihrem Bett zurück. Wir sehen uns an.

»Wo ist der Schwamm?« frage ich, und wir lachen beide. Wenn sie lächelt, bilden sich dicke Grübchen an ihren Mundwinkeln.

»Setzen Sie sich hierher«, sagt sie und klopft auf die Bettkante. Ich lasse mich mit baumelnden Beinen nieder. Wir berühren uns nicht. Sie zieht ein weißes Laken bis zu den Achselhöhlen hoch, als wollte sie die Colaflecken verbergen.

Ich bin vollkommen im Bilde. Auch eine mißhandelte Ehefrau ist die Frau eines anderen, bis sie geschieden ist. Oder bis sie den Mistkerl umbringt.

»Und was halten Sie von Cliff?« fragt sie.

»Sie wollten, daß ich ihn sehe, nicht wahr?«

»Wahrscheinlich.«

»Man sollte ihn erschießen.«

»Das wäre eine ziemlich harte Strafe für einen kleinen Wutanfall.«

Ich schweige einen Moment und schaue woandershin. Ich habe beschlossen, nicht um den heißen Brei herumzureden. Wenn wir schon miteinander reden, dann werden wir auch ehrlich sein.

»Nein, Kelly, sie ist nicht zu hart. Ein Mann, der mit einem Aluminiumschläger auf seine Frau eindrischt, sollte erschossen werden.« Ich beobachte sie genau, während ich das sage, und sie zuckt nicht zusammen.

»Woher wissen Sie das?« fragt sie.

»Läßt sich alles nachlesen. Polizeiberichte, Krankentransportberichte, Krankenhausunterlagen. Wollen Sie warten, bis er Ihnen diesen Schläger über den Kopf zieht? Das könnte Ihr Ende bedeuten. Ein paar kräftige Hiebe auf den Schädel ...«

»Hören Sie auf! Sie brauchen mir nicht zu sagen, wie sich das anfühlt.« Sie schaut zur Wand, und als sie mich wieder ansieht, fließen abermals die Tränen. »Sie wissen nicht, wovon Sie reden.«

»Dann sagen Sie es mir.«

»Wenn ich darüber hätte sprechen wollen, hätte ich schon

selber damit angefangen. Sie haben kein Recht, in meinem Leben herumzuwühlen.«

»Reichen Sie die Scheidung ein. Ich bringe morgen die erforderlichen Papiere mit. Tun Sie es jetzt, während Sie im Krankenhaus sind und wegen der letzten Attacke behandelt werden. Gibt es einen besseren Beweis? Die Klage wird glatt durchkommen, und in drei Monaten sind Sie eine freie Frau.«

Sie schüttelt den Kopf, als wäre ich ein ausgemachter Idiot. Vermutlich bin ich das auch.

»Sie verstehen das nicht.«

»Da haben Sie vollkommen recht. Aber ich weiß, wie so was weitergeht. Wenn Sie sich diesen Mistkerl nicht vom Hals schaffen, sind Sie in einem Monat vielleicht tot. Ich habe die Namen und Telefonnummern von drei Hilfsorganisationen für mißhandelte Frauen.«

»Mißhandelt?«

»Richtig. Mißhandelt. Sie sind mißhandelt worden, Kelly, ist Ihnen das nicht klar? Dieser Nagel in Ihrem Knöchel bedeutet, daß Sie mißhandelt worden sind. Dieser veilchenblaue Fleck an Ihrem Kinn ist ein klarer Beweis dafür, daß Ihr Mann Sie schlägt. Sie können Hilfe bekommen. Reichen Sie die Scheidung ein, und lassen Sie sich helfen.«

Sie denkt eine Sekunde darüber nach. Es ist ganz still im Zimmer. »Scheidung ist unmöglich. Das habe ich schon versucht.«

»Wann?«

»Vor ein paar Monaten. Das wissen Sie nicht? Ich bin sicher, daß es beim Gericht Unterlagen darüber gibt. War's diesmal nichts mit dem Nachlesen?«

»Was ist aus der Scheidung geworden?«

»Ich habe sie zurückgezogen.«

»Warum?«

»Weil ich es satt hatte, auf mich einprügeln zu lassen. Er hätte mich umgebracht, wenn ich sie nicht zurückgezogen hätte. Er behauptet, er liebt mich.«

»Eindeutig. Darf ich Sie etwas fragen? Haben Sie einen Vater oder einen Bruder?«

»Wieso?«

»Wenn meine Tochter von ihrem Mann geschlagen würde, dann bräche ich ihm das Genick.«

»Mein Vater weiß nichts davon. Meine Eltern sind immer noch wütend wegen meiner Schwangerschaft. Sie werden nie darüber hinwegkommen. Sie haben Cliff von dem Moment an verachtet, als er zum erstenmal den Fuß in unser Haus setzte, und als dann der Skandal losbrach, haben sie sich völlig von mir zurückgezogen. Ich habe nicht mehr mit ihnen gesprochen, seit ich von zu Hause fort bin.«

»Kein Bruder?«

»Nein. Niemand, der auf mich aufpaßt. Bis jetzt.«

Das trifft mich hart, und es dauert eine Weile, bis ich es verdaut habe. »Ich werde tun, was immer Sie möchten«, sage ich.

»Aber Sie müssen die Scheidung einreichen.«

Sie wischt sich die Tränen mit den Fingern ab, und ich gebe ihr ein Papiertaschentuch vom Nachttisch. »Ich kann die Scheidung nicht einreichen.«

»Warum nicht?«

»Er würde mich umbringen. Das sagt er ständig. Sehen Sie, als ich es zum ersten Mal versucht habe, hatte ich einen wirklich lausigen Anwalt; ich hatte ihn aus den Gelben Seiten. Ich dachte, einer wäre so gut wie der andere. Und er hielt es für ganz besonders klug, Cliff die Scheidungsklage bei der Arbeit überbringen zu lassen, vor den Augen seiner besten Kumpel, seiner Saufkumpane und den Typen aus dem Softballteam. Das war natürlich furchtbar demütigend für Cliff. Danach kam ich zum erstenmal ins Krankenhaus. Eine Woche später habe ich die Scheidungsklage zurückgezogen, und er droht mir immer noch. Er würde mich umbringen.«

Die Angst und das Grauen in ihren Augen sind unübersehbar. Sie bewegt sich ein wenig und verzerrt dabei das Gesicht, als zuckte ein heftiger Schmerz durch ihren Knöchel. Sie stöhnt und sagt: »Könnten Sie ein Kissen drunterlegen?«

Ich springe vom Bett. »Natürlich.« Sie deutet auf zwei dicke Kissen auf dem Stuhl.

»Eins von denen dort«, sagt sie. Das bedeutet natürlich, daß das Laken zurückgeschlagen werden muß. Ich helfe dabei.

Sie schweigt einen Moment, schaut sich um, dann sagt sie:  
»Geben Sie mir auch das Nachthemd.«

Ich tue einen zittrigen Schritt zum Tisch und gebe ihr das frische Hemd. »Brauchen Sie Hilfe?« frage ich.

»Nein, drehen Sie sich nur um.« Während sie das sagt, zieht sie bereits an dem schmutzigen Nachthemd und streift es sich über den Kopf. Ich drehe mich sehr langsam um.

Sie läßt sich Zeit. Aus purem Übermut wirft sie das schmutzige Hemd auf den Boden vor mir. Sie ist hinter mir, kaum einen Meter entfernt, nackt bis auf einen Slip und einen Gipsverband. Ich bin felsenfest überzeugt, daß ich mich umdrehen und sie ansehen könnte, ohne daß sie es mir übelnehmen würde. Mir ist schwindlig bei dem Gedanken.

Ich schließe die Augen und frage mich: Was tue ich hier?

»Rudy, würden Sie mir bitte den Schwamm geben?« gurrt sie. »Er ist im Badezimmer. Lassen Sie etwas warmes Wasser drüberlaufen. Und ein Handtuch bitte.«

Sie sitzt in der Mitte des Bettes mit dem dünnen Laken vor der Brust. Das frische Nachthemd hat sie noch nicht angezogen.

Ich kann nicht anders, ich muß sie anstarren. »Da drin«, nickt sie. Ich gehe ins Badezimmer und nehme den Schwamm in die Hand. Während ich ihn naß mache, beobachte ich sie im Spiegel über dem Waschbecken. Durch einen Türspalt hindurch kann ich ihren Rücken sehen. Den ganzen Rücken. Die Haut ist glatt und gebräunt, aber zwischen den Schultern sieht man eine häßliche Prellung.

Ich beschließe, daß ich sie waschen werde. Sie möchte es auch, das ist offensichtlich. Sie ist verletzt und verwundbar. Sie flirtet gern, und sie möchte, daß ich ihren Körper sehe. In mir kribbelt alles.

Dann Stimmen. Die Schwester ist wieder da. Als ich aus dem Bad zurückkehre, macht sie sich im Zimmer zu schaffen. Sie hält inne und grinst mich an, als hätte sie uns beinahe erwischt.

»Die Zeit ist um«, sagt sie. »Es ist fast halb zwölf. Das hier ist kein Hotel.« Sie nimmt mir den Schwamm aus der Hand. »Das mache ich. Und Sie verschwinden jetzt.«

Ich stehe nur da, lächle Kelly an und träume davon, diese Beine zu berühren. Die Schwester packt entschlossen meinen Ellenbogen und schiebt mich zur Tür. »Und jetzt fort mit Ihnen«, sagt sie mit gespielter Empörung.

Um drei Uhr morgens schleiche ich hinunter zu der Hängematte und lasse mich gedankenverloren in der stillen Nacht hin- und herschaukeln. Ich beobachte die Sterne, die durch die Zweige und Blätter funkeln, und rufe mir jede ihrer Bewegungen ins Gedächtnis, höre ihre verängstigte Stimme und träume von ihren Beinen.

Es ist an mir, sie zu beschützen. Sonst hat sie niemanden. Sie erwartet von mir, daß ich sie rette und ihr wieder auf die Beine helfe. Wir wissen beide genau, was danach passieren wird.

Noch immer spüre ich, wie sie meinen Hals umklammert hat, als sie sich während dieser paar kostbaren Sekunden fest an mich drückte, und ihren Körper, der sich so natürlich und leicht in meine Arme schmiegte.

Ich beobachte, wie die Sonne zwischen den Bäumen aufgeht, dann schlafe ich ein, während ich die Stunden zähle, bis ich sie wiedersehen werde.

Ich sitze in meinem Büro und lerne für das Anwaltsexamen, weil ich sonst nichts zu tun habe. Mir ist klargeworden, daß auch niemand etwas anderes von mir erwartet, denn ich bin ja noch kein Anwalt und werde erst einer sein, wenn ich das Examen bestanden habe.

Es fällt mir schwer, mich zu konzentrieren. Weshalb habe ich mich nur wenige Tage vor dem Examen in eine verheiratete Frau verliebt? Mein Verstand sollte so scharf sein wie nur irgend möglich und sich unbelastet von irgendwelchen Nebensächlichkeiten und anderen Ablenkungen nur dem einen Ziel widmen können.

Sie ist eine Verliererin, das weiß ich inzwischen. Eine gebrochene Frau mit Narben, von denen viele vielleicht nie verheilen werden. Und er ist gefährlich. Bei der Vorstellung, daß ein anderer Mann seine reizende kleine Cheerleaderin anfassen könnte, würde er bestimmt ausrasten.

Mit den Füßen auf meinem Schreibtisch und hinter dem Kopf verschränkten Armen denke ich über das alles nach und starre ins Ungewisse, als plötzlich die Tür aufgerissen wird und Bruiser hereingestürmt kommt. »Was tun Sie da?« bellt er. »Ich lerne«, sage ich und nehme schleunigst die Füße vom Tisch.

»Ich dachte, Sie wollten nachmittags lernen.« Jetzt ist es halb elf. Er wandert vor meinem Schreibtisch hin und her.

»Hören Sie, Bruiser, heute ist Freitag. Das Examen fängt nächsten Mittwoch an. Ich bin ziemlich nervös.«

»Dann lernen Sie im Krankenhaus. Und ziehen Sie einen Fall an Land. Ich habe seit drei Tagen keinen neuen gesehen.«

»Es ist nicht so einfach, gleichzeitig zu lernen und einen Fall an Land zu ziehen.«

»Deck tut das auch.«

»Ja genau, Deck, der ewige Student.«

»Ich hatte gerade einen Anruf von Leo F. Drummond. Läuft da etwas bei Ihnen?«

»Nein. Sollte es das?«

»Er ist Seniorpartner bei Tinley Britt. Großartiger Prozeßanwalt, hat schon alle möglichen Finnenprozesse geführt. Verliert höchst selten. Wirklich hervorragender Anwalt, große Kanzlei.«

»Ich kenne Trent & Brent.«

»Nun, Sie werden sie bald genauer kennenlernen. Sie vertreten Great Benefit. Drummond leitet die Verteidigung.«

Meiner Schätzung nach gibt es in dieser Stadt mindestens hundert Kanzleien, die Versicherungsgesellschaften vertreten. Und es muß an die tausend Versicherungsgesellschaften geben. Wie stehen da die Chancen, daß die Gesellschaft, die ich am meisten hasse, Great Benefit, ausgerechnet Trent & Brent anheuert, die Kanzlei, die ich jeden Tag meines Lebens verfluche?

Seltsamerweise nehme ich es gelassen hin. Ich bin im Grunde nicht überrascht.

Plötzlich wird mir klar, weshalb Bruiser nicht stillstehen kann und so hastig spricht. Er macht sich Sorgen. Um meinestwillen hat er eine Zehn-Millionen-Dollar-Klage gegen eine große Firma eingereicht, die sich von einem Anwalt vertreten läßt, der ihn einschüchtert. Wie amüsant. Ich hätte mir nie träumen lassen, daß Bruiser vor irgend etwas Angst haben könnte.

»Was hat er gesagt?«

»Hallo. Wollte nur Bescheid geben. Er hat mir gesagt, daß der Fall Harvey Hale zugewiesen worden ist, der vor dreißig Jahren, als sie zusammen in Yale Jura studiert haben, sein Zimmergenosse war und der außerdem, falls Sie es nicht wissen sollten, ein hervorragender Verteidiger von Versicherungen war, bevor er einen Herzanfall hatte und sein Arzt ihm riet, sich einen ändern Job zu suchen. Ließ sich zum Richter wählen, aber die Vorstellung aus alten Anwaltszeiten, daß ein gerechtes und faires Urteil nur unter zehntausend Dollar liegen kann, hat er nie aufgegeben.«

»Tut mir leid, daß ich gefragt habe.«

»Wir haben es also mit Leo F. Drummond und seinem beachtlichen Mitarbeiterstab zu tun, und die bekommen auch noch ihren Lieblingsrichter. Sie haben alle Hände voll zu tun.«

»Ich? Was ist mit Ihnen?«

»Oh, ich werde in der Nähe sein. Aber das ist Ihr Baby. Die werden Sie in Papierkram ertränken.« Er geht zur Tür. »Vergessen Sie nicht, die werden nach Stunden bezahlt. Je mehr Papier sie produzieren, desto mehr Stunden können sie berechnen.« Er lacht und knallt die Tür zu, offenbar hoch erfreut, daß ich im Begriff bin, von den Überfliegern von der Konkurrenz vorgeführt zu werden.

Man hat mich im Stich gelassen. Bei Trent & Brent arbeiten mehr als hundert Anwälte, und ich fühle mich sehr allein.

Deck und ich essen einen Teller Suppe bei Trudy's. Die wenigen Gäste, die zum Lunch zu ihr kommen, sind ausschließlich Arbeiter. Das Lokal riecht nach Fett, Schweiß und gebratenem Fleisch. Es ist Decks Lieblingslokal, weil er hier schon ein paar Fälle aufgetan hat, überwiegend Arbeitsunfälle. Einer davon endete mit einem Vergleich über dreißigtausend. Er bekam ein Drittel von fünfundzwanzig Prozent, also zweieinhalbtausend Dollar.

Ein paar Bars hier in der Gegend besucht er auch öfter mal, gesteht er mir leise über die Suppe hinweg. Dann nimmt er seine Krawatte ab, damit er möglichst wie einer von den Gästen aussieht, und trinkt seine Cola. Er hört den Leuten zu, die sich nach der Arbeit einen hinter die Binde gießen. Er könnte mir sagen, wo die guten Bars liegen, die guten Weidegründe, wie er sie gern nennt. Deck steckt voller guter Ratschläge über das Jagen nach Fällen und das Aufspüren von Mandanten.

Und, ja, er ist gelegentlich sogar in den Pornoclubs gewesen, aber nur seiner Mandanten wegen. Man muß sich umtun, sagt er mehr als einmal. Er geht gern in die Casinos drüber in Mississippi und bezeichnet sie, vorausschauend wie er ist, vor allem deshalb als unerfreulich, weil dort nur arme Leute ihr Haushaltsgeld verspielen. Trotzdem könnte etwas zu holen sein. Die Kriminalität steigt, und je mehr Leute spielen, desto mehr Scheidungsverfahren und Konkurse wird es geben. Die Leute werden Anwälte brauchen. Da drüber gibt es eine Menge potentielles Leid, und er steht in den Startlöchern. Da ist etwas zu erwarten.

Er wird mich auf dem laufenden halten.

Ich verzehre eine weitere vorzügliche Mahlzeit in St. Peter's, im sogenannten Mull-Grill. Ich habe gehört, wie eine Gruppe von Assistenzärzten diese Cafeteria so nannte. Nudelsalat auf einem Plastikteller. Ich lerne sporadisch und sehe immer wieder auf die Uhr.

Um zehn erscheint der ältere Herr in der rosa Jacke, aber er kommt allein. Er bleibt stehen, sieht sich um, entdeckt mich und kommt herüber, mit ernster Miene und offenbar nicht glücklich über das, was er zu tun hat.

»Sind Sie Mr. Baylor?« fragt er. Er hat einen Briefumschlag in der Hand, und nachdem ich genickt habe, legt er ihn auf den Tisch. »Von Mrs. Riker«, sagt er, deutet eine Verbeugung an und geht davon.

Es ist ein normaler Briefumschlag, schlicht und weiß. Ich öffne ihn und ziehe eine Karte heraus. Darauf steht:

*Lieber Rudy,  
mein Arzt hat mich heute morgen entlassen, ich bin jetzt also wieder zu Hause. Danke für alles. Sprechen Sie ein Gebet für uns. Sie sind wundervoll.*

Sie hat ihren Namen darunter gesetzt und außerdem ein Postskriptum: *Bitte nicht anrufen oder schreiben. Das würde nur Probleme bringen. Nochmals danke.*

Sie hat gewußt, daß ich hier sein und getreulich warten würde. Bei all den wollüstigen Gedanken, die mir in den letzten vierundzwanzig Stunden durchs Gehirn geschwirrt sind, ist mir nie die Idee gekommen, daß man sie entlassen könnte. Ich war ganz sicher, daß wir heute abend wieder miteinander reden würden.

Ich wandere ziellos auf den endlosen Korridoren herum und versuche, meine Gedanken zu ordnen. Ich bin entschlossen, sie wiederzusehen. Sie braucht mich, weil sonst niemand da ist, der ihr helfen kann.

An einem Münzfernsprecher finde ich einen Eintrag für Cliff Riker und wähle die Nummer. Eine Tonbandansage informiert mich, daß der Anschluß gesperrt ist.

Wir treffen am frühen Mittwochmorgen im Zwischengeschoß des Hotels ein und werden gekonnt in einen Ballsaal dirigiert, der größer ist als ein Fußballfeld. Wir werden eingetragen und katalogisiert, die Gebühr mußte schon vor langer Zeit entrichtet werden. Es gibt ein bißchen nervöses Geplapper, aber im Grunde sind alle nur mit sich selbst beschäftigt. Wir schlottern vor Angst.

Von den ungefähr zweihundert Leuten, die jetzt das Anwaltsexamen ablegen wollen, hat mindestens die Hälfte im vorigen Monat an der Memphis State graduiert. Darunter auch meine Freunde und Feinde. Booker läßt sich an einem weit von mir entfernten Tisch nieder. Wir haben beschlossen, nicht beisammenzusitzen. Sara Plankmore und S. Todd Wilcox sitzen in einer Ecke an der anderen Seite des Raumes. Sie haben letzten Samstag geheiratet. Hübsche Flitterwochen. Er ist ein gutaussehender Typ mit geschniegeltem Outfit und aristokratischem Getue. Hoffentlich fällt er durch. Und Sara auch.

Ich spüre wieder die gleiche Konkurrenz wie in den ersten Wochen unseres Studiums, als wir uns alle ungeheuer dafür interessiert haben, wie denn die anderen wohl so vorankommen. Ich nicke ein paar Bekannten zu und hoffe insgeheim, daß sie durchfallen, weil sie mir insgeheim dasselbe wünschen. So ist das nun mal in unserem Beruf.

Nachdem sich alle an weit auseinander stehenden Klapptischen niedergelassen haben, erhalten wir zehn Minuten lang Instruktionen. Dann werden, um genau acht Uhr, die Examensunterlagen verteilt.

Das Examen beginnt mit einem Abschnitt, der Multi-State genannt wird, eine endlose Reihe von Fragen über die allen Staaten gemeinsamen Gesetze, bei denen man die richtige Antwort ankreuzen muß. Ich kann unmöglich sagen, wie gut ich vorbereitet bin. Der Vormittag zieht sich hin. Zum Lunch

holen Booker und ich uns etwas vom Hotelbuffet, reden aber kein Wort über die Prüfung.

Zum Abendessen gibt es Truthahnsandwich mit Miss Birdie auf der Terrasse. Um neun liege ich im Bett.

Das Examen endet sang- und klanglos am Freitag nachmittag um fünf. Wir sind alle zu erschöpft, um zu feiern. Sie sammeln zum letztenmal unsere Papiere ein und sagen uns, wir könnten gehen. Jemand schlägt vor, irgendwo ein paar kalte Drinks zu nehmen, um der alten Zeiten willen, also treffen wir uns zu sechst auf ein paar Runden bei Yogi's. Prince ist heute abend nicht da, und auch Bruiser ist nicht in Sicht. Eine ziemliche Erleichterung, denn ich möchte nur ungern zusammen mit meinem Boß gesehen werden. Zumal von meinen Freunden. Es würde nur einen Haufen Fragen über unsere Kanzlei geben. Nur ein Jahr, okay? Dann habe ich einen besseren Job.

Wir haben schon im ersten Semester gelernt, daß man am besten nie über Prüfungen redet. Wenn man seine Aufzeichnungen mit anderen vergleicht, ist man höchstens entsetzt, was man alles falsch gemacht hat.

Wir essen Pizza und trinken ein paar Bier, sind aber zu erleidigt, um richtig einen drauf zu machen. Booker sagt mir auf der Heimfahrt, daß das Examen ihn regelrecht krank gemacht hat. Er ist sicher, daß er es verbockt hat.

Ich schlafe zwölf Stunden. Ich habe Miss Birdie versprochen, an diesem Tag in ihrem Garten zu arbeiten, wenn es nicht regnet, und als ich schließlich aufwache, ist meine Wohnung von Sonnenlicht erfüllt. Es ist heiß, schwül, stickig, der typische Juli in Memphis. Nachdem ich drei Tage lang in einem fensterlosen Raum Augen, Phantasie und Gedächtnis strapaziert habe, bin ich jetzt bereit für ein bißchen Schweiß und Schmutz. Aber vorher ist noch etwas anderes zu tun. Ich verlasse ungesenen das Haus, und zwanzig Minuten später parke ich auf der Auffahrt der Blacks.

Donny Ray wartet auf der Vorderveranda, in Jeans, Turnschuhen, dunklen Socken, weißem T-Shirt und einer Baseballmütze, die über seinem eingefallenen Gesicht viel zu groß

wirkt. Er geht am Stock, braucht aber trotzdem eine stützende Hand unter seinem zerbrechlichen Arm. Dot und ich führen ihn den schmalen Gehsteig entlang und bugsieren ihn behutsam auf den Beifahrersitz meines Wagens. Sie ist erleichtert, ihn für ein paar Stunden aus dem Haus zu haben, sein erster Ausflug seit Monaten, erzählt sie mir. Jetzt ist sie allein mit Buddy und den Katzen.

Donny Ray sitzt mit dem Stock zwischen den Beinen und stützt auf der Fahrt durch die Stadt sein Kinn darauf. Nachdem er mir einmal gedankt hat, sagt er nicht viel.

Er hat vor drei Jahren die High-School im Alter von neunzehn Jahren abgeschlossen, Ron, sein Zwillingsbruder, schon ein Jahr vor ihm. Er hat nie versucht, auf ein College zu gehen. Zwei Jahre hat er als Verkäufer in einem Supermarkt gearbeitet, aber nach einem Raubüberfall aufgehört. Die Liste seiner Anstellungen ist kurz, und er ist nie von zu Hause fortgegangen. Nach den Unterlagen, die ich bisher durchgesehen habe, hat Donny Ray nie mehr als den Mindestlohn verdient.

Ron dagegen hat sich durchs College hindurchgekämpft und studiert jetzt in Houston. Auch er ist ledig und war nie verheiratet. Nach Memphis kommt er nur selten. Die Jungen haben sich nie nahegestanden, hat Dot gesagt. Donny Ray ist im Haus geblieben, hat Bücher gelesen und Modellflugzeuge gebaut. Ron fuhr Rad und hat einmal einer Straßenbande von Zwölfjährigen angehört. Sie waren gute Jungen, hat Dot mir versichert. In der Akte ist eindeutig und unmißverständlich dokumentiert, daß Rons Knochenmark mit dem von Donny Ray völlig identisch ist und daß er ein idealer Spender gewesen wäre.

Wir ruckeln in meinem ramponierten kleinen Wagen dahin. Er schaut starr geradeaus, der Schirm der Mütze ist ihm tief in die Stirn gerutscht, und er redet nur, wenn er angesprochen wird. Wir parken neben Miss Birdies Cadillac, und ich erkläre ihm, daß ich hier in diesem hübschen Haus in diesem exklusiven Stadtteil lebe. Ich weiß nicht, ob er beeindruckt ist, aber ich bezweifle es. Ich helfe ihm um den Mulch herum zu einer schattigen Stelle auf der Veranda.

Miss Birdie weiß, daß ich ihn herbringe, und sie wartet be-

reits mit frischer Limonade auf uns. Ich mache sie miteinander bekannt, dann reißt sie rasch die Kontrolle über diesen Besuch an sich. Kekse? Zwieback? Etwas zu lesen? Sie packt Kissen rings um ihn herum, wobei sie die ganze Zeit glücklich vor sich hin zwitschert. Sie hat ein Herz aus Gold. Ich habe ihr erzählt, daß ich Donny Rays Eltern in Cypress Gardens kennengelernt habe, also fühlt sie sich ihm besonders nahe. Eines ihrer Schäfchen.

Sobald er auf einem kühlen Plätzchen, in Sicherheit vor der Sonne, die seine kreidebleiche Haut verbrennen würde, behaglich untergebracht ist, erklärt Miss Birdie, es wäre Zeit, mit der Arbeit zu beginnen. Sie macht eine dramatische Pause, läßt den Blick über den Garten schweifen, kratzt sich am Kinn, als wäre sie tief in Gedanken versunken, und läßt dann den Blick wie zufällig zum Mulchberg hinübergleiten. Als kleine Vorführung für Donny Ray erteilt sie mir ein paar Anweisungen, und ich mache mich ans Werk.

Ich bin bald schweißgebadet, aber diesmal genieße ich jede Minute. Während der ersten Stunde redet Miss Birdie ununterbrochen von der Schwüle, dann beschließt sie, daß wir uns mit den Blumen um die Terrasse herum beschäftigen wollen, wo es kühler ist. Ich kann hören, wie sie pausenlos auf Donny Ray einredet, der wenig sagt, aber die frische Luft genießt. Bei einer Fahrt mit der Schubkarre sehe ich, daß sie Dame spielen. Bei einer weiteren sitzt sie dicht neben ihm und deutet auf Fotos in einem Buch.

Ich habe viele Male daran gedacht, Miss Birdie zu fragen, ob sie vielleicht Donny Ray helfen würde. Ich bin sicher, diese reizende Frau würde einen Scheck für die Transplantation ausschreiben, wenn sie das Geld tatsächlich hat. Aber aus zwei Gründen habe ich es nicht getan. Erstens ist es für die Transplantation bereits zu spät. Und zweitens: Es würde Miss Birdie demütigen, wenn sie das Geld nicht hat. Sie ist ohnehin schon argwöhnisch genug wegen meines Interesses an ihrem Geld. Ich kann sie um nichts davon bitten.

Kurz nachdem die akute Leukämie bei Donny Ray diagnostiziert worden war, wurde ein schwächerlicher Versuch unternommen, das Geld für die Transplantation zusammenzubrin-

gen. Dot rief ein paar Freunde zu Hilfe, und sie verteilten Donny Rays Bild auf Milchpackungen über Cafes und Supermärkte in ganz Nord-Memphis. Viel ist nicht dabei herausgekommen, hat sie gesagt. Sie haben einen kleinen Saal gemietet und eine große Party mit gebratenem Wels und Country Music gegeben und sogar einen Diskjockey engagiert, um die Platten aufzulegen. Am Schluß mußten sie noch achtundzwanzig Dollar draufzahlen.

Die erste Chemotherapie kostete viertausend Dollar, von denen St. Peter's zwei Drittel übernahm. Den Rest haben sie zusammengekratzt. Fünf Monate später war die Leukämie wieder voll aufgeblüht.

Während ich schaufele und schleppen und schwitze, konzentriere ich meine gesamte mentale Energie darauf, Great Benefit zu hassen. Dazu gehört nicht viel, aber wenn der Krieg mit Tinley Britt erst einmal losgebrochen ist, muß ich vor Selbstgerechtigkeit und Empörung nur so strotzen, wenn ich bis zum Ende durchhalten will.

Der Lunch ist eine angenehme Überraschung. Miss Birdie hat Hühnersuppe gekocht, nicht gerade das, was ich mir an einem Tag wie diesem gewünscht hätte, aber eine willkommene Abwechslung zu den Truthahnsandwiches. Donny Ray isst einen halben Teller, dann sagt er, er müsse ein bißchen schlafen. Er würde gern die Hängematte ausprobieren. Wir führen ihn über den Rasen und helfen ihm hinein. Obwohl es über dreißig Grad warm ist, bittet er um eine Decke.

Wir sitzen im Schatten, trinken noch mehr Limonade und unterhalten uns darüber, wie schlecht es ihm geht. Ich erzähle ihr ein wenig über die Klage gegen Great Benefit und halte mich besonders lange bei der Tatsache auf, daß ich die Firma auf zehn Millionen Dollar verklagt habe. Sie stellt ein paar allgemeine Fragen über das Anwaltsexamen, dann verschwindet sie im Haus.

Als sie zurückkehrt, gibt sie mir einen Brief von einem Anwalt in Atlanta. Der Name ist mir bekannt.

»Können Sie mir das erklären?« fragt sie und baut sich mit den Händen auf den Hüften vor mir auf.

Der Anwalt hat einen Brief an Miss Birdie geschrieben und eine Kopie des Schreibens beigelegt, das ich an ihn gerichtet habe. In meinem Schreiben hatte ich erklärt, daß ich Miss Birdie Birdsong vertrete, daß sie mich gebeten habe, für sie ein neues Testament aufzusetzen, und daß ich Informationen brauchte über den Nachlaß ihres verstorbenen Ehemannes. In seinem Brief an sie fragt er nur, ob er mir irgendwelche Informationen zukommen lassen darf. Es hört sich ziemlich gleichgültig an, so, als befolgte er lediglich Anweisungen.

»Hier steht es schwarz auf weiß«, sage ich. »Ich bin Ihr Anwalt. Ich versuche, mir Informationen zu beschaffen.«

»Sie haben mir nicht gesagt, daß Sie vorhatten, in Atlanta herumzuschnüffeln.«

»Was haben Sie dagegen einzuwenden? Was ist dort versteckt, Miss Birdie? Weshalb ist das so geheim?«

»Der Richter hat die Akte versiegelt«, sagt sie mit einem Achselzucken, als wäre damit der Fall erledigt.

»Was steht in der Akte?«

»Ein Haufen Blödsinn.«

»Über Sie?«

»Großer Gott, nein!«

»Okay. Über wen sonst?«

»Tonys Angehörige. Sein Bruder war ungeheuer reich, unten in Florida, hatte mehrere Frauen und einen Haufen Kinder. Die ganze Familie war verrückt. Es gab ein großes Hickhack über seine Testamente, vier Stück, glaube ich. Ich weiß nicht viel davon, aber ich habe einmal gehört, daß die Anwälte, als alles vorbei war, sechs Millionen Dollar kassiert haben. Etwas von dem Geld ist Tony zugefallen, der gerade noch lange genug gelebt hat, um es nach den in Florida gültigen Gesetzen zu erben. Tony hat nicht einmal davon erfahren, weil er so kurz darauf selber gestorben ist. Hat nichts hinterlassen außer einer Ehefrau. Mir. Das ist alles, was ich weiß.«

Es ist unwichtig, wie sie das Geld bekommen hat. Aber es wäre hübsch zu wissen, wieviel sie geerbt hat. »Möchten Sie über Ihr Testament reden?« frage ich.

»Nein. Später«, sagt sie und greift nach ihren Gartenhandschuhen. »Gehen wir wieder an die Arbeit.«

Stunden später sitze ich mit Dot und Donny Ray auf der mit Unkraut bewachsenen Terrasse vor ihrer Küche. Buddy ist im Bett, Gott sei Dank. Donny Ray ist erschöpft von seinem Tag bei Miss Birdie.

Es ist ein Samstagabend in den Vororten, und in der stickigen Luft liegt der Geruch nach Holzkohle und gegrilltem Fleisch. Die Stimmen von Gartenköchen und ihren Gästen dringen über Holzzäune und säuberlich beschnittene Hecken zu uns herüber.

Es ist leichter, dazusitzen und zuzuhören, als dazusitzen und zu reden. Dot zieht es vor, zu rauchen und ihren koffeinfreien Instantkaffee zu trinken und hin und wieder ein nutzloses Bröckchen Klatsch über einen ihrer Nachbarn von sich zu geben. Oder über einen der Hunde der Nachbarn. Der Rentner nebenan hat vorige Woche beim Arbeiten mit einer Stichsäge einen Finger verloren, und das erwähnt sie nicht weniger als dreimal.

Es ist mir egal. Ich kann stundenlang dasitzen und zuhören. Mein Geist ist immer noch vom Anwaltsexamen benommen. Es gehört nicht viel dazu, mich zu unterhalten. Und wenn es mir gelingt, die Juristerei zu vergessen, dann ist da immer noch Kelly, mit der sich mein Denken beschäftigen kann. Ich muß mir noch etwas einfallen lassen, wie ich mich mit ihr in Verbindung setzen kann, ohne ihr zu schaden. Aber ich werde es tun. Laßt mir nur ein bißchen Zeit.

Das Shelby County Justice Center ist ein modernes, zwölf Stockwerke hohes Gebäude in der Innenstadt. Hier wird nach dem Konzept schnelle Gerechtigkeit vorgegangen. Es gibt Unmengen von Gerichtssälen und Büros für Kanzlisten und Verwaltungspersonal. Das Haus ist zugleich Sitz der Staatsanwaltschaft und des Sheriffs. Es enthält sogar ein Gefängnis.

Das Strafgericht hat zehn Abteilungen, zehn Richter mit verschiedenen Zuständigkeitsbereichen in verschiedenen Gerichtssälen. Auf den mittleren Stockwerken wimmelt es von Anwälten und Polizisten, Angeklagten und deren Angehörigen. Für einen Neuling ist es ein beängstigender Dschungel, aber Deck kennt sich aus. Er hatte schon ein paarmal hier zu tun.

Er deutet auf die Tür von Abteilung Vier und sagt, er wäre in einer Stunde wieder zurück. Ich trete durch die Doppeltür und lasse mich auf einer der hinteren Bänke nieder. Der Fußboden ist mit Teppichboden ausgelegt, die Möblierung ist deprimierend modern. Im vorderen Teil des Saales wimmeln Anwälte wie Ameisen. Rechts befindet sich ein abgegrenzter Bereich, in dem ein Dutzend Häftlinge in orangefarbenen Overalls darauf warten, zum ersten Mal dem Richter vorgeführt zu werden. Eine Anklägerin sucht in einem Stapel Akten nach der für den richtigen Angeklagten.

In der zweiten Reihe von vorn sehe ich Cliff Riker. Neben ihm sitzt sein Anwalt und hantiert mit Papieren. Seine Frau ist nicht im Saal.

Der Richter erscheint, und alle erheben sich. Ein paar Fälle werden abgehandelt, Kautioen bestimmt oder aufgehoben, künftige Verhandlungen angesetzt. Die Anwälte drängen sich um den Richtertisch, dann nicken sie und flüstern mit Seinen Ehren.

Cliff s Name wird aufgerufen, und er stolziert selbstbewußt zu einem Podium vor dem Richtertisch. Sein Anwalt hält sich

mit den Papieren neben ihm. Die Anklägerin informiert das Gericht, daß die Anklagen gegen Cliff Riker aus Mangel an Beweisen fallengelassen wurden.

»Wo ist das Opfer?« unterbricht der Richter.

»Sie hat es vorgezogen, nicht zu erscheinen«, erwidert die Vertreterin der Anklage.

»Weshalb?«

Weil sie im Rollstuhl sitzt, hätte ich am liebsten geschrien.

Die Anklägerin zuckt die Achseln, als hätte sie keine Ahnung und als wäre ihr das im übrigen völlig gleichgültig. Cliffs Anwalt zuckt ebenfalls die Achseln, als wäre er überrascht, daß die junge Dame nicht hier ist, um ihre Wunden vorzuzeigen.

Die Anklägerin ist eine vielbeschäftigte Person mit Dutzenen von Fällen, die bis Mittag erledigt werden müssen. Sie liefert eine knappe Zusammenfassung der Tatsachen, schildert die Festnahme und fügt hinzu, daß die Tat sich nicht nachweisen lasse, weil das Opfer nicht aussagen will.

»Das ist das zweite Mal«, sagt der Richter und funkelt Cliff an. »Weshalb lassen Sie sich nicht scheiden, bevor Sie Ihre Frau umbringen?«

»Wir bemühen uns, Hilfe zu bekommen, Euer Ehren«, sagt Cliff mit einstudiert kläglicher Stimme.

»Dann sehen Sie zu, daß Sie sie schnell bekommen. Wenn mir noch einmal eine solche Anklage unterkommt, werde ich sie nicht abweisen. Haben Sie mich verstanden?«

»Ja, Sir«, erwidert Cliff, als täte es ihm unendlich leid, soviel Scherereien gemacht zu haben. Die Papiere werden zum Richtertisch hinaufgereicht. Der Richter unterschreibt und schüttelt dabei den Kopf. Klage abgewiesen.

Auch diesmal wurde die Stimme des Opfers nicht gehört. Kelly sitzt zu Hause mit einem gebrochenen Knöchel, aber das ist nicht der Grund für ihr Fernbleiben. Sie versteckt sich, weil sie nicht wieder geschlagen werden will. Ich frage mich, welchen Preis sie für das Fallenlassen der Anklage gezahlt hat.

Cliff gibt seinem Anwalt die Hand und stolziert den Gang entlang, an meiner Bank vorbei und zur Tür hinaus. Er kann

tun, was immer er will, und braucht sich nicht vor Strafverfolgung zu fürchten, weil niemand da ist, der ihr helfen könnte.

Es liegt eine frustrierende Logik in dieser Fließbandjustiz. Da drüben sitzen gar nicht so weit entfernt Vergewaltiger, Mörder und Drogendealer in ihren orangefarbenen Overalls und mit Handschellen. Das System läßt kaum genug Zeit, um sich diese Verbrecher vorzunehmen und wenigstens ein gewisses Maß an Gerechtigkeit walten zu lassen. Wie kann man da erwarten, daß sich noch jemand um die Rechte einer einzigen mißhandelten Frau kümmert?

Vorige Woche, während ich noch mitten im Examen steckte, hat Deck ein bißchen herumtelefoniert. Er hat die neue Adresse und die Telefonnummer der Rikers herausgefunden. Sie sind in eine neue Wohnanlage im Südosten von Memphis gezogen. Zwei Zimmer, vierhundert im Monat. Cliff arbeitet bei einer nicht gewerkschaftlich organisierten Spedition ganz in der Nähe von unserem Büro. Deck vermutet, daß er ungefähr sieben Dollar pro Stunde verdient. Sein Rechtsbeistand war irgend ein Feld-Wald-und-Wiesen-Anwalt, wie es sie in dieser Stadt zu Abertausenden gibt.

Ich habe Deck die Wahrheit über Kelly erzählt. Er meinte, es wäre wichtig, daß er Bescheid wüßte, denn wenn Cliff mir mit einer Schrotflinte den Kopf wegspusten sollte, dann gäbe es immer noch ihn, Deck, und er würde schon erzählen, wie es dazu gekommen ist.

Und dann hat Deck noch gesagt, ich sollte sie besser vergessen. Sie bringt nichts als Ärger.

Auf meinem Schreibtisch liegt ein Zettel, daß ich mich umgehend bei Bruiser melden soll. Er sitzt allein hinter seinem ausladenden Schreibtisch und spricht in das Telefon auf der rechten Seite. Links von ihm steht ein zweiter Apparat, drei weitere sind über das Büro verteilt. Dazu eins im Wagen und eins in der Aktentasche. Und das, das er mir gegeben hat, damit ich rund um die Uhr erreichbar bin.

Er bedeutet mir, mich zu setzen, verdreht seine rotgeränderten Augen, als hätte er da einen besonders penetranten Schwachkopf an der Strippe, und grunzt irgend etwas Zu-

stimmendes in den Hörer. Die Haie schlafen entweder oder haben sich hinter Felsbrocken versteckt. Der Filter des Aquariums summt und gurgelt.

Deck hat mir zugeflüstert, daß die Kanzlei Bruiser zwischen dreihundert- und fünfhunderttausend im Jahr einbringt. Das ist schwer zu glauben, wenn man sich in diesem schäbigen Zimmer umsieht. Vier Anwälte sind ständig für ihn auf Achse, um Verletzungsfälle an Land zu ziehen. (Und jetzt hat er mich noch dazu.) Deck konnte aus dem Stegreif fünf Fälle aufzählen, die Bruiser im letzten Jahr jeweils hundert- bis hundert-fünfzigtausend eingebracht haben. Er scheffelt Geld mit Drogensachen und hat sich in der Rauschgiftbranche den Ruf eines Anwalts erworben, auf den man sich verlassen kann. Aber Deck zufolge sahnt Bruiser mit seinen Beteiligungen erst richtig ab. Er ist – niemand weiß, in welchem Ausmaß, und die Bundesbehörden können es ihm offenbar trotz verzweifelter Versuche nicht einmal nachweisen – in das Pornogeschäft in Memphis und Nashville verwickelt. Die Branche operiert vorwiegend mit Bargeld, also weiß niemand, wieviel er einstreicht.

Er ist dreimal geschieden, erzählte Deck, als wir bei Trudy's ein fettiges Sandwich abßen, und er hat drei halbwüchsige Kinder, die, wie nicht anders zu erwarten, bei ihren jeweiligen Müttern leben; er umgibt sich gern mit jungen Bartänzerinnen, trinkt und wettet zuviel und wird nie, einerlei, wieviel Bares er mit seinen dicken Händen zu packen kriegt, genug Geld haben, um zufrieden zu sein.

Vor sieben Jahren wurde er unlauterer Machenschaften bezichtigt und verhaftet, aber die Regierung hatte keine Chance. Nach einem Jahr wurde die Anklage fallengelassen. Deck hat mir anvertraut, daß er sich Sorgen macht wegen der gegenwärtigen Ermittlungen des FBI in der Unterwelt von Memphis, bei denen wiederholt die Namen von Bruiser Stone und seinem besten Freund, Prince Thomas, aufgetaucht sind. Deck meinte, Bruiser verhalte sich ein bißchen anders als sonst – er trinkt zuviel, verliert schneller die Geduld und poltert und schimpft mehr als üblich in der Kanzlei herum.

Da wir gerade bei Telefonen waren – Deck ist überzeugt,

daß das FBI sämtliche Telefone im Büro angezapft hat, meines eingeschlossen. Und er glaubt auch, daß die Wände verwanzt sind. Das haben sie schon mal gemacht, sagte er mit bedeutungsvoller Miene. Und bei Yogi's wäre ich an Ihrer Stelle auch vorsichtig.

Mit diesem tröstlichen Gedanken hat er mich gestern nachmittag zurückgelassen. Wenn ich das Anwaltsexamen bestehne und nur ein bißchen Geld in die Hand bekomme, bin ich von hier verschwunden.

Bruiser legt endlich auf und reibt sich die müden Augen. »Sehen Sie sich das an«, sagt er und schiebt mir einen dicken Stapel Papier zu.

»Was ist das?«

»Die Reaktion von Great Benefit. Rudy, Sie sind im Begriff zu lernen, weshalb es weh tut, wenn man große Gesellschaften verklagt. Die haben Unmengen von Geld, mit dem sie einen ganzen Schwanz von Anwälten engagieren können, die ihrerseits Unmengen von Papier produzieren. Leo F. Drummond zockt bei Great Benefit vermutlich zweihundertfünfzig pro Stunde ab.«

Es ist ein Antrag, die Klage der Blacks abzuweisen. Der dazugehörige Schriftsatz ist dreiundsechzig Seiten lang. Außerdem bin ich zu einer Anhörung zu besagtem Antrag vor dem Ehrenwerten Harvey Hale geladen.

Bruiser beobachtet mich ungerührt. »Willkommen auf dem Schlachtfeld.«

Ich habe einen hübschen Kloß im Hals. Es wird mich Tage kosten, bis ich auch so reagieren kann. »Beeindruckend«, sage ich mit trockener Kehle. Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll.

»Lesen Sie sich die Verfahrensvorschriften genau durch. Erwidern Sie den Antrag. Schreiben Sie Ihren Schriftsatz. Tun Sie es schnell. Es ist gar nicht so schlimm, wie es aussieht.«

»Wirklich nicht?«

»Nein, Rudy. Es ist nur Papierkram. Das werden Sie schon noch lernen. Diese Mistkerle werden jeden bekannten Antrag stellen und viele, die sie erst erfinden müssen, alle mit dicken Schriftsätzen untermauert. Und sie werden jedesmal vor Gericht rennen wollen, um eine Anhörung über einen ihrer rei-

zenden kleinen Anträge zu erreichen. Denen ist es völlig egal, ob sie dabei gewinnen oder verlieren, ihr Geld bekommen sie auf jeden Fall. Und es verzögert den Prozeß. Es ist eine wahre Kunst, wie sie das immer machen, und die Mandanten bezahlen die Rechnung. Das Problem ist nur, daß sie Sie dabei durch die Mangel drehen.«

»Ich bin jetzt schon erschöpft.«

»Es ist ein hartes Brot. Drummond schnippt mit den Fingern, sagt >Ich will einen Antrag auf Klageabweisung<, und schon vergraben sich drei angestellte Anwälte in der Bibliothek und zwei Anwaltsgehilfen fördern an ihren Computern alte Schriftsätze zutage. Presto! In Null Komma nichts liegt ein dicker Schriftsatz vor, gründlich recherchiert. Dann muß Drummond ihn ein paarmal lesen, sich für zweihundertfünfzig die Stunde hindurchwühlen, vielleicht einen seiner Partner bitten, ihn gleichfalls durchzulesen. Dann muß er ihn redigieren und kürzen und abändern, also kehren die Anwälte in die Bibliothek zurück, und die Anwaltsgehilfen setzen sich wieder vor ihre Computer. Es ist Beutelschneiderei, aber Great Benefit hat massenhaft Geld und nichts dagegen, es an Leute wie Tinley Britt zu zahlen.«

Ich habe das Gefühl, als hätte ich eine Armee herausgefordert. Zwei Telefone läuten gleichzeitig, und Bruiser greift nach dem nächsten. »An die Arbeit«, sagt er zu mir, dann sagt er »Ja?« in den Hörer.

Mit beiden Händen trage ich den Packen Papier in mein Büro und mache die Tür zu. Ich lese den Antrag auf Abweisung mit seiner hübsch dargelegten und fehlerfrei getippten Begründung, einen Schriftsatz, der, wie ich rasch feststelle, angefüllt ist mit überzeugenden Argumenten gegen fast alles, was ich in meiner Klage vorgebracht habe. Die Sprache ist vollmundig und klar, so frei von Juristenjargon, wie ein Schriftsatz überhaupt nur sein kann, und bemerkenswert flüssig geschrieben. Die vorgetragenen Ansichten sind untermauert mit einer Vielzahl von Präzedenzentscheidungen, die alle exakt zur Sache zu gehören scheinen. Auf fast jeder Seite stehen ausführliche Fußnoten. Es gibt sogar ein Inhaltsverzeichnis, ein Register und eine Bibliographie.

Fehlt nur noch eine unterschriftenreife Verfügung, in der der Richter dem Antrag von Great Benefit in allen Punkten entspricht.

Nach dem dritten Durchlesen reiße ich mich zusammen und fange an, mir Notizen zu machen. Vielleicht gibt es ja doch ein oder zwei Löcher, in die man hineinstochern könnte. Der Schock und die Angst lassen langsam nach. Ich rufe mir meinen immensen Abscheu gegen Great Benefit und das, was sie meinen Mandanten angetan haben, ins Gedächtnis und kremple die Ärmel auf.

Mr. Leo F. Drummond mag ein Hexenmeister im Gerichtsaal sein und zahllose Speichelklecker unter sich haben, die die Arbeit für ihn machen, aber ich, Rudy Baylor, habe sonst nichts zu tun. Ich bin intelligent, und ich kann arbeiten. Er will einen Papierkrieg mit mir anfangen, na schön. Ich werde ihn in Papier ersticken.

Deck hat das Anwaltsexamen sechsmal mitgemacht. Beim dritten Versuch, in Kalifornien, hätte er es beinahe geschafft, fiel aber doch noch durch, weil seine Gesamtnote zwei Punkte zu niedrig lag. Dann hat er es dreimal in Tennessee versucht, wo es keinmal auch nur annähernd gereicht hat, wie er mir mit bemerkenswerter Offenheit erzählte. Ich bin nicht sicher, ob Deck das Examen überhaupt noch ablegen möchte. Er verdient vierzigtausend im Jahr, indem er Fälle für Bruiser an Land zieht, und er leidet nicht unter irgendwelchen ethischen Bedenken. (Nicht, daß Bruiser das kümmern würde.) Deck braucht keine Anwaltsgebühren zu zahlen, sich keine Gedanken über juristische Weiterbildung zu machen, keine Seminare zu besuchen, nicht vor Richtern zu erscheinen, sich keine Sorgen wegen Pro-bono-Arbeit zu machen, und laufende Unkosten hat er auch nicht.

Deck ist ein Blutegel. Solange er einen Anwalt hat mit einem Namen, den er benutzen, und ein Büro, in dem er arbeiten kann, ist Deck im Geschäft.

Er weiß, daß ich kaum etwas zu tun habe, deshalb hat er es sich angewöhnt, gegen elf in meinem Büro aufzukreuzen. Wir unterhalten uns eine halbe Stunde, dann gehen wir auf einen

billigen Lunch zu Trudy's. Ich habe mich inzwischen an ihn gewöhnt. Er ist einfach Deck, ein bescheidener kleiner Kerl, der mein Freund sein möchte.

Wir sitzen in einer Ecke bei Trudy's zwischen den Transportarbeitern, und Deck redet so leise, daß ich ihn kaum verstehen kann. Gelegentlich, zumal in einem Krankenhauswartezimmer, kann er so aufdringlich sein, daß es geradezu peinlich ist, zu anderen Zeiten dagegen ist er schüchtern wie eine Maus. Er murmelt etwas, das er mir umbedingt mitteilen will, und schaut dabei ständig über die Schulter, als rechnete er jeden Augenblick mit einem Angriff.

»Es gab da mal einen Typ, der hier in der Kanzlei gearbeitet hat, ein gewisser David Roy, der war ziemlich dicke mit Bruiser. Die waren so richtig ein Herz und eine Seele, haben ihr Geld zusammen gezählt, na, Sie wissen schon. Roy wurde aus der Anwaltskammer ausgeschlossen, weil er Gelder veruntreut hatte, er kann also nicht mehr als Anwalt arbeiten.« Deck wischt sich mit den Fingern Thunfischsalat von den Lippen. »Kein Problem für ihn. Roy haut hier ab, geht auf die andere Straßenseite und macht einen Pornoclub auf. Der Club brennt ab. Er macht einen anderen auf, der brennt wieder ab. Und dann noch einer. Danach bricht Krieg aus in der Tittenbranche. Bruiser ist zu schlau, um mittendrin mitzumischen, aber er hält sich ständig am Rande. Ihr Kumpel Prince Thomas macht es genauso. Der Krieg dauert ein paar Jahre. Ab und zu taucht mal eine Leiche auf. Es gibt noch mehr Brände. Roy und Bruiser geraten sich über irgend etwas ernsthaft in die Haare. Voriges Jahr hat das FBI Roy festgenagelt, und jetzt heißt es, daß er singen wird. Sie wissen, was das bedeutet?«

Ich nicke und beuge mich jetzt genauso tief über den Tisch wie Deck. Es kann uns niemand hören, aber ein paar Leute starren zu uns herüber, weil wir so konspirativ die Köpfe über unserem Essen zusammenstecken.

»Also, gestern hat David Roy vor dem großen Geschworenengericht ausgesagt. Sieht so aus, als hätte er einen Handel abgeschlossen.«

Damit hat Deck seine Pointe abgeliefert. Er richtet sich steif

auf und verdreht die Augen, als müßte ich mir jetzt alles weitere selber zusammenreimen können.

»Und?« frage ich, immer noch flüsternd.

Er runzelt die Stirn und sieht sich mißtrauisch um, dann senkt er wieder den Kopf. »Es ist damit zu rechnen, daß er über Bruiser auspackt. Vielleicht auch über Prince Thomas. Ich habe sogar Gerüchte gehört, daß ein Preis auf seinen Kopf ausgesetzt ist.«

»Ein Mord auf Bestellung?«

»Ja. Leise!«

»Von wem?« Doch bestimmt nicht von meinem Arbeitgeber.

»Raten Sie mal.«

»Doch nicht Bruiser.«

Er zeigt mir ein schmallippiges, zahnloses, schüchternes kleines Lächeln, dann sagt er: »Wäre nicht das erste Mal.« Er beißt ein gewaltiges Stück von seinem Sandwich ab und kaut gemächlich, während er mir zunickt. Ich warte, bis er geschluckt hat.

»Also, was versuchen Sie mir hier beizubringen?«

»Halten Sie sich Ihre Optionen offen.«

»Ich habe keine Optionen.«

»Es könnte sein, daß Sie von hier verschwinden müssen.«

»Ich habe doch gerade erst angefangen.«

»Es könnte brenzlig werden.«

»Was ist mit Ihnen?«

»Kann schon sein, daß ich auch von hier verschwinde.«

»Was ist mit den anderen?«

»Kümmern Sie sich nicht um die, die kümmern sich auch nicht um Sie. Ich bin Ihr einziger Freund hier.«

Diese Worte gehen mir stundenlang nicht aus dem Kopf. Deck weiß mehr, als er zugibt, aber wenn wir noch ein paarmal zusammen essen, werde ich schon alles aus ihm rausgeholt. Ich habe den starken Verdacht, daß er nach einem warmen Plätzchen sucht, wo er hinkann, wenn die Katastrophe hereinbricht. Die anderen Anwälte in der Kanzlei habe ich zwar kennengelernt – Nicklass, Toxer und Ridge –, aber die halten auf Abstand und legen keinen Wert auf Gespräche. Ihre Türen sind immer geschlossen. Deck mag sie nicht, und über ihre

Gefühle ihm gegenüber kann ich nur Vermutungen anstellen. Deck zufolge sind Toxer und Ridge Freunde und haben vermutlich vor, bald ihre eigene kleine Kanzlei aufzumachen. Nicklass ist Alkoholiker und ziemlich erledigt.

Schlimmstenfalls würde Bruiser angeklagt, verhaftet und vor Gericht gestellt. Bis zum Prozeß würde noch mindestens ein Jahr vergehen. Vermutlich würde er nach wie vor arbeiten und seine Kanzlei leiten können. Sie können ihn erst aus der Anwaltskammer ausschließen, wenn er verurteilt worden ist.

Reg dich nicht auf, sage ich mir immer wieder.

Und wenn ich auf der Straße lande, dann wäre es schließlich nicht das erste Mal. Bisher bin ich noch immer auf die Füße gefallen.

Ich fahre in die ungefähre Richtung von Miss Birdies Haus und komme an einem städtischen Park vorbei. Im Flutlicht sind mindestens drei Softballspiele im Gange.

Ich halte an einer Telefonzelle neben einer Autowaschanlage an und wähle die Nummer. Nach dem dritten Läuten meldet sie sich. »Hallo?« Ihre Stimme geht mir durch und durch.

»Ist Cliff zu Hause?« frage ich, eine Oktave tiefer. Wenn sie ja sagt, hänge ich einfach auf.

»Nein. Wer ist am Apparat?«

»Rudy«, sage ich mit normaler Stimme. Ich halte den Atem an und mache mich darauf gefaßt, daß jetzt ein Klicken und dann das Freizeichen folgt, gleichzeitig rechne ich aber auch damit, daß sie etwas Sanftes, Sehnsüchtiges zu mir sagt.

Sie schweigt einen Moment, legt aber nicht auf. »Ich hatte Sie gebeten, mich nicht anzurufen«, sagt sie ohne eine Spur von Verärgerung oder Ungeduld im Ton.

»Tut mir leid. Ich konnte nicht anders. Ich mache mir Sorgen um Sie.«

»Wir dürfen das nicht tun.«

»Was dürfen wir nicht?«

»Leben Sie wohl.« Jetzt höre ich das Klicken und das Freizeichen danach.

Ich habe meinen ganzen Mut zusammennehmen müssen, um sie anzurufen, und jetzt wünschte ich, ich hätte es nicht

getan. Manche Leute haben mehr Mut als Verstand. Ich weiß, daß ihr Mann ein hitzköpfiger Irrer ist, aber ich weiß nicht, wie weit er gehen würde. Wenn er eifersüchtig veranlagt ist – und da mache ich mir keine Illusionen, denn schließlich ist er ein Prolet, neunzehn und jetzt schon kaputt und noch dazu mit einem schönen Mädchen verheiratet –, dann wacht er vermutlich argwöhnisch über jeden Schritt, den sie tut. Aber würde er so weit gehen, ihr Telefon anzuzapfen?

Der Gedanke ist ziemlich weit hergeholt, aber er hält mich wach.

Ich habe weniger als eine Stunde geschlafen, als mein Telefon klingelt. Nach der Digitaluhr auf meinem Nachttisch ist es kurz vor vier Uhr morgens. Ich taste im Dunkeln nach dem Telefon.

Es ist Deck, der mächtig aufgeregt und in rasendem Tempo in sein Autotelefon spricht. Er ist zu mir unterwegs, keine drei Blocks entfernt. Es ist etwas Großes, Dringendes, irgendeine wundervolle Katastrophe. Beeilen Sie sich! Ziehen Sie sich an! Ich soll in weniger als einer Minute an der Straße sein.

Er wartet in seinem ramponierten Kombi auf mich. Ich springe hinein, und er gibt Gas und jagt los. Ich hatte nicht einmal Zeit, mir die Zähne zu putzen. »Wo zum Teufel wollen wir hin?«

»Schwerer Unfall auf dem Fluß«, verkündet er ernst, als wäre er tief betrübt. Arbeitsalltag. »Kurz nach elf gestern abend hat sich eine Ölschute von ihrem Schlepper losgerissen und ist flußabwärts getrieben, bis sie einen Raddampfer rammte, der für einen High-School-Abschlußball gechartert worden war. Vielleicht so dreihundert Kids an Bord. Der Dampfer ist bei Mud Island gesunken, ganz in der Nähe des Ufers.«

»Das ist entsetzlich, Deck, aber was zum Teufel sollen wir dabei tun?«

»Ganz einfach. Bruiser bekommt einen Anruf. Bruiser ruft mich an. Und jetzt sind wir hier. Es ist eine riesige Katastrophe, vermutlich die größte, die sich je in Memphis zugetragen hat.«

»Und sollen wir darauf jetzt stolz sein?«

»Sie verstehen nicht. Bruiser lässt sich das doch nicht entgehen.«

»Na schön. Soll er seinen dicken Hintern in einen Taucheranzug stecken und nach den Toten suchen.«

»Könnte eine Goldmine sein.« Deck rast quer durch die Stadt. Wir reden nicht mehr miteinander. Als wir uns der Innenstadt nähern, überholt uns ein Krankenwagen, und mein Puls beschleunigt sich. Eine weitere Ambulanz schießt aus einer Nebenstraße vor uns vorbei.

Der Riverside Drive ist mit Dutzenden von Polizeifahrzeugen blockiert, deren Lichter durch das Dunkel flackern und zucken. Feuerwehrwagen und Ambulanzen stehen Stoßstange an Stoßstange. Ein Stück flußabwärts verhält ein Hubschrauber in der Luft. Hier und da stehen Leute reglos in Gruppen zusammen, andere eilen herum, rufen und zeigen auf etwas. In Ufernähe ist der Ausleger eines Krans zu sehen.

Wir eilen um das gelbe Absperrband herum und gesellen uns zu einer Gruppe von Zuschauern in der Nähe des Ufers. Hier sieht es jetzt schon seit mehreren Stunden immer gleich aus, und die Hektik hat sich weitgehend gelegt. Jetzt warten sie. Viele der Leute drängen sich in verängstigten, auf dem Kopfsteinpflaster sitzenden Grüppchen aneinander und schauen weinend zu, wie Taucher und Sanitäter nach Toten suchen. Geistliche beten kniend mit den Familien. Dutzende von benommenen Kids in nassen Smokings und zerrissenen Ballkleidern sitzen beieinander, halten sich bei den Händen und starren auf den Fluß hinaus. Eine Seite des Raddampfers ragt drei Meter aus dem Wasser, und die Retter, viele von ihnen in schwarzblauen Taucheranzügen und mit Sauerstoffflaschen, klammern sich daran. Andere arbeiten von drei miteinander vertäuten Pontons aus.

Hier spielt sich ein Ritual ab, aber es dauert eine Weile, bis man das begriffen hat. Ein Polizeilieutenant überquert langsam eine von einer schwimmenden Pier an Land führende Laufplanke und tritt auf das Kopfsteinpflaster. Die Menge, die ohnehin schon kaum einen Laut von sich gegeben hat, verstummt jetzt völlig. Er geht zu einem Streifenwagen, und sofort scharen sich mehrere Reporter um ihn. Der größte Teil der

Leute bleibt sitzen, umklammert seine Decken, senkt die Köpfe zu inbrünstigem Gebet. Es sind die Eltern, Verwandten und Freunde. Der Lieutenant sagt: »Es tut mir leid, aber wir haben gerade die Leiche von Melanie Dobbins identifiziert.«

Seine Worte tragen durch die Stille, die fast sofort vom Aufschluchzen der Angehörigen des Mädchens durchbrochen wird. Sie fallen sich in die Arme und geben sich gemeinsam ihrem Leid hin. Freunde knien nieder und umarmen sie, dann schreit eine Frau auf.

Die anderen drehen sich um und schauen hin, stoßen aber gleichzeitig einen Seufzer der Erleichterung aus. Auch sie sind auf eine schlimme Nachricht gefaßt, aber zumindest ist sie aufgeschoben. Es besteht noch Hoffnung. Später habe ich erfahren, daß einundzwanzig Kids überlebt haben, weil sie in eine Luftblase gesaugt worden waren.

Der Polizeilieutenant entfernt sich und kehrt zu der Pier zurück, wo eine weitere Leiche aus dem Wasser gezogen wird.

Dann beginnt sich ein zweites Ritual zu entfalten, das weniger tragisch, aber weitaus verabscheuenswürdiger ist. Männer mit ernsten Gesichtern schieben oder schleichen sich an die trauernden Familien heran. Sie haben kleine weiße Geschäftskarten dabei, die sie den Angehörigen oder Freunden der Toten in die Hand zu drücken versuchen. In der Dunkelheit drängen sie sich immer näher heran und behalten sich dabei gegenseitig argwöhnisch im Auge. Sie würden morden für diesen Fall. Sie wollen nur ein Drittel vom Erlös.

Deck registriert das alles, bevor ich überhaupt begriffen habe, was da vor sich geht. Er deutet mit einem Kopfnicken auf eine Stelle näher bei den trauernden Familien, aber ich denke nicht daran, mich zu bewegen. Er schleicht sich davon in die Menge und verschwindet rasch in der Dunkelheit, um seine Goldmine auszubeuten.

Ich kehre dem Fluß den Rücken, und wenig später renne ich durch die Straßen der Innenstadt von Memphis.

Der Juristische Prüfungsausschuß verschickt die Ergebnisse des Anwaltsexamens per Einschreiben. In der Fakultät kursieren Geschichten von Leuten, die sich keinen Schritt von ihrem Briefkasten weggerührt haben und dann zusammengebrochen sind. Andere sollen wie die Blöden ihren Brief über dem Kopf schwenkend durch die Straßen getobt sein. Früher hat man über solche Geschichten gelacht, jetzt kann ich nichts Komisches mehr daran finden.

Dreißig Tage ist es jetzt her, und immer noch kein Brief. Ich habe meine Privatadresse angegeben, weil ich ganz sicher sein wollte, daß niemand in Bruisers Kanzlei den Brief öffnet.

Der einunddreißigste Tag ist ein Samstag, und ich darf tatsächlich bis neun schlafen, bevor meine Sklaventreiberin mit einem Malerpinsel an meine Tür klopft. Sie hat ganz plötzlich beschlossen, daß die Garage unter meiner Wohnung gestrichen werden muß, obwohl ich finde, daß sie noch recht gut aussieht. Sie lockt mich mit der Neuigkeit aus dem Bett, daß sie bereits Eier und Speck zubereitet hat, und die werden nun kalt, also beeilen Sie sich.

Die Arbeit läuft gut. Beim Streichen sieht man sofort recht erfreuliche Ergebnisse. Man merkt, daß man vorankommt. Die Sonne hat sich hinter dichtgetürmten Wolken verkrochen, und ich arbeite bestenfalls gemächlich.

Um sechs verkündet Miss Birdie, daß es Zeit zum Aufhören sei, ich hätte genug gearbeitet und könnte mich auf eine ganz besondere Überraschung zum Abendessen freuen – sie wird uns eine vegetarische Pizza machen!

Ich habe vorige Nacht bis eins bei Yogi's gearbeitet und verspüre vorerst keine Lust, dorthin zurückzukehren. Also habe ich an diesem Samstagabend nichts zu tun. Und was noch schlimmer ist – ich habe nicht einmal daran gedacht, irgend etwas zu unternehmen. Traurig, aber wahr: Die Vorstellung,

mit einer Achtzigjährigen eine vegetarische Pizza zu essen, ist für mich ziemlich verlockend.

Ich dusche und ziehe eine leichte Hose und Turnschuhe an. Als ich das Haus betrete, kommt ein merkwürdiger Geruch aus der Küche. Miss Birdie fuhrwerkt darin herum. Sie hat noch nie eine Pizza gemacht, erklärt sie mir, als sollte es mich freuen, das zu hören.

Sie ist nicht schlecht. Die Zucchini und der gelbe Paprika sind nicht ganz gar, aber sie hat eine Menge Ziegenkäse und Pilze drauf gepackt. Und ich bin halb verhungert. Wir essen im Wohnzimmer und sehen uns dabei einen Film mit Cary Grant und Audrey Hepburn an. Sie weint fast während des ganzen Films.

Der zweite Film ist mit Bogart und Bacall, und mein Muskelkater setzt ein. Ich bin dem Einschlafen nahe. Miss Birdie dagegen sitzt auf der Sofakante und lauscht atemlos jedem Wort eines Films, den sie seit fünfzig Jahren kennt.

Plötzlich springt sie auf. »Ich hab was vergessen!« ruft sie und eilt in die Küche, wo ich sie mit Papieren rascheln höre. Sie kommt mit einem Blatt ins Wohnzimmer zurück, bleibt vor mir stehen und verkündet dramatisch: »Rudy! Sie haben das Examen bestanden!«

Sie hält ein einzelnes Blatt weißes Papier hoch, und ich reiße es ihr fast aus der Hand. Es kommt vom Juristischen Prüfungsausschuß von Tennessee, ist natürlich an mich adressiert, und auf der Mitte der Seite stehen die majestätischen Worte: »Herzlichen Glückwunsch. Sie haben das Anwaltsexamen bestanden.«

Ich wirble herum und sehe Miss Birdie an, und für den Bruchteil einer Sekunde hätte ich ihr für dieses unverschämte Eindringen in meine Privatsphäre am liebsten einen Schlag ins Gesicht versetzt. Sie hätte es mir schon früher sagen müssen, und natürlich war sie nicht befugt, meinen Brief zu öffnen. Aber ihre sämtlichen grauen und gelben Zähne sind zu sehen. Sie hat Tränen in den Augen und die Hände vor dem Gesicht, sie ist fast so selig, wie ich es bin. Mein Zorn weicht rasch einem totalen Glücksgefühl.

»Wann ist er gekommen?« frage ich.

»Heute, während Sie beim Streichen waren. Der Postbote hat bei mir angeklopft und nach Ihnen gefragt, aber ich habe gesagt, Sie wären beschäftigt, und deshalb habe ich für Sie unterschrieben.«

Dafür unterschreiben ist eine Sache, den Brief öffnen eine ganz andere.

»Sie hätten ihn nicht öffnen dürfen«, sage ich, aber nicht wirklich böse. Es ist unmöglich, in einem solchen Moment wütend zu sein.

»Tut mir leid. Ich dachte, Sie hätten nichts dagegen. Aber ist es nicht aufregend?«

Das ist es in der Tat. Ich schwebe in die Küche, grinse wie ein Schwachkopf, atme in großen Zügen die von der Last befreite Luft ein. Alles ist wunderbar. Was für eine großartige Welt!

»Das muß gefeiert werden«, sagt sie mit einem verschmitzten kleinen Lächeln.

Sie greift in den hintersten Winkel eines Schrankes, tastet herum, lächelt und holt schließlich langsam eine merkwürdig geformte Flasche heraus. »Die habe ich für besondere Anlässe aufgehoben.«

»Was ist das?« frage ich und nehme die Flasche. So etwas habe ich bei Yogi's noch nie gesehen.

»Melonenlikör. Ziemlich starkes Zeug.« Sie gibt ein Kichern von sich. In diesem Augenblick würde ich alles trinken. Sie findet zwei zusammen passende Kaffeetassen – in diesem Haus wird sonst nie Alkoholisches ausgeschenkt – und gießt sie halb voll. Die Flüssigkeit ist dick und klebrig. Der Geruch erinnert mich an irgendwas beim Zahnarzt.

Wir bringen einen Toast auf mein Glück aus, stoßen mit unseren Bank-of-Tennessee-Tassen an und nehmen einen Schluck. Das Zeug schmeckt wie Hustensirup für Kinder und brennt wie hochprozentiger Wodka. Sie leckt sich schmatzend die Lippen und sagt dann: »Wir sollten uns lieber hinsetzen.«

Nach ein paar Schlucken schnarcht Miss Birdie auf dem Sofa. Ich stelle den Fernseher leise und gieße mir eine weitere Tasse ein. Es ist immerhin ein ziemlich starkes Gesöff, und nach dem ersten Schock haben sich die Geschmacksnerven

einigermaßen daran gewöhnt. Noch immer lächelnd, setze ich mich damit auf die mondbeschienene Terrasse und schaue voller Dankbarkeit über diese herrliche Nachricht zum Himmel empor.

Die Nachwirkungen des Melonenlikörs sind bis lange nach Sonnenaufgang zu spüren. Ich dusche und schleiche mich aus der Wohnung zu meinem Wagen. Dann fahre ich im Rückwärtsgang die Auffahrt hinunter, bis ich die Straße erreicht habe.

Ich bin auf dem Weg in ein Yippie-Café, wo es Bagels gibt und jeden Tag eine andere Kaffeemischung empfohlen wird. Ich kaufe mir eine dicke Sonntagszeitung und setze mich damit an einen Tisch im Hintergrund. Einige Themen interessieren mich besonders.

Zum viertenmal hintereinander ist die Titelseite voll von Belichten über das Raddampferunglück. Einundvierzig Teenager sind dabei ums Leben gekommen. Die Anwälte haben bereits begonnen, Klagen einzureichen.

Das zweite, diesmal im Lokalteil, ist die neueste Folge von kritischen Berichten über Korruption bei der Polizei im allgemeinen und die Beziehungen zwischen der Oben-ohne-Branche und den Gesetzeshütern im besonderen. Bruisers Name kommt auch ein paarmal vor, als Anwalt von Willie McSwane, einem der Bosse des organisierten Verbrechens, und ebenfalls als Anwalt von Bennie Thomas, auch Prince genannt, einem Gaststättenbesitzer hier in der Stadt, gegen den die Bundesbehörden nicht zum erstenmal ermitteln. An anderer Stelle wird Bruiser selber als Verdächtiger genannt.

Ich kann den Zug geradezu kommen hören. Die Geschworenenkammer tagt nun schon seit einem Monat ununterbrochen. Fast täglich stehen Berichte darüber in der Zeitung. Deck wird immer nervöser.

Das dritte ist eine totale Überraschung. Auf der letzten Seite des Wirtschaftsteils findet sich ein kleiner Artikel mit der Überschrift: ANWALTSEXAMEN – 161 ERFOLGREICH BESTÄNDEN. Es folgt eine drei Absätze lange Verlautbarung des Prüfungsausschusses, dann – in sehr kleinem Druck – eine

alphabetische Liste all derer, die das Examen bestanden haben.

Ich halte mir die Zeitung dichter vor die Augen und lese aufgeregt. Da bin ich! Es stimmt. Es ist nicht nur ein Irrtum irgendeiner Sekretärin. Ich habe das Anwaltsexamen bestanden! Ich überfliege die Namen, von denen ich viele drei Jahre lang gut gekannt habe.

Ich suche nach Booker Kane, aber sein Name steht nicht da. Ich schaue ein zweites und dann noch ein drittes Mal hin, und meine Schultern sacken herunter. Ich lege die Zeitung auf den Tisch und lese laut sämtliche Namen. Kein Booker Kane.

Gestern abend hätte ich ihn fast angerufen, nachdem Miss Birdies Gedächtnis wieder zum Leben erwacht war und sie mir die wundervolle Neuigkeit mitgeteilt hatte, aber ich habe es einfach nicht fertiggebracht. Da ich bestanden hatte, beschloß ich, abzuwarten, bis Booker mich anruft. Ich dachte mir, wenn er sich in den nächsten Tagen nicht melden würde, wäre ja klar, daß er durchgefallen war.

Jetzt weiß ich nicht, was ich tun soll. Ich kann ihn vor mir sehen, jetzt, in diesem Moment, wie er Charlene hilft, die Kinder für die Kirche anzuziehen, sich ein Lächeln abquält und um Haltung ringt und sie beide davon zu überzeugen versucht, daß es nur ein vorübergehender Rückschlag ist, beim nächsten Anlauf würde er das Examen bestimmt bestehen.

Aber ich weiß, daß er todunglücklich ist. Er ist verletzt und wütend auf sich selbst. Er macht sich Sorgen, was Marvin Shankle wohl dazu sagen wird, und ihm graust davor, morgen ins Büro zu gehen.

Booker ist ein ungeheuer stolzer Mann, der immer geglaubt hat, er könnte alles erreichen. Ich würde nur zu gern zu ihm fahren und gemeinsam mit ihm trauern, aber es würde nicht funktionieren.

Er wird morgen anrufen und mir gratulieren. Nach außen hin wird er so tun, als ließe er sich davon nicht unterkriegen, und nur geloben, es beim nächsten Mal besser zu machen.

Ich lese die Liste noch einmal durch, und plötzlich fällt mir auf, daß Sara Plankmores Name fehlt. Eine Sara Plankmore

Wilcox kommt auch nicht vor. Mr. S. Todd Wilcox hat das Examen bestanden, aber die ihm frisch Angetraute nicht.

Ich lache laut auf. Es ist gemein und niederträchtig, gehässig, kindisch, rachsüchtig, sogar abscheulich. Aber ich kann einfach nicht anders. Sie hat dafür gesorgt, daß sie schwanger wurde, damit sie geheiratet wird, und ich wette, der Druck war zu groß. Sie hatte in den letzten drei Monaten andere Dinge im Kopf, mußte ihre Hochzeit arrangieren und die Einrichtung fürs Kinderzimmer aussuchen. Da hat sie wohl ihre Studien vernachlässigt.

Ha, ha, ha. Nun bin ich doch derjenige, der zuletzt lacht.

Der Betrunkene, der Dan Van Landel angefahren hat, hatte eine Haftpflichtversicherung mit einem Limit von hunderttausend Dollar. Deck hat die Versicherung des Betrunkenen überzeugt, daß Van Landel mit seiner Klage Anrecht auf eine sehr viel höhere Entschädigung hat, und das sieht er ganz richtig. Also hat sich die Versicherung bereit erklärt, mit der gesamten Summe herauszurücken. Bruiser wurde nur in der letzten Minute gebraucht, um mit Klage zu drohen und dergleichen. Deck hat achtzig Prozent der Arbeit erledigt, ich höchstens fünfzehn Prozent. Den Rest billigen wir stillschweigend Bruiser zu. Aber nach dem Vergütungsschema in Bruiisers Kanzlei werden weder Deck noch ich am Profit beteiligt sein. Bruiser hat nämlich klare Vorstellungen, was das Hereinholen von Profiten betrifft. Van Landel ist sein Fall, weil er zuerst davon gehört hat. Deck und ich sind zwar ins Krankenhaus gefahren, um seine Unterschrift zu besorgen, aber das ist sowieso unsere Aufgabe als Bruiisers Angestellte. Wenn wir den Fall als erste aufgetan und uns den Vertrag gesichert hätten, ja dann stünde uns ein Teil des Honorars zu.

Bruiser ruft uns beide in sein Büro und macht die Tür zu. Er gratuliert mir zum bestandenen Anwaltsexamen. Er selber hat auch gleich beim ersten Anlauf bestanden; ich bin sicher, daß sich Deck dabei noch dämlicher vorkommt. Aber Deck läßt sich nichts anmerken, hält den Kopf ununterbrochen zur Seite geneigt und leckt sich über die Zähne. Bruiser plaudert einen Moment über den Van-Landel-Vergleich. Er hat heute morgen

den Scheck über hunderttausend Dollar bekommen, und die Van Landels werden am Nachmittag zur Auszahlung erscheinen. Na ja, und da hat er sich gedacht, daß, vielleicht, auch wir etwas von dem Geschäft haben sollten.

Deck und ich tauschen nervöse Blicke.

Bruiser meint, das sei für ihn bisher ohnehin ein gutes Jahr gewesen, er hätte schon jetzt mehr Geld eingenommen als im ganzen Vorjahr zusammen, und er möchte doch, daß seine Leute glücklich sind. Außerdem sei es ein sehr schneller Vergleich gewesen. Er selbst habe weniger als sechs Stunden daran gearbeitet.

Deck und ich fragen uns, was er in diesen sechs Stunden gemacht hat.

Und deshalb, aus reiner Herzensgüte, will er uns beteiligen. Sein Anteil ist ein Drittel, also dreiunddreißigtausend Dollar, aber er wird nicht die gesamte Summe für sich behalten. Er wird sie mit uns teilen. »Ich gebe euch ein Drittel von meinem Anteil, von dem jeder die Hälfte bekommt.«

Deck und ich rechnen stumm. Ein Drittel von dreiunddreißigtausend Dollar sind elftausend, und die Hälfte davon sind fünftausendfünfhundert.

Ich schaffe es, keine Miene zu verziehen, und sage: »Danke, Bruiser. Das ist sehr großzügig.«

»Keine Ursache«, sagt er, als wären derartige Gunstbezeigungen für ihn die alltäglichste Sache der Welt. »Nehmen Sie es als Geschenk zum bestandenen Examen.«

»Danke.«

»Ja, danke«, sagt Deck. Wir sind beide verblüfft, aber wir denken auch beide, daß Bruiser immerhin zweihundzwanzigtausend Dollar für sich behält, für sechs Stunden Arbeit. Das macht so an die dreitausendfünfhundert Dollar pro Stunde.

Aber ich habe mit keinem roten Heller gerechnet und komme mir plötzlich reich vor.

»Gute Arbeit, Leute. Und jetzt seht zu, daß ihr noch ein paar Mandanten ranschafft.«

Wir nicken gleichzeitig. Ich zähle mein Geld und überlege mir, wie ich es ausgeben werde. Deck tut zweifellos dasselbe.

»Sind wir bereit für morgen?« fragt Bruiser mich. Um neun

Uhr findet vor dem Ehrenwerten Richter Harvey Hale die Anhörung über den Antrag auf Klageabweisung von Great Benefit statt. Bruiser hat mit dem Richter ein sehr unerfreuliches Gespräch über diesen Antrag geführt, und wir sehen der Anhörung mit gemischten Gefühlen entgegen.

»Ich denke schon«, erwidere ich mit einem Anflug von Nervosität. Ich habe ihnen eine von mir selbst verfaßte, dreißig Seiten lange Erwiderung zukommen lassen, worauf Drummond und Genossen umgehend mit einer Erwiderung der Erwiderung reagierten. Bruiser hat Hale angerufen, und das Gespräch lief denkbar schlecht.

»Es könnte sein, daß ich einen Teil der Verhandlung Ihnen überlasse, also bereiten Sie sich vor«, sagt Bruiser. Ich schlucke schwer. Der Anflug von Nervosität verwandelt sich in Panik.

»Machen Sie sich an die Arbeit«, setzt er hinzu. »Es wäre peinlich, wenn wir den Fall schon beim Antrag auf Klageabweisung verlieren würden.«

»Ich bin auch mit dem Fall befaßt«, setzt Deck hilfsbereit hinzu.

»Gut. Wir gehen alle drei zum Gericht. Die anderen werden wahrscheinlich mit zwanzig Mann aufkreuzen.«

Plötzlicher Reichtum ruft ein Verlangen nach den besseren Dingen des Lebens hervor. Deck und ich beschließen, auf unseren üblichen Lunch aus Suppe und Sandwich bei Trudy's zu verzichten und statt dessen in einem nahe gelegenen Steak House zu essen. Wir bestellen Filet.

»Das hat er noch nie gemacht, daß er sein Geld mit anderen teilt«, sagt Deck unruhig. Wir sitzen in einer Nische im Hintergrund eines ziemlich düsteren Speiseraums. Es ist ausgeschlossen, daß jemand hören kann, was wir sagen, aber er ist trotzdem nervös. »Da ist etwas im Busche, Rudy. Da bin ich ganz sicher. Toxer und Ridge sind auf dem Sprung. Das FBI ist Bruiser dicht auf den Fersen. Er verschenkt Geld. Ich bin nervös, sehr nervös.«

»Okay, aber weshalb? Uns können sie nicht verhaften.«

»Ich mache mir keine Sorgen, daß ich verhaftet werden könnte. Ich mache mir Sorgen um meinen Job.«

»Das versteh ich nicht. Wenn Bruiser angeklagt und verhaftet wird, dann ist er im Handumdrehen auf Kaution wieder draußen. In der Kanzlei wird alles weiterlaufen wie bisher.«

Das bringt ihn in Fahrt. »Und was ist, wenn sie mit Vorladungen und Eisensägen kommen? Das können sie nämlich. Wäre nicht das erste Mal bei einem Fall, bei dem es um organisiertes Verbrechen geht. Die Feds lieben es, über Anwaltskanzleien herzufallen, Akten zu beschlagnahmen und Computer wegzuschleppen. Leute wie Sie und ich sind denen dabei völlig egal.«

Der Gedanke ist mir offen gestanden noch nie gekommen. Ich nehme an, ich mache einen verblüfften Eindruck.

»Natürlich können sie ihm den Laden dichtmachen«, fährt er fort, jetzt sehr eindringlich. »Und sie würden es mit Freuden tun. Sie und ich, wir geraten in die Schußlinie, und niemand, absolut niemand schert sich drum.«

»Also, worauf wollen Sie hinaus?«

»Lassen Sie uns abhauen!«

Ich setze zu der Frage an, was er denn damit meint, aber es liegt auf der Hand. Deck ist jetzt mein Freund, aber er will viel mehr als das. Ich habe das Anwaltsexamen bestanden, also könnte er bei mir unterschlüpfen. Deck möchte einen Partner! Noch bevor ich etwas sagen kann, geht er zur Attacke über. »Wieviel Geld haben Sie?« fragt er.

»Äh – fünftausendfünfhundert Dollar.«

»Ich auch. Das macht elftausend. Wenn wir jeder zweitausend einbringen, sind das vier. Ein kleines Büro können wir für fünfhundert im Monat mieten, Telefon und anderes Gerät kosten weitere fünfhundert. Wir können uns ein paar billige Möbel besorgen, nichts Ausgefallenes. Wir operieren sechs Monate mit dem allerknappsten Budget und sehen zu, wie es läuft. Ich beschaffe die Fälle, Sie treten vor Gericht auf, wir teilen die Profite. Alles halbe-halbe – Ausgaben, Honorare, Profite, Arbeitszeit.«

Ich fühle mich völlig überrumpelt, aber ich denke mit. »Was ist mit einer Sekretärin?«

»Brauchen wir nicht«, sagt er rasch. Deck hat sich alles gründlich überlegt. »Jedenfalls nicht zu Anfang. Wir können

das Telefon selber bedienen und ansonsten einen Anrufbeantworter anschließen. Ich kann tippen. Sie können tippen. Es wird funktionieren. Und wenn wir ein bißchen Geld gemacht haben, können wir auch ein Mädchen einstellen.«

»Wie hoch werden die Unkosten sein?«

»Weniger als zweitausend. Miete, Telefon, Büromaschinen, Material, Kopien und x andere kleine Posten. Aber wir können sparen und billig operieren. Wir halten die Kosten so niedrig wie möglich und sehen zu, daß Geld hereinkommt. Es ist ganz simpel.« Er mustert mich, während er einen Schluck Eistee trinkt, dann beugt er sich wieder vor. »Hören Sie, Rudy, so, wie ich es sehe, haben wir gerade zweiundzwanzigtausend Dollar auf dem Tisch liegen gelassen. Von Rechts wegen hätten wir mit dem gesamten Honorar abziehen müssen, und das hätte unsere Unkosten für ein Jahr gedeckt. Lassen Sie uns unsere eigene Show aufziehen und das ganze Geld behalten.«

Die Ethik verbietet es Anwälten, mit Nicht-Anwälten eine Partnerschaft einzugehen. Ich bin im Begriff, das zu erwähnen, doch dann wird mir klar, wie sinnlos es wäre. Deck würde ein Dutzend Ausreden einfallen.

»Die Miete kommt mir billig vor«, sage ich, nur um irgend etwas zu sagen und auch, um zu erfahren, wieviel Vorarbeit er bereits geleistet hat.

Er kneift die Augen zusammen und lächelt. Die Biberzähne funkeln. »Ich habe schon etwas gefunden. In einem alten Gebäude an der Madison über einem Antiquitätenladen. Vier Zimmer, Toilette, genau in der Mitte zwischen dem städtischen Gefängnis und St. Peter's.«

Der ideale Standort! Die Traumlage jedes Anwalts. »Das ist eine ziemlich rauhe Gegend«, sage ich.

»Was glauben Sie, weshalb die Miete so niedrig ist?«

»Ist es in gutem Zustand?«

»Es geht so. Wir würden es streichen müssen.«

»Im Streichen hab ich Übung.«

Unsere Salate kommen, und ich stopfe Grünzeug in mich hinein. Deck stochert in seinem Salat herum, isst aber kaum etwas. Seine Gedanken überschlagen sich zu sehr, als daß er sich aufs Essen konzentrieren könnte.

»Ich muß etwas unternehmen, Rudy. Ich weiß Dinge, von denen ich Ihnen nichts sagen darf, okay? Sie können mir also glauben, wenn ich sage, daß Bruiser ein schwerer Sturz bevorsteht. Sein Glück hat ihn verlassen.« Er hält inne und stochert auf eine Walnuß ein. »Wenn Sie sich nicht mit mir zusammentun wollen, muß ich heute nachmittag mit Nicklass reden.«

Nach Toxer und Ridge ist Nicklass der einzige, der noch übrig ist, und ich weiß, daß Deck ihn nicht ausstehen kann. Außerdem bin ich ziemlich überzeugt, daß Deck, was Bruiser angeht, die Wahrheit sagt. Man braucht nur alle paar Tage mal eine Zeitung durchzublättern, um zu wissen, daß der Mann in ernsthaften Schwierigkeiten steckt. Deck war in den letzten Jahren sein loyalster Angestellter, und die Tatsache, daß er auf dem Absprung ist, gibt mir schwer zu denken.

Wir essen langsam und schweigend und denken beide über unsere nächsten Schritte nach. Noch vor vier Monaten wäre mir die Idee, mit jemandem wie Deck in einer Kanzlei zu arbeiten, undenkbar vorgekommen, ja sogar lächerlich, und jetzt sitze ich hier und kann mir nicht einmal genügend Einwände ausdenken, um ihn daran zu hindern, mein Partner zu werden.

»Wollen Sie mich nicht als Partner haben?« fragt er kläglich.

»Ich bin noch am Überlegen, Deck. Lassen Sie mir ein bißchen Zeit. Ich bin wie vor den Kopf geschlagen.«

»Tut mir leid. Aber wir müssen schnell handeln.«

»Wieviel wissen Sie?«

»Genug, um überzeugt zu sein. Fragen Sie nicht weiter.«

»Geben Sie mir ein paar Stunden Zeit. Lassen Sie es mich überschlafen.«

»In Ordnung. Wir müssen morgen früh zum Gericht, aber wir sollten uns zeitig treffen. Bei Trudy's. Im Büro können wir nicht reden. Sie überschlafen es und sagen mir morgen früh Bescheid.«

»Abgemacht.«

»Wie viele Akten haben Sie?«

Ich denke einen Moment nach. Ich habe eine dicke Akte zum Fall Black, eine ziemlich dünne über Miss Birdie und ei-

nen wertlosen Schadenersatzfall eines Arbeiters, den Bruiser mir vorige Woche auf den Schreibtisch geknallt hat. »Drei.«

»Holen Sie sie aus Ihrem Büro. Nehmen Sie sie mit nach Hause.«

»Gleich?«

»Gleich. Noch heute nachmittag. Und wenn Sie sonst noch etwas aus Ihrem Büro haben wollen, dann schaffen Sie es schnell weg. Aber lassen Sie sich nicht erwischen, okay?«

»Werden wir überwacht?«

Er zuckt zusammen und schaut sich um, dann nickt er bedächtig und verdreht hinter seinen dicken Brillengläsern die Augen.

»Von wem?«

»Von den Feds, nehme ich an. Die Kanzlei wird ständig beobachtet.«

Bruisers beiläufige Bemerkung, daß er mich bei der Black-Anhörung vielleicht die Vertretung unserer Position übernehmen lassen würde, hält mich fast die ganze Nacht hindurch wach. Ich weiß zwar nicht, ob er als weiser Mentor damit nur bluffen wollte, aber ich mache mir darüber mehr Gedanken als über die Frage, ob ich mit Deck zusammenarbeiten soll oder nicht.

Es ist noch dunkel, als ich bei Trudy's eintreffe. Ich bin ihr erster Gast. Der Kaffee ist frisch aufgebrüht, und die Doughnuts dampfen noch. Wir plaudern ein bißchen, aber Trudy hat viel zu tun.

Ich auch. Ich lasse die Zeitungen liegen und versenke mich in meine Notizen. Von Zeit zu Zeit schaue ich durch das Fenster auf den leeren Parkplatz und halte Ausschau nach Agenten in unauffälligen Fahrzeugen, die filterlose Zigaretten rauen und abgestandenen Kaffee trinken, wie im Film. Manchmal kann man Deck aufs Wort glauben, dann wieder ist er so verquer, wie er aussieht.

Auch er kommt zeitig. Ein paar Minuten nach sieben bekommt er seinen Kaffee und läßt sich auf dem Stuhl mir gegenüber nieder. Das Lokal ist jetzt halb voll.

»Und?« ist sein erstes Wort.

»Versuchen wir es für ein Jahr«, sage ich. Ich habe beschlossen, daß wir beide eine Vereinbarung unterschreiben, die auf ein Jahr befristet ist und außerdem eine dreißigtägige Kündigungsfrist enthält für den Fall, daß einer von uns nicht mehr mitmachen will.

Und schon strahlen mich Decks glänzende Zähne an, er kann seine Freude nicht verhehlen. Über den Tisch hinweg streckt er mir die Hand entgegen. Dies ist ein ganz großer Augenblick für Deck. Ich wollte, ich könnte dasselbe empfinden wie er.

Ich habe weiterhin beschlossen, daß ich versuchen werde, ihn an die Kandare zu nehmen und davon abzubringen, daß er jeder Katastrophe nachrennt. Wenn wir hart arbeiten und

für unsere Mandanten tun, was wir können, werden wir gut über die Runden kommen und uns hoffentlich vergrößern. Ich werde Deck ermutigen, fürs Anwaltsexamen zu lernen, seine Lizenz zu erwerben und seine Profession mit mehr Respekt zu betrachten.

Das muß natürlich allmählich geschehen.

Und ich bin keineswegs naiv. Von Deck zu erwarten, daß er sich von Krankenhäusern fernhält, ist ungefähr dasselbe, wie von einem Trinker, daß er nicht mehr in die Kneipe geht. Aber ich werde es wenigstens versuchen.

»Haben Sie Ihre Akten geholt?« flüstert er und schaut zur Tür, durch die gerade zwei Lastwagenfahrer hereingekommen sind.

»Ja. Und Sie?«

»Ich habe schon die ganze Woche Zeug herausgeschmuggelt.«

Darüber möchte ich lieber nichts Genaueres hören. Ich lenke das Gespräch auf die Black-Anhörung, und Deck lenkt es wieder zurück auf unser neues Unternehmen. Um acht machen wir uns auf den Weg zu unseren Büros. Deck mustert jeden Wagen auf dem Parkplatz, als wären sie allesamt voll mit FBI-Agenten.

Viertel nach acht ist Bruiser noch nicht erschienen. Deck und ich diskutieren über die Argumente in Drummonds Schriftsätze. Hier, wo die Wände und die Telefone möglicherweise verwanzt sind, unterhalten wir uns nur noch über juristische Dinge.

Halb neun, und noch keine Spur von Bruiser. Er hatte ausdrücklich gesagt, er würde um acht dasein, damit wir die Akte noch einmal durchgehen könnten. Richter Hales Gerichtssaal befindet sich im Shelby County Courthouse, eine Fahrt von etwa zwanzig Minuten, aber der Verkehr ist unberechenbar. Deck ruft widerstrebend in Bruisers Wohnung an, aber dort meldet sich niemand. Dru sagt, sie hätte ihn eigentlich so gegen acht erwartet. Sie versucht die Nummer von seinem Autotelefon, ebenfalls vergeblich. Kann sein, daß er im Gericht auf Sie wartet, sagt sie.

Deck und ich packen die Akte in meinen Koffer, und Viertel

vor neun verlassen wir das Büro. Er kennt den kürzesten Weg, sagt er, also fährt er, während ich schwitze. Meine Hände sind feucht, und meine Kehle ist trocken. Wenn Bruiser mich bei dieser Anhörung hängenläßt, werde ich es ihm nie verzeihen. Im Gegenteil: Ich werde ihn auf ewig hassen.

»Immer mit der Ruhe«, sagt Deck, der tief übers Lenkrad gebeugt im Zickzack zwischen den Fahrspuren hin- und herfährt und massenhaft rote Ampeln überfährt. Sogar Deck kann mir meine Angst ansehen. »Ich bin sicher, daß Bruiser dasein wird.« Sein Ton klingt alles andere als überzeugt. »Und wenn nicht, dann werden Sie's schon machen. Es ist schließlich nur eine Anhörung, ich meine, es sitzt ja keine Jury im Saal, nicht?«

»Halten Sie den Mund und konzentrieren Sie sich aufs Fahren. Und versuchen Sie, uns nicht umzubringen.«

»Ein bißchen nervös, wie?«

Wir sind in der Innenstadt, in dichtem Verkehr, und ich schaue mit Grausen auf die Uhr. Es ist genau neun. Deck drängt zwei Fußgänger von der Straße, dann fährt er über einen winzigen Parkplatz. »Sehen Sie die Tür da drüben?« sagt er und deutet auf eine Ecke des Shelby County Courthouse, eines gewaltigen Baus, der einen ganzen Block einnimmt.

»Ja.«

»Gehen Sie dort rein, eine Treppe hoch, der Gerichtssaal ist die dritte Tür rechts.«

»Und Sie glauben, daß Bruiser da ist?« frage ich mit ziemlich zitteriger Stimme.

»Klar«, sagt er. Er steigt auf die Bremse, fährt an den Bordstein, und ich springe aus dem Wagen. »Ich komme nach, sobald ich geparkt habe«, ruft er. Ich renne ein paar Betonstufen hoch, durch die Tür, die Treppe zum ersten Stock hinauf, und dann befindet sich mich plötzlich in den Hallen der Gerechtigkeit.

Das Shelby County Courthouse ist alt, beeindruckend und wunderbar restauriert. Fußböden und Wände sind aus Marmor, die Doppeltüren aus poliertem Mahagoni. Der Flur ist breit, dunkel, still und gesäumt mit Holzbänken unter den Porträts hervorragender Juristen.

Ich verlangsame mein Tempo zu einem Joggen, dann bleibe

ich vor dem Saal des Ehrenwerten Harvey Hale stehen. Bezirksgericht Abteilung Acht, steht auf einer Messingtafel neben der Tür.

Keine Spur von Bruiser außerhalb des Gerichtssaals, und als ich langsam die Tür aufstoße und hineinschaue, ist das erste, was ich nicht sehe, sein massiger Körper. Er ist nicht da.

Aber der Gerichtssaal ist nicht leer. Ich blicke den mit einem roten Teppich ausgelegten Gang hinunter, über die Reihen der polierten und mit Kissen belegten Bänke hinweg, durch die niedrige Schwingpforte und sehe, daß eine ganze Menge Leute auf mich warten. Hoch oben, auf einem großen, burgunderroten Ledersessel sitzt ein unsympathischer Mann in schwarzer Robe, von dem ich vermute, daß es Richter Hale sein muß, und blickt finster in meine Richtung. Eine Uhr an der Wand hinter ihm zeigt die Zeit mit zwölf Minuten nach neun an. Eine Hand stützt sein Kinn, während die Finger der anderen ungeduldig trommeln.

Links von mir, hinter der Schranke, die die Zuschauerbänke vom Richtertisch, der Geschworenenbank und den Tischen der Anwälte trennt, sehe ich eine Gruppe von Männern, die alleamt die Hälse nach mir recken. Erstaunlicherweise sehen sie alle gleich aus – kurzes Haar, dunkle Anzüge, weiße Hemden, gestreifte Krawatten, ernste Gesichter, verächtliches Grinsen.

Im Raum herrscht Stille. Ich komme mir vor wie ein Eindringling. Sogar die Protokollführerin und der Gerichtsdienner scheinen gegen mich zu sein.

Mit schweren Füßen und weichen Knien gehe ich auf die Pforte in der Schranke zu. Mein Selbstbewußtsein ist gleich Null. Meine Kehle wie ausgedörrt. Die Worte klingen trocken und schwach. »Bitte entschuldigen Sie, Sir, aber ich bin wegen der Black-Anhörung hier.«

Der Richter verzieht keine Miene. Seine Finger trommeln weiter. »Und wer sind Sie?«

»Mein Name ist Rudy Baylor. Ich arbeite für Lyman Stone.«

»Wo ist Mr. Stone?« fragt er.

»Das weiß ich nicht. Wir wollten uns hier treffen.« Links von mir kommt Bewegung in die Gruppe von Anwälten, aber ich schaue nicht hin. Richter Hale hört mit dem Trommeln auf,

hebt sein Kinn von der Hand und schüttelt frustriert den Kopf.  
»Weshalb bin ich nicht überrascht?« sagt er in sein Mikrofon.

Da Deck und ich uns aus dem Staub machen wollen, bin ich entschlossen, den Fall Black mitzunehmen. Er gehört mir! Niemand sonst wird ihn bekommen. Richter Hale kann in diesem Moment nicht wissen, daß ich der Anwalt bin, der in diesem Fall die Anklage vertreten wird, nicht Bruiser. Obwohl total verängstigt, beschließe ich rasch, daß dies der rechte Moment ist, meine Position klarzumachen.

»Ich nehme an, Sie wollen eine Vertagung«, sagt er.

»Nein, Sir. Ich bin bereit, zu dem Antrag Stellung zu nehmen«, sage ich so nachdrücklich wie möglich. Ich schiebe mich durch die Pforte und lege die Akte auf den Tisch zu meiner Rechten.

»Sind Sie Anwalt?« fragt er.

»Ja. Ich habe gerade das Examen bestanden.«

»Aber Ihre Lizenz haben Sie noch nicht?«

Ich weiß nicht, wieso ich daran bisher noch gar nicht gedacht habe. Vermutlich war ich so stolz, daß es mir einfach nicht in den Sinn gekommen ist. Außerdem sollte heute Bruiser das Reden übernehmen und ich nur hin und wieder ein paar Sätze einwerfen, der Übung halber. »Nein, Sir. Die Vereidigung findet nächste Woche statt.«

Einer meiner Feinde räuspert sich so laut, daß der Richter zu ihm hinsehen muß. Ich drehe den Kopf und sehe einen distinguierten Herrn in marineblauem Anzug, der gerade im Begriff ist, sich von seinem Stuhl zu erheben. »Wenn das Gericht gestattet«, sagt er, als hätte er das bereits millionenmal gesagt. »Für das Protokoll, mein Name ist Leo F. Drummond von Tinley Britt, wir vertreten Great Benefit Life.« Er spricht mit tieferster Stimme zu seinem lebenslangen Freund und Zimmerngenossen in Yale hoch. Die Protokollführerin beschäftigt sich wieder mit dem Feilen ihrer Nägel.

»Und wir erheben Einspruch gegen das Erscheinen dieses jungen Mannes in dieser Sache.« Er schwenkt die Arme in meine Richtung. Er redet langsam und betont. Ich hasse ihn schon jetzt. »Mein Gott, er hat ja nicht einmal eine Lizenz.«

Ich hasse ihn wegen seines herablassenden Tons und wegen

seiner albernen Haarspaltereи. Das hier ist schließlich nur eine Anhörung, kein Prozeß.

»Euer Ehren, nächste Woche werde ich meine Lizenz haben«, sage ich. Mein Zorn ist eine große Hilfe für meine Stimme.

»Das genügt nicht, Euer Ehren«, sagt Drummond mit weit ausgebreiteten Armen, als wäre das Ganze doch einfach lächerlich. Wie kann man nur!

»Ich habe das Anwaltsexamen bestanden, Euer Ehren.«

»Tolle Leistung«, wirft Drummond mir an den Kopf.

Ich schaue ihn direkt an. Er steht inmitten von vier weiteren Männern, von denen drei mit Blöcken vor sich an seinem Tisch sitzen. Der vierte sitzt hinter ihnen. Alle starren mich an.

»Es ist eine tolle Leistung, Mr. Drummond. Erkundigen Sie sich bei Shell Boykin«, sage ich. Drummonds Gesicht verspannt sich, und er zuckt merklich zusammen. Alle am Tisch der Verteidigung zucken zusammen.

Das ist eine ziemlich schäbige Bemerkung, aber ich konnte der Versuchung einfach nicht widerstehen. Shell Boykin ist einer der Studenten aus meinem Jahrgang, der den Vorzug hatte, von Trent & Brent eingestellt zu werden. Wir haben uns gegenseitig drei Jahre lang verabscheut und beide vorigen Monat das Examen abgelegt. Sein Name stand letzten Samstag nicht in der Zeitung. Ich bin ganz sicher, daß es dieser großen Kanzlei ziemlich peinlich ist, daß einer ihrer jungen Strahlemänner beim Examen durchgefallen ist.

Drummonds Blicke werden noch finsterer, und ich reagiere mit einem Lächeln. In den paar Sekunden, in denen wir dastehen und uns gegenseitig mustern, lerne ich eine ungeheuer wertvolle Lektion. Er ist nur ein Mann. Er mag ein legendärer Prozeßanwalt sein mit einer Menge Kerben in seinem Gürtel, aber er ist nur ein Mann wie jeder andere. Er wird nicht den Gang überqueren und mich ohrfeigen, weil ich ihm dann eine Tracht Prügel verpassen würde. Er kann mir nichts antun, und seine kleine Gehilfenschar ebensowenig.

In einem Gerichtssaal hat eine Seite soviel Gewicht wie die andere. Mein Tisch ist ebenso groß wie seiner.

»Setzen Sie sich!« knurrt Seine Ehren ins Mikrofon. »Alle beide.« Ich suche mir einen Stuhl und lasse mich darauf nie-

der. »Eine Frage, Mr. Baylor. Wer wird diesen Fall im Namen Ihrer Kanzlei vertreten?«

»Ich, Euer Ehren.«

»Und was ist mit Mr. Stone?«

»Das weiß ich nicht. Aber dies ist mein Fall, es sind meine Mandanten. Mr. Stone hat die Klage für mich eingereicht, weil ich damals das Examen noch nicht abgelegt hatte.«

»Also gut. Fangen wir an. Fürs Protokoll«, sagt er und sieht die Protokollantin an, die bereits in ihre Maschine tippt. »Wir verhandeln hier den Antrag der Verteidigung auf Klageabweisung, also fängt Mr. Drummond an. Ich gestehe jeder Partei fünfzehn Minuten Redezeit zu, dann werde ich darüber nachdenken. Ich will nicht den ganzen Vormittag hier sitzen. Sind wir uns einig?«

Alle nicken. Die Männer am Tisch der Verteidigung gleichen hölzernen Enten in einem Schießstand auf dem Jahrmarkt, alle Köpfe nicken gleichzeitig. Leo Drummond begibt sich zu einem mobilen Podium in der Mitte des Gerichtssaals und beginnt mit seinem Plädoyer. Er ist langsam und penibel, und nach ein paar Minuten wird es langweilig. Er referiert die Hauptpunkte, die er bereits in seinem ausgedehnten Schriftsatz angeführt hat und denen zufolge Great Benefit zu Unrecht angeklagt worden ist, weil ihre Police Knochenmarkstransplantationen nicht abdeckt. Dann ist da natürlich noch die Frage, ob Donny Ray Black überhaupt an der Police teilhat, da er volljährig ist und dem Haushalt nicht mehr angehört.

Ich hatte offen gestanden mehr erwartet. Ich dachte, ich würde von dem großen Leo Drummond etwas fast Magisches zu hören bekommen. Bis gestern hatte ich mich sogar auf diesen anfänglichen Schlagabtausch gefreut. Ich wollte eine schöne Keilerei erleben zwischen Drummond, dem geschliffenen Advokaten, und Bruiser, dem Draufgänger im Gerichtssaal.

Aber wenn ich nicht so nervös wäre, würde ich einschlafen. Er redet ohne Pause und überzieht seine fünfzehn Minuten. Richter Hale schaut zu ihm herunter und liest irgend etwas, vermutlich eine Zeitschrift. Zwanzig Minuten. Deck hat gesagt, er hätte gehört, daß Drummond zweihundertfünfzig Dollar für eine Bürostunde berechnet und dreihundertfünfzig

die Stunde bei einem Auftritt vor Gericht. Das liegt erheblich unter den Standards von New York und Washington, aber für Memphis ist es sehr viel. Er hat einen guten Grund, langsam zu reden und sich zu wiederholen. Es zahlt sich aus, gründlich und sogar penibel zu sein, wenn man solche Honorare in Rechnung stellt.

Seine drei Gehilfen machen sich hektisch Notizen; sie versuchen offensichtlich, alles festzuhalten, was ihr großer Anführer zu sagen hat. Es ist fast komisch, und unter angenehmeren Umständen würde ich mir vielleicht sogar ein Lachen abringen. Erst haben sie Recherchen betrieben, dann haben sie den Schriftsatz verfaßt, dann haben sie ihn mehrere Male umgeschrieben, dann haben sie auf meinen Schriftsatz reagiert, und nun halten sie Drummonds Argumente fest, die er nahezu wörtlich diesen Schriftsätzen entnimmt. Aber sie werden dafür bezahlt. Deck vermutet, daß Tinley Britt für seine angestellten Anwälte um die einhundertfünfzig Dollar pro Stunde für Büroarbeit berechnet und wahrscheinlich noch ein bißchen mehr für Anhörungen und Prozesse. Dazu dreihundertfünfzig für Drummond. Das sind um die tausend Dollar für das, was ich jetzt erlebe.

Der vierte Mann, derjenige, der hinter den Anwälten sitzt, ist älter, ungefähr im gleichen Alter wie Drummond. Er macht sich keine Notizen, also kann er kein Verteidiger sein. Vermutlich ist er ein Vertreter von Great Benefit, vielleicht einer ihrer Hausanwälte.

Ich hatte Deck ganz vergessen, bis er mir mit einem Block auf die Schulter tippt. Er ist hinter mir, streckt die Hand über die Schranke. Er will mir etwas mitteilen. Auf den Block hat er ein paar Worte geschrieben. »Dieser Kerl ist stinklangweilig. Halten Sie sich einfach an Ihren Schriftsatz. Bleiben Sie unter zehn Minuten. Keine Spur von Bruiser?«

Ich schüttle den Kopf, ohne mich umzuwenden. Als ob Bruiser im Gerichtsaal sein könnte, ohne daß man ihn sieht.

Nach einunddreißig Minuten beendet Drummond seinen Monolog. Die Lesebrille ist ihm auf die Nasenspitze gerutscht. Er ist der Professor, der den Studenten einen Vortrag hält. Er strebt zu seinem Tisch zurück, sichtlich zufrieden mit

seiner brillanten Logik und der unglaublichen Fähigkeit, komplizierte Zusammenhänge knapp auszudrücken. Seine Klone nicken einhellig und flüstern rasch ihre Anerkennung für seinen grandiosen Auftritt. Was für ein Haufen von Speichelkern! Kein Wunder, daß er schier platzt vor Selbstzufriedenheit.

Ich lege meinen Block aufs Podium und schaue zu Richter Hale hinauf, der, jedenfalls im Augenblick, ungeheuer interessiert zu sein scheint an dem, was zu sagen ich im Begriff bin. Ich habe eine furchterliche Angst, aber mir bleibt nichts anderes übrig, als loszulegen.

Dies ist ein simpler Prozeß. Great Benefits Zahlungsverweigerung hat meinen Mandanten der einzigen medizinischen Behandlung beraubt, die ihm das Leben gerettet hätte. Das Verhalten der Versicherung wird zur Folge haben, daß Donny Ray stirbt. Wir sind im Recht und sie im Unrecht. Vor mir steht das Bild seines hageren Gesichts und seines abgezehrten Körpers. Es macht mich wütend.

Die Anwälte von Great Benefit werden eine Tonne Geld dafür bekommen, daß sie die Sache komplizieren, die Fakten verschleiern und versuchen, den Richter und später die Geschworenen mit falschen Fährten in die Irre zu führen. Das ist ihr Job. Deshalb hat Drummond einunddreißig Minuten geredet und nichts gesagt.

Meine Version der Tatsachen und der Rechtslage wird kürzer werden. Meine Schriftsätze und Erwiderungen werden auch weiterhin klar und sachlich sein. Bestimmt wird irgend jemand das irgendwann zu würdigen wissen.

Ich beginne mit ein paar grundlegenden Bemerkungen über Anträge auf Klageabweisung im allgemeinen, und Richter Hale starrt ungläubig auf mich herab, als wäre ich der größte Schwachkopf, dem er je zugehört hat. Sein Gesicht verzieht sich voller Skepsis, aber wenigstens hält er den Mund. Ich versuche, ihm nicht in die Augen zu sehen.

In Fällen, bei denen sich die Parteien klar widersprechen, wird nur höchst selten einem Antrag auf Klageabweisung stattgegeben. Ich mag nervös und unbeholfen sein, aber ich bin zuversichtlich, daß wir siegen werden.

Ich arbeite mich durch meine Notizen, ohne etwas Neues zu sagen. Seine Ehren ist von mir bald ebenso gelangweilt, wie er es bei Drummond war, und kehrt deshalb zu seiner Lektüre zurück. Sobald ich fertig bin, bittet Drummond noch einmal um fünf Minuten, damit er widerlegen kann, was ich gesagt habe, und sein Freund deutet auf das Podium.

Drummond wendet weitere elf kostbare und wertvolle Minuten daran, aufzuklären, was immer ihm im Kopf herumgehen mag, tut dies aber auf so unverständliche Weise, daß wir alle hinterher so schlau sind wie zuvor, dann setzt er sich wieder hin.

»Ich möchte die Anwälte in meinem Zimmer sprechen«, sagt Hale im Aufstehen und verschwindet rasch hinter seinem Richterstuhl. Weil ich nicht weiß, wo sich sein Zimmer befindet, stehe ich auf und warte, daß Drummond vorausgeht und mir den Weg zeigt. Er ist sehr höflich, als wir uns dem Podium nähern, legt mir sogar den Arm um die Schultern und sagt mir, was ich da für hervorragende Arbeit geleistet hätte.

Die Robe ist bereits abgelegt, als wir das Büro des Richters betreten. Er steht hinter seinem Schreibtisch und deutet auf zwei Sessel. »Bitte, kommen Sie herein. Nehmen Sie Platz.« Die Ausstattung läßt den Raum dunkel wirken: schwere, zugezogene Vorhänge, ein burgunderroter Teppich, Regale mit dickleibigen Büchern vom Boden bis zur Decke.

Wir setzen uns. Er denkt nach. Dann: »Diese Klage gefällt mir nicht, Mr. Baylor. Ich würde nicht gerade das Wort frivol gebrauchen, aber ich sehe offen gestanden wenig Sinn darin. Ich habe für diese Art von Klagen nicht viel übrig.«

Er hält inne und sieht mich an, als erwartete er, daß ich darauf reagiere. Aber ich weiß nicht, was ich sagen soll.

»Ich neige dazu, dem Antrag auf Klageabweisung stattzugeben«, sagt er, dann öffnet er eine Schublade und holt langsam mehrere Röhrchen mit Tabletten heraus. Er reiht sie sorgfältig auf seinem Schreibtisch auf. Dann hält er inne und sieht mich an. »Sie könnten die Klage vor einem Bundesgericht neu einreichen. Gehen Sie damit woandershin. Ich will nur nicht, daß ich sie am Hals habe.« Er zählt Tabletten ab, mindestens ein Dutzend aus vier Plastikröhren.

»Bitte entschuldigen Sie mich, ich muß auf die Toilette«, sagt er dann und begibt sich zu einer kleinen Tür an der anderen Seite des Raumes. Sie fällt mit einem lauten Klappen hinter ihm ins Schloß.

Ich sitze schweigend und benommen da, starre auf die Täblettenrörchen und hoffe, daß er da drinnen an den Dingern erstickt. Drummond hat bisher nichts gesagt, aber jetzt erhebt er sich wie auf ein Stichwort hin und pflanzt sein Hinterteil auf die Schreibtischkante. Er schaut auf mich herab, ganz Freundlichkeit und Lächeln.

»Also, Rudy, ich bin ein sehr teurer Anwalt in einer sehr teuren Kanzlei«, sagt er mit langsamer, vertraulicher Stimme, als gäbe er hier überaus geheime Informationen preis. »Wenn wir einen Fall wie diesen übernehmen, dann stellen wir ein paar Berechnungen über die voraussichtlichen Kosten der Verteidigung an. Wir informieren unseren Mandanten über diese Schätzung, und zwar, noch bevor wir einen Finger rühren. Ich habe schon eine Menge Fälle bearbeitet und treffe mit meinen Schätzungen gewöhnlich ziemlich genau ins Schwarze.« Er verlagert sein Gewicht ein wenig, bereitet sich auf die Pointe vor. »Ich habe Great Benefit mitgeteilt, daß bei einem ausgewachsenen Prozeß ein Verteidigungshonorar von fünfzig- bis fünfundsiebzigtausend Dollar zusammenkommen würde.«

Er wartet, daß ich mich von dieser Zahl beeindruckt zeige, aber ich betrachte nur eingehend seine Krawatte. In der Ferne rauscht die Toilettenspülung.

»Und deshalb hat Great Benefit mich ermächtigt, Ihnen und Ihren Mandanten einen Vergleich über fünfundsiebzigtausend Dollar anzubieten.«

Ich stoße einmal heftig die Luft aus. In meinem Kopf herrscht plötzlich ein wildes Durcheinander von Gedanken, aber einer drängt sich immer wieder in den Vordergrund: fünfundzwanzigtausend Dollar. Mein Honorar! Ich kann es regelrecht sehen.

Einen Moment mal. Wenn sein Busenfreund Hale sowieso im Begriff ist, den Fall abzuweisen, weshalb bietet er mir dann dieses Geld an?

Und dann wird es mir klar – die ziehen hier das Spielchen guter Bulle/böser Bulle mit mir durch. Harvey fährt das schwere Geschütz auf und jagt mir eine Heidenangst ein, und dann kommt Leo mit den Samthandschuhen. Ich frage mich, wie oft sie ihre kleine Überraschungsnummer in diesem Büro hier wohl schon durchgezogen haben.

»Damit wir uns richtig verstehen, das ist kein Eingeständnis einer Zahlungsverpflichtung«, sagt er; »Es ist ein einmaliges Angebot, das nur für die nächsten achtundvierzig Stunden gilt, und Sie können es annehmen oder ablehnen, solange es auf dem Tisch liegt. Wenn Sie nein sagen, dann beginnt der Dritte Weltkrieg.«

»Aber weshalb?«

»Aus rein ökonomischen Gründen. Great Benefit spart ein bißchen Geld und geht außerdem gar nicht erst das Risiko ein, daß vielleicht doch irgend jemand ein völlig schwachsinniges Urteil spricht. Die mögen es nicht, wenn man sie verklagt, verstehen Sie? Ihre Manager wollen ihre Zeit nicht mit eidesstattlichen Erklärungen und Auftritten vor Gericht vergeuden. Die wollen kein Aufsehen und diese Art von Publicity schon gar nicht. Im Versicherungsgeschäft geht es hart auf hart, und die Konkurrenz soll möglichst keinen Wind von dieser Sache bekommen. Es gibt also eine Menge guter Gründe für einen Vergleich in aller Stille. Und eine Menge guter Gründe für Ihre Mandanten, das Geld zu nehmen und die Sache auf sich beruhnen zu lassen. Das meiste davon ist steuerfrei, wie Sie vermutlich wissen.«

Er ist aalglatt. Wenn ich mich jetzt darüber ausließe, was ich für einen todsicheren Fall an der Angel habe und wie niederträchtig sein Mandant ist, würde er nur zu allem lächeln undverständnisvoll nicken. Es würde von ihm abgleiten wie Wasser vom Rücken einer Ente. Im Augenblick will Leo Drummond, daß ich sein Geld nehme, und wenn ich jetzt anfinge, seine Frau zu beschimpfen, würde ihn auch das kalt lassen.

Die Tür geht auf, und Seine Ehren kommt aus seiner kleinen Privattoilette. Jetzt hat Leo plötzlich eine volle Blase und entschuldigt sich. Der Köder ist ausgelegt. Jetzt kommt die nächste Runde.

»Zu hoher Blutdruck«, sagt Hale fast zu sich selbst, während er sich hinter seinem Schreibtisch niederläßt und die Röhrchen einsammelt. Nicht hoch genug, hätte ich am liebsten gesagt.

»Keine große Chance auf einen Prozeß, mein Junge, tut mir leid. Vielleicht kann ich Leo dazu bringen, daß er Ihnen einen Vergleich anbietet. So etwas gehört zu meinem Job. Andere Richter gehen die Sache anders an, aber ich nicht. Mir ist es am liebsten, wenn es gleich am ersten Tag zu einem Vergleich kommt. Hält die Dinge in Bewegung. Diese Versicherungsfritzen sind eventuell sogar bereit, Ihnen ein nettes Sümmchen rüberzuschieben, nur damit sie Leo nicht tausend Dollar pro Minute zahlen müssen.« Er lacht, als wäre das wirklich komisch. Sein Gesicht läuft blutrot an, und er hustet.

Ich kann förmlich sehen, wie Leo mit dem Ohr an der Tür in der Toilette steht und lauscht. Es würde mich nicht einmal überraschen, wenn sie da drinnen ein Mikrofon hätten.

Ich sehe zu, wie er hustet, bis ihm das Wasser aus den Augen läuft. Als er fertig ist, sage ich: »Er hat mir gerade die Kosten der Verteidigung angeboten.«

Hale ist ein miserabler Schauspieler. Er versucht, überrascht zu wirken. »Wieviel?«

»Fünfundsiebzigtausend.«

Seine Kinnlade fällt herunter. »Donnerwetter! Hören Sie, mein Junge, Sie wären verrückt, wenn Sie die nicht annehmen würden.«

»Meinen Sie?« frage ich. Ich bin ja so arglos.

»Fünfundsiebzig. Donnerwetter, 'ne Menge Geld. Hört sich gar nicht nach Leo an.«

»Er ist wirklich ein netter Kerl.«

»Nehmen Sie das Geld, mein Junge. Ich mache das hier schon ziemlich lange. Sie sollten auf mich hören.«

Die Tür geht auf, und Leo gesellt sich wieder zu uns. Seine Ehren starrt Leo an und sagt: »Fünfundsiebzigtausend!« Man hätte meinen können, daß Geld käme aus Hales Amtsbudget.

»Mein Mandant hat den Vorschlag gemacht«, erklärt Leo. Ihm sind die Hände gebunden. Er ist machtlos.

Sie werfen sich noch eine Weile weiter die Bälle zu. Ich kann nicht rational denken, also schweige ich möglichst. Als ich das

Zimmer verlasse, hat Leo mir freundschaftlich den Arm um die Schulter gelegt.

Ich finde Deck auf dem Flur, am Telefon, also setze ich mich auf eine Bank in der Nähe und versuche, Ordnung in meine Gedanken zu bringen. Sie haben Bruiser erwartet. Hätten sie mit ihm dasselbe Spiel gespielt? Nein, ich glaube nicht. Wie haben sie es geschafft, ihren Hinterhalt für mich so rasch zu planen? Vermutlich hatten sie für ihn eine andere Routine vor gesehen.

Ich bin von zwei Dingen überzeugt. Erstens: Hale ist es ernst mit der Abweisung der Klage. Er ist ein kranker alter Mann, der schon lange im Amt ist und immun gegen Druck. Ihm ist es völlig gleichgültig, ob er recht oder unrecht hat. Und es könnte überaus schwierig sein, die Klage bei einem anderen Gericht erneut einzureichen. Die Anklage ist in ernsthaften Schwierigkeiten. Zweitens: Drummond ist zu sehr auf einen Vergleich erpicht. Er hat Angst, und zwar, weil sein Mandant bei einer Bärenschiene ertappt worden ist, das Blut noch an den Händen.

Deck hat in den letzten zwanzig Minuten elf verschiedene Nummern angerufen, aber von Bruiser nirgends eine Spur. Während wir zur Kanzlei zurückfahren, schildere ich ihm die seltsamen Vorgänge in Hales Richterzimmer. Deck, immer bereit, in eine neue Rolle zu schlüpfen, will das Geld nehmen und es damit gut sein lassen. Er bringt das sehr gute Argument vor, daß kein noch so hoher Geldbetrag Donny Ray jetzt noch das Leben retten kann; also sollten wir nehmen, was wir kriegen können, und Dot und Buddy das Leben ein bißchen leichter machen.

Deck behauptet, er hätte eine Menge unerfreulicher Geschichten über sehr fragwürdige Prozesse in Hales Gerichtssaal gehört. Für einen amtierenden Richter spricht er sich mit ungewöhnlichem Nachdruck für eine Reform des Schadener satzrechts aus. Haßt Kläger, sagt Deck mehr als einmal. Es wird schwer sein, einen fairen Prozeß zu bekommen. Lassen Sie uns das Geld nehmen, sagt Deck.

Dru ist in Tränen aufgelöst, als wir in die Kanzlei kommen. Sie ist völlig hysterisch, weil alle Welt nach Bruiser fragt. Ihre Wimperntusche rinnt ihr über die Wangen, während sie flucht und weint. Das ist ganz und gar nicht seine Art, sagt sie immer und immer wieder. Es muß etwas Schlimmes passiert sein.

Bruiser treibt sich viel mit dubiosen und gefährlichen Leuten herum. Schließlich ist er selber ein Ganove. Es würde mich also nicht überraschen, wenn man seine Leiche im Kofferraum eines Wagens am Flughafen fände, und Deck sieht das nicht anders. Die Gangster sind hinter ihm her.

Ich bin auch hinter ihm her. Ich rufe bei Yogi's an, um mit Prince zu sprechen. Er wird wissen, wo Bruiser steckt. Ich rede mit Billy, dem Geschäftsführer, den ich gut kenne, und nach ein paar Minuten erfahre ich, daß Prince offenbar auch verschwunden ist. Sie haben vergeblich überall herumtelefoniert. Billy ist nervös und macht sich Sorgen. Die Leute vom FBI haben gerade das Lokal verlassen. Was geht da vor?

Deck läuft von Büro zu Büro und ruft die Truppe zusammen. Wir treffen uns im Konferenzraum – ich, Deck, Toxer und Ridge, vier Sekretärinnen und zwei Laufburschen, die ich noch nie gesehen habe. Nicklass, der andere Anwalt, ist nicht in der Stadt. Alle vergleichen ihre Notizen über ihr letztes Zusammentreffen mit Bruiser. Irgend etwas Verdächtiges? Was hatte er für heute vor? Wen hat er heute treffen wollen? Wer hat zuletzt mit ihm gesprochen? Es liegt eine gewisse Panik in der Luft, eine Atmosphäre der Verwirrung, die durch Drus ständiges Geheul nicht gerade verbessert wird. Sie weiß einfach, daß etwas passiert ist.

Die Versammlung endet damit, daß wir schweigend in unsere Büros zurückkehren und die Türen hinter uns schließen. Deck folgt mir natürlich auf dem Fuße. Wir unterhalten uns eine Weile und achten dabei sehr genau darauf, daß wir kein Wort sagen, von dem wir nicht wollen, daß es abgehört wird, falls die Kanzlei wirklich voller Wanzen steckt. Um halb zwölf schleichen wir uns zu einer Hintertür hinaus und gehen zum Lunch.

Wir werden nie wieder einen Fuß in dieses Gebäude setzen.

Ich werde wohl nie erfahren, ob Deck tatsächlich wußte, was passieren würde, oder ob er nur verblüffend hellsichtig war. Er ist ein unkomplizierter Mann, der mit seinen Gedanken meistens ziemlich an der Oberfläche bleibt. Aber er hat dennoch etwas Seltsames an sich, mal abgesehen von seinem Äußerem. Irgendwo in seinem Innern ist etwas verborgen, das er nicht preisgeben will. Ich habe den starken Verdacht, daß er und Bruiser einander erheblich näherstanden, als die meisten von uns wußten. Bruisers Freigebigkeit in der Van-Landel-Sache war wahrscheinlich die Belohnung für Decks treue Dienste und gleichzeitig als unauffällige Warnung gedacht, daß er, Bruiser, sich demnächst absetzen würde.

Jedenfalls bin ich nicht sonderlich überrascht, als zwanzig nach drei in der Nacht mein Telefon klingelt. Es ist Deck mit zwei Neuigkeiten: Das FBI ist kurz nach Mitternacht über unsere Kanzlei hergefallen, und Bruiser hat sich aus dem Staub gemacht. Und das ist noch nicht alles. Unsere Büros sind auf richterliche Anordnung hin versiegelt worden, und das FBI wird vermutlich mit allen reden wollen, die bei Bruiser beschäftigt waren. Und man sollte es nicht glauben: Prince Thomas scheint zusammen mit seinem Anwalt und Freund verschwunden zu sein.

Stellen Sie sich vor, kichert Deck ins Telefon, wie diese beiden wandelnden Fleischberge mit ihrem langen, angegranten Haar und ihren dicken Barten versuchen, unerkannt durch Flughäfen zu schleichen.

Die Anklagen sollen erhoben werden, sobald die Sonne aufgegangen ist. Deck schlägt vor, daß wir uns gegen Mittag in unserem neuen Büro treffen, und da ich nicht weiß, wo ich sonst hingehen sollte, sage ich zu.

Ich starre eine halbe Stunde an die dunkle Zimmerdecke, dann gebe ich auf. Ich gehe barfuß durch das kühle, feuchte Gras und lasse mich in die Hängematte fallen. Um einen Typ

wie Prince ranken sich immer eine Menge bunter Gerüchte. Bargeld war seine Leidenschaft, und schon an meinem ersten Tag bei Yogi's erzählte mir eine Kellnerin, daß er achtzig Prozent davon nie bei der Steuer angegeben hat. Es gehörte zu den Lieblingsbeschäftigungen seiner Angestellten, sich darüber die Mäuler zu zerreißen und Vermutungen anzustellen, wieviel Geld es wohl tatsächlich war, was er so beiseite schaffen konnte.

Und Yogi's war nicht seine einzige Einnahmequelle. Bei einem Prozeß gegen das organisierte Verbrechen vor ein paar Jahren sagte ein Junge aus, daß in einer bestimmten Oben-ohne-Bar neunzig Prozent der Erträge in Bargeld eingenommen und sechzig Prozent davon nie in einer Steuererklärung auftauchen würden. Wenn Bruiser und Prince also tatsächlich einen oder mehrere von diesen Pornoclubs besessen haben, dann haben sie das Geld nur so gescheffelt.

Gerüchteweise hat Prince ein Haus in Mexiko, Bankkonten in der Karibik, eine schwarze Geliebte in Jamaika und eine Farm in Argentinien; an die anderen Geschichten kann ich mich nicht mehr erinnern. In seinem Büro gab es eine geheimnisvolle Tür, die angeblich zu einem kleinen Raum führte, in dem sich die Kartons voller Zwanzig- und Hundert-Dollar-Scheine bis zur Decke stapelten.

Wenn er wirklich auf der Flucht ist, hoffe ich, daß er durchkommt. Ich hoffe, daß er möglichst viel von seinem geliebten Bargeld mitnehmen konnte und nie erwischt wird. Es ist mir egal, was er verbrochen haben soll, er ist mein Freund.

Dot dirigiert mich an den Küchentisch, auf denselben Stuhl, und setzt mir Instantkaffee vor, in derselben Tasse. Es ist noch früh am Tage, und in der schäbigen Küche hängt der fettige Geruch von ausgelassenem Speck. Buddy ist da draußen, sagt sie armeschwenkend. Ich schaue nicht hin.

Donny Ray wird immer schwächer, sagt sie, die letzten beiden Tage ist er überhaupt nicht aufgestanden.

»Wir waren gestern das erste Mal vor Gericht«, erkläre ich.

»Schon?«

»Es war kein Prozeß oder so etwas. Nur eine vorläufige Anhörung. Die Versicherung versucht, eine Klageabweisung zu

erreichen, und darüber haben wir uns mächtig in den Haaren gelegen.« Ich versuche, mich möglichst einfach auszudrücken, aber ich bin nicht sicher, ob sie irgend etwas mitbekommt. Sie schaut durch die schmutzigen Fenster hinaus in den Hintergarten, ohne dem Fairlane auch nur einen Blick zu schenken. Dot scheint alles gleichgültig zu sein.

Das ist seltsam beruhigend. Wenn Richter Hale tut, was er meiner Meinung nach tun wird, und wenn wir auch bei einem anderen Gericht nicht mit der Klage durchkommen, dann ist die Sache erledigt. Vielleicht hat die ganze Familie aufgegeben. Vielleicht werden sie mich nicht einmal anschreien, wenn wir abgeschmettert werden.

Auf dem Weg hierher habe ich beschlossen, Richter Hale und seine Drohungen nicht zu erwähnen. Das hätte unsere Unterhaltung nur schwieriger gemacht. Wir werden später noch massenhaft Zeit haben, darüber zu sprechen, wenn sonst nichts mehr zu bereden bleibt.

»Die Versicherung hat einen Vergleich angeboten.«

»Sie hat was angeboten?«

»Geld.«

»Wieviel?«

»Fünfundsiebzigtausend Dollar. Sie haben sich ausgerechnet, daß sie ihren Anwälten bei einem Prozeß ungefähr genauso viel zahlen müßten, also bieten sie das Geld jetzt uns als Abfindung an.«

Ich kann zusehen, wie sie rot anläuft und die Kiefer aufeinanderpreßt. »Diese Mistkerle glauben, sie könnten sich frei kaufen, stimmt's?«

»Ja, das glauben sie.«

»Donny Ray braucht kein Geld. Letztes Jahr hätte er eine Knochenmarktransplantation gebraucht. Jetzt ist es zu spät.«

»Richtig.«

Sie nimmt ihre Zigarettenschachtel vom Tisch und zündet sich eine an. Ihre Augen sind rot und glänzen feucht. Ich habe mich geirrt. Diese Mutter hat nicht aufgegeben. Sie will Blut sehen. »Was sollen wir mit fünfundsiebzigtausend Dollar anfangen? Donny Ray wird bald tot sein, und dann sind nur

noch ich und er da.« Sie nickt mit dem Kopf in Richtung auf den Fairlane.

»Diese Schweine«, sagt sie.

»Ganz meine Meinung.«

»Sie haben vermutlich gesagt, daß wir es nehmen werden, oder?«

»Natürlich nicht. Ohne Ihre Zustimmung kann ich keinen Vergleich abschließen. Wir haben bis morgen Zeit, uns zu entscheiden.« Damit wären wir wieder bei der drohenden Klageabweisung. Wir hätten das Recht, gegen einen ablehnenden Beschuß durch Richter Hale Berufung einzulegen. Das würde ungefähr ein Jahr dauern, aber wir härtten eine reelle Chance. Aber auch darüber möchte ich im Moment nicht reden.

Wir sitzen eine lange Zeit schweigend beisammen, beide vollauf damit zufrieden, einfach nur dazusitzen und zu warten. Ich versuche, meine Gedanken zu ordnen. Gott allein weiß, was ihr im Kopf herumgeht. Arme Frau.

Sie drückt ihre Zigarette im Aschenbecher aus und sagt: »Wir sollten mit Donny Ray reden.«

Ich folge ihr durch das düstere Wohnzimmer und einen kurzen Korridor entlang. Donny Rays Tür ist geschlossen, und an ihr hängt ein Zettel mit der Aufschrift RAUCHEN VERBOTEN. Sie klopft leise an, und wir gehen hinein. Das Zimmer ist hübsch und ordentlich und riecht irgendwie antiseptisch. In einer Ecke surrt ein Ventilator. Das mit einem Fliegengitter versehene Fenster steht offen. Auf einem Gestell am Fußende des Bettes steht ein Fernseher und neben dem Kopfkissen ein Tisch mit einer ganzen Batterie von Medikamenten.

Donny Ray liegt steif wie ein Brett da, ein Laken fest um seinen zerbrechlichen Körper gewickelt. Er lächelt, als er mich sieht, und klopft mit der Hand auf eine Stelle neben sich. Dort lasse ich mich nieder. Dot setzt sich auf einen Stuhl auf der anderen Seite des Bettes.

Er bemüht sich, weiter zu lächeln und mich davon zu überzeugen, daß es ihm gutgeht. Heute ist alles besser. Nur ein bißchen müde, das ist alles. Seine Stimme ist leise und angestrengt, seine Worte sind manchmal kaum verständlich. Er hört aufmerksam zu, als ich über die gestrige Anhörung be-

richte und das Vergleichsangebot erkläre. Dot hält seine rechte Hand.

»Werden sie noch höher gehen?« fragt er. Das ist eine Frage, über die Deck und ich gestern beim Lunch debattiert haben. Great Benefit hat einen bemerkenswerten Sprung getan von null auf fünfundsiebzigtausend. Wir vermuten beide, daß sie bis auf hunderttausend heraufgehen würden, aber ich werde mich hüten, vor meinen Mandanten genauso optimistisch zu sein.

»Ich bezweifle es«, sage ich. »Wir könnten es versuchen. Mehr als nein sagen können sie nicht.«

»Wieviel würden Sie bekommen?« fragt er. Ich erkläre ihm unseren Vertrag, daß mein Anteil ein Drittel beträgt.

Er sieht seine Mutter an und sagt: »Das wären fünfzigtausend für dich und Dad.«

»Was sollen wir mit fünfzigtausend Dollar?« fragt sie ihn.

»Das Haus abzahlen. Einen neuen Wagen kaufen. Etwas fürs Alter beiseite legen.«

»Ich will ihr verdammtes Geld nicht.«

Donny Ray schließt die Augen und macht ein kurzes Nikkerchen. Ich betrachte die Flaschen und Gläser mit den Medikamenten. Als er aufwacht, berührt er meinen Arm, versucht, ihn zu drücken, und sagt: »Möchten Sie den Vergleich abschließen, Rudy? Ein Teil des Geldes würde Ihnen gehören.«

»Nein. Das möchte ich nicht«, sage ich entschieden. Ich sehe ihn an, dann sie. Sie hören aufmerksam zu. »Sie würden uns das Geld nicht anbieten, wenn sie nicht nervös wären. Ich will diese Leute bloßstellen.«

Ein Anwalt ist verpflichtet, seinen Mandanten den bestmöglichen Ratschlag zu erteilen, ohne Rücksicht auf seine eigenen finanziellen Verhältnisse. Ich habe nicht den geringsten Zweifel, daß ich die Blacks dazu überreden könnte, dem Vergleich zuzustimmen. Mit nur wenig Mühe könnte ich sie davon überzeugen, daß Richter Hale im Begriff ist, uns den Teppich unter den Füßen wegzuziehen, und daß das Geld jetzt auf dem Tisch liegt, aber bald für immer verschwunden sein wird. Ich könnte ihnen ein regelrechtes Horrorszenario ausmalen.

Auf diesen Leuten ist schon so viel herumgetrampelt worden, sie würden es ohne weiteres glauben.

Es wäre ganz leicht. Und ich würde mit fünfundzwanzigtausend Dollar abziehen, einem Honorar, das ich mir im Moment kaum vorstellen kann. Aber ich habe der Versuchung widerstanden. Heute nacht in der Hängematte habe ich gegen sie angekämpft, und jetzt bin ich ruhig und in Frieden mit mir selbst.

Zu diesem Zeitpunkt würde nicht viel dazugehören, mich aus dem Anwaltsberuf zu vertreiben. Bevor ich meine Mandanten verkaufe, würde ich lieber noch einen Schritt weitergehen und ganz aufhören.

Ich lasse Dot in Donny Rays Zimmer zurück und hoffe von ganzem Herzen, daß ich nicht morgen mit der Nachricht zurückkehren muß, daß unser Fall abgewiesen wurde.

In der näheren Umgebung von St. Peter's gibt es mindestens vier weitere Krankenhäuser, Studieneinrichtungen für Ärzte und Zahnärzte und zahllose Arztpraxen. Alles, was in Memphis irgendwie mit Medizin zu tun hat, hat sich in einem Areal von sechs Blocks zwischen Union und Madison niedergelassen. An der Madison selbst, direkt gegenüber von St. Peter's, steht ein achtstöckiges Gebäude, das sogenannte Peabody Medical Arts Building. Über die Straße führt ein geschlossener Fußgängertunnel, durch den die Ärzte von ihren Praxen ins Krankenhaus und wieder zurück gelangen können. Das Gebäude beherbergt ausschließlich Ärzte, und einer davon ist Dr. Eric Craggdale, ein Orthopäde. Seine Praxis liegt im dritten Stock.

Ich habe gestern mehrmals anonym in seiner Praxis angerufen und herausgefunden, was ich wissen wollte. Ich warte in der großen Halle von St. Peter's, ein Stockwerk oberhalb der Straße, und beobachte den Parkplatz des Peapody Medical Arts Building. Zwanzig Minuten vor elf sehe ich, wie ein alter VW Käfer von der Madison auf den dicht besetzten Parkplatz abbiegt. Kelly steigt aus.

Sie ist allein, genau wie ich erwartet hatte. Vor einer Stunde habe ich ihren Mann bei seiner Firma ans Telefon rufen lassen

und aufgelegt, als er an den Apparat kam. Ich kann kaum ihren Scheitel sehen, als sie sich abmüht, aus dem Wagen auszusteigen. Sie hinkt an Krücken zwischen den Wagenreihen hindurch auf das Gebäude zu.

Ich fahre mit dem Fahrstuhl ein Stockwerk höher, dann überquere ich die Madison in der gläsernen Röhre, die über sie hinwegführt. Ich bin nervös, habe es aber nicht eilig.

Das Wartezimmer ist überfüllt. Sie sitzt mit dem Rücken zur Wand und blättert in einer Zeitschrift. Ihr gebrochener Knöchel steckt jetzt in einem Gehgips. Der Stuhl rechts neben ihr ist frei, und ich sitze darauf, bevor sie begriffen hat, daß ich es bin.

Zunächst macht sie ein entsetztes Gesicht, doch dann strahlt sie mich freundlich an. Sie schaut sich nervös um. Niemand beachtet uns.

»Lesen Sie einfach weiter in Ihrer Zeitschrift«, flüstere ich und schlage einen *National Geographic* auf. Sie hebt ein Exemplar von *Vogue* bis fast auf Augenhöhe und fragt: »Was tun Sie hier?«

»Rückenprobleme.«

Sie schüttelt den Kopf und sieht sich um. Die Dame neben ihr würde liebend gern zu uns rüberstarren, aber ihr Hals steckt in einem Stützverband. Wir kennen beide keine Menschenseele in diesem Raum, also weshalb sollten wir uns Sorgen machen? »Wer ist Ihr Arzt?« fragt sie.

»Craggdale«, erwidere ich.

»Sehr komisch.« Kelly Riker war schön in einem einfachen Krankenhausnachthemd, mit einem blauen Fleck im Gesicht und ohne Make-up. Jetzt ist es mir unmöglich, die Augen von ihrem Gesicht abzuwenden. Sie trägt ein weißes, leicht gestärktes Baumwollhemd von der Art, die Studentinnen gern von ihren Freunden ausleihen, und aufgekrempelte Khaki-Shorts. Das dunkle Haar fällt ihr über die Schultern.

»Ist er gut?« frage ich.

»Ein Arzt wie andere auch.«

»Waren Sie schon einmal bei ihm?«

»Hören Sie auf, Rudy. Darüber rede ich nicht. Sie sollten besser verschwinden.« Ihre Stimme ist leise, aber bestimmt.

»Wissen Sie, darüber habe ich nachgedacht. Ich habe sogar eine Menge Zeit damit verbracht, über Sie nachzudenken und darüber, was ich tun sollte.« Ich halte inne, weil ein Mann in einem Rollstuhl vorbeirollt.

»Und?« sagt sie.

»Ich weiß es immer noch nicht.«

»Ich meine, Sie sollten aus meinem Leben verschwinden.«

»Das ist doch nicht Ihr Ernst?«

»Doch, das ist es.«

»Ist es nicht. Sie wollen, daß ich in Ihrer Nähe bleibe, mit Ihnen Verbindung halte, Sie hin und wieder anrufe, damit Sie, wenn er Ihnen das nächste Mal ein paar Knochen bricht, jemanden haben, der sich um Sie sorgt. Das ist es, was Sie wollen.«

»Es wird kein nächstes Mal geben.«

»Warum nicht?«

»Weil er jetzt anders ist. Er versucht, mit dem Trinken aufzuhören. Er hat versprochen, daß er mich nicht wieder schlagen wird.«

»Und Sie glauben ihm?«

»Ja, das tue ich.«

»Das hat er früher auch schon versprochen.«

»Weshalb gehen Sie nicht? Und rufen Sie mich nicht an, okay? Das macht alles nur noch schlimmer.«

»Wieso? Weshalb macht das alles nur noch schlimmer?«

Sie zögert eine Sekunde, läßt die Zeitschrift in ihren Schoß sinken und sieht mich an. »Weil ich, je mehr Zeit vergeht, um so weniger an Sie denke.«

Es ist wirklich erfreulich zu wissen, daß sie an mich gedacht hat. Ich greife in die Tasche und hole eine Visitenkarte heraus, eine mit meiner alten Adresse, der, die jetzt von verschiedenen Behörden der Regierung der Vereinigten Staaten abgesperrt und versiegelt worden ist. Ich schreibe meine Telefonnummer auf die Rückseite und gebe sie ihr. »Abgemacht. Ich werde Sie nicht wieder anrufen. Falls Sie mich brauchen sollten, das ist meine Privatnummer. Wenn er Ihnen etwas antut, will ich es erfahren.«

Sie nimmt die Karte. Ich küsse sie schnell auf die Wange, dann verlasse ich das Wartezimmer.

Im sechsten Stock des gleichen Gebäudes befindet sich eine große Onkologenpraxis. Dr. Walter Kord ist Donny Rays behandelnder Arzt, was zu diesem Zeitpunkt bedeutet, daß er ihm ein paar Tabletten und andere Medikamente verschreibt und darauf wartet, daß er stirbt. Kord hat die anfängliche Chemotherapie veranlaßt und die Tests vorgenommen, die ergaben, daß Ron Black für eine Knochenmarktransplantation bei seinem Zwillingsbruder der ideale Spender gewesen wäre. Beim Prozeß wird er ein wichtiger Zeuge sein, vorausgesetzt, daß es überhaupt dazu kommt.

Ich lasse einen drei Seiten langen Brief bei seiner Empfangsdame. Ich würde mich gern mit ihm unterhalten, wann es ihm paßt und, wenn es geht, ohne dafür eine Rechnung zu bekommen. In der Regel hassen Ärzte Anwälte und lassen sich Gespräche mit ihnen teuer bezahlen. Aber Kord und ich stehen auf derselben Seite, und ich habe nichts zu verlieren, wenn ich versuche, mit ihm ins Gespräch zu kommen.

Ich habe ein sehr ungutes Gefühl, während ich, ohne besonders auf den Verkehr zu achten, diese Straße in dieser rauhen Gegend der Stadt entlangrolle und vergeblich versuche, die verblichenen und abblätternden Hausnummern über den Türen zu lesen. Die Gegend sieht aus, als wäre sie früher aus guten Gründen aufgegeben worden, befände sich jetzt aber in einer Art von erneutem Aufschwung. Die Häuser sind alle zwei oder drei Stockwerke hoch und haben Ziegelstein- und Glasfronten. Die meisten grenzen direkt aneinander, einige wenige sind durch schmale Gassen getrennt. Viele sind immer noch vernagelt, ein paar vor Jahren ausgebrannt. Ich passiere zwei Restaurants, eines mit Tischen auf dem Gehsteig unter einer Markise, aber ohne Gäste, eine Reinigung, einen Blumenladen.

Das Antiquitätengeschäft befindet sich in einem halbwegs sauber aussehenden Eckhaus aus dunkelgrau gestrichenen Ziegelsteinen und mit roten Markisen über den Fenstern. Es gibt zwei Stockwerke, und als mein Blick zum ersten Stock emporwandert, habe ich vermutlich mein neues Zuhause gefunden.

Weil ich keine andere Tür entdecken kann, betrete ich das Antiquitätengeschäft. In der winzigen Diele sehe ich eine Treppe und schwaches Licht an ihrem oberen Ende.

Deck wartet auf mich, stolz lächelnd. »Wie finden Sie es?« überfällt er mich, noch bevor ich Gelegenheit hatte, mir irgend etwas anzusehen. »Vier Zimmer, ungefähr neunzig Quadratmeter plus Toilette. Nicht schlecht«, sagt er und klopft mir auf die Schulter. Dann macht er einen Satz vorwärts, wirbelt herum und breitet die Arme aus. »Ich dachte, das hier sollte der Empfang werden, wir könnten es für eine Sekretärin benutzen, wenn wir später eine einstellen. Braucht nur ein bißchen Farbe. Alle Fußböden sind aus Hartholz«, sagt er und stampft dabei mit dem Fuß auf, als könnte ich das nicht selber sehen. »Die Zimmer sind dreieinhalb Meter hoch. Die Wände bestehen aus Gipskarton, leicht zu streichen.« Er macht mir Zeichen, daß ich ihm folgen soll. Wir gelangen durch eine offene Tür in einen kurzen Flur. »Ein Zimmer auf jeder Seite. Das hier ist das größere, also dachte ich, daß Sie das wohl am ehesten brauchen.«

Ich betrete mein neues Büro und bin angenehm überrascht. Es ist ungefähr viereinhalb mal viereinhalb Meter groß mit einem Fenster zur Straße hinaus. Ein leeres, sauberes Zimmer mit einem hübschen Fußboden.

»Und da drüben ist das dritte Zimmer, ich dachte, wir könnten es als Konferenzraum benutzen. Hier drin werde ich arbeiten, aber ich werde alles ordentlich halten.« Er bemüht sich so angestrengt, zu gefallen, daß er mir fast leid tut. Kein Grund zur Panik, Deck. Das Büro gefällt mir. Gute Arbeit.

»Da hinten ist das Klo. Das muß saubergemacht und gestrichen werden, vielleicht müssen wir auch einen Klempner kommen lassen.« Er weicht in das vordere Zimmer zurück. »Wie finden Sie es?«

»Es wird funktionieren, Deck. Wem gehört das hier?«

»Dem Trödler unten. Alter Mann und seine Frau. Übrigens, sie haben ein paar Sachen, die wir brauchen könnten: Tische, Stühle, Lampen, sogar ein paar alte Aktenschränke. Es ist billig, sieht nicht schlecht aus und paßt sozusagen in unser Dekorationsschema hier; außerdem sind sie einverstanden, daß

wir monatlich zahlen. Sie sind irgendwie froh darüber, noch jemanden im Haus zu haben. Ich glaube, sie sind mehrmals ausgeraubt worden.«

»Wie erfreulich.«

»Ja. Wir müssen hier sehr vorsichtig sein.« Er gibt mir ein Blatt mit Farbproben von Sherwin-Williams. »Ich dachte, wir sollten uns für einen der Weißtöne entscheiden. Die sind leichter aufzutragen und nicht so teuer. Die Telefongesellschaft kommt morgen. Der Strom ist schon eingeschaltet. Sehen Sie sich das hier an.« Neben dem Fenster steht ein Tisch, auf dem einige Papiere herumliegen und auf dem ein kleiner Schwarz-weißfernseher steht.

Deck ist schon beim Drucker gewesen. Er zeigt mir verschiedene Entwürfe für unser neues Briefpapier. Auf jedem steht oben in großen Buchstaben mein Name und darunter in der Ecke seiner als Anwaltsgehilfe. »Die habe ich von einer kleinen Druckerei ein Stück die Straße hinunter bekommen. Sehr preiswert. Sie brauchen ungefähr zwei Tage, um den Auftrag auszuführen. Ich würde sagen, fünfhundert Briefbogen und Umschläge. Ist einer dabei, der Ihnen gefällt?«

»Ich werde sie mir heute abend genauer ansehen.«

»Wann wollen wir streichen?«

»Nun, ich denke, wir ...«

»Ich nehme an, wir könnten es an einem Tag schaffen, wenn wir mit einem Anstrich auskommen. Ich besorge heute nachmittag die Farbe und das Werkzeug und versuche, gleich anzufangen. Können Sie morgen helfen?«

»Natürlich.«

»Wir müssen ein paar Entscheidungen treffen. Was ist mit einem Faxgerät? Besorgen wir uns gleich eins, oder warten wir damit noch? Der Telefontyp kommt morgen, das sagte ich schon. Und einen Kopierer? Ich würde sagen nein, vorerst nicht, wir können die Originale sammeln, und ich gehe einmal am Tag hinunter in die Druckerei. Einen Anrufbeantworter brauchen wir. Ein guter kostet so um die achtzig Dollar. Ich kümmere mich darum, wenn Sie wollen. Und wir müssen ein Konto eröffnen. Ich kenne einen Filialleiter bei der First Trust, er hat gesagt, er gibt uns dreißig Schecks im Monat kostenlos

und zwei Prozent Zinsen auf unser Geld. Schwer zu schlagen. Wir müssen die Schecks bestellen, weil wir einige Rechnungen bezahlen müssen.« Plötzlich sieht er auf die Uhr. »Hey, das hätte ich beinahe vergessen.«

Er schaltet den Fernseher ein. »Vor einer Stunde ist Anklage erhoben worden – wegen mindestens hundert verschiedener Vergehen – gegen Bruiser, Bennie >Prince< Thomas, Willie McSwane und noch ein paar andere.«

Die Mittagsnachrichten laufen bereits, und das erste Bild, das wir sehen, ist eine Live-Aufnahme von unseren früheren Büros. Agenten bewachen die Vordertür, vor der im Moment keine Kette liegt. Der Reporter erläutert, daß die Angestellten der Kanzlei kommen und gehen können, aber nichts entfernen dürfen. Die nächste Aufnahme zeigt Vixens, einen Oben-ohne-Club, den die Feds gleichfalls dichtgemacht haben. »Der Anklage zufolge waren Bruiser und Thomas an drei Clubs beteiligt«, sagt Deck. Der Reporter sagt dasselbe. Dann kommen ein paar Aufnahmen von unserem ehemaligen Boß, wie er bei einem früheren Prozeß finster dreinblickend auf einem Flur im Gerichtsgebäude steht. Es wurden Haftbefehle erlassen, aber sowohl Mr. Stone als auch Mr. Thomas sind unauffindbar. Der mit der Leitung der Ermittlungen beauftragte FBI-Agent wird interviewt, und er ist der Ansicht, daß die beiden Herren geflüchtet sind. Eine eingehende Fahndung läuft bereits.

»Lauf, Bruiser, lauf«, sagt Deck.

Die Story ist schon deshalb saftig genug, weil es hier um hiesige Gangster geht, einen stadtbekannten Anwalt, mehrere Polizisten aus Memphis und natürlich das Pornogeschäft. Aber die Flucht der Hauptakteure verleiht ihr noch zusätzliche Würze. Prince und Bruiser haben sich offensichtlich aus dem Staub gemacht, und das ist mehr, als die Reporter ertragen können. Es folgen Aufnahmen von der Verhaftung von Polizisten, von einer weiteren Oben-ohne-Bar, diesmal mit nackten, von den Schenkeln abwärts gezeigten Tänzerinnen, und vom Bundesanwalt, der vor den Medien erscheint, um die Anklagen zu verkünden.

Dann kommt eine Aufnahme, die mir das Herz bricht. Sie haben Yogi's geschlossen, Ketten um die Türgriffe geschlun-

gen und Posten vor die Türen gestellt. Sie nennen es das Hauptquartier von Prince Thomas, dem Gangsterboß, und die Feds machen einen überraschten Eindruck, weil sie, als sie vorige Nacht hereinstürmten, kein Bargeld gefunden haben.

»Lauf, Prince, lauf«, sage ich leise in mich hinein.

Die mit dieser Sache im Zusammenhang stehenden Stories machen den größten Teil der Mittagsnachrichten aus.

»Ich möchte wissen, wo sie sind«, sagt Deck, nachdem er den Fernseher ausgeschaltet hat.

Wir denken ein paar Sekunden schweigend darüber nach.  
»Was ist da drin?« frage ich und deute auf einen Karton neben dem kleinen Tisch.

»Meine Akten.«

»Irgend etwas Gutes?«

»Genug, um zwei Monate lang die Rechnungen zu bezahlen. Ein paar kleine Verkehrsunfälle. Die eine oder andere Schadenersatzforderung nach einem Arbeitsunfall. Außerdem ein Unfall mit Todesfolge, den ich von Bruiser übernommen habe. Das heißt, ich habe ihn mir nicht selber genommen. Er hat mir vorige Woche die Akte gegeben und gesagt, ich sollte ein paar Versicherungspolicen überprüfen. Irgendwie ist sie in meinem Büro hängengeblieben, und jetzt ist sie hier.«

Ich habe den starken Verdacht, daß sich in diesem Karton noch weitere Fälle befinden, die Deck aus Bruisers Kanzlei abgestaubt hat, aber ich werde bestimmt nicht nachfragen.

»Glauben Sie, daß das FBI vorhat, uns zu vernehmen?«

»Darüber habe ich auch schon nachgedacht. Wir wissen nichts, und wir haben keine Akten mitgenommen, die für sie von Interesse sein könnten. Also weshalb sollten wir uns Sorgen machen?«

»Ich mache mir aber Sorgen.«

»Ich auch.«

Ich weiß, daß es Deck in diesen Tagen nicht leichtfällt, auf dem Teppich zu bleiben. Der Gedanke, ein eigenes Büro zu haben und ohne Anwaltslizenzen die Hälfte der Honorare einstecken zu können, ist ungeheuer aufregend. Wenn ich ihm nicht in die Quere komme, wird er unser neues Büro binnen einer Woche auf Hochglanz gebracht haben. Ich habe noch nie so viel Energie auf einem Haufen gesehen. Vielleicht ist er ein bißchen übereifrig, aber daraus werde ich ihm keinen Vorwurf machen.

Als jedoch das Telefon die zweite Nacht hintereinander läutet, bevor die Sonne aufgegangen ist, und ich seine Stimme höre, fällt es mir schwer, nett zu sein.

»Haben Sie schon die Zeitung gelesen?« fragt er putzmunter.

»Ich habe geschlafen.«

»Tut mir leid. Sie werden es nicht glauben. Die ganze Titelseite ist voll von Bruiser und Prince.«

»Hätte das nicht noch eine Stunde warten können, Deck?« frage ich. Ich bin fest entschlossen, dieser rüden Angewohnheit jetzt gleich einen Riegel vorzuschieben. »Wenn Sie um vier aufwachen wollen, dann ist das Ihre Sache. Aber rufen Sie mich bitte nicht vor sieben, nein, sagen wir lieber acht Uhr an.«

»Tut mir leid. Aber das ist noch nicht alles.«

»Was?«

»Raten Sie mal, wer gestern abend gestorben ist.«

Wie in aller Welt soll ich wohl wissen, wer von allen Menschen in Memphis gestern abend gestorben ist? »Keine Ahnung«, fauche ich ins Telefon.

»Harvey Hale.«

»Harvey Hale!«

»Ja. Ist an einem Herzanfall abgekratzt und tot in seinen Swimmingpool gefallen.«

»Richter Hale?«

»Genau der. Ihr spezieller Freund.«

Ich setze mich auf die Bettkante und versuche, mir die Spinnweben aus dem Kopf zu schütteln. »Unfaßbar.«

»Ja, genau, nehmen Sie's nur nicht zu schwer. Auf der ersten Seite des Lokalteils ist eine hübsche Story über ihn mit einem großen Foto in seiner schwarzen Robe, sehr würdevoll. Was für ein Widerling.«

»Wie alt war er?« frage ich, als ob das eine Rolle spielte.

»Zweiundsechzig. Seit elf Jahren Richter. Ein ziemlich langer Stammbaum. Steht alles in der Zeitung. Müssen Sie unbedingt lesen.«

»Ja. Das werde ich tun, Deck. Wir sehen uns später.«

Die Zeitung kommt mir heute morgen etwas schwerer vor, und ich bin sicher, es liegt daran, daß zumindest die Hälfte davon den Unternehmungen von Bruiser Stone und Prince Thomas gewidmet ist. Bisher hat man sie noch nicht gefunden.

Ich überfliege den vorderen Teil und wende mich dann dem Lokalteil zu, wo mir ein sehr altes Foto des Ehrenwerten Harvey Hale ins Auge springt. Ich lese die betrübten Nachrufe seiner Kollegen, eingeschlossen den seines Freundes und einstigen Zimmergenossen Leo F. Drummond.

Von besonderer Wichtigkeit sind die Spekulationen darüber, wer an seine Stelle treten wird. Der Gouverneur wird einen Nachfolger ernennen, der das Amt bis zur nächsten regulären Wahl versehen soll. Das Land ist halb schwarz und halb weiß, aber nur sieben der neunzehn Richter am Bezirksgericht sind schwarz. Es gibt Leute, denen diese Zahlen nicht gefallen. Im vorigen Jahr, als ein alter Richter in den Ruhestand trat, wurden große Anstrengungen unternommen, die Vakanz mit einem schwarzen Richter zu besetzen. Aber es hat nicht geklappt.

Bemerkenswerterweise war der Hauptkandidat im Vorjahr mein neuer Freund Tyrone Kipler, der Partner in Bookers Kanzlei, der in Harvard studiert hat und uns neulich, als wir uns auf das Anwaltsexamen vorbereiteten, einen Vortrag über Verfassungsrecht hielt. Obwohl Richter Hale noch keine zwölf Stunden tot sei, heißt es in der Zeitung, spräche vieles dafür,

daß Kipler sein Nachfolger werden wird. Der Bürgermeister von Memphis, der schwarz ist und ein wortgewaltiger Mann, wird mit dem Ausspruch zitiert, daß er und andere führende Persönlichkeiten sich intensiv für Kiplers Ernennung einsetzen werden.

Der Gouverneur war nicht in der Stadt und zur Zeit nicht erreichbar, aber er ist Demokrat und möchte nächstes Jahr wiedergewählt werden. Diesmal wird er mitspielen.

Um genau neun Uhr bin ich in der Kanzlei des Bezirksgerichts und blättere die Akte *Black gegen Great Benefit* durch. Seine Ehren Harvey Hale hat vor seinem plötzlichen Dahinscheiden keine Abweisung des Falles verfügt. Wir sind noch im Geschäft.

An der Tür seines Gerichtssaals hängt ein Trauerkranz. Wie rührend.

Ich rufe von einem Münzfernspieler aus bei Tinley Britt an, frage nach Leo F. Drummond und bin überrascht, als ich ein paar Minuten später seine Stimme höre. Ich spreche ihm mein Beileid zum Tod seines Freundes aus und teile ihm mit, daß meine Mandanten sein Vergleichsangebot nicht annehmen werden. Er scheint überrascht, hat aber wenig zu sagen. Der Gute, er hat im Moment wahrlich andere Sorgen.

»Ich halte das für einen Fehler, Rudy«, sagt er geduldig, als wäre er im Grunde auf meiner Seite.

»Das kann sein, aber die Entscheidung haben meine Mandanten getroffen, nicht ich.«

»Na schön, dann wird es eben Krieg geben«, sagt er mit traurig monotoner Stimme. Mehr Geld bietet er mir nicht.

Booker und ich haben zweimal am Telefon miteinander gesprochen, seit wir das Ergebnis des Anwaltsexamens erfahren haben. Wie erwartet, spielt er die Sache runter. Ein kleiner Rückschlag. Nichts weiter. Ebenfalls wie erwartet, freut er sich aufrichtig für mich.

Als ich hereinkomme, sitzt er bereits im hinteren Teil des kleinen Restaurants. Wir begrüßen einander, als hätten wir uns seit Monaten nicht mehr gesehen. Ohne die Speisekarte zu

konsultieren, bestellen wir Tee und Gumbo. Den Kindern geht es gut. Charlene ist wunderbar.

Er ist bester Stimmung, weil sein Abschluß möglicherweise doch noch anerkannt wird. Er war wirklich nahe dran. Seine Gesamtnote lag nur einen Punkt unter dem erforderlichen Minimum. Er hat Einspruch eingelegt, und der Prüfungsausschuß wird seine Arbeit noch einmal überprüfen.

Marvin Shankle hat die Nachricht von seinem Scheitern denkbar schlecht aufgenommen. Er solle zusehen, daß er beim nächstenmal besteht, sonst müsse die Kanzlei sich nach jemand anderem umsehen. Booker steht sichtlich unter Stress, als er auf Shankle zu sprechen kommt.

»Wie geht's Tyrone Kipler?« frage ich.

Booker glaubt, daß er die Ernennung in der Tasche hat. Kipler hat heute morgen mit dem Gouverneur gesprochen, kommt alles auf die Reihe. Es könnte höchstens noch am Geld scheitern. Als Partner in der Kanzlei Shankle verdient er zwischen hundertfünfundzwanzig und hundertfünfzigtausend im Jahr. Das Gehalt eines Richters beträgt nur neunzigtausend. Kipler hat Frau und Kinder, aber Shankle möchte ihn am Richtertisch haben.

Booker erinnert sich an den Black-Fall. Er erinnert sich sogar an Dot und Buddy, die er bei unserem ersten Besuch im Cypress Gardens Senior Citizens Building kennengelernt hat. Ich informiere ihn über den Stand der Dinge, und er lacht laut auf, als ich ihm erzähle, daß der Fall bei der Abteilung Acht des Bezirksgerichts liegt und nur darauf wartet, daß ein Richter sich seiner annimmt. Ich liefere Booker einen Bericht über die Vorfälle im Zimmer des verstorbenen Richters Hale vor nur drei Tagen und wie mich die einstigen Zimmergenossen Drummond und Hale als Spielball benutzt haben. Booker hört interessiert zu, als ich ihm von Donny Ray und seinem Zwillingssbruder und der Transplantation erzähle, die wegen Great Benefit nicht vorgenommen werden konnte.

Er hört mit einem Lächeln zu. »Kein Problem«, sagt er mehr als einmal. »Wenn Tyrone die Ernennung bekommt, wird er über den Fall Black bestens informiert sein.«

»Du kannst also mit ihm reden?«

»Mit ihm reden? Ich werde ihm eine regelrechte Predigt halten. Er kann Trent & Brent nicht ausstehen, und er haßt Versicherungsgesellschaften, vertritt ständig Klagen gegen sie. Was glaubst du, wo sie sich ihre Opfer suchen? Unter Weißen der Mittelschicht?«

»Unter allen möglichen Leuten.«

»Ganz genau. Es wird mir ein Vergnügen sein, mit Tyrone zu reden. Und er wird mir zuhören.«

Der Gumbo kommt, und wir geben Tabasco dazu, Booker mehr als ich. Ich erzähle ihm von meinem neuen Büro, aber nicht von meinem neuen Partner. Er stellt eine Menge Fragen über meine bisherige Kanzlei. Die ganze Stadt redet über Bruiser und Prince.

Ich erzähle ihm alles, was ich weiß, wobei ich die eine oder andere Kleinigkeit vielleicht ein ganz klein wenig beschönige.

Für ein Zeitalter wie dieses, in dem die Gerichtssäle verstopft und die Richter überlastet sind, hat der verschiedene Harvey Hale eine Liste von anhängigen Verfahren hinterlassen, die bemerkenswert gut organisiert ist und frei von hingeschleppten Fällen. Dafür gibt es mehrere Gründe. Erstens war er faul und spielte lieber Golf. Zweitens hat er sofort jede Klage abgewiesen, die den seiner Ansicht nach so schützenswerten Versicherungen und anderen großen Unternehmen unangenehm werden konnte. Und deshalb wurde er auch von den meisten Anwälten, die eine Klage zu vertreten hatten, gemieden.

Es gibt Möglichkeiten, bestimmte Richter zu umgehen, kleine Tricks, die ein erfahrener Anwalt anwenden kann, wenn er mit den die Klage entgegennehmenden Kanzlisten auf gutem Fuße steht. Ich werde nie begreifen, warum Bruiser, ein Anwalt mit zwanzigjähriger Berufserfahrung, der alle Tricks kannte, mich die Black-Klage hat einreichen lassen, ohne vorher die nötigen Schritte zu unternehmen, damit wir um Harvey Hale herumkommen. Darüber würde ich unter anderem gern mal mit ihm reden, falls er jemals wieder auftauchen sollte.

Aber Hale ist tot und das Leben wieder gerecht. Tyrone Kippler wird bald eine Verfahrensliste erben, die danach schreit, bearbeitet zu werden.

Als Reaktion auf die jahrelange Kritik von Anwälten und Laien gleichermaßen wurden vor nicht allzu langer Zeit die Verfahrensrichtlinien geändert, um zu einer schnelleren Rechtsprechung zu gelangen. Es wurden höhere Strafmaßnahmen für nicht stichhaltige Verfahren eingeführt. Das Hin- und Hergeplänkel im Vorverfahren wurde durch strenge Fristen auf ein Minimum beschränkt. Die Richter erhielten größere Befugnisse beim Abweisen von Klagen; außerdem wurde ihnen nahegelegt, sich aktiver für Vergleiche einzusetzen. Unmengen von neuen Gesetzen und Vorschriften wurden erlassen, um zivilrechtliche Verfahren zu beschleunigen.

Zu dieser Masse von neuen Bestimmungen gehörte auch etwas, das als »Schnellspurverfahren« bezeichnet wird und womit bestimmte Fälle schneller zur Verhandlung gebracht werden können als andere. Die Prozeßparteien können beantragen, daß ihr Fall vorgezogen wird. Aber das geschieht nur selten. Kaum ein Verteidiger würde sich freiwillig bereit erklären, ohne die üblichen, eingehendsten Vorbereitungen im Gerichtssaal zu erscheinen. Deshalb hat der Richter die Möglichkeit, ein solches Verfahren von sich aus anzurufen. Das geschieht gewöhnlich dann, wenn der Fall klarliegt und die Fakten scharf umrisSEN und ebenso heftig umstritten sind und alles, was noch fehlt, der Spruch einer Jury ist.

Da *Black gegen Great Benefit* im Grunde mein einziger Fall ist, hätte ich gern ein Schnellverfahren. Das erläutere ich Booker eines morgens beim Kaffee. Booker gibt es an Kipler weiter. So funktioniert die Justiz.

Am Tag nach seiner Ernennung durch den Gouverneur bestellt Kipler mich in sein Arbeitszimmer, dasselbe, das noch vor gar nicht so langer Zeit Harvey Hale gehört hat. Jetzt sieht es ganz anders aus. Hales Bücher und Erinnerungsstücke wurden in Kartons verpackt. Die staubigen Regale sind leer. Die Vorhänge sind geöffnet. Hales Schreibtisch ist bereits hinausgeschafft worden, und wir unterhalten uns auf Klappstühlen sitzend.

Kipler ist ein kaum vierzigjähriger Mann mit leiser Stimme und Augen, denen nichts entgeht. Er ist ungeheuer intelligent und wird nach Ansicht vieler Leute dereinst zum Bundesrichter aufsteigen. Ich danke ihm für seine Hilfe bei der Vorbereitung des Anwaltsexamens.

Wir plaudern über dieses und jenes. Er sagt nette Dinge über Harvey Hale, ist aber erstaunt, wie wenig anhängige Verfahren er hinterlassen hat. Er hat sich bereits sämtliche Fälle angesehen und sich vorgenommen, einige davon beschleunigt abzuwickeln. Er steht sozusagen in den Startlöchern.

»Und Sie glauben, der Black-Fall sollte auf der Schnellspur verhandelt werden?« fragt er langsam und bedächtig.

»Ja, Sir. Der Fall liegt ziemlich klar. Es wird nicht viele Zeugen geben.«

»Wie viele Zeugenvernehmungen?«

Bisher habe ich noch nie einen Zeugen vernommen. »Das weiß ich noch nicht genau. Weniger als zehn.«

»Sie werden Probleme mit den Dokumenten haben«, sagt er. »Das ist bei Versicherungsgesellschaften immer so. Ich habe schon eine Menge von ihnen verklagt, und sie geben einem nie den ganzen Papierkram. Es wird eine Weile dauern, bis wir alle Dokumente in der Hand halten, auf die Sie Anspruch haben.«

Mir gefällt die Art, auf die er »wir« sagt. Und das ist völlig in Ordnung. Ein Richter hat unter anderem auch die Aufgabe, Druck auszuüben. Es ist seine Pflicht, alle Parteien bei ihren Bemühungen zu unterstützen, im Vorfeld des Prozesses alles Beweismaterial zusammenzubekommen, das ihnen zusteht. Allerdings scheint Kipler ein wenig parteiisch zu unseren Gunsten zu sein. Aber vermutlich ist auch dagegen nichts einzuwenden – schließlich hatte Drummond Harvey Hale viele Jahre lang am Gängelband.

»Stellen Sie einen Antrag auf beschleunigtes Verfahren«, sagt er und macht sich eine entsprechende Notiz. »Die Verteidigung wird Einspruch erheben. Dann kommt es zur Anhörung. Sofern ich nicht von der Gegenseite etwas sehr Überzeugendes höre, werde ich dem Antrag stattgeben. Ich gewähre vier Monate für die Beweisaufnahme, das sollte Zeit genug sein für alle Vernehmungen, das Austauschen von Dokumenten, schriftliche Verhöre und so weiter. Wenn die Beweisaufnahme abgeschlossen ist, setze ich einen Prozeßtermin fest.«

Ich hole tief Luft und schlucke. Für mich hört sich das unheimlich schnell an. Die Vorstellung, Drummond und Genossen schon so bald im offenen Gerichtssaal und vor einer Jury gegenüberzustehen zu müssen, ist beängstigend. »Wir werden bereit sein«, sage ich, obwohl ich nicht einmal weiß, wie die nächsten drei Schritte auszusehen haben. Ich hoffe nur, ich höre mich wesentlich zuversichtlicher an, als ich es bin.

Wir plaudern noch ein wenig länger, und dann gehe ich. Er sagt, ich soll ihn anrufen, wenn ich irgendwelche Fragen habe.

Eine Stunde später hätte ich ihn fast angerufen. Als ich in mein Büro zurückkehre, wartet dort ein dicker Umschlag von Tin-

ley Britt auf mich. Leo F. Drummond ist, obwohl er seinen Freund betrauern muß, sehr fleißig gewesen. Die Antragsmaschinerie läuft auf Hochtouren.

Er hat einen Antrag auf Sicherheitsleistung für die Prozeßkosten gestellt, eine sanfte Ohrfeige für mich und meine Mandanten. Da wir beide arm sind, behauptet Drummond, er mache sich Sorgen, ob wir überhaupt in der Lage sein werden, die Kosten zu tragen. Die Frage könnte tatsächlich eines Tages auftauchen, wenn wir den Fall verlieren sollten und vom Richter aufgefordert werden, die Prozeßkosten für beide Seiten zu übernehmen. Außerdem hat er Strafantrag gestellt, das Gericht möge sowohl gegen mich als auch gegen meine Mandanten eine Geldstrafe verhängen, weil wir eine derart unhaltbare Klage eingereicht haben.

Der erste Antrag ist reine Pose. Der zweite ist ausgesprochen niederträchtig. Beide werden von langen, wohlformulierten Schriftsätze inklusive Fußnoten, Register und Bibliographie begleitet.

Als ich sie zum zweitenmal aufmerksam lese, komme ich zu dem Schluß, daß Drummond sie eingereicht hat, um mir etwas zu beweisen. Derartigen Anträgen wird nur selten entsprochen, und ich glaube, ihr eigentlicher Zweck besteht darin, mir zu zeigen, wieviel Papierkram die Truppen bei Trent & Brent in kürzester Zeit produzieren können – und zwar zu jeder Nichtigkeit. Da jede Seite auf die Anträge der anderen reagieren muß und ich einen Vergleich abgelehnt habe, bringt Drummond mir damit bei, daß sie mich unter Papierbergen begraben werden.

Die Telefone haben bisher kein einziges Mal geläutet. Deck ist irgendwo in der Innenstadt. Ich mag gar nicht darüber nachdenken, wo er sich jetzt wohl wieder herumtreibt. Ich habe massenhaft Zeit, das Antragsspiel zu spielen, und ich brauche nur an meinen bemitleidenswerten Mandanten zu denken und daran, wie übel man ihm mitgespielt hat, um mich motiviert zu fühlen. Ich bin der einzige Anwalt, den Donny Ray hat, und um nur den Wind aus den Segeln zu nehmen, braucht es wesentlich mehr als nur einen Haufen Papier.

Ich habe mir angewöhnt, Donny Ray jeden Nachmittag anzurufen, gewöhnlich gegen fünf. Nach dem ersten Anruf vor etlichen Wochen hat Dot mal erwähnt, wieviel ihm das bedeutet, und seither habe ich versucht, täglich mit ihm zu reden. Wir unterhalten uns über alle möglichen Dinge, aber nie über seine Krankheit oder den Prozeß. Ich versuche, mir im Laufe des Tages etwas Lustiges zu merken, das ich ihm später erzählen kann. Ich weiß, daß diese Anrufe inzwischen zu einem wichtigen Teil in seinem dahinschwindenden Leben geworden sind.

Heute nachmittag hört er sich recht kräftig an. Er sagt, daß er aufgestanden ist und auf der Vorderveranda sitzt und daß er gern für ein paar Stunden irgendwohin fahren würde, mal weg aus dem Haus und von seinen Eltern.

Ich hole ihn um sieben ab. Wir essen in einem Grillrestaurant in der Nachbarschaft. Ein paar Leute starren ihn an, aber er scheint es nicht zur Kenntnis zu nehmen. Wir reden über seine Kindheit, lustige Geschichten aus der Zeit, als in Granger noch alles ganz anders war und Horden von Kindern durch die Straßen streiften. Wir lachen ein wenig, er vermutlich zum erstenmal seit Monaten. Aber die Unterhaltung ermüdet ihn. Sein Essen röhrt er kaum an.

Kurz nach Einbruch der Dunkelheit treffen wir in einem Park in der Nähe des Messegeländes ein, wo auf zwei nebeneinanderliegenden Feldern Softball gespielt wird. Während wir über den Parkplatz fahren, mustere ich die Teams. Ich suche nach einem in gelben Trikots.

Wir parken auf einem grasbewachsenen Hang unter einem Baum, ziemlich am Ende des rechten Feldes. Es ist niemand in unserer Nähe. Ich hole zwei Liegestühle aus meinem Kofferraum, die ich mir von Miss Birdie geliehen habe, und helfe Donny Ray in einen von ihnen. Er kann allein gehen und ist entschlossen, es mit sowenig Hilfe wie möglich zu tun.

Es ist Spätsommer und selbst nach Einbruch der Dunkelheit noch an die dreißig Grad warm. Man kann förmlich sehen, wie feucht die Luft ist. Mein Hemd klebt mir am Rücken. Die stark verwitterte Fahne an dem Mast im Mittelfeld hängt reglos herunter.

Die Spielfläche ist ordentlich und eben, der Rasen des Außenfeldes dicht und frisch gemäht. Das Innenfeld besteht aus Erde, nicht aus Gras. Es gibt Unterstände, Zuschauertribünen, Schiedsrichter, eine erleuchtete Anzeigetafel, eine Imbißbude zwischen den beiden Feldern. Dies ist die A-Liga. Hier werden erbitterte Wettkämpfe im Slow-Pitch-Softball ausgetragen zwischen Teams mit richtig guten Spielern. Oder jedenfalls halten sie sich dafür.

Das Spiel wird zwischen *PFX Freight*, dem Team mit den gelben Trikots, und *Army Surplus*, dem Team in Grün mit dem Spitznamen *Gunners* auf dem Rücken ausgetragen, und es geht ums Ganze. Sie reden, greifen an wie die Wahnsinnigen, feuern sich gegenseitig an und verhöhnen gelegentlich die Spieler des anderen Teams. Sie jagen nach dem Ball, stürzen sich kopfüber auf die Base, streiten mit den Schiedsrichtern, werfen ihre Schläger hin, wenn sie ein Out produzieren.

Ich habe im College Slow-Pitch-Softball gespielt, konnte diesem Sport aber nie viel abgewinnen. Hier geht es offenbar nur darum, den Ball über den Zaun zu schlagen, alles andere spielt keine Rolle. Das passiert auch gelegentlich, und die Home Runs würden einen Babe Ruth erblassen lassen. Fast sämtliche Spieler sind Anfang Zwanzig, einigermaßen gut in Form, extrem arrogant und mit mehr Utensilien angetan als die Profis: Handschuhe an beiden Händen, breite Bandagen an den Handgelenken, über die Wangen geschmierte Wimperntusche, besondere Handschuhe für die Feldspieler.

Die meisten dieser Jungs warten immer noch darauf, entdeckt zu werden. Sie haben ihren Traum noch nicht aufgegeben.

Es sind auch ein paar ältere Spieler dabei, die schon einen Bauch angesetzt haben und nicht so schnell auf den Beinen sind. Es wirkt geradezu lächerlich, wie sie zur nächsten Base zu sprinten und Bälle aus der Luft zu holen versuchen. Man kann die Muskelzerrungen förmlich hören. Aber sie sind noch hitziger dabei als die jungen Spieler. Sie müssen etwas beweisen.

Donny Ray und ich reden wenig. Ich hole ihm Popcorn und eine Limonade vom Imbißstand. Er bedankt sich, auch dafür, daß ich ihn hierhergebracht habe.

Ich achte besonders auf den PFX-Mann an der dritten Base, einen muskulösen, sehr leichtfüßigen und geschickten Spieler. *ET* ist ständig in Bewegung und intensiv bei der Sache und wirft dem anderen Team unablässig irgendwelche dummen Bemerkungen an den Kopf. Als das Inning vorüber ist, beobachte ich, wie er auf den Zaun neben seinem Unterstand zu geht und etwas zu seinem Mädchen sagt. Kelly lächelt. Ich kann von hier aus ihre Grübchen und ihre Zähne sehen, und Cliff lacht. Er küßt sie flüchtig auf die Lippen, dann stolziert er davon, um zu seinem Team zurückzukehren, das jetzt mit Schlägen an der Reihe ist.

Wie die Turteltaubchen. Er liebt sie wahnsinnig und seine Kumpel sollen sehen, wie er sie küßt. Die beiden können gar nicht genug voneinander bekommen.

Sie lehnt am Zaun, die Krücken neben sich und am Fuß einen kleineren Gehgips. Sie steht abseits, fern von den Tribünen und den anderen Fans. Sie kann mich hier, auf der anderen Seite des Feldes, nicht sehen, aber für alle Fälle habe ich eine Mütze aufgesetzt.

Ich frage mich, was sie tun würde, wenn sie mich erkennen sollte. Nichts vermutlich. Sie würde mich ignorieren.

Ich sollte froh sein, daß sie einen so glücklichen und gesunden Eindruck macht und mit ihrem Mann auszukommen scheint. Das Schlagen hat offensichtlich aufgehört, und dafür bin ich dankbar. Die Vorstellung, wie er mit einem Schläger auf sie eindrischt, macht mich krank. Aber es hat schon was Ironisches, daß ich Kelly nur bekommen kann, wenn er sie wieder mißhandelt.

Ich hasse mich selbst, daß ich so etwas denke.

Cliff ist am Schlagmäl. Er schickt den dritten Schlag weit nach links über die Lichter hinweg außer Sichtweite. Es ist wirklich ein Mordsschlag. Er macht sich in aller Ruhe auf den Weg um die Bases und ruft Kelly etwas zu, als er bei der dritten stehenbleibt. Er ist ein begabter Sportler, viel besser als alle seine Mitspieler. Ich kann mir nicht einmal vorstellen, wie schrecklich es wäre, von diesem Mann mit seinem Softballschläger angegriffen zu werden.

Vielleicht hat er mit dem Trinken aufgehört, und vielleicht

wird er in nüchternem Zustand nicht mehr auf seine Frau einschlagen. Vielleicht ist es an der Zeit, daß ich von der Bildfläche verschwinde.

Nach einer Stunde will Donny Ray ins Bett. Auf der Rückfahrt unterhalten wir uns über seine Aussage. Ich habe heute einen Antrag eingereicht und darum gebeten, seine Aussage, eine, die vor Gericht Gültigkeit hat, so bald wie möglich aufzunehmen zu dürfen. Mein Mandant wird bald zu schwach sein, um eine zweistündige Frage-und-Antwort-Sitzung mit einem Haufen von Anwälten durchzustehen; also müssen wir uns beeilen.

»Wir sollten es besser bald tun«, sagt er leise, als wir in seine Auffahrt einbiegen.

Wenn ich nicht so nervös wäre, könnte ich wahrscheinlich darüber lachen. Ich bin sicher, ein unbeteiligter Beobachter würde die Komik der ganzen Szene erkennen, aber niemand im Gerichtssaal lächelt. Ich schon gar nicht.

Ich sitze allein an meinem Anwaltstisch und habe die Berge von Anträgen und Schriftsätze säuberlich vor mir aufgestapelt. Meine Notizen und Querverweise stehen auf zwei Notizblöcken, die, strategisch arrangiert, in Griffweite vor mir liegen. Deck sitzt hinter mir, nicht am Tisch, wo er mir von einem Nutzen sein könnte, sondern auf einem Stuhl hinter der Schranke, mindestens drei Armlängen entfernt, so daß es aussieht, als wäre ich allein.

Ich komme mir sehr vereinsamt vor.

Der Tisch der Verteidigung auf der anderen Seite des schmalen Ganges ist voll besetzt. Leo F. Drummond sitzt, natürlich in der Mitte, mit dem Gesicht zum Richtertisch, flankiert von seinen Mitarbeitern, zwei an jeder Seite. Drummond ist sechzig Jahre alt, hat in Yale Jura studiert und verfügt über sechzehn Jahre Prozeßerfahrung. T. Pierce Morehouse, ebenfalls ein Yale-Absolvent, ist neununddreißig und Partner bei Trent & Brent mit vierzehn Jahren umfassender Prozeßerfahrung. B. Dewey Clay Hill der Dritte ist einunddreißig, Columbia, bisher noch kein Partner, sechs Jahre Prozeßerfahrung. M. Alec Plunk Junior ist achtundzwanzig, zwei Jahre Erfahrung, und er tritt, da bin ich mir sicher, im Zusammenhang mit diesem Fall vor allem deshalb zum ersten Mal in Erscheinung, weil er in Harvard studiert hat. Der Ehrenwerte Tyrone Kipler, der den Vorsitz hat, war auch in Harvard. Kipler ist schwarz. Plunk ebenfalls. In Memphis gibt es nicht viele schwarze Juristen, die in Harvard studiert haben. Trent & Brent verfügt zufällig über einen davon, also sitzt er jetzt hier, damit er sich wenn möglich mit Seinen Ehren verbünden kann. Und außerdem: Wenn alles so läuft wie erwartet, wird eines Tages dort

drüben eine Jury sitzen. Die Hälfte der eingetragenen Wähler in diesem Land ist schwarz, also steht zu vermuten, daß auch etwa die Hälfte der Geschworenen schwarz sein wird. Dann, so hofft man, wird man über M. Alec Plunk Junior eine Vertrauensbasis schaffen und zu einer stillschweigenden Übereinkunft gelangen.

Ich habe nicht den geringsten Zweifel, daß Trent & Brent, falls zufällig eine Frau aus Kambodscha in der Jury sitzen sollte, einfach kurz die Mitarbeiterliste durchgehen und beim nächsten Gerichtstermin ebenfalls mit einer Kambodschaneerin aufkreuzen würde.

Der fünfte im Verteidigerteam von Great Benefit ist Brandon Fuller Grone, ein bedauernswerter Mann, der keine Initialien vor und Zahlen hinter dem Namen hat. Ich kann einfach nicht verstehen, weshalb er sich nicht B. Fuller Grone nennt, wie es sich für einen wirklich bedeutenden Anwalt gehört. Er ist siebenundzwanzig und hat vor zwei Jahren an der Memphis State als Erster seines Jahrgangs abgeschlossen. Er war eine Legende, als ich mit dem Studium anfing, und ich habe für die Prüfungsvorbereitungen im ersten Jahr seine alten Exposes benutzt.

Wenn man die zwei Jahre außer acht läßt, die M. Alec Plunk Junior als Mitarbeiter eines Bundesrichters verbracht hat, dann sitzen am Tisch der Verteidigung achtundfünfzig Jahre geballte Gerichtserfahrung.

Ich habe meine Anwaltslizenz vor weniger als einem Monat erhalten. Mein Mitarbeiter ist sechsmal beim Anwaltsexamen durchgefallen.

All diese Berechnungen habe ich gestern abend angestellt, während ich mich durch die Bibliothek der Memphis State hindurchwühlte, einen Ort, den ich offenbar nicht abschütteln kann. Die Kanzlei von Rudy Baylor besitzt den großartigen Bestand von siebzehn juristischen Büchern, sämtlich Überbleibsel vom Studium und praktisch wertlos.

Hinter den Anwälten sitzen zwei Männer, die eher den Eindruck von Firmenvertretern machen. Sie sind vermutlich leitende Mitarbeiter von Great Benefit. Einer kommt mir bekannt vor. Ich glaube, er war dabei, als ich gegen den Antrag auf

Klageabweisung plädiert habe. Damals habe ich nicht sonderlich auf ihn geachtet, und auch jetzt kümmern mich diese Männer herzlich wenig. Ich habe so schon genug im Kopf.

Ich bin ziemlich angespannt, aber wenn Harvey Hale da oben sitzen würde, wäre ich ein Wrack. Wahrscheinlich wäre ich dann überhaupt nicht hier.

Aber den Vorsitz hat der Ehrenwerte Tyrone Kipler. Er hat mir gestern am Telefon gesagt – wir telefonieren in letzter Zeit häufig miteinander –, daß dies sein erster Tag im Amt sein wird. Er hat ein paar Anordnungen unterschrieben und einige andere kleine Routinejobs erledigt, aber dies ist die erste Verhandlung, bei der er präsidieren wird.

Am Tag, nachdem Kipler vereidigt worden war, hat Drummond den Antrag gestellt, den Fall an ein Bundesgericht zu überweisen. Er behauptet, Bobby Ort, der Agent, der den Blacks die Police verkauft hat, wäre völlig zu Unrecht als Beklagter aufgeföhrt worden. Wir vermuten, daß Ort nach wie vor in Tennessee ansässig ist. Er ist einer der Beklagten. Die Blacks, gleichfalls in Tennessee ansässig, sind die Kläger. Eine Klage ist nur dann Sache des Bundesgerichts, wenn die Prozeßparteien ihren Wohnsitz in verschiedenen Staaten haben. Auf Ort trifft das nicht zu, da er, wie wir annehmen, hier lebt, und schon deshalb ist das Bundesgericht für diesen Fall absolut nicht zuständig. Um die Behauptung zu untermauern, daß Ort nicht zu den Beklagten gehören sollte, hat Drummond einen dicken Schriftsatz eingereicht.

Solange Harvey Hale den Vorsitz hatte, war das Bezirksgericht der ideale Ort, um Gerechtigkeit zu suchen. Aber nachdem nun Kipler den Fall übernommen hat, kann man offenbar nur vor einem Bundesgericht nach Wahrheit und Gerechtigkeit suchen. Das wirklich Verblüffende an Drummonds Antrag war das Timing. Kipler empfand die Sache als persönlichen Affront. Ich pflichtete ihm von ganzem Herzen bei.

Jetzt warten wir alle nur noch darauf, unsere diversen Anträge vertreten zu können. Drummond hat also sein Gesuch, den Fall an ein anderes Gericht zu überweisen, und dazu seinen Antrag auf Sicherheitsleistung für die Prozeßkosten und

seinen Strafantrag. Der ging mir übrigens dermaßen gegen den Strich, daß ich meinerseits einen Strafantrag gestellt habe, in dem ich erkläre, sein Strafantrag sei unbegründet und niederträchtig. Deck hat mir erklärt, der Kampf um Strafzuweisungen entwickle sich bei den meisten Prozessen zu einem Krieg für sich, und es empfiehlt sich deshalb, gar nicht erst damit anzufangen. Ich bin einigermaßen skeptisch, was Decks juristische Ratschläge angeht. Er weiß selber, daß er da seine Grenzen hat. Und wie sagt er doch immer so gern? »Jeder kann eine Forelle braten. Die wirkliche Kunst besteht darin, das verdammte Ding an die Angel zu kriegen.«

Drummond schreitet zielstrebig zum Podium. Wir verfahren in chronologischer Ordnung, also fängt er mit seinem Antrag auf Sicherheitsleistung für die Prozeßkosten an, eine relativ unbedeutende Angelegenheit. Er schätzt, daß sich die Kosten auf rund tausend Dollar belaufen könnten, wenn es zum Prozeß kommen sollte, und er macht sich einfach Sorgen, daß weder ich noch meine Mandanten imstande sein werden, diese Summe aufzubringen, falls wir verlieren sollten und dann die Kosten tragen müßten.

»Darf ich Sie einen Moment unterbrechen, Mr. Drummond«, sagt Richter Kipler nachdenklich. Er spricht sehr ruhig und gut vernehmlich. »Ich habe Ihren Antrag, und ich habe Ihren Schriftsatz zur Begründung Ihres Antrags.« Er hebt sie hoch und winkt Drummond damit gewissermaßen zu. »Sie haben jetzt vier Minuten geredet und genau das gesagt, was schon schwarz auf weiß hier steht. Haben Sie etwas Neues hinzuzufügen?«

»Nun, Euer Ehren, ich habe das Recht ...«

»Ja oder nein, Mr. Drummond? Ich bin durchaus imstande zu lesen und zu verstehen, und Sie schreiben sehr gut, wie ich vielleicht hinzusetzen sollte. Aber wenn Sie nichts Neues vorzubringen haben, weshalb sind wir dann hier?«

Ich bin sicher, daß so etwas dem großen Leo Drummond noch nie passiert ist, aber er tut so, als wäre das ein alltäglicher Vorgang. »Ich versuche lediglich, dem Gericht behilflich zu sein, Euer Ehren«, sagt er mit einem Lächeln.

»Abgelehnt«, sagt Kipler rundheraus. »Nächster Punkt.«

Drummond kommt zum nächsten Punkt, ohne ins Stocken zu geraten. »Also, wir stellen Antrag auf Strafzuweisung. Wir behaupten ...«

»Abgelehnt«, sagt Kippler.

»Wie bitte?«

»Abgelehnt.«

Deck kichert hinter mir. Alle vier Köpfe am Tisch gegenüber senken sich gleichzeitig, während dieses Ereignis in gebührender Form festgehalten wird. Ich vermute, sie schreiben alle in großen Buchstaben das Wort ABGELEHNT.

»Beide Parteien haben einen Antrag auf Strafzuweisung gestellt, und ich lehne beide Anträge ab«, sagt Kippler, ohne Drummond aus den Augen zu lassen. Ich bekomme dabei auch gleich einen leichten Schlag auf die Nase ab.

Es ist eine schwerwiegende Sache, wenn man einem Anwalt, der für dreihundertfünfzig Dollar die Stunde redet, das Wort abschneidet. Drummond funkelt Kippler an, dem das Ganze offenbar einen Heidenspaß macht.

Aber Drummond ist ein Profi mit dickem Fell. Er würde nie zugeben, daß ihn ein bescheidener Bezirksrichter verärgern könnte. »Also gut, dann gehe ich zum nächsten Punkt über. Ich möchte auf unsere Forderung zu sprechen kommen, diesen Fall an ein Bundesgericht zu überweisen.«

»Tun Sie das«, sagt Kippler. »Erstens, weshalb haben Sie sich nicht um eine Überweisung des Falles bemüht, als Richter Hale noch dafür zuständig war?«

Darauf ist Drummond vorbereitet. »Euer Ehren, der Fall war neu, und wir waren noch damit beschäftigt, die Beteiligung des Beklagten Bobby Ott zu ermitteln. Jetzt, nachdem wir ein bißchen Zeit gehabt haben, sind wir der Ansicht, daß Ott lediglich beklagt wurde, um den Fall der Bundesgerichtsbarkeit zu entziehen.«

»Sie wollten also von Anfang an, daß der Fall vor einem Bundesgericht verhandelt wird?«

»Ja, Sir.«

»Sogar als Richter Hale ihn hatte?«

»So ist es, Euer Ehren«, sagt Drummond in ernstem Ton. Kiplers Gesicht verrät allen, daß er das nicht glaubt. Und

auch niemand sonst im Gerichtssaal glaubt es. Aber es ist ein geringfügiges Detail, und Kippler hat sein Ziel erreicht.

Völlig ungerührt pflügt sich Drummond weiter durch seine Argumentation. Er hat schon hundert Richter kommen und gehen gesehen, und er fürchtet sich vor keinem von ihnen. Viele Jahre und viele Prozesse in vielen Gerichtssälen werden noch vergehen müssen, bevor ich mich von den Männern da oben in ihren schwarzen Roben nicht mehr eingeschüchtert fühlen werde.

Er redet ungefähr zehn Minuten und ist gerade dabei, sich über genau die Punkte auszulassen, die er bereits in seinem Schriftsatz aufgeführt hat, als Kippler ihn unterricht. »Entschuldigen Sie, Mr. Drummond, aber erinnern Sie sich, daß ich Sie vor ein paar Minuten gefragt habe, ob Sie dem Gericht heute morgen irgend etwas Neues vorzutragen haben?«

Drummonds Hände gefrieren in der Luft. Er starrt Seine Ehren mit offenem Mund an.

»Erinnern Sie sich daran?« fragt Kippler. »Noch keine fünfzehn Minuten her.«

»Ich dachte, wir wären hier, um diese Anträge zu erörtern«, sagt Drummond forsch, aber seine gelassene Stimme zittert beinahe unmerklich.

»Das sind wir in der Tat. Wenn Sie etwas Neues hinzufügen oder vielleicht einen unklaren Punkt aufklären möchten, dann würde ich das gerne hören. Aber im Moment wärmen Sie lediglich das noch einmal auf, was ich hier bereits schriftlich in der Hand halte.«

Ich schaue nach links und erhasche einen flüchtigen Blick auf ein paar überaus ernste Gesichter. Ihr Held bezieht Prügel. Kein schöner Anblick.

Plötzlich wird mir bewußt, daß die Männer an dem Tisch da drüber diese Sache wesentlich ernster nehmen, als normal wäre. Vorigen Sommer, als ich bei einer auf Strafverteidigung spezialisierten Kanzlei arbeitete, habe ich eine Menge Anwälte kennengelernt, und ein Fall war so ziemlich wie der andere. Man absolviert ein knallhartes Arbeitspensum und stellt ebenso knallharte Rechnungen aus, aber das Ergebnis nimmt man

gelassen hin. Es gibt immer ein Dutzend neue Fälle, die auf einen warten.

Da drüben spüre ich eine Art Panik, und das liegt ganz sicher nicht an meiner Anwesenheit. Bei Versicherungsprozessen ist es üblich, daß die mit der Verteidigung beauftragte Kanzlei zwei Anwälte mit dem Fall betraut. Sie treten immer paarweise auf. Egal um was für einen Fall es sich handelt, wie die Fakten liegen, was der Streitgegenstand ist und wieviel Arbeit dabei anfällt – man hat es immer mit zweien von ihnen zu tun.

Aber fünf? Das scheint mir doch reichlich übertrieben. Da drüben geht irgend etwas vor. Diese Burschen haben Angst.

»Sonst noch etwas?« fragt Kipler.

»Nein, Euer Ehren.« Drummond rafft seine Papiere zusammen und verläßt das Podium. »Der Fall verbleibt hier«, sagt Kipler entschlossen und setzt bereits seinen Namen unter den entsprechenden Beschuß. Das gefällt den Leuten auf der anderen Seite des Ganges ganz und gar nicht, aber sie versuchen, es sich nicht anmerken zu lassen.

Kipler legt einen anderen Gang ein. »Also, es liegen noch zwei Anträge des Klägers vor. Erstens, das Verfahren zu beschleunigen, und zweitens, die Vernehmung von Donny Ray Black vorzuziehen. Diese Anträge gehören irgendwie zusammen, also, Mr. Baylor, sollten wir sie nicht vielleicht gleichzeitig erörtern?«

Ich bin schon auf den Beinen. »Gern, Euer Ehren.« Als ob ich auf die Idee kommen könnte, einen anderen Vorschlag zu machen.

»Können Sie Ihre Begründungen in zehn Minuten zusammenfassen?«

In Anbetracht des Gemetzels, dessen Zeuge ich gerade geworden bin, entschließe ich mich zu einer anderen Strategie. »Also, Euer Ehren, meine Schriftsätze sprechen für sich. Ich habe nichts Neues hinzuzufügen.«

Kipler bedenkt mich mit einem warmen Lächeln, so ein intelligenter junger Anwalt, dann stürzt er sich sofort auf die Verteidigung. »Mr. Drummond, Sie haben gegen ein Schnellspurverfahren Einspruch erhoben. Wo liegt das Problem?«

Am Tisch der Verteidigung bricht Hektik aus, und schließlich erhebt sich T. Pierce Morehouse langsam und rückt seine Krawatte zurecht.

»Euer Ehren, wenn ich hierzu Stellung nehmen darf, wir sind der Ansicht, daß die Vorbereitungen zu diesem Prozeß geraume Zeit in Anspruch nehmen werden. Wir meinen, daß ein Schnellspurverfahren für beide Seiten eine ungebührliche Belastung darstellen würde.« Morehouse spricht langsam und wählt seine Worte mit Bedacht.

»Unsinn«, sagt Kipler schroff.

»Sir?«

»Ich habe Unsinn gesagt. Lassen Sie mich etwas fragen, Mr. Morehouse. Haben Sie in Ihrer Eigenschaft als Verteidiger je einem beschleunigten Verfahren zugestimmt?«

Morehouse gerät in Verlegenheit und verlagert sein Gewicht. »Nun, ja, äh, natürlich, Euer Ehren.«

»Gut. Nennen Sie mir den Fall und das Gericht, vor dem er verhandelt worden ist.«

T. Pierce wirft B. Dewey Clay Hill dem Dritten einen verzweifelten Blick zu, der seinerseits starrt hilfesuchend auf M. Alec Plunk Junior. Mr. Drummond weigert sich, aufzuschauen, und zieht es vor, sein Gesicht in irgendeiner ungeheuer wichtigen Akte zu vergraben.

»Also, Euer Ehren, das müßte ich erst nachschlagen.«

»Rufen Sie mich heute nachmittag gegen drei Uhr an, und wenn ich bis dahin nichts von Ihnen gehört habe, werde ich Sie anrufen. Ich möchte unbedingt von diesem Fall hören, dessen beschleunigter Abwicklung Sie zugestimmt haben.«

T. Pierce knickt in der Taille ein und keucht, als hätte ihm jemand einen Schlag in die Magengrube versetzt. Ich kann fast die Computer von Trent & Brent hören, die noch um Mitternacht vergeblich nach einem solchen Fall suchen. »Ja, Euer Ehren«, sagt er matt.

»Wie Sie wissen, ist es meine Sache, für oder gegen ein Schnellspurverfahren zu entscheiden. Dem Antrag des Klägers ist hiermit stattgegeben. Die Antwort der Verteidigung hat in sieben Tagen vorzuliegen. Danach beginnt die Beweisaufnahme, und sie endet nach einhundertzwanzig Tagen ab heute.«

Nun ist der Teufel los am Tisch der Verteidigung. Papiere werden von einem Anwalt zum nächsten geschoben. Drummond und Genossen flüstern miteinander und werfen sich finstere Blicke zu. Die Versicherungstypen hinter ihnen stekken die Köpfe zusammen. Man könnte beinahe seinen Spaß daran haben.

T. Pierce Morehouse schwebt einsatzbereit für seinen nächsten Auftritt mit dem Hintern nur Zentimeter über dem ledernen Sitz seines Stuhls und stützt sich schon mal mit Armen und Ellenbogen auf der Tischplatte ab.

»Als letztes wird eine vorgezogene Vernehmung von Donny Ray Black beantragt«, sagt Seine Ehren und schaut dabei direkt auf den Tisch der Verteidigung. »Dagegen haben Sie doch wohl nichts einzuwenden«, sagt er. »Welcher der Herren möchte dazu Stellung nehmen?«

Zusammen mit diesem Antrag habe ich eine zweiseitige, von Dr. Walter Kord unterschriebene Bescheinigung eingereicht, in der er ohne Umschweife erklärt, daß Donny Ray nicht mehr lange leben wird. Drummonds Reaktion war eine erstaunliche Kollektion von Geschwätz, deren Fazit zu sein schien, daß er einfach zu beschäftigt ist, als daß man ihn mit so etwas belästigen dürfte.

T. Pierce richtet sich langsam auf, öffnet die Hände, breitet die Arme aus und macht sich bereit, etwas zu sagen. Kippler kommt ihm zuvor. »Behaupten Sie nicht, Sie wüßten mehr über seinen Zustand als sein eigener Arzt.«

»Nein, Sir«, sagt T. Pierce.

»Und behaupten Sie nicht, Sie hätten ernsthafte Einwände gegen diesen Antrag.«

Es liegt klar auf der Hand, wie Seine Ehren zu entscheiden gedenkt, und deshalb rückt T. Pierce ins Mittelfeld. »Es ist eine Zeitfrage, Euer Ehren. Wir haben bisher unsere Antwort noch nicht eingereicht.«

»Ich weiß genau, wie Ihre Antwort lauten wird. Da sind keine Überraschungen zu erwarten. Und Sie haben ganz offensichtlich Zeit genug gehabt, alles andere einzureichen. Also nennen Sie mir ein Datum.« Er sieht plötzlich mich an. »Mr. Baylor?«

»Jederzeit, Euer Ehren. Mir ist jeder Tag recht.« Ich sage dies mit einem Lächeln. Ah, die Vorteile, sonst nichts zu tun zu haben.

Alle fünf Anwälte am Tisch der Verteidigung hantieren hektisch mit ihren kleinen schwarzen Büchern, als wäre es vielleicht doch noch möglich, ein Datum zu finden, an dem sie alle verfügbar sind.

»Mein Prozeßkalender ist voll, Euer Ehren«, sagt Drummond, ohne aufzustehen. Das Leben eines so ungeheuer wichtigen Anwalts dreht sich nur um eins: seinen Prozeßkalender. Drummond teilt Kippler und mir auf ziemlich arrogante Weise mit, daß er in der nächsten Zeit einfach zu beschäftigt sein wird, um einer Vernehmung beizuwohnen.

Seine vier Lakaien runzeln die Stirn und nicken synchron, weil auch sie erbarmungslos überfüllte Prozeßkalender haben.

»Haben Sie eine Kopie von Dr. Kords Attest?« fragt Kippler.

»Ja, die habe ich«, erwidert Drummond.

»Haben Sie sie gelesen?«

»Ja.«

»Bezweifeln Sie seine Stichhaltigkeit?«

»Nun, ich, äh ...«

»Ein einfaches Ja oder Nein, Mr. Drummond. Bezweifeln Sie seine Stichhaltigkeit?«

»Nein.«

»Dann wird dieser junge Mann bald sterben. Stimmen Sie mir zu, daß wir seine Aussage aufzeichnen müssen, damit die Geschworenen eines Tages sehen und hören können, was er zu sagen hat?«

»Natürlich, Euer Ehren. Es ist nur so, daß im Augenblick mein Prozeßkalender ...«

»Wie wäre es mit nächsten Donnerstag?« unterbricht ihn Kippler, und jenseits des Ganges herrscht Totenstille.

»Das wäre mir recht, Euer Ehren«, sage ich laut. Sie ignorieren mich.

»Heute in einer Woche«, sagt Kippler, wobei er sie argwöhnisch mustert. Drummond findet das, wonach er gesucht hat, in einer Akte und studiert ein Dokument.

»Ich habe einen Prozeß, der Montag vor dem Bundesgericht beginnt, Euer Ehren. Das hier ist der Eröffnungsbeschuß, wenn Sie ihn sehen möchten. Geschätzte Prozeßdauer zwei Wochen.«

»Wo?«

»Hier in Memphis.«

»Chancen für einen Vergleich?«

»Mager.«

Kipler betrachtet einen Moment seinen Terminkalender.

»Wie wäre es mit nächsten Samstag?«

»Samstag?«

»Ja. Am neunundzwanzigsten.«

Drummond sieht T. Pierce an, und es ist offensichtlich, daß er die nächste Ausrede vorbringen soll. Er erhebt sich langsam, hält das schwarze Buch in der Hand, als bestünde es aus Gold, und sagt: »Tut mir leid, Euer Ehren, aber ich bin nächstes Wochenende nicht in der Stadt.«

»Aus welchem Grund?«

»Eine Hochzeit.«

»Ihre Hochzeit?«

»Nein. Die meiner Schwester.«

Aus strategischen Gründen ist es für sie von Vorteil, die Vernehmung hinauszuzögern, bis Donny Ray gestorben ist, und damit zu verhindern, daß die Geschworenen sein eingefallenes Gesicht sehen und seine gequälte Stimme hören. Und es besteht nicht der geringste Zweifel daran, daß diese fünf gemeinsam genügend Ausreden vorbringen und die Sache aufschieben können, bis ich an Altersschwäche gestorben bin.

Richter Kipler weiß das. »Die Vernehmung wird auf Samstag den neunundzwanzigsten angesetzt«, sagt er. »Tut mir leid, wenn das den Herren von der Verteidigung Ungelegenheiten bereiten sollte, aber schließlich sind Sie ja weiß Gott zahlreich genug. Da macht es nichts aus, wenn einer oder zwei von Ihnen fernbleiben.« Er klappt sein Buch zu, lehnt sich auf den Ellenbogen vor, lächelt auf die Verteidiger von Great Benefit herab und sagt: »Sonst noch etwas?«

Es ist schon fast grausam, mit was für spöttischen Blicken er sie bedenkt, aber Kipler ist nicht böswillig. Er hat gerade bei

fünf von sechs Anträgen gegen sie entschieden, aber seine Begründungen sind vernünftig. Ich finde, er ist perfekt. Und ich weiß, daß es andere Tage in diesem Gerichtssaal geben wird, andere Anträge und Anhörungen, und ich bin sicher, daß auch ich meinen Teil Prügel beziehen werde.

Drummond steht bereits und zuckt die Achseln, während er den Haufen Papiere auf seinem Tisch betrachtet. Ich bin sicher, daß er etwas sagen will wie »Danke für nichts, Richter« oder »Warum machen Sie nicht gleich weiter und geben dem Kläger eine Million Dollar?« Aber er ist wie immer der vollkommene Anwalt. »Nein, Euer Ehren, das wäre im Augenblick alles«, sagt er, als hätte Kippler ihm in Wirklichkeit ungeheuer geholfen.

»Mr. Baylor?« fragt Seine Ehren mich.

»Nein, Sir«, sage ich mit einem Lächeln. Genug für einen Tag. Ich habe bei meinem ersten juristischen Scharmützel die großen Jungs geschlagen und will mein Glück nicht überstrapazieren. Ich und der alte Tyrone da oben haben ein paar hübsche Hiebe ausgeteilt.

»Also gut«, sagt er und schlägt leicht mit seinem Hammer auf den Tisch. »Das Gericht vertagt sich. Und, Mr. Morehouse, vergessen Sie nicht, mich anzurufen und mir diesen Fall zu nennen, bei dem Sie einem Schnellspurverfahren zugestimmt haben.«

T. Pierce grunzt gequält.

Der erste Monat im Geschäft mit Deck hat erbärmliche Ergebnisse gebracht. Wir haben zwölfhundert Dollar an Honoraren eingenommen – vierhundert von Jimmy Monk, einem Laden-dieb, an den Deck sich im Stadtgericht herangemacht hat, zweihundert aus einem Fall von Trunkenheit am Steuer, den Deck auf irgendeine dubiose und immer noch unerklärte Me-thode an Land gezogen hat, und fünfhundert aus der Scha-denersatzklage eines Arbeiters, die Deck an dem Tag, an dem wir uns aus dem Staub gemacht haben, aus Bruisers Kanzlei gestohlen hat. Die restlichen hundert Dollar waren das Hono-rar für ein Testament, das ich für ein Ehepaar in mittleren Jah-ren aufgesetzt habe, das rein zufällig in unsere Kanzlei geraten war. Sie waren auf der Suche nach Antiquitäten, verliefen sich unten im Laden und landeten in meinem Büro, wo ich gerade ein Nickerchen an meinem Schreibtisch machte. Wir unterhiel-ten uns eine Weile, das eine führte zum anderen, und sie war-teten, während ich ihre Testamente in die Maschine tippte. Sie zahlten bar, worüber ich Deck, unseren Buchhalter, getreulich informierte. Mein erstes Honorar wurde ethisch einwandfrei verdient.

Wir haben fünfhundert Dollar für Miete ausgegeben, vier-hundert für Briefpapier und Visitenkarten, ungefähr fünfund-fünfzig für Wasser- und Stromanschluß, achthundert für eine geleaste Telefonanlage und die Rechnung für den ersten Mo-nat, dreihundert als erste Rate für die Schreibtische und ein paar andere Möbelstücke, die wir von unserem Hauswirt er-worben hatten, zweihundert an Anwaltsbeiträgen, dreihun-dert für allen möglichen und schwer nachzuweisenden Klein-kram, fünfundsiebzig für ein Faxgerät, vierhundert für die Aufstellung eines billigen Computers und die erste Monats-miete dafür, und fünfzig Dollar für eine Anzeige in einem Re-staurantführer.

Insgesamt haben wir zweitausendvierhundert Dollar aus-

gegeben, von denen das meiste Gott sei Dank Anfangskosten waren, die sich nicht wiederholen werden. Deck hat es bis auf den letzten Cent kalkuliert. Er rechnet, nach den Anfangsausgaben, mit monatlichen Unkosten von rund eintausendneunhundert Dollar. Er tut so, als wäre er begeistert, wie gut die Dinge angelaufen sind.

Man kann seinem Enthusiasmus kaum entkommen. Er wohnt im Büro. Er ist ledig, weit weg von seinen Kindern und lebt in einer Stadt, in der er nicht zu Hause ist. Ich kann mir nicht vorstellen, daß er viel Zeit damit verbringt, die Vergnügungsviertel unsicher zu machen. Die einzige Zerstreuung, die er erwähnt hat, sind die Kasinos in Mississippi.

Er erscheint gewöhnlich ungefähr eine Stunde nach mir zur Arbeit und verbringt die meisten Vormittage in seinem Büro am Telefon. Der Himmel weiß, mit wem er da spricht, aber ich denke, er wird irgend jemandem unsere Dienste anbieten oder Unfallberichte überprüfen oder auch nur seine Kontakte pflegen. Er fragt mich jeden Morgen, ob ich irgendwelche Schreibarbeit für ihn habe. Wir haben schnell festgestellt, daß er wesentlich besser tippen kann als ich, und er ist immer begierig, meine Briefe und Dokumente zu schreiben. Er reißt sich ein Bein aus, um Telefonanrufe entgegenzunehmen, geht los und holt Kaffee, fegt das Büro, läuft mit dem zu kopierenden Material zur Druckerei. Deck hat keinen Stolz und will, daß ich glücklich bin.

Er lernt nicht fürs Anwaltsexamen. Wir haben einmal darüber gesprochen, und er hat schnell das Thema gewechselt.

Am späten Vormittag macht er gewöhnlich Pläne, einen nicht näher bezeichneten Ort aufzusuchen und sich um irgendwelche mysteriösen Geschäfte zu kümmern. Ich bin sicher, er begibt sich in irgendein Zentrum juristischer Aktivitäten, vielleicht das Konkurs- oder das Stadtgericht, und versucht jemanden auf zutun, der einen Anwalt braucht. Wir sprechen nicht darüber. Abends macht er seine Runde durch die Krankenhäuser.

Es war nur eine Sache von Tagen, bis wir unsere kleine Suite aus Büros aufgeteilt und unsere eigenen Bereiche abgesteckt hatten. Deck findet, ich sollte den größten Teil des Tages damit

verbringen, mich auf den unzähligen Gerichtsfluren herumzutreiben und nach Mandanten Ausschau zu halten. Ich spüre seine Frustration darüber, daß ich nicht aggressiver bin. Er hat meine Fragen nach Ethik und Taktik satt. Das da draußen ist eine harte und rücksichtslose Welt mit Unmengen von hungrigen Anwälten, die sich mit der Halsabschneiderei bestens auskennen. Wenn Sie sich hier den ganzen Tag den Hintern platt sitzen, werden Sie verhungern. Die guten Fälle kommen nicht von alleine ins Haus.

Andererseits ist Deck auf mich angewiesen. Ich habe eine Anwaltslizenz. Wir mögen das Geld teilen, aber dies ist keine Partnerschaft unter Gleichrangigen. Er betrachtet sich als entbehrlich, und deshalb übernimmt er freiwillig die Knochenarbeit. Deck ist stets bereit, sich an Unfallopfer heranzumachen und sich auf den Fluren der Gerichte und in den Notaufnahmen der Krankenhäuser herumzutreiben, weil er zufrieden ist mit einem Arrangement, das ihm fünfzig Prozent zugesteht. Einen besseren Handel kann er nirgends abschließen.

Es braucht nur einen Fall, sagt er immer und immer wieder. Das hört man in diesem Geschäft ständig. Ein großer Fall, und man kann sich zur Ruhe setzen. Das ist einer der Gründe dafür, daß Anwälte so viele schäbige Dinge veranstalten wie große Farbannoncen in den Gelben Seiten und Plakate auf Wänden und in den städtischen Bussen und Kundenwerbung am Telefon. Man hält die Nase hoch, ignoriert den Gestank dessen, was man tut, und ignoriert die Verachtung und den Snobismus der Anwälte aus den großen Kanzleien, weil es doch nur diesen einen Fall braucht.

Deck ist entschlossen, für unsere kleine Kanzlei den ganz großen Fall zu finden.

Während er unterwegs ist und Memphis unsicher macht, schaffe ich es immerhin, mich beschäftigt zu halten. An den Stadtgrenzen von Memphis gibt es fünf kleine, eingemeindete Ortschaften. Jede von ihnen hat ein eigenes Gericht, das bei minderen Delikten junge Anwälte als Pflichtverteidiger einsetzt, wenn die Beklagten sich keinen Rechtsbeistand leisten können. Die Richter und die Vertreter der Anklage sind jung und arbeiten stundenweise, die meisten haben an der Mem-

phis State studiert und arbeiten für weniger als fünfhundert Dollar im Monat. Sie haben aufstrebende Kanzleien in den Vororten und verbringen jede Woche ein paar Stunden damit, ein bißchen Recht und Gesetz unter die Leute zu bringen. Ich habe diese Typen aufgesucht, mich mit ihnen unterhalten, ihnen Honig um den Bart geschmiert und ihnen erklärt, daß ich ein bißchen Arbeit an ihren Gerichten brauche. Die Ergebnisse waren gemischt. Man hat mir die Vertretung von sechs mittellosen Beklagten übertragen, die aller möglichen Vergehen bezichtigt werden, von Drogenbesitz über leichten Diebstahl bis hin zu Erregung öffentlichen Ärgernisses. Für jeden Fall bekomme ich maximal hundert Dollar, und sie sollten innerhalb von zwei Monaten erledigt sein. Wenn ich mich mit den Mandanten treffe, mich mit ihnen über ihre Schuld oder Unschuld unterhalte, mit den Vertretern der Anklage spreche und zu den Verhandlungen vor Gericht in einen der Vororte fahre, verbringe ich mindestens vier Stunden mit jedem Fall. Das sind fünfundzwanzig Dollar pro Stunde, vor Abzug von Unkosten und Steuern.

Aber zumindest hält es mich beschäftigt und bringt etwas ein. Ich lerne Leute kennen, überreiche meine Karte, bitte meine neuen Mandanten, ihren Freunden zu erzählen, daß ich, Rudy Baylor, ihre sämtlichen juristischen Probleme lösen kann. Mir schaudert bei dem Gedanken, was für Probleme diese Freunde haben könnten. Es kann nur noch elender sein. Scheidung, Bankrott, noch mehr kriminelle Vergehen. Das Leben eines Anwalts.

Deck möchte inserieren, sobald wir es uns leisten können, er meint, wir sollten uns zu Experten für Körperverletzungsfälle erklären und frühmorgens Spots im Kabelfernsehen senden lassen, damit wir die arbeitende Klasse beim Frühstück erreichen, bevor die Leute zur Arbeit gehen, um sich verstümmeln zu lassen. Er hat sich auch einen Sender angehört, der schwarzen Rap bringt, nicht etwa, weil er diese Musik liebt, sondern weil der Sender sehr beliebt ist und, erstaunlicherweise, von den Anwälten noch nicht entdeckt wurde. Er hat eine Nische gefunden. Die Rap-Anwälte!

Gott steh uns bei.

Ich treibe mich gern in der Kanzlei des Bezirksgerichts herum, flirte mit den Sachbearbeiterinnen, mache mich mit dem Betrieb vertraut. Die Gerichtsakten sind öffentlich zugänglich und ihre Register im Computer gespeichert. Nachdem ich erst mal heraußhatte, wie man mit einem Computer umgeht, machte ich einige Fälle ausfindig, an denen Leo F. Drummond beteiligt war. Der jüngste war achtzehn Monate alt, der älteste acht Jahre. Keiner betraf Great Benefit, aber bei allen ging es um die Verteidigung von Versicherungsgesellschaften. Alle endeten mit einem Prozeß und einem Urteil zugunsten seiner Mandanten.

In den vergangenen drei Wochen habe ich viele Stunden damit verbracht, diese Akten zu studieren, mir seitenweise Notizen gemacht und Hunderte von Kopien. Mit Hilfe dieser Akten habe ich eine umfassende Liste von Beweismittelanforderungen aufgestellt, schriftlichen Fragen, die eine Partei der anderen übersendet und die diese schriftlich und beeidet beantworten muß. Es gibt unzählige Möglichkeiten, derartige Beweismittelanforderungen zu formulieren, und ich habe mich dabei ertappt, daß ich mir seine zum Vorbild nahm. Ich wühlte mich durch die Akten und machte mir eine lange Liste der Dokumente, die ich von Great Benefit anzufordern gedenke. In einigen dieser Fälle war Drummonds Gegner recht gut, in anderen ziemlich erbärmlich. Aber Drummond scheint immer die Oberhand behalten zu haben.

Ich studiere seine Plädoyers, seine Schriftsätze, seine Anträge, seine schriftlichen Beweisaufnahmen und seine Reaktionen auf die entsprechenden Dokumente der Kläger. Nachts im Bett lese ich seine Zeugenvernehmungen. Ich präge mir seine Vorgehensweise in Vorverhandlungen ein. Ich lese sogar seine Briefe an das Gericht.

Nach einem Monat voller subtiler Andeutungen und sanften Zuredens gelang es mir schließlich, Deck zu einem kurzen Ausflug nach Atlanta zu bewegen. Er hat dort zwei Tage lang ein bißchen auf den Busch geklopft und die Nächte in einem sehr billigen Motel verbracht. Die Fahrt hatte geschäftliche Gründe.

Heute ist er zurückgekehrt mit den Nachrichten, die ich erwartet hatte. Miss Birdies Vermögen belauft sich auf etwas über zweiundvierzigtausend Dollar. Ihr Ehemann hat tatsächlich einen Bruder in Florida beerbt, aber sein Anteil an dem Nachlaß betrug weniger als eine halbe Million. Bevor er Miss Birdie heiratete, hatte Anthony Murdine zwei weitere Ehefrauen gehabt, die ihm sechs Kinder geschenkt hatten. Die Kinder, die Anwälte und die Steuerbehörde kassierten fast den gesamten Nachlaß. Miss Birdie bekam vierzigtausend, die sie aus irgendeinem Grund in der Treuhandabteilung einer großen Bank in Georgia beließ. Nach fünf Jahren unerschrockenen Investierens ist das Kapital um ungefähr zweitausend Dollar gewachsen.

Es war nur ein Teil der Gerichtsakte versiegelt, und deshalb konnte Deck der Sache nachgehen und genügend Leute belästigen, um herauszubekommen, was wir wissen wollten.

»Tut mir leid«, sagt er, nachdem er die Ergebnisse seiner Suche zusammengefaßt und mir Kopien von einigen der Gerichtsbeschlüsse ausgehändigt hat.

Ich bin enttäuscht, aber nicht überrascht.

Die Vernehmung von Donny Ray sollte ursprünglich in unserem neuen Büro stattfinden, was mir ziemliches Kopfzerbrechen bereitet hat. Deck und ich arbeiten nicht gerade in einem schmutzigen Loch, aber die Räume sind klein und praktisch kahl. An den Fenstern hängen keine Vorhänge. Die Spülung in der engen Toilette funktioniert nur sporadisch.

Ich schäme mich dieses Ortes ganz und gar nicht, er hat sogar fast etwas Anheimelndes. Eine bescheidene erste Kanzlei für einen jungen Anwalt auf dem Weg nach oben. Aber die Trent-&-Brent-Fritzen werden bestimmt die Nase rümpfen. Sie sind nur das Allerbeste gewohnt, und ich hasse den Gedanken, ihren Snobismus ertragen zu müssen, wenn sie sich herablassen müssen, hier in die Slums herunterzusteigen. Wir haben nicht einmal genügend Stühle, die wir um den schmalen Konferenztisch herum aufstellen könnten.

Am Freitag, dem Tag vor der Vernehmung, teilt Dot mir mit, daß Donny Ray bettlägerig ist und das Haus nicht verlassen

kann. Er hat sich Sorgen gemacht wegen seiner Aussage, und das hat ihn geschwächt. Wenn Donny Ray das Haus nicht verlassen kann, gibt es nur einen Ort, wo wir ihn vernehmen können. Ich rufe Drummond an, und er sagt, er könne sich nicht damit einverstanden erklären, die Vernehmung von meiner Kanzlei ins Haus meines Mandanten zu verlegen. Vorschriften wären Vorschriften, und ich müßte die Sache eben verschieben und mit allen Beteiligten einen neuen Termin ausmachen. Tut ihm alles sehr leid. Er würde die Vernehmung natürlich am liebsten bis nach der Beerdigung verschieben. Ich lege auf, dann rufe ich Richter Kipler an. Minuten später ruft Kipler Drummond an, und nach ein paar kurzen Bemerkungen wird die Vernehmung ins Haus von Dot und Buddy Black verlegt. Seltsamerweise will Kipler bei der Vernehmung anwesend sein. Das ist äußerst ungewöhnlich, aber er hat seine Gründe. Donny Ray ist schwerkrank, und dies ist möglicherweise unsere einzige Chance, ihn zu vernehmen. Es hängt also alles von der Zeit ab. Nicht selten kommt es bei Vernehmungen zu heftigen Streitereien zwischen den Anwälten. Oft muß dann zum Telefon gegriffen und der Richter ausfindig gemacht werden, von dem dann erwartet wird, daß er den Streit über eine Konferenzschaltung beilegt. Wenn der Richter unauffindbar ist und der Streit nicht beigelegt werden kann, wird die Vernehmung abgebrochen und zu einem späteren Zeitpunkt erneut angesetzt. Kipler glaubt, daß Drummond und Genossen versuchen könnten, das Verfahren zu torpedieren, indem sie einen sinnlosen Streit vom Zaun brechen und dann empört davonstürmen.

Aber wenn Kipler dabei ist, wird die Vernehmung reibungslos ablaufen. Er wird über Einsprüche entscheiden und dafür sorgen, daß Drummond bei der Sache bleibt. Abgesehen davon, sagt er, ist Samstag, und er hat nichts anderes zu tun.

Außerdem glaube ich, er macht sich Sorgen, wie ich meine erste Zeugenvernehmung überstehen werde. Dazu hat er allen Grund.

Freitag nacht verbringe ich einige schlaflose Stunden damit, mir genau zu überlegen, wie die Vernehmung im Haus der Blacks arrangiert werden kann. Es ist feucht und dunkel, und

die Beleuchtung ist grauenhaft, was ein großes Problem ist, weil Donny Rays Aussage auf Video festgehalten werden soll. Die Geschworenen müssen einen Eindruck davon bekommen, wie entsetzlich er aussieht. Das Haus hat nur eine ganz bescheidene Klimaanlage, und die Temperatur beträgt drinnen mehr als dreißig Grad. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, wie man fünf oder sechs Anwälte, einen Richter, eine Protokollantin, den Bediener der Videokamera und Donny Ray irgendwo im Haus halbwegs komfortabel unterbringen kann.

Ich hatte Alpträume von Dot, die uns mit riesigen Wolken von blauem Qualm erstickt, und von Buddy im Hintergarten, der leere Ginflaschen gegen die Fenster schleudert. Ich schlief weniger als drei Stunden.

Eine Stunde vor der Vernehmung komme ich beim Haus der Blacks an. Es kommt mir noch kleiner und heißer vor als sonst. Donny Ray sitzt im Bett, in etwas besserer Verfassung, und behauptet, der Herausforderung gewachsen zu sein. Wir haben stundenlang darüber gesprochen, und vor einer Woche habe ich ihm eine ausführliche Liste mit meinen Fragen und dem gegeben, was ich von Drummond erwarte. Er sagt, er wäre bereit, und ich entdecke eine Spur von nervöser Erregung. Dot macht Kaffee und wäscht die Wände ab, schließlich hat man nicht jeden Tag einen Haufen Anwälte und einen Richter zu Besuch. Donny Ray sagt, sie hätte die ganze Nacht geputzt. Buddy durchquert das Wohnzimmer, als ich gerade ein Sofa zurechtrücke. Auch er ist geschrubbt worden. Sein Hemd ist weiß, die Zipfel stecken in der Hose. Ich kann mir vorstellen, wie Dot ihn angekeift haben muß, um das zu erreichen.

Meine Mandanten bemühen sich, präsentabel zu sein. Ich bin stolz auf sie.

Deck erscheint mit einem Haufen von Gerätschaften. Er hat sich von einem Freund eine veraltete Videokamera geliehen, die mindestens dreimal so groß ist wie die neuen Modelle. Er versichert mir, daß sie einwandfrei funktionieren wird. Es ist seine erste Begegnung mit den Blacks. Sie beobachten ihn argwöhnisch, zumal Buddy, der dazu abkommandiert worden ist, einen Tisch abzustauben. Deck nimmt das Wohnzimmer

und die Küche in Augenschein und erklärt mir leise, daß der Platz einfach nicht ausreicht. Er schleppt ein Stativ ins Wohnzimmer, stößt dabei einen Zeitschriftenständer um und handelt sich einen wütenden Blick von Buddy ein.

Das Haus ist ziemlich vollgestopft mit kleinen Tischen und Fußbänken und anderem Mobiliar aus den Sechzigern, auf dem überall billige Souvenirnippes herumstehen. Es wird von Minute zu Minute heißer.

Richter Kipler trifft ein, wird mit allen bekanntgemacht, fängt an zu schwitzen, und ein oder zwei Minuten später sagt er: »Lassen Sie uns einen Blick nach draußen werfen.« Er folgt mir durch die Küchentür auf die kleine Terrasse. Am hinteren Zaun, in der Buddys Fairlane gegenüberliegenden Ecke, steht eine Eiche, die vermutlich um die Zeit gepflanzt wurde, als das Haus entstand. Unter ihr ist es schattig. Deck und ich folgen Kipler durch das frisch gemähte, aber nicht abgeharkte Gras. Er sieht den Fairlane und die Katzen auf der Haube.

»Wieso nicht hier?« fragt er unter dem Baum. Am Zaun zieht sich eine Hecke entlang, die so dicht ist, daß von dem angrenzenden Grundstück niemand hindurchschauen kann. Inmitten dieses Gewuchers wachsen vier hohe Kiefern. Sie blockieren die Morgensonnen von Osten her und machen diesen Platz unter der Eiche halbwegs erträglich, jedenfalls vorerst. An Licht fehlt es hier jedenfalls nicht.

»Sieht gut aus«, sage ich, obwohl ich mit meiner beschränkten Erfahrung noch nie von einer Vernehmung im Freien gehört habe. Ich spreche ein rasches Dankgebet für die Anwesenheit von Tyrone Kipler.

»Haben wir ein Verlängerungskabel?« fragt er.

»Ja. Ich habe eins mitgebracht«, sagt Deck, bereits durch das Gras davonschlurfend. »Es ist ein Dreißig-Meter-Kabel.«

Das ganze Grundstück ist knapp fünfundzwanzig Meter breit und vielleicht dreißig Meter lang. Da der Vorgarten größer ist als der Hintergarten, ist die Terrasse nicht weit entfernt und auch der Fairlane nicht. Er steht sogar ganz in der Nähe, und Claws, die Wachkatze, sitzt majestatisch auf dem Dach und beobachtet uns mißtrauisch.

»Lassen Sie uns ein paar Stühle holen«, sagt Kipler, ganz

Herr der Lage. Er krempelt die Ärmel auf. Dot, der Richter und ich tragen vier Stühle aus der Küche in den Garten, während Deck sich mit dem Verlängerungskabel und den anderen Gerätschaften abmüht. Buddy ist verschwunden. Dot erlaubt uns, ihre Terrassenmöbel zu benutzen, dann macht sie drei fleckige und leicht angeschimmelte Segeltuchstühle im Geräteschuppen ausfindig.

Nur Minuten später sind Kipler und ich schweißgebadet. Und wir erregen Aufsehen. Ein paar Nachbarn sind unter ihren Steinen hervorgekrochen und beobachten uns neugierig. Ein Schwarzer in Jeans, der Stühle zur Eiche der Blacks schleppt? Ein seltsamer kleiner Typ mit über großem Kopf, der mit Kabeln hantiert und es geschafft hat, sie um seine Knöchel zu wickeln? Was geht da vor?

Ein paar Minuten vor neun treffen zwei Protokollantinnen ein, und unglücklicherweise werden sie ausgerechnet von Buddy in Empfang genommen. Sie hätten beinahe die Flucht ergriffen, aber Dot rettet sie und führt sie durch das Haus in den Hintergarten. Zum Glück tragen sie Hosen anstelle von Röcken. Sie unterhalten sich mit Deck über die Ausrüstung und die Stromzufuhr.

Drummond und seine Mannschaft treffen Punkt neun Uhr ein, nicht eine Minute zu früh. Er bringt nur zwei Anwälte mit, B. Dewey Clay Hill den Dritten und Brandon Fuller Grone, und sie sind gekleidet wie Zwillinge: dunkelblaue Blazer, weiße Baumwollhemden, gestärkte Khakihosen, Mokassins. Nur die Krawatten haben eine gewisse Eigenständigkeit behauptet. Drummond trägt keine.

Sie finden uns im Garten und sind fassungslos angesichts unseres Arrangements. Inzwischen triefen Kipler, Deck und ich vor Schweiß, und es ist uns völlig egal, was sie denken. »Nur drei?« frage ich, das Team der Verteidigung zählend, aber sie finden das kein bißchen komisch.

»Sie sitzen hier«, sagt Kipler und deutet auf drei Küchenstühle. »Passen Sie mit den Kabeln auf.« Deck hat alle möglichen Kabel um den Baum geschlungen, und vor allem Grone scheint sich vor einem tödlichen Stromschlag zu fürchten.

Dot und ich helfen Donny Ray aus dem Bett und durch das

Haus in den Garten. Er ist sehr schwach, versucht aber trotzdem tapfer, ohne Unterstützung zu gehen. Als wir uns der Eiche nähern, beobachte ich Leo Drummond genau, der Donny Ray jetzt zum ersten Mal sieht. Sein selbstgefälliges Gesicht verrät keine Regung, und ich möchte ihm etwas an den Kopf werfen wie »Schauen Sie genau hin, Drummond. Sehen Sie, was Ihr Mandant angerichtet hat.« Aber es ist nicht Drummonds Schuld. Die Entscheidung, die Kostenübernahme zu verweigern, wurde von irgendwem bei Great Benefit getroffen, und zwar lange bevor Drummond etwas davon wußte. Er ist einfach zufällig der nächste Mensch, den man hassen kann.

Wir setzen Donny Ray in einen mit Kissen ausgepolsterten Schaukelstuhl von der Veranda. Dot hantiert mit den Kissen, tätschelt ihn und läßt sich viel Zeit, es ihm so bequem wie möglich zu machen. Sein Atem geht schwer, und sein Gesicht ist naß. Er sieht schlechter aus als sonst.

Ich mache ihn höflich mit allen Anwesenden bekannt: Richter Kipler, den beiden Protokollantinnen, Deck, Drummond und den beiden anderen von Trent & Brent. Er ist zu schwach, um ihnen die Hand zu geben, also nickt er lediglich und versucht zu lächeln.

Wir stellen die Kamera so hin, daß sie direkt auf sein Gesicht gerichtet und die Linse gut einen Meter davon entfernt ist. Deck versucht, sie scharf einzustellen. Eine der Protokollantinnen hat eine Lizenz, Videoaufnahmen für das Gericht herzustellen, und sie versucht, Deck aus dem Weg zu schieben. Auf dem Video wird niemand außer Donny Ray erscheinen. Es werden zwar auch andere Stimmen zu hören sein, aber sein Gesicht wird das einzige sein, das die Geschworenen zu sehen bekommen.

Kipler dirigiert mich auf Donny Rays rechte Seite und Drummond auf die linke. Seine Ehren selbst läßt sich neben mir nieder. Wir nehmen unsere Plätze ein und rücken unsere Stühle nahe an den Zeugen heran. Dot steht ein paar Schritte hinter der Kamera und läßt sich keine Bewegung ihres Sohnes entgehen.

Die Nachbarn können ihre Neugierde jetzt nicht mehr zurückhalten und stehen an dem keine sechs Meter entfernten

Maschendrahtzaun. Ein Stück die Straße hinunter dröhnt Conway Twitty aus einem Radio, aber das stört nicht weiter. Es ist Samstagmorgen, und man hört das Summen ferner Rasenmäher und elektrischer Heckenscheren.

Donny Ray trinkt einen Schluck Wasser und versucht, die vier Anwälte und den Richter, die nach vorne gebeugt um ihn herumsitzen, zu ignorieren. Der Zweck seiner Vernehmung liegt auf der Hand: die Jury muß von ihm hören, weil er tot sein wird, wenn der Prozeß beginnt. Er soll Mitgefühl erregen. Vor nicht allzu vielen Jahren wäre seine Vernehmung auf die übliche Art erfolgt. Eine Protokollantin hätte die Fragen und Antworten festgehalten und ein ordentliches Protokoll daraus gemacht, das wir dann beim Prozeß den Geschworenen vorgelesen hätten. Aber inzwischen ist das technische Zeitalter angebrochen. Jetzt werden viele Vernehmungen, insbesondere solche sterbender Zeugen, auf Video aufgezeichnet und der Film dann den Geschworenen vorgeführt. Auf Kiplers Vorschlag hin wird die Vernehmung außerdem auf die übliche Weise stenografisch festgehalten. Das ermöglicht beiden Parteien und dem Richter ein schnelles Nachschlagen, ohne daß sie sich das ganze Video ansehen müssen.

Die Kosten einer solchen Vernehmung hängen von ihrer Länge ab. Gerichtsprotokollantinnen berechnen ihr Honorar seitenweise, deshalb hat Deck mir geraten, meine Fragen möglichst knapp zu halten. Es ist unsere Vernehmung, also müssen wir dafür bezahlen, und er schätzt die Kosten auf knapp vierhundert Dollar. Prozessieren ist teuer.

Kipler fragt Donny Ray, ob wir anfangen können, dann fordert er die Protokollantin auf, ihn zu vereidigen. Er verspricht, die Wahrheit zu sagen. Da er mein Zeuge ist und es sich hier nicht etwa um irgendeine nette Samstagvormittagunterhaltung handelt, sondern eine offizielle Beweisaufnahme, muß ich mich genau an die Regeln halten. Ich bin ziemlich nervös, aber die Anwesenheit von Richter Kipler ist überaus tröstlich.

Ich frage Donny Ray nach Namen, Adresse, Geburtsdatum und ein paar Angaben über seine Eltern und Angehörigen. Simples Zeug, einfach für ihn und für mich. Er antwortet langsam und in die Kamera, genau, wie ich es ihm gesagt habe. Er

kennt sämtliche Fragen, die ich ihm stellen werde, und die meisten, die Drummond vorbringen könnte. Er sitzt mit dem Rücken zum Stamm der Eiche, eine hübsche Szenerie. Gelegentlich tupft er sich mit einem Taschentuch die Stirn ab. *Die neugierigen Blicke aller Anwesenden ignoriert er.*

Obwohl ich ihm nicht gesagt habe, er sollte sich so krank und schwach wie möglich geben, scheint er genau das zu tun. Aber vielleicht hat Donny Ray tatsächlich nur noch ein paar Tage zu leben.

Nur Zentimeter von mir entfernt balancieren Drummond, Grone und Hill ihre Notizblöcke auf den Knien und versuchen, jedes Wort festzuhalten, das Donny Ray von sich gibt. Ich frage mich, wieviel sie für Vernehmungen am Samstag berechnen. Es dauert nicht lange, da werden die blauen Blazer ausgezogen und die Krawatten gelockert.

Während einer langen Pause knallt plötzlich die Hintertür zu, und Buddy torkelt auf die Veranda. Er hat sich umgezogen und trägt jetzt seinen vertrauten roten Pullover mit den dunklen Recken und hat eine verdächtig aussehende Papiertüte bei sich. Ich versuche, mich auf meinen Zeugen zu konzentrieren, aber aus dem Augenwinkel heraus sehe ich, wie Buddy den Garten durchquert und uns dabei argwöhnisch mustert. Ich weiß genau, wo er hinwill.

Die Fahrertür des Fairlane steht offen, und er läßt sich auf dem Vordersitz nieder, woraufhin Katzen aus sämtlichen Fenstern springen. Dots Gesicht verspannt sich, und sie wirft mir einen nervösen Blick zu. Ich schüttle schnell den Kopf, wie um zu sagen »Lassen Sie ihn in Ruhe. Er ist harmlos.« Sie würde ihn am liebsten umbringen.

Donny Ray und ich unterhalten uns über seine Schulzeit, seine Jobs, die Tatsache, daß er nie aus seinem Elternhaus ausgezogen ist, sich nie als Wähler hat eintragen lassen, nie mit dem Gesetz in Konflikt gekommen ist. Das ist bei weitem nicht so schwierig, wie ich es mir letzte Nacht in der Hängematte vorgestellt habe. Ich höre mich an wie ein richtiger Anwalt.

Ich stelle Donny Ray eine Reihe gut einstudierter Fragen über seine Krankheit und die Behandlung, die ihm nicht zuteil wurde. Hier bin ich sehr vorsichtig, denn er darf nichts von

dem wiederholen, was sein Arzt ihm gesagt hat, und er darf auch keine Vermutungen anstellen oder medizinische Ansichten äußern. Das wäre Hörensagen. Das werden, wie ich hoffe, beim Prozeß andere Zeugen besorgen. Drummond ist voll und ganz bei der Sache. Er nimmt jede Antwort begierig auf, analysiert sie rasch und wartet dann auf die nächste. Er ist völlig ungerührt.

Donny Rays Durchhaltevermögen ist begrenzt, sowohl geistig als auch körperlich, und auch die Geschworenen werden sich das hier nur bis zu einer gewissen Grenze ansehen wollen. Nach zwanzig Minuten mache ich Schluß, ohne irgendwelche Einwände von der Gegenseite. Deck zwinkert mir zu, als wäre ich der Größte.

Leo Drummond stellt sich, fürs Protokoll, Donny Ray vor, dann erklärt er, wen er vertritt und wie leid es ihm tut, hiersein zu müssen. Er spricht nicht mit Donny Ray, sondern viel eher zu den Geschworenen. Seine Stimme ist verbindlich und verständnisvoll, ein Mann mit echtem Mitgefühl.

Nur ein paar Fragen. Er stochert sanft in dem Thema herum, weshalb Donny Ray sein Elternhaus nie verlassen hat, nicht einmal für eine Woche oder einen Monat, um woanders zu leben. Da er volljährig ist, würden sie nur allzugern feststellen, daß er ausgezogen und deshalb von der von seinen Eltern gekauften Police nicht gedeckt ist.

Donny Ray antwortet mehrfach mit einem höflichen und schwächlichen: »Nein, Sir.«

Drummond geht kurz auf die Frage nach eventueller anderweitiger Deckung ein. Hat Donny Ray je eine eigene Police gekauft? Hat er je für eine Firma gearbeitet, die für ihre Mitarbeiter eine Krankenversicherung abgeschlossen hatte? Ein paar weitere Fragen in dieser Richtung werden alle mit einem leisen »Nein, Sir« beantwortet.

Trotz der ein wenig ausgesunkenen Szenerie ist das alles nichts Neues für Drummond. Er hat vermutlich bereits Tausende von Vernehmungen durchgeführt und weiß, daß er vorsichtig sein muß. Die Geschworenen würden jede grobe Behandlung dieses jungen Mannes übel vermerken. Es ist sogar für Drummond eine wundervolle Gelegenheit, einige Plus-

punkte bei der Jury einzuheimsen, indem er ein wenig echtes Mitgefühl für den armen Donny Ray zeigt. Außerdem weiß er, daß aus diesem Zeugen nicht viele stichhaltige Informationen herauszuholen sind. Weshalb ihn also bedrängen?

Nach weniger als zehn Minuten ist Drummond fertig. Ich habe keine Gegenfragen. Kipler erklärt die Vernehmung für beendet. Dot beeilt sich, ihrem Sohn das Gesicht mit einem feuchten Tuch abzuwischen. Er sieht mich beifallheischend an, und ich recke kurz den Daumen hoch. Die Anwälte der Verteidigung sammeln ihre Blazer und Aktenkoffer ein und verabschieden sich. Sie können gar nicht schnell genug verschwinden. Und ich auch nicht.

Richter Kipler macht sich daran, Stühle ins Haus zurückzutragen, und wirft im Vorbeigehen einen Blick auf den in seinem Fairlane sitzenden Buddy. Claws hockt mitten auf der Kühlerhaube, bereit zum Angriff. Ich hoffe, es gibt kein Blutvergießen. Dot und ich helfen Donny Ray zurück ins Haus. Kurz bevor wir durch die Tür gehen, werfe ich einen Blick nach links. Deck bearbeitet die Leute am Zaun und verteilt meine Karten, ist er nicht ein netter Junge?

Die Frau ist tatsächlich in meiner Wohnung, und als ich die Tür öffne, steht sie in meinem Wohnzimmer mit einer meiner Zeitschriften in der Hand. Als sie mich sieht, fährt sie zusammen und lässt die Zeitschrift fallen. Ihr Mund öffnet sich. »Wer sind Sie?« kreischt sie fast.

Sie scheint keine Kriminelle zu sein. »Ich wohne hier. Wer zum Teufel sind Sie?«

»Ach du lieber Gott«, sagt sie, vor Aufregung keuchend, und preßt eine Hand auf ihr Herz.

»Was suchen Sie hier?« frage ich noch einmal, jetzt wirklich zornig.

»Ich bin Delberts Frau.«

»Wer zum Teufel ist Delbert? Und wie sind Sie hier herein gekommen?«

»Wer sind Sie?«

»Ich bin Rudy. Ich wohne hier. Das ist eine Privatwohnung.«

Daraufhin lässt sie den Blick schnell durch das Zimmer wandern, als wollte sie sagen: »Wirklich eine tolle Wohnung.«

»Birdie hat mir den Schlüssel gegeben und gesagt, ich könnte mich umschauen.«

»Das hat sie bestimmt nicht!«

»Doch, das hat sie!« Sie zieht einen Schlüssel aus ihren engen Shorts und schwenkt ihn vor meiner Nase. Ich schließe die Augen und denke ernsthaft daran, Miss Birdie zu erwürgen.

»Ich heiße Vera, aus Florida. Wir sind für ein paar Tage bei Birdie zu Besuch.«

Jetzt erinnere ich mich. Delbert ist Miss Birdies jüngerer Sohn, derjenige, den sie seit drei Jahren nicht gesehen hat und der nie anruft und nie schreibt. Ich kann mich nicht erinnern, ob Vera diejenige ist, die Miss Birdie ein Flittchen genannt hat, aber es wäre durchaus passend. Sie ist um die Fünfzig mit der ledrig braunen Haut einer passionierten Sonnenanbeterin. Orangefarbene Lippen, die in der Mitte eines schmalen Kup-

fergesichts leuchten; verschrumpelte Arme; enge Shorts über ebenso verschrumpelten, aber grandios gebräunten Stöckerbeinen. Gräßliche gelbe Sandalen.

»Sie haben kein Recht, hierzusein«, sage ich und versuche, mich zu entspannen.

»Kein Grund zur Aufregung.« Sie geht an mir vorbei, und ich bekomme eine Nase voll von billigem Parfüm, das nach Kokosnussöl riecht. »Birdie möchte Sie sehen«, sagt sie, als sie meine Wohnung verläßt. Ich höre zu, wie ihre Sandalen die Treppe hinunterschlappen.

Miss Birdie sitzt mit verschränkten Armen auf dem Sofa, sieht sich eine dieser idiotischen Comedy-Serien an und ignoriert den Rest der Welt. Vera durchstöbert den Kühlschrank. Am Küchentisch sitzt eine weitere braune Kreatur, ein großer Mann mit dauer gewelltem Haar, so schlecht gefärbt, daß es grau ist, und Elvis-Koteletten. Goldgerahmte Brille. Goldene Armbänder an beiden Handgelenken. Er sieht aus wie ein Zuhälter.

»Sie müssen der Anwalt sein«, sagt er, als ich hinter mir die Tür zumache. Auf dem Tisch vor ihm liegen einige Papiere, mit denen er sich beschäftigt hat.

»Ich bin Rudy Baylor«, sage ich, am anderen Ende des Tisches stehend.

»Ich bin Delbert Birdsong, Birdies Jüngster.« Er ist Ende Fünfzig und versucht verzweifelt, auszusehen wie Vierzig.

»Nett, Sie kennenzulernen.«

»Ja, ja, ganz meinerseits.« Er deutet auf einen Stuhl. »Setzen Sie sich.«

»Warum?« frage ich. Diese Leute sind schon seit Stunden hier. Der Unmut hängt wie eine Rauchschwade über der Küche und dem angrenzenden Wohnzimmer. Ich kann Miss Birdies Hinterkopf sehen. Ich weiß nicht, ob sie uns zuhört oder dem Fernseher. Der Ton ist leise gestellt.

»Ich versuche nur, nett zu sein«, sagt Delbert, als gehörte ihm das Haus.

Vera kann im Kühlschrank nichts finden, also beschließt sie, sich zu uns zu gesellen. »Er hat mich angeschrien«, wimmert sie Delbert an. »Hat gesagt, ich soll aus seiner Wohnung verschwinden. Er war richtig grob.«

»Stimmt das?« fragt Delbert.

»Natürlich stimmt das. Es ist meine Wohnung, und ich rate Ihnen beiden, sie nicht zu betreten. Sie ist privat.«

Er zieht mit einem Ruck die Schultern zurück. Dieser Mann hat garantiert schon so manche Kneipenschlägerei hinter sich.

»Sie gehört meiner Mutter.«

»Und sie ist zufällig meine Hauswirtin. Ich zahle jeden Monat meine Miete.«

»Wieviel?«

»Das geht Sie nichts an. Dieses Haus ist nicht auf Ihren Namen eingetragen.«

»Ich würde sagen, sie ist vier –, vielleicht fünfhundert Dollar im Monat wert.«

»Gut. Möchten Sie sonst noch irgend etwas loswerden?«

»Ja. Sie sind ein ganz schöner Klugscheißer.«

»Wunderbar. Sonst noch was? Ihre Frau hat gesagt, Miss Birdie wollte mich sprechen.« Das sage ich so laut, daß Miss Birdie es hören kann, aber sie röhrt sich nicht.

Vera nimmt sich einen Stuhl und rückt ihn nahe an den von Delbert heran. Sie werfen sich vielsagende Blicke zu. Er zupft an einem der Papiere herum, schiebt seine Brille hoch, sieht mich an und sagt: »Sie haben an Mamas Testament rumgepfuscht.«

»Das geht nur mich und Miss Birdie etwas an.« Ich schaue auf den Tisch und kann gerade die Oberkante eines Dokuments sehen. Ich erkenne, daß es ihr Testament ist, das jüngste, glaube ich, von ihrem letzten Anwalt. Das ist ziemlich irritierend, denn Miss Birdie hat immer behauptet, daß keiner ihrer Söhne, weder Delbert noch Randolph, etwas von ihrem Geld wüßte. Aber in dem Testament wird über ungefähr zwanzig Millionen Dollar verfügt. Jetzt weiß Delbert Bescheid. In den letzten paar Stunden hat er das Testament immer wieder gelesen. Ich erinnere mich, daß Paragraph drei ihm zwei Millionen zuspricht.

Noch irritierender ist die Frage, wie Delbert dieses Dokument in die Hände bekommen hat. Miss Birdie hätte es ihm nie freiwillig gegeben.

»Ein ziemlicher Klugscheißer«, sagt er. »Und da fragt man

sich noch, weshalb die Leute Anwälte hassen. Ich komme nach Hause, um nach Mama zu sehen, und da wohnt doch, verdammt noch mal, so ein stinkiger Anwalt bei ihr. Würde Ihnen das nicht zu denken geben?«

Vermutlich. »Ich habe die Wohnung gemietet«, sage ich. »Eine Privatwohnung mit einer abgeschlossenen Tür. Wenn Sie noch einmal dort eindringen, rufe ich die Polizei.«

Da fällt mir ein, daß ich eine Kopie von Miss Birdies Testament in einer Akte unter meinem Bett habe. Sollten sie es etwa dort gefunden haben? Plötzlich ist mir übel bei der Vorstellung, daß ich eine derart private Angelegenheit preisgegeben habe und nicht Miss Birdie.

Kein Wunder, daß sie mich ignoriert.

Ich habe keine Ahnung, was in ihren früheren Testamenten steht, also weiß ich nicht, ob Delbert und Vera in dem Wissen schwelgen, daß sie Millionäre werden können, oder ob sie wütend sind, weil sie nicht mehr bekommen. Und es ist völlig ausgeschlossen, daß ich ihnen die Wahrheit sage. Ich will es auch nicht, um ehrlich zu sein.

Delbert tut meine Drohung, die Polizei zu rufen, mit einem verächtlichen Schnauben ab. »Ich frage Sie noch einmal«, sagt er, eine schlechte Imitation von Marion Brando im Paten. »Haben Sie für meine Mutter ein neues Testament aufgesetzt?«

»Sie ist Ihre Mutter. Weshalb fragen Sie nicht sie?«

»Sie rückt nicht mit der Sprache heraus«, meldet sich Vera zu Wort.

»Gut. Dann tue ich es auch nicht. Das ist streng vertraulich.«

Das begreift Delbert nicht so recht, und er ist nicht intelligent genug, um aus einer anderen Ecke heraus anzugreifen. Schließlich weiß er nicht, ob er womöglich gegen das Gesetz verstößt.

»Ich hoffe nur, Sie mischen sich da nicht in Dinge ein, die Sie nichts angehen, junger Mann«, sagt er so furchteinflößend wie möglich.

Ich bin bereit zum Gehen. »Miss Birdie!« rufe ich. Eine Sekunde lang bewegt sie sich nicht, dann hebt sie langsam die Fernbedienung und stellt den Ton lauter.

Soll mir auch recht sein. Ich zeige auf Delbert und Vera.

»Wenn Sie noch einmal in die Nähe meiner Wohnung kommen, rufe ich die Polizei. Haben Sie verstanden?«

Delbert zwingt sich als erster zu einem Auflachen, dann kichert auch Vera schnell ein bißchen. Ich knalle die Tür zu.

Ich kann nicht erkennen, ob sich jemand an den Akten unter meinem Bett zu schaffen gemacht hat. Miss Birdies Testament ist da, genau so, wie ich es hinterlassen hatte. Es ist mehrere Wochen her, seit ich es das letzte Mal angesehen habe. Alles scheint in Ordnung zu sein.

Ich schließe die Tür ab und keile einen Stuhl unter die Klinke.

Ich habe mir angewöhnt, zeitig im Büro zu erscheinen, gegen halb acht, nicht, weil ich in Arbeit ertrinke, und auch nicht, weil meine Tage etwa mit Auftritten vor Gericht und Terminen im Büro angefüllt wären, sondern weil ich gern in Ruhe eine Tasse Kaffee trinke und die Einsamkeit genieße. Ich verbringe jeden Tag mindestens eine Stunde damit, mich eingehend mit dem Fall Black zu beschäftigen. Deck und ich versuchen, einander im Büro aus dem Wege zu gehen, aber das ist gelegentlich schwierig. Das Telefon beginnt allmählich, öfter zu läuten.

Ich liebe die Stille dieses Ortes, bevor der Tag beginnt.

Am Montag erscheint Deck spät, erst kurz vor zehn. Wir unterhalten uns ein paar Minuten. Er möchte, daß wir zeitig zum Lunch gehen, es wäre wichtig.

Um elf verlassen wir das Büro und gehen zwei Blocks zu einem vegetarischen Selbstbedienungsladen mit einem kleinen Restaurant im Hintergrund. Wir bestellen fleischlose Pizza und Orangentee. Deck ist sehr nervös, sein Gesicht zuckt noch mehr als gewöhnlich, und sein Kopf fährt beim leisesten Geräusch herum.

»Muß Ihnen was erzählen«, sagt er fast flüsternd. Wir sitzen in einer Nische. Die anderen sechs Tische sind leer.

»Hier sind wir sicher, Deck«, versuche ich ihn zu beruhigen.  
»Was gibt's?«

»Ich habe Samstag die Stadt verlassen, gleich nach der Vernehmung. Bin nach Dallas geflogen und dann nach Las Vegas, da bin ich im Pacific Hotel abgestiegen.«

Oh, großartig. Er ist auf einer Sauf- und Spieltour gewesen. Und jetzt ist er pleite.

»Gestern morgen bin ich aufgestanden, habe am Telefon mit Bruiser gesprochen, und er hat gesagt, ich soll verschwinden. Die Feds wären mir von Memphis aus gefolgt, und ich sollte verschwinden. Jemand hätte mich ständig überwacht, und ich sollte schleunigst nach Memphis zurückkehren. Ich soll Ihnen sagen, daß die Feds Sie auf Schritt und Tritt überwachen, weil Sie der einzige Anwalt sind, der sowohl für Bruiser als auch für Prince gearbeitet hat.«

Ich trinke einen Schluck Tee, um meinen ausgedörrten Mund anzufeuchten. »Sie wissen, wo ... Bruiser ist?« Ich sage das lauter, als ich eigentlich wollte, aber niemand hört zu.

»Nein, das weiß ich nicht«, sagt er und läßt den Blick durch den Raum schweifen.

»Also, ist er in Vegas?«

»Das bezweifle ich. Ich nehme an, er ließ mich nach Vegas kommen, weil die Feds glauben sollten, er wäre dort. Scheint ein naheliegender Ort zu sein für Bruiser, also wird er da bestimmt nicht hingehen.«

Die Welt verschwimmt vor meinen Augen, und in meinem Kopf dreht sich alles. Mir fallen ein Dutzend Fragen auf einmal ein, aber ich kann sie nicht alle stellen. Es gibt eine Menge Dinge, die ich gerne wüßte, aber auch eine Menge, über die ich lieber nicht Bescheid wissen will. Eine Sekunde lang mustern wir uns gegenseitig.

Ich war ehrlich überzeugt, daß Bruiser und Prince inzwischen in Singapur oder Australien wären und niemand je wieder von ihnen hören würde.

»Weshalb hat er sich mit Ihnen in Verbindung gesetzt?« frage ich sehr behutsam.

Er beißt sich auf die Unterlippe, als würde er gleich losweinen. Man kann die Spitzen von seinen vier Biberzähnen sehen. Er kratzt sich am Kopf. Minuten vergehen. Aber die Zeit steht still. »Also«, sagt er, sogar noch leiser, »es sieht so aus, als hätten sie etwas Geld zurückgelassen. Und jetzt wollen sie es haben.«

»Sie?«

»Hört sich an, als wären sie nach wie vor beisammen, stimmt's?«

»Das tut es. Und was sollen Sie tun?«

»Also, zu den Details sind wir nicht gekommen. Aber es klang so, als wollten sie, daß *wir* ihnen helfen, damit sie das Geld bekommen.«

»Wir?«

»Ja.«

»Sie und ich?«

»Ja.«

»Wieviel Geld?«

»Auch davon war nicht die Rede, aber es muß schon 'ne Menge sein, sonst würde ihnen nicht soviel daran liegen.«

»Und wo ist es?«

»Er hat keine Einzelheiten genannt, nur, daß es Bargeld ist und irgendwo eingeschlossen.«

»Und er will, daß wir es holen?«

»Richtig. Ich stelle es mir so vor. Das Geld ist irgendwo hier in der Stadt versteckt, wahrscheinlich ganz in unserer Nähe. Die Feds haben es bisher noch nicht gefunden, also werden sie es wohl auch nicht mehr finden. Bruiser und Prince vertrauen mir und Ihnen, außerdem sind wir jetzt so etwas wie eine halblegitime Kanzlei, nicht einfach zwei Straßengangster, die das Geld klauen würden, sobald sie es sehen. Sie stellen sich vor, daß wir beide das Geld in einen Laster laden und es ihnen bringen, und alle sind glücklich.«

Es ist unmöglich, zu erraten, wieviel von alledem reine Vermutungen von Deck sind und wieviel davon von Bruiser stammt. Ich will es nicht wissen.

Aber ich bin neugierig. »Und was bekommen wir für unsere Mühe?«

»Soweit sind wir nicht gekommen. Auf jeden Fall einen Haufen Geld. Wir könnten unseren Anteil gleich einbehalten.«

Deck hat sich schon alles ausgerechnet.

»Kommt nicht in Frage, Deck. Vergessen Sie's.«

»Ja, ich weiß«, sagt er traurig. Er ergibt sich nach dem ersten Schuß.

»Es ist zu riskant.«

»Ja.«

»Im Augenblick hört es sich großartig an, aber wir könnten im Gefängnis landen.«

»Stimmt, klar, aber ich mußte es Ihnen wenigstens sagen«, erklärt er so wegwerfend, als würde er nicht im Traum ernsthaft darüber nachdenken. Der Kellner stellt einen Teller mit Vollkorncrackern und Kichererbsenmus mit Sesam vor uns hin. Wir beobachten ihn beide, bis er wieder verschwunden ist.

Ich habe auch schon darüber nachgedacht, daß ich wahrscheinlich der einzige bin, der nicht nur für einen der Gesuchten, sondern für beide gearbeitet hat, aber ich wäre nie auf die Idee gekommen, daß die Feds mich überwachen könnten. Mir ist der Appetit vergangen. Mein Mund ist immer noch wie ausgetrocknet. Beim kleinsten Geräusch fahre ich zusammen.

Wir ziehen uns beide in unsere Gedanken zurück und starren auf irgendwelche Gegenstände auf dem Tisch. Wir wechseln kein weiteres Wort, bis die Pizza kommt, und essen in absolutem Schweigen. Ich würde gern die Einzelheiten erfahren. Wie hat sich Bruiser mit Deck in Verbindung gesetzt? Wer hat seinen Ausflug nach Vegas bezahlt? War es das erste Mal, daß sie miteinander gesprochen haben, seit die beiden geflüchtet sind? Wird es das letzte Mal gewesen sein? Weshalb ist Bruiser immer noch an mir interessiert?

Zwei Gedanken tauchen aus dem Nebel auf. Erstens, wenn Bruiser genügend Hilfe hatte, um Deck auf seinem Flug nach Vegas im Auge behalten zu lassen, so daß er wissen konnte, daß er auf der ganzen Strecke überwacht wurde, dann wäre er bestimmt auch imstande, Leute anzuheuern, die das Geld aus Memphis herausschaffen können. Weshalb sollte er sich deshalb an uns wenden? Weil es ihm egal ist, ob wir erwischt werden, das ist der Grund. Zweitens, die Feds haben mich nicht verhört, weil sie mich nicht aufschrecken wollten. Es war viel einfacher, mich zu überwachen, weil ich mir ihretwegen keine Gedanken gemacht habe.

Und noch etwas geht mir durch den Kopf. Es besteht nicht der geringste Zweifel, daß mein kleiner Freund da drüben auf der anderen Seite des Tisches in eine ernsthafte Diskussion

über das Geld einsteigen wollte. Deck weiß mehr, als er mir gesagt hat, und er hat diese kleine Konferenz nicht in die Wege geleitet, ohne einen Plan zu verfolgen.

Ich bin nicht töricht genug zu glauben, daß er so leicht aufgibt.

Die Tagespost ist ein Ereignis, vor dem ich mich zu furchten lerne. Deck holt sie wie gewöhnlich nach dem Lunch ab und bringt sie mit ins Büro. Da ist ein großer, dicker Umschlag von unseren speziellen Freunden bei Trent & Brent, und ich halte beim Öffnen den Atem an. Es ist Drummonds schriftliche Forderung nach Offenlegung. Er will eine Reihe von formellen Parteienbefragungen, sämtliche dem Kläger oder seinem Anwalt bekannten Dokumente und Einlassungen zu den verschiedensten Fragen. Letzteres ist eine wunderbare Möglichkeit, die gegnerische Partei zu zwingen, innerhalb von dreißig Tagen bestimmte Fakten in schriftlicher Form anzuerkennen oder zu bestreiten. Was innerhalb dieser Frist nicht bestritten wird, gilt für alle Zeiten als anerkannt. In dem ganzen Papierhaufen findet sich auch eine Aufforderung, die Vernehmung von Dot und Buddy Black in vierzehn Tagen in meiner Kanzlei vorzunehmen. Normalerweise, habe ich mir erzählen lassen, machen Anwälte so was am Telefon ab und einigen sich über Zeit und Ort der Vernehmung. Das nennt sich kollegiale Höflichkeit, dauert ungefähr fünf Minuten und bewirkt, daß alles wesentlich glatter läuft. Offensichtlich hat Drummond entweder seine guten Manieren vergessen oder sich für den Kampf mit harten Bandagen entschieden. Ich bin so oder so entschlossen, Zeit und Ort zu ändern. Nicht, daß ich irgendwelche Probleme damit hätte, es ist lediglich eine Sache des Prinzips.

Erstaunlicherweise enthält der Packen keine Anträge. Aber morgen ist auch noch ein Tag.

Schriftliche Forderungen dieser Art müssen binnen dreißig Tagen beantwortet und können gleichzeitig bei Gericht eingereicht werden. Mit meiner eigenen bin ich fast fertig, und Drummonds Schreiben spornt mich zum Handeln an. Ich bin entschlossen, diesem Herrn Großkotz zu zeigen, daß ich auch einen Papierkrieg führen kann. Er wird entweder beeindruckt

sein oder einmal mehr feststellen, daß sein Gegner ein Anwalt ist, der sonst nichts zu tun hat.

Es ist fast dunkel, als ich leise auf die Auffahrt einbiege. Neben Miss Birdies Cadillac stehen zwei fremde Wagen, zwei funkelnde Pontiacs mit Avis-Aufklebern an der hinteren Stoßstange. Während ich auf Zehenspitzen ums Haus schleiche und hoffe, in meine Wohnung zu gelangen, ohne gesehen zu werden, höre ich Stimmen.

Ich bin lange im Büro geblieben, in erster Linie, weil ich Delbert und Vera aus dem Wege gehen wollte. Aber das Glück habe ich nicht. Sie sitzen mit Miss Birdie auf der Terrasse und trinken Tee. Und da ist noch mehr Besuch.

»Da ist er«, sagt Delbert laut, sobald er meiner ansichtig geworden ist. Ich bleibe stehen und schaue zur Terrasse. »Kommen Sie her, Rudy.« Es ist eher ein Befehl als eine Einladung.

Als ich näher komme, steht er langsam auf, und ein anderer Mann folgt seinem Beispiel. Delbert zeigt auf den Neuankömmling. »Rudy, das ist mein Bruder Randolph.«

Randolph und ich geben uns die Hand. »Meine Frau June«, sagt er und deutet auf eine weitere alternde, lederhäutige Person vom Vera-Typ, diesmal mit gebleichtem Haar. Ich nicke ihr zu. Sie bedenkt mich mit einem Blick, der Käse zum Kochen bringen könnte.

»Miss Birdie«, sage ich höflich und nicke meiner Hauswirtin zu.

»Hallo, Rudy«, sagt sie süß. Sie sitzt neben Delbert auf dem Korbsofa.

»Setzen Sie sich zu uns«, sagt Randolph und deutet auf einen freien Stuhl.

»Nein, danke. Ich muß in meine Wohnung und nachsehen, ob wieder jemand dort herumgeschnüffelt hat«, sage ich mit einem Blick auf Vera. Sie sitzt ein wenig abseits von den anderen hinter dem Sofa, vermutlich so weit weg von June, wie es nur geht.

June ist zwischen vierzig und fünfundvierzig. Ihr Mann ist, soweit ich mich erinnere, fast sechzig. Jetzt fällt mir wieder

ein, daß sie diejenige ist, die Miss Birdie als Flittchen bezeichnet hat. Randolphs dritte Frau. Die, die immer nach dem Geld fragt.

»Wir waren nicht in Ihrer Wohnung«, sagt Delbert mürrisch.

Im Gegensatz zu seinem aufgedonnerten Bruder altert Randolph mit Würde. Er ist nicht dick, sein Haar ist nicht dauer gewellt und gefärbt, er ist nicht mit Gold behängt. Er trägt ein Golfhemd, Bermudashorts, weiße Socken, weiße Turnschuhe. Wie alle anderen ist er gebräunt. Man könnte ihn ohne weiteres für einen leitenden Angestellten im Ruhestand halten, die dazugehörige kleine Plastiktrophäe in Gestalt einer Ehefrau hat er jedenfalls. »Wie lange gedenken Sie noch hier wohnen zu bleiben, Rudy?« fragt er.

»Ich wüßte nicht, daß ich ausziehe.«

»Das habe ich auch nicht behauptet. Reine Neugierde. Mutter sagt, es gäbe keinen Mietvertrag, also frage ich nur.«

»Und warum fragen Sie?« Die Lage ändert sich rapide. Bis gestern abend hat Miss Birdie nie ein Wort über einen Mietvertrag verloren.

»Weil ich Mutter von jetzt an helfe, ihre Angelegenheiten zu regeln. Die Miete ist sehr niedrig.«

»Das kann man wohl sagen«, setzt June hinzu.

»Sie haben sich doch wohl nicht beschwert, Miss Birdie, oder?« frage ich sie.

»Ach nein«, sagt sie vage, als hätte sie vielleicht daran gedacht, sich zu beschweren, aber einfach nicht die Zeit dazu gefunden.

Ich könnte das Mulchverteilen und Streichen und Unkraut jäten zur Sprache bringen, aber ich bin entschlossen, mich mit diesen Schwachköpfen auf keine Diskussion einzulassen. »Na also«, sage ich. »Wenn die Hauswirtin zufrieden ist, weshalb zerbrechen Sie sich dann den Kopf?«

»Wir wollen nicht, daß Mama ausgenutzt wird«, sagt Delbert.

»Na hör mal, Delbert«, sagt Randolph.

»Wer nutzt sie aus?« frage ich.

»Nun ja, niemand, aber ...«

»Was er sagen will«, unterricht ihn Randolph, »ist, daß von

jetzt ab alles anders wird. Wir sind hier, um Mutter zu helfen, und wir machen uns nur Gedanken über ihre Angelegenheiten. Das ist alles.«

Ich beobachte Miss Birdie, während Randolph redet, und ihr Gesicht glüht. Ihre Söhne sind da, machen sich Sorgen um sie, stellen Fragen, erheben Forderungen, beschützen ihre Mama. Obwohl ich sicher bin, daß sie ihre beiden Schwieger-töchter nicht ausstehen kann, ist Miss Birdie eine sehr zufriedene Frau.

»Schön«, sage ich. »Aber lassen Sie mich in Ruhe. Und halten Sie sich von meiner Wohnung fern.« Ich mache kehrt und gehe rasch davon, lasse viele unausgesprochene Worte hinter mir zurück und viele Fragen, die sie stellen wollten. Ich schließe meine Wohnung ab, esse ein Sandwich und höre sie durch ein Fenster da unten reden.

Ich verbringe ein paar Minuten damit, mir diese Familien-versammlung zusammenzureimen. Irgendwann gestern sind Delbert und Vera aus Florida eingetroffen, in welcher Absicht, werde ich vermutlich nie erfahren. Irgendwie haben sie Miss Birdies letztes Testament gefunden, gesehen, daß sie so an die zwanzig Millionen Dollar zu vererben hat, und waren plötzlich sehr besorgt um ihr Wohlergehen. Sie erfuhren, daß ein Anwalt auf ihrem Grundstück wohnt, und darüber waren sie nicht weniger besorgt. Delbert ruft Randolph an, der auch in Florida lebt, und Randolph eilt heim, mit der Plastiktrophäe im Schlepptau. Sie haben den heutigen Tag damit verbracht, alles nur Erdenkliche aus ihrer Mutter herauszuholen, und sind jetzt an dem Punkt angelangt, daß sie ihre Beschützer sind.

Mich kümmert das nicht im mindesten. Ich kann mir nicht helfen, aber der Gedanke an diese Versammlung bringt mich zum Kichern. Wie lange wird es wohl dauern, bis sie die Wahrheit erfahren?

Fürs erste ist Miss Birdie glücklich. Und ich gönne ihr dieses Glück.

Ich komme pünktlich zu meiner Neun-Uhr-Verabredung mit Dr. Walter Kord, aber das nützt mir nicht das geringste. Ich warte eine Stunde und lese in Donny Rays medizinischen Unterlagen, die ich längst auswendig kenne. Der Warteraum ist überfüllt mit Krebspatienten. Ich versuche, sie nicht anzusehen.

Um zehn erscheint eine Schwester, um mich zu holen. Ich folge ihr in einen fensterlosen Raum tief in einem Labyrinth. Wie kommt jemand auf die Idee, sich unter all den medizinischen Spezialgebieten ausgerechnet für Onkologie zu entscheiden? Aber vermutlich muß es wohl irgend jemand tun.

Wie kommt jemand auf die Idee, sich für die Juristerei zu entscheiden?

Ich sitze mit meiner Akte auf einem Stuhl und warte weitere fünfzehn Minuten. Stimmen auf dem Flur, dann geht die Tür auf. Ein junger Mann von ungefähr Fünfunddreißig stürmt herein. »Mr. Baylor?« sagt er und ergreift meine Hand, noch bevor ich mich richtig von meinem Stuhl erheben kann.

»Ja.«

»Walter Kord. Ich bin in Eile. Können wir das in fünf Minuten erledigen?«

»Ich denke schon.«

»Machen wir es so kurz wie möglich. Ich habe eine Menge Patienten«, sagt er und bringt sogar ein Lächeln zustande. Mir ist vollauf bewußt, wie sehr Ärzte Anwälte hassen. Irgendwie kann ich es ihnen nicht übelnehmen.

»Danke für das Gutachten. Es hat funktioniert. Wir haben Donny Ray bereits vernommen.«

»Gut.« Er ist ungefähr zehn Zentimeter größer als ich und schaut auf mich herab, als wäre ich ein Idiot.

Ich knirsche mit den Zähnen und sage: »Wir brauchen Ihre Aussage.«

Seine Reaktion ist typisch für Ärzte. Sie hassen Gerichtssäle. Und um sie zu vermeiden, erklären sie sich manchmal zu einer

aufgezeichneten Vernehmung bereit, die dann anstelle ihrer persönlichen Aussage vor Gericht verwendet werden kann. Aber sie brauchen das nicht zu tun. Und wenn sie es nicht tun, sind Anwälte gelegentlich zu einem unerfreulichen Schritt gezwungen – der Vorladung. Es liegt in der Macht eines Anwalts, so gut wie jedem eine Vorladung ausstellen zu lassen, Ärzte eingeschlossen.

»Ich bin sehr beschäftigt«, sagt er.

»Ich weiß. Es ist nicht für mich. Es ist für Donny Ray.«

Er runzelt die Stirn und atmet schwer, als bereitete ihm dies starkes körperliches Unbehagen. »Ich berechne fünfhundert Dollar die Stunde für eine Zeugenaussage.«

Das schockiert mich nicht, weil ich damit gerechnet habe. Während des Studiums habe ich Geschichten von Ärzten gehört, die sogar noch mehr berechnet haben. Ich muß betteln. »Das kann ich mir nicht leisten, Dr. Kord. Ich habe meine Kanzlei erst vor sechs Wochen eröffnet und bin dem Hunger tod nahe. Dies ist der einzige anständige Fall, den ich habe.«

Es ist erstaunlich, was die Wahrheit bewirken kann. Dieser Mann verdient vermutlich eine Million Dollar im Jahr, und er ist sofort entwaffnet von meiner Offenheit. Ich sehe Mitleid in seinen Augen. Er zögert eine Sekunde, denkt vielleicht an Donny Ray und daran, wie frustrierend es ist, ihm nicht helfen zu können. Vielleicht tue ich ihm auch leid. Wer weiß?

»Ich schicke Ihnen eine Rechnung, okay? Bezahlten Sie sie, wann immer Sie können.«

»Danke, Doktor.«

»Machen Sie mit meiner Sekretärin einen Termin aus. Können wir es hier machen?«

»Selbstverständlich.«

»Gut. Ich muß weitermachen.«

Als ich zurückkomme, hat Deck eine Mandantin in seinem Büro. Es ist eine Frau in mittlerem Alter, dicklich, gut angezogen. Er winkt mich herein und stellt sie mir als Mrs. Madge Dresser vor, die eine Scheidung möchte. Sie hat geweint, und als ich mich neben Deck an den Schreibtisch lehne, schiebt er mir seinen Block mit einer Notiz zu: »Sie hat Geld.«

Wir verbringen eine Stunde mit Madge, und es ist eine traurige Geschichte. Alkohol, Schläge, andere Frauen, Glücksspiel, mißratene Kinder, und sie hat sich nichts vorzuwerfen. Vor zwei Jahren hat sie schon einmal die Scheidung eingereicht, und ihr Mann hat ihrem Anwalt die Kanzleifester zerschossen. Er spielt mit Waffen herum und ist gefährlich. Ich werfe Deck einen Blick zu, während sie diese Geschichte erzählt. Er weigert sich, mich anzusehen.

Sie zahlt sechshundert Dollar in bar und verspricht mehr. Wir werden die Scheidungsklage morgen einreichen. Bei der Kanzlei von Rudy Baylor ist sie in guten Händen, versichert ihr Deck.

Kurz nachdem sie gegangen ist, läutet das Telefon. Eine Männerstimme fragt nach mir. Ich nenne meinen Namen.

»Ja, Rudy, hier ist Roger Rice, Anwalt. Ich glaube nicht, daß wir uns kennen.«

Auf meiner Stellungssuche habe ich beinahe jeden Anwalt in Memphis kennengelernt, aber an einen Roger Rice erinnere ich mich nicht. »Nein, das glaube ich auch nicht. Ich bin neu im Geschäft.«

»Ja, ich mußte die Auskunft anrufen, um Ihre Nummer zu bekommen. Hören Sie, ich stecke mitten in einer Zusammenkunft mit zwei Brüdern, Randolph und Delbert Birdsong, und ihrer Mutter Birdie. Soweit ich verstanden habe, kennen Sie diese Leute.«

Ich kann mir genau vorstellen, wie sie da zwischen ihren Söhnen sitzt, dämlich grinst und »wie nett« sagt.

»Ja, Miss Birdie kenne ich sehr gut«, sage ich, als hätte ich den ganzen Tag auf diesen Anruf gewartet.

»Genaugenommen sitzen sie nebenan hier in meiner Kanzlei. Ich habe mich hinausgeschlichen, um mit Ihnen zu sprechen. Ich arbeite an Ihrem Testament und, nun ja, es geht um einen Haufen Geld. Sie haben gesagt, sie hätten versucht, Ihr Testament aufzusetzen.«

»Das stimmt. Ich habe vor ein paar Monaten einen Entwurf angefertigt, aber sie war offensichtlich nicht geneigt, ihn zu unterschreiben.«

»Warum nicht?« Er macht einen netten Eindruck, tut nur

seinen Job, und es ist nicht seine Schuld, daß sie bei ihm sind. Also liefere ich ihm einen kurzen Bericht über Miss Birdies Absicht, ihr Vermögen dem Reverend Kenneth Chandler zu vermachen.

»Hat sie das Geld?« fragt er.

Ich kann ihm die Wahrheit nicht sagen. Es widerspräche sämtlichen ethischen Grundsätzen, wenn ich ohne ihre ausdrückliche Zustimmung irgendwelche Informationen über Miss Birdie preisgeben würde. Und die Information, auf die Rice aus ist, habe ich mir mit wenn auch nicht gerade illegalen, so doch mit dubiosen Mitteln verschafft. Mir sind die Hände gebunden.

»Was hat sie Ihnen erzählt?« frage ich.

»Nicht viel. Etwas über ein Vermögen in Atlanta, Geld, das ihr zweiter Ehemann ihr hinterlassen hat, aber wenn ich versuche, sie festzunageln, macht sie alle möglichen Ausflüchte.«

Das kommt mir sehr bekannt vor. »Weshalb will sie ein neues Testament machen?« frage ich.

»Sie will alles ihrer Familie hinterlassen – Söhnen und Enkelkindern. Ich möchte nur wissen, ob sie das Geld hat.«

»Darüber kann ich Ihnen nichts sagen. In Atlanta gibt es eine Nachlaßakte, und die ist versiegelt. Weiter bin ich nicht gekommen.«

Er ist immer noch nicht befriedigt, aber mehr kann ich ihm nicht sagen. Ich verspreche, ihm den Namen des Anwalts in Atlanta und seine Telefonnummer zu faxen.

Als ich nach neun nach Hause komme, stehen sogar noch mehr Mietwagen in der Einfahrt. Ich bin gezwungen, meinen Wagen auf der Straße stehen zu lassen, und das ärgert mich. Ich schleiche durch die Dunkelheit, und die Leute auf der Terrasse bemerken mich nicht.

Es müssen die Enkelkinder sein. Ich sitze im Dunkeln am Fenster meines kleinen Wohnzimmers, esse eine Hühnerpastete und lausche den Stimmen. Ich kann die von Delbert und Randolph heraushören. Gelegentlich dringt Miss Birdies Gekicher durch die schwüle Luft. Die anderen Stimmen sind jünger.

Das muß gelaufen sein wie bei der Notrufzentrale, eine Sache um Leben und Tod. Kommt schnell! Sie ist stinkreich! Wir dachten, die alte Krähe hätte ein paar Dollar, aber doch kein Vermögen. Sie müssen mit einer Art Telefonkette die ganze Familie aufgescheucht haben. Kommt schnell! Euer Name steht im Testament, und daneben steht eine Million Dollar. Und sie denkt daran, es zu ändern. Macht euch schleunigst auf die Socken. Es ist an der Zeit, Granny zu lieben.

Auf Kiplers Rat und mit seiner Zustimmung treffen wir uns für Dots Vernehmung in seinem Gerichtssaal. Nachdem Drummond sie für meine Kanzlei vorgesehen hatte, ohne mich vorher zu fragen, habe ich bewußt weder Ort noch Zeitpunkt zugestimmt. Kipler schaltete sich ein, rief Drummond an, und binnen Sekunden war alles geregelt.

Als wir Donny Ray vernahmen, konnten alle einen Blick auf den in seinem Fairlane sitzenden Buddy werfen. Ich habe Kippler und auch Drummond erklärt, daß es meiner Meinung nach keinen Sinn hat, Buddy zu vernehmen. Er ist nicht ganz richtig, wie Dot es ausdrückt. Der arme Kerl ist harmlos, und er weiß nichts über den Versicherungsschlammassel. In der gesamten Akte deutet nichts darauf hin, daß Buddy irgend etwas darüber weiß. Ich habe noch nie einen vollständigen Satz von ihm gehört, und ich kann mir nicht vorstellen, daß er dem Streß einer eingehenden Vernehmung gewachsen wäre. Buddy könnte durchdrehen und ein paar Anwälte krankenhausreif schlagen.

Dot läßt ihn zu Hause. Ich war gestern zwei Stunden bei ihr und habe sie auf Drummonds Fragen vorbereitet. Sie wird bei der Verhandlung aussagen, also ist dies nicht die offizielle Zeugenaussage, sondern nur eine Vernehmung zu Ermittlungszwecken. Drummond wird den Anfang machen, praktisch alle Fragen stellen und die meiste Zeit freie Bahn haben. Es wird Stunden dauern.

Kipler gedenkt auch diesmal anwesend zu sein. Wir versammeln uns an einem der Anwaltstische unterhalb seines Podiums. Er instruiert die Bedienerin der Videokamera und die Protokollantin. Das hier ist sein Reich, und er will es so haben.

Ich bin überzeugt, er befürchtet, daß Drummond mich einfach überrennen könnte, wenn ich auf mich allein gestellt bin. Die Abneigung zwischen diesen beiden sitzt so tief, daß sie es kaum ertragen können, einander anzusehen. Ich finde das großartig.

Die arme Dot sitzt allein und mit zitternden Händen am Ende des Tisches. Ich bin dicht neben ihr, und das macht sie vermutlich noch nervöser. Sie trägt ihre beste Baumwollbluse und ihre besten Jeans. Ich habe ihr erklärt, daß sie sich nicht herauszuputzen braucht, weil die Geschworenen das Video nicht zu sehen bekommen werden. Aber beim Prozeß ist es wichtig, daß sie ein Kleid trägt. Was wir mit Buddy machen werden, weiß Gott allein.

Kipler sitzt auf meiner Seite des Tisches, aber soweit weg wie möglich, dicht neben der Videokamera. Auf der anderen Seite sitzen Drummond und nur drei Mitstreiter – B. Dewey Clay Hill der Dritte, M. Alec Plunk Junior und Brandon Fuller Grone.

Deck ist im Gebäude, irgendwo draußen auf dem Flur, auf der Jagd nach Mandanten. Er hat gesagt, er würde vielleicht später dazukommen.

Also sind fünf Anwälte und ein Richter anwesend und starren Dot an, als sie die rechte Hand hebt und schwört, die Wahrheit zu sagen. Mir würden auch die Hände zittern. Drummond lächelt breit, stellt sich Dot vor, fürs Protokoll, und verbringt die ersten fünf Minuten mit einer liebenswürdigen Erklärung über den Zweck der Vernehmung. Wir sind auf die Wahrheit aus. Er wird nicht versuchen, sie zu irgend etwas zu verleiten oder sie zu verwirren. Sie kann sich jederzeit mit ihrem Anwalt beraten und so weiter und so weiter. Er hat es ganz und gar nicht eilig. Die Uhr tickt vor sich hin.

Die erste Stunde wird mit Familiengeschichte verbracht. Drummond ist, wie nicht anders zu erwarten, makellos vorbereitet. Er bewegt sich langsam von einem Thema zum nächsten – Schulbildung, Beschäftigungen, Wohnsitze, Hobbys – und stellt Fragen, die mir nicht einmal im Traum eingefallen wären. Das meiste davon ist sinnloses Geschwätz, aber so verhalten sich gewieste Anwälte nun mal bei einer Vorvernehmung. Frage, grabe, stoß nach, grabe noch ein bißchen, man kann ja nie wissen, was vielleicht dabei herauskommt. Aber selbst wenn er auf irgend etwas besonders Pikantes stoßen würde, sagen wir, eine Teenagerschwangerschaft, dann wäre das völlig nutzlos. Er könnte es nicht vor Gericht verwenden.

Aber die Vorschriften erlauben derartigen Unfug, und sein Mandant zahlt ihm eine Wagenladung Geld dafür, daß er ausgiebigst im trüben fischt.

Kipler kündigt eine Pause an, und Dot stürmt hinaus auf den Flur. Die Zigarette steckt schon zwischen ihren Lippen, bevor sie die Tür erreicht hat. Wir stellen uns an eine Trinkwasserfontäne.

»Sie machen das ausgezeichnet«, sage ich zu ihr, und sie hält sich tatsächlich sehr gut.

»Wird mich dieser Mistkerl auch nach meinem Sexleben fragen?« knurrt sie.

»Vermutlich.« Vor meinem inneren Auge erscheint das Bild von Dot und ihrem Ehemann im Bett, und ich bin nahe daran, mich mal eben entschuldigen zu müssen.

Sie raucht so hastig, als könnte diese Zigarette die letzte sein.

»Können Sie den Kerl nicht stoppen?«

»Wenn er zu weit geht, werde ich es tun. Aber er hat das Recht, nach fast allem zu fragen.«

»Dieser neugierige Bastard.«

In der zweiten Stunde geht es so langsam voran wie in der ersten. Drummond kommt zu den finanziellen Verhältnissen der Blacks, und wir erfahren vom Kauf ihres Hauses und vom Kauf ihrer verschiedenen Wagen, einschließlich des Fairlane, und vom Kauf ihrer größeren Haushaltsgeräte. Da reicht es Kipler, und er fordert Drummond auf, zum nächsten Thema überzugehen. Wir erfahren eine Menge über Buddy, seine Kriegsverletzung, seine Jobs und seine Rente. Und über seine Hobbys und darüber, wie er seine Tage verbringt.

Kipler sagt bissig zu Drummond, er sollte zusehen, daß er etwas Relevantes findet.

Dot informiert uns, daß sie auf die Toilette muß. Ich habe ihr gesagt, das sollte sie immer dann tun, wenn sie erschöpft wäre. Wir unterhalten uns ein paar Minuten auf dem Flur. Währenddessen raucht sie drei Zigaretten, und ich versuche, dem Rauch auszuweichen.

Ungefähr in der Mitte der dritten Stunde kommen wir endlich auf die Versicherung. Ich habe eine vollständige Kopie

sämtlicher zu der Akte gehörenden Unterlagen, Donny Rays Krankengeschichte eingeschlossen, angefertigt, und alle diese Dokumente liegen in einem säuberlichen Stapel auf dem Tisch. Kipler hat sie sich angesehen. Wir sind in der seltenen und beneidenswerten Lage, daß wir keine übeln Dokumente haben. Es ist nichts dabei, was wir lieber verbergen würden. Drummond kann alles sehen.

Kipler und auch Deck zufolge ist es in derartigen Fällen nicht ungewöhnlich, daß die Versicherungsgesellschaften versuchen, Dinge vor ihren eigenen Anwälten zu verbergen. Es kommt sogar ziemlich oft vor, zumal dann, wenn die Gesellschaft wirklich schmutzige Wäsche hat, die sie vergraben möchte.

Während eines Seminars über Prozeßführung im vorigen Jahr haben wir fassungslos einen Fall nach dem anderen durchgenommen, bei dem Firmen für ihre Untaten bestraft wurden, weil sie versucht hatten, Dokumente vor ihren eigenen Anwälten geheimzuhalten.

Als wir zu dem Papierkram kommen, bin ich fürchterlich aufgeregt. Und Kipler ist es auch. Drummond hat diese Dokumente bereits angefordert, aber ich habe noch eine Woche Zeit, bis sie ihm vorliegen müssen. Ich würde zu gern sein Gesicht sehen, wenn er den Blöde-Brief liest. Und Kipler auch.

Wir vermuten, daß er das meiste, wenn nicht sogar alles, was vor Dot auf dem Tisch liegt, bereits gesehen hat. Er hat seine Dokumente von seinem Mandanten bekommen. Meine stammen von den Blacks. Aber wir vermuten, daß die meisten davon identisch sind. Ich habe, genau wie er es getan hat, eine schriftliche Aufforderung zur Vorlage sämtlicher Dokumente eingereicht. Wenn er dieser Aufforderung nachkommt, wird er mir Dokumente schicken, die ich seit drei Monaten besitze. Die Papierschlacht.

Später, wenn alles so läuft wie geplant, werde ich in der Zentrale der Gesellschaft in Cleveland einen frischen Haufen Dokumente dazubekommen.

Wir fangen mit dem Antrag und der Police an. Dot gibt sie Drummond, der sie überfliegt und dann an Hill weiterreicht; dann wandert sie weiter zu Plunk und schließlich zu Grone.

Es dauert seine Zeit, bis diese Affen sie Seite für Seite durchgeblättert haben. Sie haben die verdammte Police und den Antrag seit drei Monaten. Aber Zeit ist Geld. Dann macht die Protokollantin sie zu einem Beweisstück in Dots Vernehmung.

Das nächste Dokument ist der erste ablehnende Brief, und er wird gleichfalls um den Tisch herumgereicht. Ebenso geht es mit den anderen Ablehnungsschreiben. Ich bemühe mich angestrengt, nicht einzuschlafen.

Der Blöde-Brief kommt als nächster. Ich habe Dot eingeschärft, ihn Drummond einfach auszuhändigen, ohne irgend einen Kommentar zu seinem Inhalt. Ich will nicht, daß er vor gewarnt ist, falls er ihn bisher noch nicht zu Gesicht bekommen hat. Das ist ziemlich viel verlangt von Dot, denn der Brief kann einen immer wieder neu in Rage bringen. Drummond nimmt ihn und liest:

*Sehr geehrte Mrs. Black,*

*unsere Gesellschaft hat Ihre Ansprüche bereits siebenmal schriftlich abgewiesen. Wir tun es jetzt zum achten und letzten Mal. Offenbar sind Sie blöde, blöde, blöde!*

Nachdem er die letzten dreißig Jahre in Gerichtssälen verbracht hat, ist Drummond ein vorzüglicher Schauspieler. Mir ist sofort klar, daß er diesen Brief noch nie gesehen hat. Sein Mandant hat ihn der Akte nicht beigelegt. Der Brief ist ein schwerer Schlag für ihn. Sein Mund öffnet sich leicht. Auf seiner Stirn erscheinen drei dicke Falten. Er kneift angestrengt die Augen zusammen und liest den Brief ein zweites Mal.

Dann tut er etwas, von dem er sich später wünscht, er hätte es nicht getan. Er hebt den Blick über den Brief hinweg und sieht mich an. Ich natürlich starre ihn an, mit einer etwas höhnischen Miene, die besagt: »Erwischt, großes Tier.«

Dann macht er die Sache noch schlimmer, indem er Kipler ansieht. Seine Ehren läßt sich keine Gesichtsbewegung entgehen, kein Zucken und Zwinkern, und er registriert das Offenkundige. Drummond ist fassungslos über das, was er in der Hand hält.

Er erholt sich rasch, aber der Schaden ist angerichtet. Er gibt

den Brief an Hill weiter, der vor sich hindöst und keine Ahnung hat, daß sein Boß ihm eine Bombe überreicht. Wir beobachten Hill ein paar Sekunden, dann explodiert sie.

»Außerhalb des Protokolls«, sagt Kipler. Die Protokollantin und die Bedienerin der Videokamera stellen ihre Geräte ab. »Mr. Drummond, es ist offensichtlich, daß Sie diesen Brief nie zuvor gesehen haben. Und ich vermute, daß dies nicht das erste oder letzte Dokument sein wird, das Ihre Mandanten verheimlichen möchten. Ich habe genügend Versicherungsgesellschaften verklagt, um zu wissen, daß Dokumente die Neigung haben, verlorenzugehen.« Kipler beugt sich vor und zeigt mit dem Finger auf Drummond. »Wenn ich Sie oder Ihre Mandanten dabei ertappe, daß Sie dem Kläger Dokumente vorenthalten, werde ich Ihnen beiden Sanktionen auferlegen. Ich werde Sie zu hohen Geldbußen verurteilen, in denen Kosten und Anwaltshonorare auf stündlicher Basis in der Höhe enthalten sind, die Sie Ihren Mandanten berechnen. Haben Sie mich verstanden?«

Derartige Sanktionen sind der einzige Weg, auf dem ich jemals zweihundertfünfzig Dollar pro Stunde verdienen werde.

Drummond und Genossen taumeln noch immer. Ich kann mir kaum vorstellen, wie dieser Brief auf die Geschworenen wirken wird, und ich bin sicher, daß sie dasselbe denken.

»Beschuldigen Sie mich, daß ich Ihnen Dokumente vorenthalte, Euer Ehren?«

»Noch nicht.« Kiplers Finger ist immer noch ausgestreckt. »Im Moment warne ich Sie nur.«

»Ich finde, Sie sollten diesen Fall abgeben, Euer Ehren.«

»Ist das ein Antrag?«

»Ja, Sir.«

»Abgelehnt. Sonst noch was?«

Drummond hantiert mit Papieren und schlägt ein paar Sekunden tot. Die arme Dot ist wie versteinert und denkt vermutlich, sie hätte etwas getan, das diese Funken hervorgerufen hat. Ich bin selbst ein wenig steif.

»Zurück zum Protokoll«, sagt Kipler, ohne Drummond auch nur einen Augenblick aus den Augen zu lassen.

Ein paar Fragen werden gestellt und beantwortet. Ein paar

weitere Dokumente laufen über das Fließband. Um halb eins unterbrechen wir für die Mittagspause, und eine Stunde später sind wir wieder versammelt. Dot ist erschöpft.

Kipler gibt Drummond ziemlich streng zu verstehen, daß er die Sache beschleunigen soll. Er versucht es, aber es ist schwierig. Er tut dies schon so lange und hat dabei so viel Geld verdient, daß er buchstäblich endlos Fragen stellen könnte.

Meine Mandantin entschließt sich zu einer Strategie, für die ich sie bewundere. Sie erklärt den Anwesenden, außerhalb des Protokolls, daß sie ein Blasenproblem hat, nichts Ernstes, Sie wissen schon, aber schließlich ist sie fast sechzig. Jedenfalls muß sie, je weiter der Tag fortschreitet, immer öfter auf die Toilette. Drummond hat, wie nicht anders zu erwarten, ein Dutzend Fragen zu ihrer Blase, aber Kipler macht dem ein rasches Ende. Also entschuldigt sich Dot ungefähr alle Viertelstunde und verläßt den Gerichtssaal. Sie läßt sich viel Zeit.

Ich bin sicher, daß mit ihrer Blase alles in Ordnung ist, und ich bin auch sicher, daß sie sich in einer Kabine versteckt und wie ein Schornstein qualmt. Diese Strategie erlaubt es ihr, das Tempo vorzugeben, und entkräftet schließlich auch Drummond.

Um halb vier, sechseinhalb Stunden nachdem wir angefangen haben, erklärt Kipler die Vernehmung für beendet.

Zum ersten Mal seit über zwei Wochen sind sämtliche Mietwagen verschwunden. Nur Miss Birdies Cadillac steht noch da. Ich parke dahinter, auf meinem alten Platz, und gehe ums Haus herum. Niemand da.

Sie sind endlich abgereist. Ich habe seit dem Tag, an dem Delbert eingetroffen ist, nicht mehr mit Miss Birdie gesprochen, und es gibt einiges zu bereden. Ich bin nicht wütend, ich will nur ein bißchen plaudern.

Ich bin bei der Treppe zu meiner Wohnung angelangt, als ich eine Stimme höre. Es ist nicht die von Miss Birdie.

»Rudy, haben Sie eine Minute Zeit?« Es ist Randolph, der sich von einem Schaukelstuhl auf der Terrasse erhebt.

Ich deponiere meinen Aktenkoffer und mein Jackett auf der Treppe und gehe hinüber.

»Setzen Sie sich«, sagt er. »Wir müssen miteinander reden.« Er scheint hervorragender Stimmung zu sein.

»Wo ist Miss Birdie?« frage ich. Im Haus brennt kein Licht.

»Sie ist, äh, für eine Weile verreist. Will einige Zeit mit uns in Florida verbringen. Sie ist heute morgen abgeflogen.«

»Wann kommt sie zurück?« frage ich. Das geht mich im Grunde nichts an, aber fragen muß ich trotzdem.

»Das weiß ich nicht. Vielleicht überhaupt nicht. Hören Sie, von jetzt an werden wir, ich und Delbert, uns um ihre Angelegenheiten kümmern. Wahrscheinlich haben wir sie in letzter Zeit ein bißchen vernachlässigt, aber sie möchte trotzdem, daß wir alles in die Hand nehmen. Und wir möchten, daß Sie hier wohnen bleiben. Wir möchten Ihnen sogar ein Angebot machen. Sie bleiben hier, passen auf das Haus auf, halten alles in Ordnung, und dafür brauchen Sie keine Miete zu zahlen.«

»Was meinen Sie mit alles in Ordnung halten?«

»Nur das Übliche, nichts Ausgefallenes. Mama hat gesagt, Sie wären ihr in diesem Sommer eine große Hilfe gewesen, und Sie brauchen nur zu tun, was Sie bisher auch schon getan haben. Für die Post haben wir einen Nachsendeantrag gestellt, darum brauchen Sie sich also nicht zu kümmern. Falls sich irgendwelche schwerwiegenden Probleme ergeben sollten, rufen Sie mich an. Es ist ein gutes Angebot, Rudy.«

Das ist es in der Tat. »Ich nehme an«, sage ich.

»Gut. Mama mag Sie wirklich, wissen Sie, sie sagt, Sie wären ein netter junger Mann, dem man vertrauen kann. Obwohl Sie Anwalt sind. Ha, ha, ha.«

»Was ist mit ihrem Wagen?«

»Den fahre ich morgen nach Florida.« Er überreicht mir einen großen Umschlag. »Hier sind die Schlüssel zum Haus, die Telefonnummern des Versicherungsagenten, der Firma, die für die Alarmanlage verantwortlich ist, und so weiter. Dazu meine Adresse und Telefonnummer.«

»Wo wird sie wohnen?«

»Bei uns, in der Nähe von Tampa. Wir haben ein hübsches kleines Haus mit einem Gästezimmer. Wir werden gut für sie sorgen. Zwei von meinen Kindern wohnen ganz in der Nähe, sie wird also eine Menge Gesellschaft haben.«

Ich kann sie vor mir sehen, wie sie sich geradezu überschlagen, um Granny zu Diensten zu sein. Eine Zeitlang werden sie damit glücklich sein, sie unter ihrer Liebe zu ersticken, und dabei gleichzeitig hoffen, daß sie nicht mehr allzu lange lebt. Sie können es gar nicht abwarten, daß sie stirbt, damit sie alle reich werden. Es fällt mir sehr schwer, ein Grinsen zu unterdrücken.

»Das ist schön«, sage ich. »Sie ist eine sehr einsame alte Frau gewesen.«

»Sie mag sie wirklich, Rudy. Sie waren gut zu ihr.« Seine Stimme ist leise und aufrichtig, und ich verspüre einen Anflug von Traurigkeit.

Wir geben uns die Hand und sagen uns Lebewohl.

Ich schaukele in der Hängematte, erschlage Moskitos, starre den Mond an. Ich bezweifle ernsthaft, daß ich Miss Birdie je wiedersehen werde, und fühle mich plötzlich einsam. Diese Leute werden sie unter ihrer Fuchtel haben, bis sie tot ist, und sehr genau aufpassen, daß sie keine Gelegenheit bekommt, ihr Testament zu ändern. Ein bißchen schuldbewußt bin ich schon, weil ich schließlich die Wahrheit über ihren Reichtum kenne, aber das ist ein Geheimnis, das ich niemandem anvertrauen kann.

Gleichzeitig kann ich mir ein Lächeln über diese Wendung des Schicksals nicht verkneifen. Miss Birdie ist heraus aus ihrem einsamen alten Haus und nun statt dessen von ihren Angehörigen umgeben. Sie steht plötzlich im Zentrum der Aufmerksamkeit, eine Position, die sie immer ersehnt hat. Ich erinnere mich an sie im Cypress Gardens Senior Citizens Building, wie sie die Leute herumdirigiert, sie zum Singen animiert, Ansprachen gehalten, auf Bosco und die anderen Gruf-tis eingeredet hat. Sie hat ein Herz aus Gold, aber sie hungert nach Beachtung.

Ich hoffe, der Sonnenschein tut ihr gut und sie ist glücklich. Ich frage mich, wer wohl im Cypress Gardens ihren Platz einnehmen wird.

Ich vermute, Booker hat dieses elegante Restaurant ausgesucht, weil er gute Nachrichten hat. Echtes Silberbesteck. Leinenser-vietten. Er muß einen Mandanten haben, der das bezahlt.

Er kommt eine Viertelstunde zu spät, sonst gar nicht seine Art, aber er ist neuerdings ein vielbeschäftigter Mann, und seine ersten Worte sind: »Ich habe bestanden«. Wir trinken unser Wasser, während er mir in allen Einzelheiten die Geschichte seiner Berufung beim Juristischen Prüfungsausschuß erzählt. Sein Examen wurde noch einmal überprüft, die Punktezahl um drei heraufgesetzt, und jetzt ist er ein richtiger Anwalt. Ich habe ihn noch nie so oft lächeln sehen. Außer ihm haben aus unserer Gruppe nur noch zwei mit Erfolg Berufung eingelegt. Sara Plankmore gehört nicht zu ihnen. Booker hat ein Gerücht gehört, daß sie absolut miserabel abgeschnitten hat und sogar Gefahr läuft, ihren Job beim Bundesanwalt zu verlieren.

Trotz seiner Proteste bestelle ich eine Flasche Champagner und weise den Kellner an, mir die Rechnung zu geben. Geld kann man eben nicht verstecken.

Das Essen kommt. Es sind unglaublich winzige, aber sehr hübsch angerichtete Scheibchen Lachs, und wir bewundern ihn eine Weile, bevor wir ihn verspeisen. Shankle läßt Booker in dreißig Richtungen gleichzeitig rennen, fünfzehn Stunden am Tag, aber Charlene ist eine Frau mit sehr viel Geduld. Ihr ist klar, daß er in diesen Anfangsjahren Opfer bringen muß, um später die Belohnung einkassieren zu können. Fürs erste bin ich froh, daß ich weder Frau noch Kinder habe.

Wir unterhalten uns über Kipler. Er und Shankle hatten eine nette kleine Unterhaltung, von der so einiges durchgesickert ist. Anwälten fällt es sehr schwer, Geheimnisse zu bewahren. Shankle hat Booker gegenüber erwähnt, daß Kipler ihm gegenüber erwähnt habe, daß sein Freund, also ich, einen Fall hätte, der Millionen wert sein könnte. Offensichtlich ist Kipler inzwischen überzeugt, daß ich Great Benefit am Kanthaken

habe und es jetzt nur noch darum geht, wieviel die Geschworenen uns zusprechen werden. Kipler ist entschlossen, dafür zu sorgen, daß ich in einem Stück vor die Jury trete.

Welch wundervoller Klatsch.

Booker will wissen, was ich sonst noch so mache. Hört sich an, als hätte Kipler vielleicht außerdem etwas in dem Sinne erwähnt, daß ich offensichtlich nur wenig zu tun habe.

Beim Käsekuchen sagt Booker, er hätte ein paar Akten, die ich mir vielleicht gern ansehen würde. Das zweitgrößte Möbelgeschäft in Memphis heißt Ruffin's, eine im Besitz von Schwarzen befindliche Firma mit Läden überall in der Stadt. Jeder kennt Ruffin's, vor allem deshalb, weil sie die Abendshows im Fernsehen mit Spots überschwemmen, in denen alle möglichen Sonderangebote ohne Anzahlung angepriesen werden. Die machen etwa acht Millionen Dollar pro Jahr, sagt Booker, und Shankle ist ihr Anwalt. Sie vergeben ihre eigenen Kredite, und sie haben Unmengen von säumigen Schuldnern. Das liegt in der Natur ihres Geschäfts. Und jetzt hat die Kanzlei Shankle Hunderte von Inkassoakten für Ruffin's-Kunden.

Ob ich ein paar von diesen Akten haben wollte?

Das Inkassorecht ist nicht der Grund dafür, daß intelligente junge Leute Jura studieren. Die Beklagten sind Leute, die billige Möbel gekauft haben und jetzt mit ihren Zahlungen im Verzug sind. Der Mandant will die Möbel nicht wiederhaben, sondern nur das Geld. In den meisten Fällen wird kein Widerspruch eingelegt, der Beklagte erscheint nicht vor Gericht, also muß der Anwalt persönliche Besitztümer oder den Lohn pfänden lassen. Das kann gefährlich sein. Vor drei Jahren wurde ein Anwalt in Memphis von einem wütenden jungen Mann angeschossen, dessen Gehaltsscheck gerade gepfändet worden war.

Wenn es sich lohnen soll, braucht ein Anwalt einen ganzen Stapel derartiger Akten, denn bei jeder Klage geht es nur um ein paar hundert Dollar. Das Gesetz erlaubt das gleichzeitige Eintreiben von Anwaltshonoraren und Kosten.

Es ist unerfreuliche Arbeit, aber – und das ist der Grund dafür, daß Booker sie mir anbietet – es läßt sich etwas Geld damit machen. Bescheidene Honorare, aber die Masse kann

genügend einbringen, um die Unkosten zu decken und Lebensmittel einzukaufen.

»Ich kann dir fünfzig schicken«, sagt er, »zusammen mit den erforderlichen Formularen. Und ich werde dir helfen, den ersten Schwung bei Gericht einzureichen. Dafür gibt es ein System.«

»Wie hoch ist das durchschnittliche Honorar?«

»Das ist schwer zu sagen, weil du bei manchen Akten keinen Pfennig herausholen wirst. Die Leute haben entweder die Stadt verlassen oder Konkurs angemeldet. Aber im Durchschnitt würde ich sagen, so an die hundert Dollar pro Akte.«

Fünfzig mal hundert macht fünftausend Dollar.

»Für eine durchschnittliche Akte brauchst du vier Monate«, erklärt er, »und wenn du willst, kann ich dir monatlich so an die zwanzig schicken. Reiche sie alle gleichzeitig ein, bei dem-selben Gericht und demselben Richter, so daß sie alle am gleichen Tag zur Entscheidung kommen. Dann brauchst du nur einmal vor Gericht zu erscheinen. Nimm das Säumnisurteil, und mache von da aus weiter. Es ist zu neunzig Prozent Papierarbeit.«

»Ich tu's«, sage ich. »Gibt es sonst noch etwas, was ihr gerne loswerden möchten?«

»Vielleicht. Ich halte immer Ausschau.«

Der Kaffee kommt, und wir beschäftigen uns wieder mit dem, was Anwälte am besten können – über andere Anwälte reden. In unserem Fall reden wir über unsere Mitstudenten und darüber, wie es ihnen in der wirklichen Welt ergeht.

Booker ist wieder am Leben.

Deck bringt es fertig, völlig lautlos durch den winzigsten Spalt

einer offenen Tür hindurchzuschlüpfen. Das tut er bei mir ständig. Ich sitze an meinem Schreibtisch, tief in Gedanken versunken oder in eine der wenigen Akten, die ich besitze.

»Arbeit.«

Er nimmt eine Akte in die Hand. »Ruffin's?«

»Ja, Sir. Wir arbeiten für die zweitgrößte Möbelfirma in Memphis.«

»Das ist eine Inkassoakte«, sagt er angewidert, als hätte er sich die Hand schmutzig gemacht. Und das von einem Mann, der von weiteren Raddampferkatastrophen träumt.

»Es ist ehrliche Arbeit, Deck.«

»Es ist dasselbe, als würden Sie mit dem Kopf gegen eine Wand rennen.«

»Ziehen Sie ab, und laufen Sie hinter einem Krankenwagen her.«

Er läßt meine Post auf den Schreibtisch fallen und verschwindet so lautlos, wie er gekommen ist. Ich hole tief Luft und öffne einen dicken Umschlag von Trent & Brent. Er enthält einen mindestens fünf Zentimeter dicken Stapel Papiere.

Drummond hat meine schriftlichen Fragen beantwortet, meinen Einlassungen widersprochen und einige der Dokumente beschafft, die ich verlangt hatte. Es wird mich Stunden kosten, mich da durchzuwühlen, und noch mehr Zeit, um herauszufinden, was er nicht beigebracht hat.

Von besonderem Interesse sind seine Antworten auf meine Fragen. Ich muß jemanden von der Versicherungsgesellschaft vernehmen, und er benennt einen Herrn namens Jack Underhall in der Zentrale der Gesellschaft in Cleveland. Außerdem habe ich die offiziellen Titel und Adressen mehrerer Angestellter von Great Benefit angefordert, auf deren Namen ich in Dots Unterlagen wiederholt gestoßen bin.

Mit Hilfe eines Formulars, das Richter Kipler mir gegeben hat, verfasse ich eine Vorladung zur Vernehmung von sechs Leuten. Ich wähle einen Tag in der nächsten Woche, in dem vollen Bewußtsein, daß Drummond anderweitig beschäftigt sein wird. Als es um Dots Vernehmung ging, hat er es mit mir nicht anders gemacht, so wird das Spiel eben gespielt. Er wird zu Kipler rennen, der wenig Mitgefühl aufbringen wird.

Ich bin im Begriff, ein paar Tage in Cleveland zu verbringen, in der Zentrale von Great Benefit. Das ist etwas, was ich gern

vermeiden würde, aber ich habe keine andere Wahl. Es wird ein kostspieliger Ausflug werden – Fahrtkosten, Unterkunft, Verpflegung, Protokollantinnen. Deck und ich haben noch nicht darüber gesprochen. Ich hatte offen gestanden gehofft, daß er einen schnell abzuwickelnden Verkehrsunfall an Land ziehen würde.

Die Akte Black ist jetzt in den dritten Ordner übergequollen. Ich bewahre sie in einem Karton auf dem Fußboden neben meinem Schreibtisch auf. Jeden Tag betrachte ich sie viele Male und frage mich immer wieder, ob ich weiß, was ich tue. Wer bin ich, daß ich von einem ungeheuren Sieg im Gerichtssaal träumen könnte? Oder dem großen Leo F. Drummond eine beschämende Niederlage zu bereiten?

Ich habe noch nie ein Wort vor einer Jury gesprochen.

Vor einer Stunde war Donny Ray zu schwach, um am Telefon mit mir zu sprechen, also fahre ich zu ihrem Haus in Granger. Es ist Ende September, und ich weiß das genaue Datum nicht mehr, aber die Diagnose wurde vor mehr als einem Jahr gestellt. Als Dot an die Tür kommt, sind ihre Augen rot. »Ich glaube, es geht dem Ende zu«, sagt sie zwischen Schluchzern. Ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß er noch schlechter aussehen könnte, aber sein Gesicht ist bleicher und zerbrechlicher als bisher. Er schläft, die Sonne steht tief am westlichen Himmel, und die Schatten fallen in exakten Rechtecken auf die weißen Laken auf seinem schmalen Bett. Der Fernseher ist ausgeschaltet. Im Zimmer herrscht Stille.

»Er hat heute überhaupt nichts gegessen«, flüstert sie, während wir auf ihn herabschauen.

»Hat er starke Schmerzen?«

»Nicht allzu große. Ich habe ihm zwei Spritzen gegeben.«

»Ich bleibe eine Weile bei ihm«, flüstere ich und lasse mich auf einem Klappstuhl nieder. Sie verläßt das Zimmer. Ich höre sie auf dem Flur schluchzen.

Soweit ich es beurteilen kann, könnte er schon tot sein. Ich konzentriere mich auf seinen Brustkorb, warte darauf, daß er sich leicht hebt und senkt, aber ich kann nichts entdecken. Das Zimmer wird dunkler. Ich schalte eine kleine Lampe auf einem

Tisch neben der Tür an, und er bewegt sich ein wenig. Seine Augen öffnen sich und fallen dann wieder zu.

So also sterben die Unversicherten. In einer Gesellschaft voll reicher Ärzte und funkelnnder Krankenhäuser und mit den allerneuesten medizinischen Gerätschaften und dieser Unmenge von Nobelpreisträgern in aller Welt ist es empörend, daß jemand wie Donny Ray dahinsiechen und ohne angemessene ärztliche Behandlung sterben muß.

Er hätte gerettet werden können. Von Gesetzes wegen stand er voll und ganz unter dem Schirm von Great Benefit, so löchrig er auch war, als diese schreckliche Krankheit ausbrach. Zu dem Zeitpunkt, als die Diagnose gestellt wurde, war er durch eine Police gedeckt, für die seine Eltern gutes Geld gezahlt hatten. Von Gesetzes wegen war Great Benefit vertraglich verpflichtet, für seine Behandlung aufzukommen.

Ich hoffe, eines Tages in naher Zukunft den Menschen kennenzulernen, der für seinen Tod verantwortlich ist. Dabei kann es sich um einen bescheidenen Schadensregulierer handeln, der lediglich Anweisungen befolgte. Es kann sich um einen Vizepräsidenten handeln, der die Anweisungen erteilt hat. Ich wollte, ich könnte jetzt ein Foto von Donny Ray machen und es dann, wenn wir uns endlich begegnen, dieser armseligen Person unter die Nase halten.

Er hustet, bewegt sich wieder, und ich glaube, er versucht mir zu sagen, daß er noch am Leben ist. Ich schalte das Licht aus und sitze in der Dunkelheit.

Ich bin allein und unerfahren, habe Angst und stehe einer Übermacht entgegen, aber ich bin im Recht. Wenn die Blacks diesen Prozeß nicht gewinnen, dann ist dieses System restlos unfair.

Irgendwo in der Ferne geht eine Straßenlaterne an, und ein einzelner Lichtstrahl fällt durchs Fenster und quer über Donny Rays Brustkorb. Jetzt bewegt er sich, ganz leicht auf und nieder. Ich glaube, er versucht aufzuwachen.

Es wird nicht mehr viele Momente geben, in denen ich in diesem Zimmer sitze. Ich starre auf seinen unter den Laken kaum sichtbaren ausgemergelten Körper und schwöre Rache.

Es ist ein zorniger Richter, der sich, von seiner schwarzen Robe umwallt, auf dem Podium niederläßt. Der heutige Tag ist reserviert für kurze, rasch aufeinanderfolgende Argumentationen zu zahllosen Anträgen in Dutzenden von Fällen. Im Gerichtssaal wimmelt es von Anwälten.

Wir kommen zuerst an die Reihe, weil Richter Kipler es hinter sich bringen will. Ich hatte eine Mitteilung eingereicht, daß ich ab dem kommenden Montag sechs Angestellte von Great Benefit in Cleveland vernehmen will. Drummond hat Widerspruch eingelegt und natürlich behauptet, er wäre wegen seines geheiligten Prozeßkalenders unabkömmlig. Aber nicht nur er steht nicht zur Verfügung, auch alle sechs zur Vernehmung vorgesehenen Herren sind anderweitig beschäftigt und haben keine Zeit. Alle sechs!

Kipler veranstaltete eine Telefonkonferenz mit Drummond und mir, die gar nicht angenehm verlief, zumindest nicht für die Verteidigung. Drummond hat tatsächlich Gerichtstermine wahrzunehmen und hat sogar den Terminbescheid zu dem betreffenden Fall rübergefaxt, um es zu beweisen. Was den Richter so aufgebracht hat, war Drummonds Versicherung, daß er es frühestens in zwei Monaten einrichten könnte, drei Tage in Cleveland zu verbringen. Außerdem wären die sechs Angestellten dort oben äußerst vielbeschäftigte Leute, und es könnte Monate dauern, bis sie alle an einem Ort zusammengebracht werden könnten.

Kipler hat diese Anhörung angesetzt, damit er Drummond ganz offiziell in die Mangel nehmen und seine Ausflüchte zu Protokoll nehmen kann. Da ich in den vergangenen vier Tagen täglich mit Kipler telefoniert habe, weiß ich genau, was passieren wird. Es wird sehr unerfreulich werden, und ich werde nicht viel sagen müssen.

»Fürs Protokoll«, fährt Kipler die Protokollantin an, und die Klone auf der anderen Seite des Ganges beugen sich über ihre

Notizblöcke. Vier sind es heute. »Im Fall Nummer 214668, *Black gegen Great Benefit*, hat der Kläger die Vernehmung des Firmenanwalts sowie fünf weiterer Angestellter der Beklagten beantragt, die am Montag, dem 5. Oktober, in der Zentrale der Gesellschaft in Cleveland stattfinden soll. Der Anwalt der Beklagten hat, was nicht weiter verwunderlich ist, Einspruch erhoben mit der Begründung, daß er unabkömmlich sei. Trifft das soweit zu, Mr. Drummond?«

Drummond erhebt sich langsam. »Ja, Sir. Ich habe dem Gericht bereits die Kopie eines Terminbescheids für eine Verhandlung vor dem Bundesgericht vorgelegt, die am Montag beginnt. Ich leite die Verteidigung in diesem Fall.«

Drummond und Kipler haben bereits mindestens zwei hitzige Diskussionen über dieses Thema geführt, aber es ist wichtig, daß die Sache auch im Protokoll erscheint.

»Und wann wären Sie denn wohl imstande, diese Angelegenheit in Ihrem Terminkalender unterzubringen?« fragt Kipler mit beißendem Sarkasmus. Ich sitze allein an meinem Tisch. Deck ist nicht da. Auf den Bänken hinter mir sitzen mindestens vierzig Anwälte, die alle zusehen, wie der große Leo F. Drummond Prügel bezieht. Sie müssen sich fragen, wer ich bin, dieser unbekannte Anfänger, der so gut ist, daß der Richter sich für ihn ins Zeug legt.

Drummond verlagert sein Gewicht von einem Fuß auf den anderen, dann sagt er: »Also, Euer Ehren, ich bin wirklich ausgebucht. Eventuell ...«

»Mir ist, als hätten Sie zwei Monate gesagt. Habe ich das richtig verstanden?« Kipler fragt dies, als hielte er es für unmöglich, daß ein einziger Anwalt dermaßen beschäftigt sein kann.

»Ja, Sir. Zwei Monate.«

»Und das sind alles Verhandlungen?«

»Verhandlungen, Vernehmungen, Anträge, Revisionsverfahren. Ich zeige Ihnen gern meinen Kalender.«

»Im Augenblick kann ich mir nichts Schlimmeres vorstellen, Mr. Drummond«, sagt Kipler. »Also, wir tun folgendes, Mr. Drummond, und bitte hören Sie genau zu, weil ich dies in Form einer Anweisung schriftlich festzulegen gedenke. Ich

weise Sie darauf hin, Sir, daß es sich hier um ein beschleunigtes Verfahren handelt, und in meinem Gericht bedeutet das, daß ich keine Verzögerungen zulasse. Die betreffenden sechs Vernehmungen beginnen Montag früh in Cleveland.« Drummond sinkt auf seinen Stuhl und beginnt zu schreiben. »Und wenn Sie das nicht einrichten können, dann tut es mir leid. Aber nach der letzten Zählung verfügen Sie über vier weitere Anwälte, die an diesem Fall mitarbeiten – Morehouse, Plunk, Hill und Grone, die alle, wie ich hinzufügen könnte, über wesentlich mehr Erfahrung verfügen als Mr. Baylor, der, soweit ich weiß, seine Lizenz erst im Sommer bekommen hat. Mir ist natürlich klar, daß Sie nicht einfach einen Anwalt nach Cleveland schicken können, es müssen mindestens zwei sein, aber ich bin sicher, Sie können es so einrichten, daß genügend Anwälte anwesend sein werden, um Ihren Mandanten angemessen zu vertreten.«

Die Worte versengen die Luft. Die Anwälte hinter mir sind unglaublich still und schweigsam. Viele von ihnen, vermute ich, haben seit Jahren auf so etwas gewartet.

»Außerdem werden die sechs angeführten Angestellten am Montagmorgen zur Verfügung stehen, und sie werden verfügbar bleiben, bis Mr. Baylor sie entläßt. Diese Gesellschaft ist berechtigt, in Tennessee tätig zu sein. Sie unterliegt in dieser Angelegenheit also meiner Gerichtsbarkeit, und ich weise diese sechs Personen hiermit an, uneingeschränkt zu kooperieren.«

Drummond und Genossen beugen sich noch tiefer über den Tisch und schreiben schneller.

»Weiterhin hat der Kläger Akten und Dokumente angefordert.« Kippler hält einen Moment inne und schaut drohend hinunter auf den Tisch der Verteidigung. »Hören Sie mir gut zu, Mr. Drummond, ich dulde keine krummen Manöver mit den Dokumenten. Ich bestehe auf vollständiger Beibringung, vollständiger Kooperation. Ich werde am Montag und Dienstag ständig in der Nähe meines Telefons sein, und wenn Mr. Baylor mich anruft und mir sagt, daß er die Dokumente, auf die er Anspruch hat, nicht bekommt, dann werde ich dafür sorgen, daß er sie erhält. Haben Sie mich verstanden?«

»Ja, Sir«, sagt Drummond.

»Können Sie dafür sorgen, daß Ihr Mandant das gleichfalls versteht?«

»Ich denke schon.«

Kipler entspannt sich ein wenig und holt einmal tief Luft. Im Gerichtssaal herrscht immer noch absolute Stille. »Wenn ich es mir recht überlege, Mr. Drummond, möchte ich Ihren Prozeßkalender doch gern sehen.«

Drummond hat ihn vor ein paar Minuten selbst angeboten, also kann er jetzt unmöglich ablehnen. Es ist eine dicke, schwarze, in Leder gebundene Chronik des Lebens und der Verpflichtungen eines überaus beschäftigten Mannes. Er ist außerdem sehr privat, und ich vermute, daß Drummond im Grunde nicht vorgehabt hat, ihn dem Richter zu zeigen.

Er trägt ihn stolz zum Podium, überreicht ihn Seinen Ehren und wartet. Kipler überfliegt rasch die Monate, ohne die Einzelheiten zu lesen. Er sucht nach freien Tagen. Drummond steht in der Mitte des Gerichtsaals, in der Nähe des Podiums.

»Mir fällt auf, daß für die am 8. Februar beginnende Woche nichts eingetragen ist.«

Drummond geht zum Richtertisch und schaut in seinen Prozeßkalender, während Kipler ihn über die Kante vorstreckt. Er nickt zustimmend, ohne etwas zu sagen. Kipler gibt ihm das Buch, und Drummond kehrt zu seinem Stuhl zurück.

»Der Beginn des Prozesses in diesem Fall wird hiermit auf Montag, den 8. Februar, festgesetzt«, erklärt Seine Ehren. Ich schlucke schwer, hole tief Luft und versuche, selbstsicher auszusehen. Vier Monate, das hört sich an wie eine sehr lange Zeit und hübsch weit weg, aber für jemanden, der noch nicht einmal einen simplen Blechschaden vor Gericht vertreten hat, ist es beängstigend. Ich habe die Akte ein dutzendmal gelesen. Ich habe die Verfahrensregeln auswendig gelernt und die Vorschriften der Beweisaufnahme. Ich habe zahllose Bücher darüber gelesen, wie man an alle erforderlichen Unterlagen herankommt, wie man Geschworene auswählt, wie man Zeugen ins Kreuzverhör nimmt und wie man Prozesse gewinnt, aber ich habe nicht die geringste Ahnung, wie sich die Dinge am 8. Februar in diesem Gerichtssaal abspielen werden.

Kipler entläßt uns, und ich raffe schnell meine Papiere zusammen und verschwinde. Beim Verlassen des Raums registriere ich ein paar neugierige Blicke von der Galerie der Anwälte, die darauf warten, daß sie an die Reihe kommen.

Wer ist dieser Bursche?

Obwohl er es nie direkt zugegeben hat, weiß ich jetzt, daß Decks beste Bekannte zwei billige Privatdetektive sind, die er bei seiner Arbeit für Bruiser kennengelernt hat. Der eine, Butch, ist ein ehemaliger Polizist, der Decks Vorliebe für Kasinos teilt. Sie fahren ein- oder zweimal pro Woche nach Tunica, um dort Poker und Blackjack zu spielen.

Butch hat irgendwie Bobby Ott ausfindig gemacht, den Agenten und Kassierer, der den Blacks die Police verkauft hat. Er hat ihn im Gefängnis von Shelby County gefunden, wo er zehn Monate wegen ungedeckter Schecks absitzen muß. Weitere Ermittlungen haben ergeben, daß Ott frisch geschieden und bankrott ist.

Deck äußert Enttäuschung, daß ihm dieser Fisch entgangen ist. Ott hat erstklassige juristische Probleme. Damit wäre eine Menge Geld zu verdienen gewesen.

Ein jüngerer Verwaltungsangestellter im Gefängnis holt mich ab, nachdem ein massiger Wärter mit dicken Händen meinen Aktenkoffer und meinen Körper gründlich gefilzt hat. Ich werde zu einem Raum im vorderen Trakt des Hauptgebäudes gebracht. Er ist quadratisch, und hoch oben in allen vier Ecken sind Kameras montiert. Eine Wand in der Mitte trennt die Sträflinge von ihren Besuchern. Wir müssen uns durch ein Gitter hindurch unterhalten, was mir nur recht ist. Ich hoffe, daß dies ein ganz kurzer Besuch werden wird. Nach fünf Minuten wird Ott von der anderen Seite her hereingeführt. Er ist an die Vierzig, Stahlbrille, ganz kurz geschnittenes Haar, ziemlich schmächtig, und trägt einen dunkelblauen Gefängnisoverall. Er läßt sich auf der anderen Seite der Trennwand nieder und mustert mich eingehend. Der Wärter zieht sich zurück, und wir sind allein. Ich schiebe eine Visitenkarte durch eine Öffnung am unte-

ren Ende des Gitters. »Mein Name ist Rudy Baylor. Ich bin Anwalt.« Weshalb hört sich das so bedrohlich an?

Er trägt es mit Fassung, versucht zu lächeln. Dieser Kerl hat sich früher seinen Lebensunterhalt damit verdient, daß er von Tür zu Tür gegangen ist und versucht hat, armen Leuten billige Versicherungen zu verkaufen. Also ist er, trotz seines offensichtlichen Pechs, im Grunde seines Herzens ein freundlicher Mann, der Typ, der Leute beschwatschen kann, damit sie ihn in ihre Häuser lassen.

»Nett, Sie kennenzulernen«, sagt er aus Gewohnheit. »Was führt Sie hierher?«

»Das hier«, sage ich und hole eine Kopie der Klage aus meinem Aktenkoffer. Ich schiebe sie durch die Öffnung. »Das ist eine Klage, die ich im Namen ehemaliger Kunden von Ihnen eingereicht habe.«

»Welchen?« fragt er, nimmt die Klage und betrachtet sie.

»Dot und Buddy Black und ihr Sohn Donny Ray.«

»Great Benefit, wie?« sagt er. Deck hat mir erklärt, daß viele dieser Straßenagenten für mehr als nur eine Gesellschaft arbeiten. »Haben Sie etwas dagegen, wenn ich das lese?«

»Natürlich nicht. Sie sind als Beklagter genannt. Lesen Sie nur.«

Seine Stimme und seine Bewegungen sind sehr bedächtig. Nur keine Energie verschwenden. Er liest sehr langsam, blättert die Seiten sehr zögerlich um. Armer Kerl. Er hat eine Scheidung hinter sich, hat alles andere in einem Konkursverfahren verloren, sitzt wegen Betrugs im Gefängnis, und jetzt erscheine auch noch ich auf der Bildfläche und verklage ihn noch mal auf zehn Millionen.

Aber er wirkt nicht weiter betroffen. Er beendet die Lektüre und legt die Klage auf den Tresen vor sich. »Sie wissen, daß ich durch das Konkursgericht geschützt bin«, sagt er.

»Ja, das weiß ich.« Nicht wirklich. Den Gerichtsunterlagen zufolge hat er im März Konkurs angemeldet, ziemlich genau zwei Monate, bevor ich es getan habe, und ist jetzt entlastet. Ein altes Konkursverfahren verhindert nicht immer künftige Forderungen; aber dieser Punkt ist müßig. Dieser Mann ist so pleite wie ein Flüchtling. Er ist immun. »Wir waren gezwun-

gen, die Klage auf Sie auszudehnen, weil Sie die Police verkauft haben.«

»Oh, ich weiß. Sie tun nur Ihren Job.«

»So ist es. Wann kommen Sie hier raus?«

»In achtzehn Tagen. Warum?«

»Es könnte sein, daß wir Sie vernehmen möchten.«

»Hier drinnen?«

»Vielleicht.«

»Weshalb die Eile? Lassen Sie mich erst einmal draußen sein, dann bekommen Sie Ihre Vernehmung.«

»Ich werde darüber nachdenken.«

Dieser flüchtige Besuch ist für ihn ein kurzer Urlaub, und er hat es nicht eilig, mich gehen zu sehen. Wir unterhalten uns ein paar Minuten über das Leben im Gefängnis, dann fange ich an, Ausschau nach der Tür zu halten.

Ich bin noch nie im oberen Stockwerk von Miss Birdies Haus gewesen, und es ist genauso verstaubt und muffig wie das Erdgeschoß. Ich öffne eine Zimmertür nach der anderen, schalte das Licht ein, sehe mich schnell um, dann mache ich das Licht wieder aus und schließe die Tür. Der Fußboden auf dem Flur knarrt unter meinen Füßen. Da ist eine schmale Treppe zum zweiten Stock, aber es widerstrebt mir, dort hinaufzugehen.

Das Haus ist viel größer, als ich geglaubt hatte. Und viel einsamer. Man kann sich schwer vorstellen, daß sie hier ganz allein gelebt hat. Ich verspüre ein heftiges Schuldgefühl, daß ich nicht mehr Zeit mit ihr verbracht, nicht öfter mit ihr zusammen ihre Comedy-Serien und Fernsehgottesdienste angesehen, nicht mehr von ihren Truthahnsandwiches gegessen und nicht mehr von ihrem Instantkaffee getrunken habe.

Das Erdgeschoß scheint ebenso frei von Einbrechern zu sein wie das Obergeschoß, und ich schließe die Terrassentür hinter mir ab. Es ist ein seltsames Gefühl, jetzt, da sie nicht mehr da ist. Ich erinnere mich nicht, daß mir ihre Gegenwart irgendwelchen Trost bedeutet hätte, aber es war immer hübsch zu wissen, daß sie da war, in diesem großen Haus, nur für den Fall, daß ich etwas brauchte. Jetzt fühle ich mich einsam.

In der Küche betrachte ich das Telefon. Es ist ein altes Modell mit Wählscheibe, und ich bin nahe daran, Kellys Nummer zu wählen. Wenn sie sich meldet, werde ich mir etwas einfalten lassen. Wenn er sich meldet, lege ich auf. Der Anruf kann zu diesem Haus hier zurückverfolgt werden, aber ich wohne nicht hier.

Ich habe heute mehr an sie gedacht als gestern. Diese Woche mehr als in der vorigen.

Ich muß sie sehen.

Deck fährt mich in seinem Kombi zum Busbahnhof. Es ist früher Sonntagmorgen. Das Wetter ist klar und schön, die Luft riecht schon ein ganz klein wenig nach Herbst. Glücklicherweise haben wir die erstickende Schwüle für ein paar Monate hinter uns. Im Oktober ist Memphis ein sehr angenehmer Ort.

Ein Flugticket nach Cleveland und zurück kostet knapp siebenhundert Dollar. Wir haben geschätzt, daß ein Zimmer in einem preiswerten und trotzdem sicheren Motel vierzig Dollar pro Nacht kosten wird; die Verpflegungskosten werden minimal sein, weil ich mit sehr wenig auskommen kann. Die billigste Protokollantin in Cleveland, mit der ich am Telefon gesprochen habe, verlangt hundert Dollar pro Tag fürs Erscheinen und zwei Dollar pro Seite fürs Festhalten und Übertragen der Aussage. Es kommt nicht selten vor, daß derartige Vernehmungen hundert Seiten oder mehr umfassen. Wir würden sie auch gern auf Video festhalten, aber das ist unmöglich.

Und das gleiche gilt offenbar auch fürs Fliegen. Die Kanzlei Rudy Baylor kann sich einen Flug nach Cleveland einfach nicht leisten. Und eine lange Strecke mit dem Toyota zu fahren ist zu riskant. Wenn er streiken sollte, säße ich irgendwo fest, und die Vernehmungen müßten verschoben werden. Deck hat mir mehr oder weniger seinen Kombi angeboten, aber auch dem traue ich keine Fahrt über tausend Meilen zu.

Der Greyhound ist verlässlich, aber auch fürchterlich langsam. Irgendwann kommen die Busse ans Ziel. Sie sind nicht gerade meine erste Wahl, aber was soll's? Ich habe es nicht sonderlich eilig. Ich kann ein bißchen von der Landschaft sehen. Wir sparen Geld. Ich habe mir eine Menge Gründe einfallen lassen.

Deck fährt und sagt wenig. Ich glaube, er ist etwas verlegen, weil wir uns nichts Besseres leisten können. Und er weiß, daß er eigentlich auch mitkommen sollte. Ich bin im Begriff, feindselige Zeugen zu vernehmen, und es wird Unmengen von fri-

sehen Dokumenten geben, die sofort begutachtet werden müssen. Es wäre schon gut, einen zweiten Mann dabeizuhaben.

Wir verabschieden uns auf dem Parkplatz neben dem Busbahnhof. Er verspricht, sich um die Kanzlei zu kümmern und ein paar Fälle an Land zu ziehen. Ich bezweifle nicht, daß er es versuchen wird. Er fährt davon, in Richtung St. Peter's.

Ich bin noch nie zuvor mit einem Greyhound gefahren. Der Bahnhof ist klein, aber sauber, und es wimmelt von Sonntagsreisenden, von denen die meisten alt und schwarz sind. Ich finde den richtigen Schalter und hole meine vorbestellte Fahrkarte ab. Sie kostet meine Kanzlei einhundertneununddreißig Dollar.

Der Bus fährt pünktlich um acht Uhr ab, zuerst westwärts nach Arkansas und dann nordwärts nach St. Louis. Erfreulicherweise bleibe ich davon verschont, daß sich jemand neben mich setzt.

Der Bus ist fast voll, nur drei oder vier Plätze sind frei. Dem Fahrplan zufolge sollen wir in sechs Stunden in St. Louis sein, um sieben Uhr abends in Indianapolis und um elf in Cleveland. Das sind fünfzehn Stunden in diesem Bus. Die Vernehmungen beginnen morgen früh um neun.

Ich bin sicher, daß meine Opponenten bei Trent & Brent noch schlafen, nach dem Aufstehen ausgiebig frühstückten und dann in Gesellschaft ihrer Frauen auf der Terrasse die Sonntagszeitung lesen werden. Einige von ihnen gehen vielleicht zur Kirche, dann ein guter Lunch und eine Runde Golf. So gegen fünf werden ihre Frauen sie zum Flughafen fahren und ihnen einen Abschiedskuß geben, und dann werden sie gemeinsam in der ersten Klasse abfliegen. Eine Stunde später werden sie in Cleveland landen, wo sie zweifellos von einem Chauffeur von Great Benefit abgeholt werden, der sie ins beste Hotel der Stadt bringt. Nach einem köstlichen Dinner mit Drinks und Wein werden sie sich in einem eleganten Konferenzzimmer versammeln und bis spät in die Nacht hinein Pläne gegen mich schmieden. Ungefähr um die Zeit, zu der ich in einem Motel eintreffe, werden sie sich schlafen legen, ausgeruht, wohlpräpariert, kampfbereit.

Die Zentrale von Great Benefit liegt in einem reichen Vorort von Cleveland, der durch die Flucht der Weißen aus anderen Stadtteilen entstanden ist. Ich erkläre meinem Taxifahrer, daß ich ein preiswertes Motel in der Nachbarschaft suche, und er weiß genau, wohin er fahren muß. Er hält vor dem Plaza Inn. Nebenan gibt es ein McDonald's, auf der anderen Straßenseite ein Blockbuster Video. Es ist eine reine Geschäftsstraße – kleine Läden, Fast food, grelle Reklametafeln, Einkaufszentren, billige Motels. Garantiert irgendwo eine Ladenpassage. Die Straße macht einen sicheren Eindruck.

Es sind massenhaft Zimmer frei, und ich bezahle zweiunddreißig Dollar, in bar, für eine Nacht. Ich bitte um eine Quittung, weil Deck eine haben will.

Zwei Minuten nach Mitternacht lege ich mich hin und starre an die Decke, und mir wird plötzlich klar, daß, von dem Portier des Motels abgesehen, keine Menschenseele auf der Welt weiß, wo ich mich befindet. Und es gibt niemanden, den ich anrufen könnte, um zu sagen, daß ich angekommen bin.

Natürlich kann ich nicht schlafen.

Seit ich angefangen habe, Great Benefit zu hassen, hatte ich ein Bild ihrer Zentrale vor Augen. Ich stellte mir ein hohes, modernes Gebäude vor mit Unmengen von funkelnndem Glas, einem Springbrunnen neben dem Haupteingang, Fahnenstangen, Name und Emblem der Firma in Bronze. Reichtum und Anzeichen des Florierens allerorten.

Nicht ganz. Das Gebäude ist leicht genug zu finden, weil die Adresse in großen schwarzen Buchstaben neben einer Beton einfahrt steht: 5550 Baker Gap Road. Aber der Name Great Benefit ist nirgends zu sehen. Von der Straße her ist das Gebäude durch nichts zu identifizieren. Keine Springbrunnen, keine Fahnenstangen, nur ein riesiges Konglomerat aus kantigen, blockartigen Gebäuden, zusammengekeilt und offenbar eins ans andere angebaut. Es ist alles sehr modern und unglaublich häßlich. Das Äußere ist weißer Beton mit schwarz getönten Fenstern.

Glücklicherweise ist der Haupteingang gekennzeichnet, und ich betrete ein kleines Foyer mit ein paar künstlichen

Topfpflanzen an der einen Wand und einer hübschen Empfangsdame an der anderen. Sie trägt einen schicken Kopfhörer mit einem dünnen Draht, der in einer Filzspitze nur Zentimeter von ihren Lippen entfernt endet. An der Wand hinter ihr stehen die Namen von drei nicht näher bezeichneten Firmen: PinnConn Group, Green Lake Marine und Great Benefit Life Insurance. Was gehört wem? Jede hat ein selbstbewußtes, in Bronze graviertes Emblem.

»Mein Name ist Rudy Baylor, und ich bin mit Mr. Paul Moyer verabredet«, sage ich höflich.

»Einen Moment bitte.« Sie drückt auf einen Knopf, wartet und sagt dann: »Mr. Moyer, ein Mr. Baylor für Sie.« Sie hört nie auf zu lächeln.

Sein Büro muß ganz in der Nähe sein, denn ich brauche nicht einmal eine Minute zu warten, bis er mit Händeschütteln und »Wie geht es Ihnen?« über mich herfällt. Ich folge ihm um eine Ecke herum, einen Korridor entlang zu einem Fahrstuhl. Er ist fast so jung wie ich und redet unaufhörlich über nichts. Wir steigen im vierten Stock aus, und ich weiß schon jetzt nicht mehr, an welcher Stelle dieses architektonischen Horrors ich mich befinden. Im vierten Stock gibt es Teppichboden, das Licht ist gedämpfter, an den Wänden hängen Bilder. Auf unserem Weg einen Korridor entlang redet Moyer ununterbrochen weiter, dann öffnet er eine schwere Tür und zeigt mir meinen Platz.

Willkommen bei einer der laut *Fortune* fünfhundert reichsten Firmen des Landes. Es ist ein Sitzungssaal, lang und breit, mit einem glänzenden Tisch in der Mitte und mindestens fünfzig Stühlen darum herum. Lederbezogene Stühle. Ein funkelnder Kronleuchter hängt kaum mehr als anderthalb Meter über der Mitte des Tisches. In der Ecke links von mir steht eine Bar, rechts ein Buffet mit Kaffee, Keksen und Bagels. Davor hat sich eine Horde von Verschwörern versammelt, mindestens acht, alle in dunklem Anzug, weißem Hemd, gestreifter Krawatte, schwarzen Schuhen. Acht gegen einen. Das nervöse Zittern in meinen inneren Organen verwandelt sich in ein heftiges Beben. Wo ist Tyrone Kipler, wenn ich ihn brauche? Im Augenblick wäre sogar Decks Gegenwart tröstlich.

Vier von ihnen sind meine alten Freunde von Trent & Brent. Von den anderen ist mir ein Gesicht von den Anhörungen in Memphis her vertraut, die anderen drei sind Fremde, und alle verstummen auf der Stelle, sobald sie begriffen haben, daß ich eingetroffen bin. Eine Sekunde lang hören sie auf zu trinken, zu kauen und zu reden und starren mich an. Ich habe eine überaus ernsthafte Unterhaltung gestört.

T. Pierce Morehouse erholt sich als erster. »Rudy, kommen Sie herein«, sagt er, aber nur, weil er muß. Ich nicke B. Dewey Clay Hill dem Dritten zu, M. Alec Plunk Junior und Brandon Fuller Grone, dann reiche ich den vier neuen Bekanntschaften die Hand, während Morehouse ihre Namen herunterrattet, Namen, die ich sofort wieder vergesse. Das vertraute Gesicht von den Scharmützeln in Richter Kiplers Gerichtssaal ist Jack Underhall, einer der Hausanwälte von Great Benefit und der designierte Wortführer der Gesellschaft.

Meine Opponenten wirken klaräugig und frisch, reichlich Schlaf vergangene Nacht nach einem kurzen Flug und einem entspannenden Dinner. Sie sind alle gestärkt und frisch gebügelt, gerade so, als kämen ihre Sachen direkt aus dem Kleiderschrank und nicht aus einer Reisetasche. Meine Augen sind müde und gerötet, mein Hemd verknittert. Aber ich habe wichtigere Dinge im Kopf.

Die Protokollantin trifft ein, und T. Pierce dirigiert uns zum Ende des Tisches. Er zeigt hierhin und dorthin, reserviert den Sitz am Kopf für die Zeugen, überlegt genau, wo er jeden einzelnen plazieren soll. Ich begebe mich gehorsam zu meinem Stuhl und versuche, ihn näher an den Tisch heranzuschieben. Das ist Schwerarbeit, weil das verdammte Ding mindestens eine Tonne wiegt. Mir gegenüber, bestimmt mehr als drei Meter entfernt, öffnen die vier Burschen von Trent & Brent ihre Aktenkoffer mit soviel Lärm, wie sie nur hervorbringen können – Verschlüsse klicken, Reißverschlüsse schnurren auf, Akten werden herausgezerrt, Papier knistert. Binnen Sekunden ist der Tisch mit Papierstapeln übersät.

Die vier Typen von Great Benefit stehen hinter der Protokollantin, wissen nicht recht, wie es weitergehen soll, und warten auf T. Pierce. Sobald er seine Papiere und Notizblöcke zurecht-

gelegt hat, sagt er: »Also, Rudy, wir haben gedacht, wir fangen mit der Vernehmung von Jack Underhall an, dem designierten Sprecher für die Gesellschaft.«

Das habe ich vorhergesehen und mich bereits dagegen entschieden. »Nein, ich denke nicht«, sage ich ein wenig nervös. Ich bemühe mich verzweifelt, einen gelassenen Eindruck *zu* erwecken, obwohl ich mich auf fremdem Boden befindet und von Feinden umgeben bin. Es gibt mehrere Gründe dafür, weshalb ich nicht mit dem Anwalt anfangen will, und nicht der unwichtigste davon ist, daß es das ist, was sie wollen. Das sind meine Vernehmungen, sage ich mir immer wieder.

»Wie bitte?« sagt T. Pierce.

»Sie haben gehört, was ich gesagt habe. Ich möchte mit Jackie Lemancyzk anfangen, der zuständigen Sachbearbeiterin in der Schadensabteilung. Aber vorher möchte ich die Akte.«

Das Herzstück jedes Versicherungsfalles ist die Schadensakte, die Kollektion von Briefen und Dokumenten, die der Schadenssachbearbeiter in der Zentrale anlegt. In einem guten Fall ist die Schadensakte ein verblüffender historischer Bericht über eine Schladerei nach der anderen. Ich habe Anspruch auf sie und hätte sie schon vor zehn Tagen bekommen müssen. Drummond behauptet, er wäre unschuldig, sein Mandant schleppe die Sache hin. Kipler hat unmäßverständlich angeordnet, daß die Akte heute morgen für mich auf dem Tisch zu liegen hat.

»Wir denken, es wäre besser, mit Mr. Underhall anzufangen«, sagt T. Pierce schwach.

»Mir ist egal, was Sie denken«, sage ich, und es hört sich bemerkenswert irritiert und entrüstet an. Ich kann damit durchkommen, weil der Richter auf meiner Seite steht. »Wollen wir den Richter anrufen?« frage ich spöttisch und ziemlich großspurig.

Obwohl Kipler nicht hier ist, hat seine Persönlichkeit Gewicht. Seine Anweisung besagt klipp und klar, daß die sechs Zeugen, die ich verlangt habe, um neun Uhr heute morgen zur Verfügung zu stehen haben und daß es einzige und allein meine Entscheidung ist, in welcher Reihenfolge sie vernommen werden. Sie müssen verfügbar bleiben, bis ich sie entlassen

habe. Die Anweisung des Richters läßt außerdem die Tür offen für zusätzliche Vernehmungen, sobald ich mit den Befragungen angefangen und tiefere Regionen erreicht habe. Ich konnte es kaum abwarten, ihnen mit einem Anruf bei Seinen Ehren zu drohen.

»Ah, ja, also, mit Jackie Lemancyzk haben wir ein Problem«, sagt T. Pierce mit einem nervösen Blick auf die vier Typen, die sich rückwärts näher an die Tür herangeschoben haben. Alle vier betrachten ihre Füße, zappeln und zucken. T. Pierce sitzt mir am Tisch genau gegenüber, und er kämpft um Haltung.

»Was für ein Problem?« frage ich.

»Sie arbeitet nicht mehr hier.«

Ich kann gerade noch verhindern, daß mein Mund aufklappt. Einen Augenblick lang bin ich so verblüfft, daß mir nichts einfällt. Ich starre ihn an und versuche, meine Gedanken zu ordnen. »Wann ist sie gegangen?« frage ich.

»Ende voriger Woche.«

»Wann genau? Am Donnerstag waren wir vor Gericht. Haben Sie es da schon gewußt?«

»Nein. Sie hat am Samstag aufgehört.«

»Ist sie fristlos entlassen worden?«

»Sie hat gekündigt.«

»Wo ist sie jetzt?«

»Sie arbeitet nicht mehr hier, okay? Sie steht als Zeugin nicht zur Verfügung.«

Ich werfe einen Blick auf meine Notizen, suche nach weiteren Namen. »Okay, wie ist es mit Tony Krick, dem zweiten Sachbearbeiter?«

Noch mehr Zucken und Zappeln.

»Der ist auch weg«, sagt T. Pierce. »Er ist im Rahmen eines Personalabbau entlassen worden.«

Ich stecke einen zweiten Schlag auf die Nase ein. Ich bin so benommen, daß ich nicht weiß, was ich als nächstes tun soll.

Great Benefit hat tatsächlich Leute entlassen, damit sie nicht mit mir reden können.

»Was für ein Zufall«, sage ich sarkastisch. Plunk, Hill und

Grone schauen nicht von ihren Blöcken auf. Ich kann mir nicht vorstellen, was sie zu schreiben haben.

»Unser Mandant baut gegenwärtig eine ganze Reihe von Stellen ab«, sagt T. Pierce, ohne eine Miene zu verziehen.

»Was ist mit Richard Pellrod, leitender Sachbearbeiter der Schadensabteilung? Lassen Sie mich raten – er ist auch abgebaut worden.«

»Nein, er ist hier.«

»Und Russell Krokit?«

»Mr. Krokit ist zu einer anderen Firma übergewechselt.«

»Also wurde er nicht abgebaut?«

»Nein.«

»Er hat gekündigt, wie Jackie Lemancyzk?«

»So ist es.«

Russell Krokit war Leiter der Schadensabteilung, als er den Blöde-Brief schrieb. So nervös und verängstigt ich dieser Reise auch entgegengesehen habe, auf seine Vernehmung habe ich mich irgendwie gefreut.

»Und Everett Lufkin, der für die Schadensabteilung zuständige Vizepräsident? Abgebaut?«

»Nein. Er ist hier.«

Es folgt eine unglaublich lange Periode des Schweigens, in der sich alle mit rein gar nichts beschäftigen, während der Staub sich legt. Mein Prozeß hat einen Aderlaß ausgelöst. Ich mache mir eingehende Notizen, liste auf, wie ich weiter vorgehen will.

»Wo ist die Akte?« frage ich.

T. Pierce langt hinter sich, greift einen Stapel Papiere und schiebt sie über den Tisch. Sie sind säuberlich kopiert und werden von dicken Gummibändern zusammengehalten.

»Ist sie chronologisch geordnet?« frage ich. Kiplers Anweisung verlangt das.

»Ich denke schon«, sagt T. Pierce und wirft einen Blick auf die vier Great-Benefit-Typen, als würde er sie am liebsten erwürgen.

Die Akte ist gut zehn Zentimeter dick. Ohne die Gummibänder abzustreifen, sage ich. »Geben Sie mir eine Stunde. Dann machen wir weiter.«

»In Ordnung«, sagt T. Pierce. »Nebenan ist ein kleiner Konferenzraum.« Er steht auf und deutet auf die Wand hinter mir.

Ich folge ihm und Jack Underhall in den angrenzenden Raum, wo sie mich rasch verlassen. Ich setze mich an den Tisch und fange sofort an, mich durch die Dokumente hindurchzuwühlen.

Eine Stunde später kehre ich in den Sitzungssaal zurück. Sie trinken Kaffee und unterhalten sich lustlos über irgendwelche belanglosen Dinge. »Wir müssen den Richter anrufen«, sage ich, und T. Pierce ist plötzlich hellwach. »Hier drinnen«, sage ich und deute auf den kleinen Raum.

Mit ihm an einem Apparat und mir am anderen wähle ich die Nummer von Kiplers Büro. Er meldet sich beim zweiten Läuten. Wir nennen unsere Namen und sagen guten Morgen. »Wir haben hier ein kleines Problem, Euer Ehren«, sage ich, bemüht, das Gespräch im richtigen Ton zu beginnen.

»Was für ein Problem?« will er wissen. T. Pierce hört zu und starrt mit leerer Miene auf den Fußboden.

»Nun, von den sechs Zeugen, die ich angefordert und die Sie in Ihrer Anweisung benannt hatten, sind drei plötzlich verschwunden. Sie haben gekündigt, wurden im Rahmen eines Personalabbaus entlassen oder haben ein anderes Schicksal ähnlicher Art erlitten. Sie sind nicht da. Ist Ende voriger Woche passiert.«

»Wer?«

Ich bin sicher, er hat die Akte vor sich und betrachtet die Namen.

»Jackie Lemancyzk, Tony Krick und Russell Krokit arbeiten nicht mehr hier. Pellrod, Lufkin und Underhall, der Anwalt, haben das Blutbad erstaunlicherweise überlebt.«

»Was ist mit der Akte?«

»Die habe ich bekommen und gerade eben durchgesehen.«

»Und?«

»Es fehlt mindestens ein Dokument«, sage ich und beobachte dabei T. Pierce genau. Er runzelt die Stirn, als könnte er das nicht glauben.

»Welches?«

»Der Blöde-Brief. Er ist nicht in der Akte. Ich hatte noch nicht die Zeit, alles andere zu überprüfen.«

Die Anwälte von Great Benefit haben den Blöde-Brief vorige Woche zum ersten Mal gesehen. Auf der Kopie, die Dot während ihrer Vernehmung Drummond ausgehändigt hat, war dreimal das Wort KOPIE aufgestempelt. Das hatte ich mit Absicht getan, damit wir später, wenn der Brief auftauchte, wissen würden, wo er herkommt. Das Original ist sicher in meinen Unterlagen verstaut. Es wäre sogar für Drummond und Genossen zu riskant, ihre gekennzeichnete Kopie des Briefes Great Benefit zu übergeben, damit sie ihn nachträglich ihrer Schadensakte einverleiben können.

»Stimmt das, Pierce?« fragt Richter Kipler.

Pierce ist echt hilflos. »Tut mir leid, Euer Ehren, ich weiß es nicht. Ich habe die Akte zwar durchgesehen, aber es kann durchaus sein. Ich habe nicht alles überprüft.«

»Befinden Sie sich beide im selben Raum?« fragt Kipler.

»Ja, Sir«, erwidern wir einstimmig.

»Gut. Pierce, gehen Sie bitte hinaus. Rudy, Sie bleiben am Apparat.«

T. Pierce will etwas sagen, überlegt es sich dann aber anders. Verwirrt legt er seinen Hörer auf und verläßt den Raum.

»Okay, Richter, wir sind unter uns«, sage ich.

»Wie ist die Stimmung dort?« fragt er.

»Mächtig angespannt.«

»Das überrascht mich nicht. Ich werde folgendes tun. Durch das Beiseiteschaffen von Zeugen und das Vorenthalten von Dokumenten bin ich jetzt in der Position, anzurufen, daß alle Vernehmungen hier durchgeführt werden. Es ist Ermessenssache, und sie haben eine Bestrafung verdient. Ich finde, Sie sollten Underhall vernehmen und niemanden sonst. Fragen Sie ihm meinewegen ein Loch in den Bauch, aber versuchen Sie, ihn wegen der Entlassung der drei fehlenden Zeugen festzunageln. Werfen Sie ihm an den Kopf, was Sie können. Wenn Sie mit ihm fertig sind, kommen Sie zurück. Ich werde für später in dieser Woche eine Anhörung ansetzen und der Sache auf den Grund gehen. Lassen Sie sich auch die Akte der Haftungsabteilung geben.«

Ich mache mir Notizen, so schnell ich kann.

»Und jetzt lassen Sie mich mit Pierce sprechen«, sagt er,  
»und geben Sie ihm Saures.«

Jack Underhall ist ein kompakter kleiner Mann mit knappem Schnurrbart und knapper Redeweise. Er setzt mich über die Gesellschaft ins Bild. Great Benefit gehört PinnConn, einer Firma in Privatbesitz, deren Inhaber schwer festzustellen sind. Ich befrage ihn ausführlich über die Zusammenhänge und Verbindungen zwischen den drei Firmen, die in diesem Gebäude residieren, und sie sind völlig undurchschaubar. Wir reden eine Stunde über die Struktur der Gesellschaft, vom Generaldirektor abwärts. Wir reden über Produkte, Verkaufsziffern, Märkte, Abteilungen, Personal, alles bis zu einem gewissen Punkt interessant, aber zum größten Teil nutzlos. Er legt zwei Kündigungsschreiben der verschwundenen Zeugen vor und versichert mir, ihr Ausscheiden hätte absolut nichts mit diesem Fall zu tun.

Ich befrage ihn drei Stunden lang, dann mache ich Schluß. Ich hatte mich darauf eingestellt, mindestens drei Tage in Cleveland verbringen zu müssen, in einem Raum mit den Typen von Trent & Brent, mich mit einem feindseligen Zeugen nach dem anderen herumzuschlagen und mich abends durch Berge von Dokumenten hindurchzuwühlen.

Aber ich verlasse diesen Ort bereits kurz vor zwei auf Nimmerwiedersehen, beladen mit frischen Dokumenten, die Deck unter die Lupe nehmen wird, und in dem sicheren Wissen, daß nun drei Arschlöcher gezwungen sein werden, in meinem Revier zu erscheinen und ihre Aussagen in meinem Gerichtssaal zu machen, mit meinem Richter ganz in der Nähe.

Die Rückfahrt nach Memphis kommt mir viel kürzer vor.

Deck hat eine Visitenkarte, die ihn als *Hilfsanwalt* ausweist, eine Tierart, die mir neu ist. Er treibt sich auf den Fluren des Stadtgerichts herum und macht sich an kleine Ganoven heran, die auf ihr erstes Erscheinen vor den verschiedenen Richtern warten. Er sucht sich einen Mann aus, der verängstigt aussieht und ein Blatt Papier in der Hand hält, dann spricht er ihn an. Deck nennt dies den Bussard-Twostep, eine kurze, schnelle Art der Mandantenwerbung, in der es viele der vor dem Stadtgericht herumlungernden Anwälte zur Vollendung gebracht haben. Einmal hat er mich eingeladen, mitzukommen, damit ich lernen kann, wie es gemacht wird. Ich habe abgelehnt.

Derrick Dogan war ursprünglich als Objekt dieser Methode vorgesehen gewesen, aber das Geschäft kam nicht zustande, als er Deck fragte: »Was zum Teufel ist ein Hilfsanwalt?« Deck, der sonst immer eine stereotype Antwort parat hat, schaffte es nicht, diese Frage zu beantworten, und ergriff eilends die Flucht. Aber Dogan behielt die Karte, auf der Decks Name stand. Später am selben Tag hatte Dogan einen Zusammenstoß mit einem zu schnell fahrenden Teenager. Ungefähr vierundzwanzig Stunden nachdem er Deck vor dem Stadtgericht gesagt hatte, er solle sich zum Teufel scheren, wählte Dogan von einem Zimmer in St. Peter's aus die Nummer, die auf der Karte stand. Deck nahm den Anruf im Büro entgegen, wo ich mich gerade durch ein undurchdringliches Labyrinth von Versicherungsdokumenten hindurchkämpfte. Minuten später waren wir in Richtung Krankenhaus unterwegs. Dogan wollte mit einem richtigen Anwalt sprechen, nicht mit einem Hilfsanwalt.

Dies ist ein halbwegs legaler Besuch im Krankenhaus, mein erster. Wir finden Dogan allein mit einem gebrochenen Bein, gebrochenen Rippen, einem gebrochenen Handgelenk und

Schnittwunden und Prellungen im Gesicht. Er ist jung, um die Zwanzig herum, kein Ehering. Ich nehme die Sache in die Hand wie ein richtiger Anwalt, serviere ihm die üblichen routinemäßigen Ermahnungen, daß er sich nicht mit Versicherungsgesellschaften einlassen und zu niemandem etwas sagen soll. Es sind einfach *wir* gegen *sie*, und meine Kanzlei bearbeitet mehr Verkehrsunfälle als jede andere in der Stadt. Deck lächelt. Er hat es mir gut beigebracht.

Dogan unterschreibt einen Vertrag und eine Vollmacht, die es uns gestattet, seine Krankenakte einzusehen. Er hat offensichtlich starke Schmerzen, also bleiben wir nicht lange. Sein Name steht auf dem Vertrag. Wir verabschieden uns und versprechen, morgen wiederzukommen.

Gegen Mittag hat Deck eine Kopie des Unfallberichts. Er hat bereits mit dem Vater des Teenagers gesprochen. Sie sind bei State Farm versichert. Obwohl er das besser nicht getan hätte, teilt der Vater Deck mit, daß die Police seines Wissens auf fünfundzwanzigtausend Dollar begrenzt ist. Ihm und seinem Sohn tut das alles furchtbar leid. Kein Problem, sagt Deck, überaus dankbar dafür, daß der Unfall passiert ist.

Ein Drittel von fünfundzwanzigtausend sind achttausend und ein bißchen Kleingeld. Wir gehen zum Lunch in ein wundervolles Restaurant im Peabody, das Dux heißt. Ich trinke Wein. Deck bestellt sich Nachtisch. Es ist der größte Moment in der Geschichte unserer Kanzlei. Drei Stunden lang essen wir und geben unser Geld aus.

Am Donnerstag nach dem Montag, den ich in Cleveland verbracht habe, sitzen wir um halb sechs Uhr nachmittags in Kipplers Gerichtssaal. Seine Ehren hat diesen Zeitpunkt gewählt, damit der große Leo F. Drummond nach einem langen Tag vor Gericht herbeieilen und weitere Schelte einstecken kann. Sein Erscheinen vervollständigt das Team der Verteidigung – alle fünf sind anwesend und wirken hinreichend selbstgefällig, obwohl sie wissen, daß ihnen einiges bevorsteht. Jack Underhall, als Hausanwalt von Great Benefit, ist da, aber die anderen Herren haben es vorgezogen, in Cleveland zu bleiben. Ich kann es ihnen nicht verübeln.

»Ich habe Sie wegen der Dokumente gewarnt, Mr. Drummond«, erklärt Seine Ehren vom Podium herab. Er hat die Sitzung keine fünf Minuten zuvor eröffnet, und Drummond blutet schon jetzt. »Ich dachte, ich hätte mich recht deutlich ausgedrückt, habe es Ihnen, wie Sie wissen, sogar schriftlich in Form einer Anweisung gegeben. Also, was ist passiert?«

Es ist wahrscheinlich nicht Drummonds Schuld. Sein Mandant treibt Spielchen mit ihm, und ich vermute stark, daß er den Burschen in Cleveland bereits seinerseits die Meinung gesagt hat. Leo Drummond ist ein überaus selbstbewußter Mann und kann Demütigungen nur schwer hinnehmen. Er tut mir fast leid. Er steckt mitten in einem Millionen-Dollar-Prozeß vor dem Bundesgericht, schlafst vermutlich nachts nur drei Stunden, hat hundert Dinge gleichzeitig im Kopf, und nun wird er über die Straße gezerrt, um die dubiosen Aktionen seines unberechenbaren Mandanten zu verteidigen.

Er tut mir *fast* leid.

»Dafür gibt es keine Entschuldigung, Euer Ehren«, sagt er, und seine Aufrichtigkeit ist überzeugend.

»Wann haben Sie erfahren, daß diese drei Zeugen nicht mehr für Ihren Mandanten arbeiten?«

»Sonntagnachmittag.«

»Haben Sie versucht, den Anwalt des Klägers zu informieren?«

»Ja, das habe ich. Wir konnten ihn nicht ausfindig machen. Wir haben sogar die Fluggesellschaften angerufen, aber umsonst.«

Ihr hättet es mit Greyhound versuchen sollen.

Kipler zieht eine große Schau ab. Er schüttelt den Kopf und gibt sich entrüstet. »Setzen Sie sich, Mr. Drummond«, sagt er. Ich brauchte bisher den Mund noch nicht aufzumachen.

»Hier ist der Plan, meine Herren«, sagt Seine Ehren. »Übernächsten Montag kommen wir hier für die Vernehmungen wieder zusammen. Für die Beklagte werden folgende Personen anwesend sein: Richard Pellrod, leitender Sachbearbeiter in der Schadensabteilung, Everett Lufkin, Vizepräsident der Schadensabteilung, Kermit Aldy, Vizepräsident der Haftungsabteilung, Bradford Barnes, Vizepräsident der Verwaltungs-

abteilung, und M. Wilfred Keeley, Generaldirektor.« Kipler hatte mich aufgefordert, eine Wunschliste vorzulegen.

Ich kann fast spüren, wie die Luft aus dem Saal in die Lungen der Jungs auf der anderen Seite des Ganges einströmt.

»Keine Ausreden, keine Verzögerungen, keine Vertagungen. Sie werden natürlich auf eigene Kosten reisen. Sie werden sich für Vernehmungen nach dem Ermessen des Klägers verfügbar halten, bis Mr. Baylor sagt, daß sie entlassen sind. Sämtliche Kosten der Vernehmungen, einschließlich des Honorars für die Protokollantin, werden von Great Benefit getragen. Wir gehen vorerst von drei Tagen für die Vernehmungen aus.

Weiterhin sind dem Vertreter der Anklage Kopien aller Dokumente auszuhändigen, und zwar nicht später als bis Mittwoch nächster Woche, fünf Tage vor den Vernehmungen. Die Dokumente müssen sauber kopiert und in chronologischer Ordnung sein. Zu widerhandlung wird strenge Sanktionen zur Folge haben.

Da wir gerade von Sanktionen sprechen, weise ich hiermit die Beklagte an, Mr. Baylor die Kosten seiner vergeblichen Reise nach Cleveland zu erstatten. Mr. Baylor, wieviel kostet ein Ticket nach Cleveland und zurück?«

»Siebenhundert Dollar«, erwidere ich wahrheitsgemäß.

»Ist das erste Klasse oder Economy?«

»Economy.«

»Mr. Drummond, Ihre Kanzlei hat vier Anwälte nach Cleveland geschickt. Sind sie erster Klasse oder Economy geflogen?«

Drummond wirft einen Blick auf T. Pierce, der sich windet wie ein Kind, das beim Stehlen erwischt worden ist, dann sagt er: »Erster Klasse.«

»Das dachte ich mir. Wieviel kostet ein Ticket erster Klasse?«

»Dreizehnhundert.«

»Wieviel haben Sie für Unterkunft und Verpflegung ausgegeben, Mr. Baylor?«

In Wirklichkeit weniger als vierzig Dollar. Aber es wäre überaus peinlich, das vor Gericht zuzugeben. Ich wollte, ich wäre in einer Penthouse-Suite abgestiegen. »Ungefähr sechzig Dollar«, sage ich, ein bißchen übertreibend, aber nicht geldgie-

rig. Ihre Zimmer haben bestimmt hundertfünfzig Dollar pro Nacht gekostet.

Kipler notiert sich das mit großer Geste, in seinem Gehirn klickt die Rechenmaschine. »Wie lange sind Sie unterwegs gewesen? Jeweils zwei Stunden?«

»Kann sein«, sage ich.

»Bei zweihundert Dollar die Stunde macht das achthundert Dollar. Weitere Auslagen?«

»Zweihundertfünfzig für die Protokollantin.«

Er schreibt sich alles auf, addiert es, überprüft seine Zahlen und sagt dann: »Ich weise die Beklagte an, Mr. Baylor als Strafmaßnahme die Summe von zweitausendundvierhundertzehn Dollar zu zahlen, und zwar innerhalb von fünf Tagen. Falls das Geld nicht binnen fünf Tagen bei Mr. Baylor eingegangen ist, wird sich die Summe jeden Tag verdoppeln, bis der Scheck vorliegt. Haben Sie das verstanden, Mr. Drummond?«

Ich kann ein Lächeln nicht unterdrücken.

Drummond erhebt sich langsam, in der Taille leicht gebeugt, und streckt die Hände aus. »Ich erhebe Einspruch«, sagt er. Er schmört innerlich, aber er hat sich in der Gewalt.

»Ihr Einspruch ist zur Kenntnis genommen. Ihr Mandant hat fünf Tage.«

»Es gibt keinen Beweis dafür, daß Mr. Baylor erster Klasse geflogen ist.«

Es liegt in der Natur eines Anwalts der Verteidigung, alles zu bestreiten. Haarspaltereи gehört zu seinem Handwerk. Außerdem ist sie einträglich. Aber das Geld ist für seinen Mandanten ein Klacks, und Drummond sollte einsehen, daß er damit nichts erreicht.

»Der Flug nach Cleveland und zurück ist offenkundig dreizehnhundert Dollar wert. Und diese Summe hat Ihr Mandant zu zahlen.«

»Mr. Baylor wird nicht stundenweise bezahlt.«

»Wollen Sie damit sagen, daß seine Zeit nichts wert ist?«

»Nein.«

Was er damit sagen will, ist, daß ich nur ein Anfänger und ein Feld-Wald-und-Wiesen-Anwalt bin und meine Zeit bei weitem nicht soviel wert ist wie seine oder die seiner Kumpane.

»Dann werden Sie ihm zweihundert pro Stunde bezahlen. Sie können sich glücklich schätzen. Ich habe daran gedacht, Ihnen sämtliche Stunden zu berechnen, die er in Cleveland verbracht hat.«

So nahe dran!

Drummond schwenkt frustriert die Arme und setzt sich wieder hin. Kipler funkelt auf ihn herunter. Nach ein paar Monaten im Amt ist er bereits berüchtigt für seine Abneigung gegen große Firmen. Er war auch in anderen Fällen mit Sankhonen rasch bei der Hand, und in Juristenkreisen wird eine Menge darüber geredet. Dazu gehört nicht viel.

»Sonst noch etwas?« knurrt er in ihre Richtung.

»Nein, Sir«, sage ich laut, damit alle wissen, daß ich auch noch da bin.

Bei den Verschwörern jenseits des Ganges findet ein kollektives Kopfschütteln statt, und Kipler läßt seinen Hammer niederfahren. Ich raffe rasch meine Papiere zusammen und verlasse den Gerichtssaal.

Mein Abendessen besteht aus einem Sandwich mit Dot. Die Sonne versinkt langsam hinter den Bäumen in ihrem Hintergarten, hinter dem Fairlane, in dem Buddy sitzt und sich weigert, zum Essen hereinzukommen. Sie sagt, er verbringt immer mehr Zeit dort draußen wegen Donny Ray. Es ist nur noch eine Sache von Tagen, bis er stirbt, und Buddys Art, damit fertig zu werden, besteht darin, sich in seinem Wagen zu verstecken und zu trinken. Er verbringt jeden Morgen ein paar Minuten bei seinem Sohn, verläßt sein Zimmer gewöhnlich weinend und versucht dann, für den Rest des Tages jedermann aus dem Wege zu gehen.

Außerdem kommt er in der Regel nicht herein, wenn Besuch da ist. Das kann mir nur recht sein. Und Dot ist es auch recht. Wir unterhalten uns über die Klage, über die Aktionen von Great Benefit und die kaum glaubliche Fairneß von Richter Kipler, aber sie hat das Interesse daran verloren. Die leidenschaftliche Frau, die ich vor sechs Monaten in Cypress Gardens kennengelernt habe, scheint den Kampf aufgegeben zu haben. Damals war sie felsenfest davon überzeugt, daß ein

Anwalt, jeder beliebige Anwalt, sogar ich, Great Benefit dazu veranlassen könnte, das Rechte zu tun. Damals war noch Zeit für ein Wunder. Jetzt ist alle Hoffnung verflogen.

Dot wird sich immer die Schuld an Donny Rays Tod geben. Sie hat mir mehr als einmal gesagt, daß sie sofort, nachdem Great Benefit ihren Anspruch abgelehnt hatte, zu einem Anwalt hätte gehen müssen. Statt dessen hat sie sich dafür entschieden, die Briefe selbst zu schreiben. Ich bin jetzt ziemlich sicher, daß Great Benefit auf die Androhung einer Klage hin sehr schnell klein beigegeben und die Behandlung übernommen hätte. Das glaube ich aus zwei Gründen. Einmal sind sie eindeutig im Unrecht und wissen das. Und zweitens haben sie, kurz nachdem ich, ein ziemlich grüner Anfänger, sie verklagt hatte, mir einen Vergleich über fünfsundsiebzigtausend Dollar angeboten. Sie haben Angst. Ihre Anwälte haben Angst. Die Typen in Cleveland haben Angst.

Dot serviert mir eine Tasse koffeinfreien Instantkaffee, dann geht sie hinaus, um nach ihrem Mann zu sehen. Ich nehme meinen Kaffee mit in den hinteren Teil des Hauses, in Donny Rays Zimmer, wo er, auf der rechten Seite zusammengerollt, unter den Laken schläft. Die einzige Beleuchtung ist eine kleine Lampe in der Ecke. Ich lasse mich dicht neben ihr nieder, mit dem Rücken zum Fenster, durch das eine kühle Brise hereinweht. Die Nachbarschaft ist ruhig, im Zimmer kein Laut zu hören.

Sein Testament ist ein simples, aus nur zwei Absätzen bestehendes Dokument, in dem er alles seiner Mutter vermachte. Er besitzt nichts und hat auch keinerlei Schulden, und das Testament ist unnötig. Aber er hat sich dadurch besser gefühlt. Seine Beisetzung hat er auch geplant. Dot hat die nötigen Vorbereitungen getroffen. Er möchte, daß ich einer der Sargträger bin.

Ich greife nach dem Buch, in dem ich jetzt seit zwei Monaten von Zeit zu Zeit lese, ein Buch mit vier gekürzten Romanen. Es ist dreißig Jahre alt, eines der wenigen Bücher im Haus. Ich lasse es immer an der gleichen Stelle liegen und lese bei jedem Besuch ein paar Seiten.

Er stöhnt und bewegt sich ein bißchen. Ich frage mich, was

sie tun wird, wenn sie eines Morgens hereinkommt und er nicht mehr aufwacht.

Sie läßt uns allein, während ich bei Dornny Ray sitze. Ich kann hören, wie sie abwäscht. Buddy scheint jetzt im Haus zu sein. Ich lese eine Stunde und werfe hin und wieder einen Blick auf Donny Ray. Wenn er aufwacht, werden wir uns unterhalten, vielleicht schalte ich auch den Fernseher ein. Was immer er will.

Ich höre eine fremde Stimme im Wohnzimmer, dann klopft jemand an die Tür. Sie wird langsam geöffnet, und ich brauche ein paar Sekunden, um den jungen Mann zu erkennen, der da steht. Es ist Dr. Kord, der einen Hausbesuch macht. Wir geben uns die Hand und unterhalten uns leise an Fußende des Bettes, dann gehen wir drei Schritte zum Fenster.

»Ich war gerade in der Nähe«, sagt er, immer noch flüsternd, als führe er ständig in dieser Gegend herum.

»Setzen Sie sich«, sage ich und deute auf den einzigen weiteren Stuhl. Wir sitzen mit dem Rücken zum Fenster, Knie an Knie, und betrachten den sterbenden Jungen in dem knapp zwei Meter entfernten Bett.

»Wie lange sind Sie schon hier?« fragt er.

»Ungefähr zwei Stunden. Ich habe mit Dot zu Abend gegessen.«

»Ist er aufgewacht?«

»Nein.«

Wir sitzen im Halbdunkel mit einer sanften Brise im Genick. Uhren regulieren unser Leben, aber im Augenblick haben wir jedes Gefühl für die Zeit verloren.

»Ich habe nachgedacht«, sagt Kord, fast lautlos. »Über den Prozeß. Haben Sie schon eine Ahnung, wann er stattfinden soll?«

»Am 8. Februar.«

»Ist das definitiv?«

»Sieht so aus.«

»Finden Sie nicht auch, daß es mehr Eindruck machen würde, wenn ich direkt aussage, anstatt über ein Video oder eine schriftliche Vernehmung zu den Geschworenen zu sprechen?«

»Natürlich würde es das.«

Kord praktiziert seit mehreren Jahren. Er weiß über Prozesse und Vernehmungen Bescheid. Er beugt sich vor und stützt die Ellenbogen auf die Knie. »Dann lassen Sie uns die Vernehmung vergessen. Ich tue es live und in Farbe, und ich werde Ihnen keine Rechnung schicken.«

»Das ist sehr großzügig.«

»Nicht der Rede wert. Es ist das mindeste, was ich tun kann.«

Wir denken lange Zeit darüber nach. Gelegentlich kommt ein leises Geräusch aus der Küche, aber sonst ist es still im Haus. Kord ist ein Mann, dem lange Gesprächspausen nichts ausmachen.

»Wissen Sie, was ich tue?« fragt er schließlich.

»Was?«

»Ich untersuche Leute, dann bereite ich sie auf den Tod vor.«

»Weshalb haben Sie sich für die Onkologie entschieden?«

»Wollen Sie die Wahrheit hören?«

»Klar. Weshalb nicht?«

»Ganz einfach. Es herrscht Bedarf an Onkologen. Der Andrang ist nicht so groß wie auf anderen Spezialgebieten.«

»Ich nehme an, irgend jemand muß es tun.«

»So schlimm ist es im Grunde nicht. Ich liebe meine Arbeit.« Er schweigt einen Moment und betrachtet seinen Patienten.

»Aber das hier geht mir an die Nieren. Zusehen zu müssen, wie ein Patient unbehandelt bleibt. Wenn die Knochenmarkstransplantation nicht so teuer wäre, hätten wir vielleicht etwas tun können. Ich war bereit, meine Zeit und meine Arbeit kostenlos zur Verfügung zu stellen, aber es ist trotzdem noch ein Zweihunderttausend-Dollar-Eingriff. Kein Krankenhaus im Lande kann es sich leisten, so viel Geld zu verschenken.«

»Und deshalb hassen Sie die Versicherungsgesellschaften, stimmt's?«

»Ja, das kann man wohl sagen.« Eine lange Pause, dann: »Wir müssen es ihnen heimzahlen.«

»Ich versuche es.«

»Sind Sie verheiratet?« fragt er, dann setzt er sich gerade auf und sieht auf die Uhr.

»Nein. Und Sie?«

»Nein. Geschieden. Lassen Sie uns zusammen ein Bier trinken.«

»Okay. Wo?«

»Kennen Sie Murphy's Oyster Bar?«

»Natürlich.«

»Wir treffen uns dort.«

Wir schleichen auf Zehenspitzen an Donny Ray vorbei, verabschieden uns von Dot, die schaukelnd und rauchend auf der Vorderveranda sitzt, und verlassen sie für diesmal.

Ich schlafe zufällig gerade einmal, als um zwanzig Minuten nach drei in der Nacht das Telefon läutet. Entweder ist Donny Ray tot oder ein Flugzeug ist abgestürzt und Deck wittert fette Beute. Wer sonst würde um diese Zeit anrufen?

»Rudy?« ertönt eine sehr vertraute Stimme vom anderen Ende.

»Miss Birdie?« sage ich, setze mich auf und taste nach dem Lichtschalter.

»Tut mir leid, daß ich Sie zu einer so furchterlichen Zeit anrufen muß.«

»Das ist okay. Wie geht es Ihnen?«

»Ach, sie sind so gemein zu mir.«

Ich schließe die Augen, hole tief Luft und lasse mich auf mein Bett zurücksinken. Weshalb überrascht mich das nicht?

»Wer ist gemein?« frage ich, aber nur, weil es von mir erwartet wird. Es ist schwierig, um diese Zeit Mitgefühl aufzubringen.

»June ist die Gemeinstie«, sagt sie, als hätte sie eine Rangordnung aufgestellt. »Sie will mich nicht im Haus haben.«

»Sie wohnen bei Randolph und June?«

»Ja, und es ist furchterlich. Einfach furchterlich. Ich habe Angst, etwas zu essen.«

»Weshalb?«

»Weil sie Gift hineingetan haben könnten.«

»Na, hören Sie mal, Miss Birdie.«

»Ich meine es ernst. Sie warten alle nur darauf, daß ich sterbe. Ich habe ein neues Testament unterschrieben, das ihnen gibt, was sie wollen. Das habe ich noch in Memphis getan. Und nachdem wir hier in Tampa angekommen waren, haben

sie sich ein paar Tage lang wirklich reizend benommen. Die Kinder schauten ständig herein. Brachten mir Blumen und Pralinen. Dann hat Delbert mich zu einem Arzt gebracht, damit er mich gründlich untersucht. Nachdem er damit fertig war, hat er erklärt, ich wäre bei bester Gesundheit. Ich glaube, sie haben etwas anderes erwartet. Sie schienen so enttäuscht zu sein von dem, was der Arzt gesagt hat. Und über Nacht wurde alles anders. June wurde wieder zu dem gemeinen kleinen Flittchen, das sie in Wirklichkeit ist. Randolph ging wieder Golfspielen und ist nie zu Hause. Delbert ist ständig beim Hunderennen. Vera haßt June, und June haßt Vera. Die Enkelkinder, die meisten von ihnen haben keinen Job, wissen Sie, sind einfach verschwunden.«

»Weshalb rufen Sie um diese Zeit an, Miss Birdie?«

»Weil, also, ich muß heimlich telefonieren. Gestern hat June mir gesagt, ich dürfte das Telefon nicht mehr benutzen, und da bin ich zu Randolph gegangen, und der hat gesagt, ich dürfte es zweimal am Tag benutzen. Ich vermisste mein Haus, Rudy. Ist alles in Ordnung?«

»Alles bestens, Miss Birdie.«

»Ich halte es hier nicht mehr lange aus. Sie haben mich in ein kleines Schlafzimmer mit einem winzigen Bad gesteckt. Ich bin es gewohnt, viel Platz zu haben, das wissen Sie, Rudy.«

»Ja. Miss Birdie.« Sie wartet darauf, daß ich ihr anbiete, zu kommen und sie zu holen, aber dazu ist es noch zu früh. Sie ist noch nicht einmal einen Monat fort. Das hier ist gut für sie.

»Und Randolph bekneigt mich, daß ich eine notarielle Vollmacht unterschreibe, die ihn ermächtigt, sich um meine Angelegenheiten zu kümmern. Was halten Sie davon?«

»Ich empfehle meinen Mandanten nie, eine solche Vollmacht zu unterschreiben, Miss Birdie. Es ist keine gute Idee.« Ich hatte noch nie einen Mandanten, der vor diesem Problem stand, aber in ihrem Fall ist es eine üble Sache.

Armer Randolph. Er reißt sich den Hintern auf, um an das Zwanzig-Millionen-Dollar-Vermögen heranzukommen. Was wird er tun, wenn er die Wahrheit erfährt? Miss Birdie glaubt, im Augenblick ließe es schlecht für sie. Sie braucht nur abzuwarten.

»Also, ich weiß nicht recht ...« Ihre Stimme verklingt.

»Unterschreiben Sie nicht, Miss Birdie.«

»Und noch etwas. Gestern hat Delbert – oh, da kommt jemand. Muß Schluß machen.« Am anderen Ende wird der Höerer auf die Gabel geknallt. Ich kann June sehen, wie sie Miss Birdie mit einem Lederriemen für ein unerlaubtes Telefongespräch verprügelt.

Ich betrachte den Anruf nicht als bedeutsames Ereignis. Er war fast belustigend. Wenn Miss Birdie heimkommen will, werde ich sie abholen.

Ich schaffe es, wieder einzuschlafen.

Ich wähle die Nummer des Gefängnisses und frage nach der Dame, mit der ich bei meinem ersten Besuch bei Bobby Ort gesprochen habe. Die Vorschriften verlangen, daß alle Besuche mit ihr abgesprochen werden. Ich will noch einmal mit ihm sprechen, bevor wir ihn vernehmen.

Ich kann hören, wie sie etwas in einen Computer eingibt.  
»Bobby Ott ist nicht mehr hier«, sagt sie.

»Wie bitte?«

»Er wurde vor drei Tagen entlassen.«

»Mir hat er gesagt, er hätte noch achtzehn Tage vor sich. Und das war vor einer Woche.«

»Pech gehabt. Er ist fort.«

»Und wohin?« frage ich fassungslos.

»Machen Sie Witze?« fragt sie und legt auf.

Ott ist verschwunden. Er hat mich angelogen. Wir hatten Glück, daß wir ihn gefunden hatten, und nun ist er wieder untergetaucht.

Der Anruf, vor dem ich mich gefürchtet habe, kommt schließlich an einem Sonntagmorgen. Ich sitze auf Miss Birdies Terrasse, als gehörte das Haus mir, lese die Sonntagszeitung, trinke Kaffee und genieße einen herrlichen Tag. Es ist Dot, und sie sagt mir, daß sie ihn vor einer Stunde gefunden hat. Er ist gestern abend eingeschlafen und nicht wieder aufgewacht.

Ihre Stimme bebt ein wenig, aber sie hat ihre Gefühle unter Kontrolle. Wir unterhalten uns einen Moment, und ich spüre, daß mein Hals trocken ist und meine Augen feucht sind. In ihren Worten klingt ein Anflug von Erleichterung mit. »Er ist jetzt besser dran«, sagt sie mehr als einmal. Ich sage ihr, wie leid es mir tut, und verspreche, am Nachmittag zu kommen.

Ich wandere durch den Hintergarten zu der Hängematte, wo ich mich an eine Eiche lehne und mir die Tränen von den Wangen wische. Ich setze mich auf den Rand der Hängematte,

mit den Füßen auf dem Boden und mit tief gesenktem Kopf, und spreche das letzte meiner vielen Gebete für Donny Ray.

Ich rufe Richter Kipler zu Hause an und informiere ihn. Die Beisetzung soll morgen nachmittag um zwei Uhr stattfinden, was ein Problem mit sich bringt. Die Vernehmungen der Leute von Great Benefit sollen um neun Uhr morgens beginnen und den größten Teil der Woche dauern. Ich bin sicher, daß die Typen aus Cleveland bereits in der Stadt sind. Vermutlich sitzen sie gerade in Drummonds Büro und proben vor Videokameras. Das würde seiner Art von Gründlichkeit entsprechen.

Kipler meint, ich sollte trotzdem um neun erscheinen, dann würde er die Dinge schon in die Hand nehmen. Ich sage ihm, daß ich bereit bin. Ich sollte es jedenfalls sein. Ich habe alle nur erdenklichen Fragen für jeden einzelnen Zeugen schriftlich formuliert, und Seine Ehren selbst hat Vorschläge gemacht. Deck hat sie gleichfalls durchgesehen.

Kipler deutet an, daß er die Vernehmungen möglicherweise vertagen wird, weil er morgen zwei wichtige Anhörungen hat.

Im Augenblick ist mir so ziemlich alles recht.

Als ich bei den Blacks eintreffe, hat sich die gesamte Nachbarschaft zum Trauern versammelt. An der Straße und auf der Einfahrt parken Wagen Stoßstange an Stoßstange. Alte Männer stehen im Vorgarten herum und sitzen auf der Veranda. Ich lächle und nicke und bahne mir meinen Weg durch die Leute hindurch ins Haus, wo ich Dot in der Küche vor dem Kühlschrank finde. Das Haus ist brechend voll. Der Küchentisch und sämtliche freien Flächen sind bedeckt mit Pasteten, Auflaufen und Tupperdosen mit gebratenen Hähnchen.

Dot und ich umarmen uns sanft. Ich spreche ihr mein Beileid aus, indem ich einfach sage, daß es mir leid tut, und sie dankt mir für mein Kommen. Ihre Augen sind rot, aber ich habe das Gefühl, daß sie das Weinen satt hat. Sie deutet auf all die Eßwaren und sagt mir, ich solle mich bedienen. Ich überlasse sie einigen Damen aus der Nachbarschaft.

Ich bin plötzlich hungrig. Ich fülle einen großen Pappteller mit Hähnchen, gebackenen Bohnen und Krautsalat und neh-

me ihn mit auf die kleine Terrasse hinter dem Haus, wo ich allein sein kann. Buddy sitzt nicht in seinem Wagen. Sie hat ihn vermutlich im Schlafzimmer eingeschlossen, wo er sie nicht in Verlegenheit bringen kann. Ich esse langsam und lausche den gedämpften Stimmen, die durch die offenen Fenster von Küche und Wohnzimmer herausdringen. Als mein Teller leer ist, fülle ich ihn noch einmal und ziehe mich wieder auf die Terrasse zurück.

Wenig später gesellt sich ein junger Mann zu mir, der mir seltsam bekannt vorkommt. »Ich bin Ron Black«, sagt er und läßt sich auf dem Stuhl neben meinem nieder. »Der Zwillingsbruder.«

Er ist schlank und fit, nicht sehr groß. »Ich freue mich, Sie kennenzulernen«, sage ich.

»Sie sind also der Anwalt?« Er hält eine Dose Cola in der Hand.

»Der bin ich. Rudy Baylor. Das mit Ihrem Bruder tut mir sehr leid.«

»Danke.«

Mir ist bewußt, wie selten Dot und Donny Ray über Ron gesprochen haben. Er hat das Haus kurz nach der High-School verlassen, ist weit fortgezogen und hat sich von ihnen ferngehalten. Bis zu einem gewissen Grad kann ich das verstehen.

Ihm ist nicht nach Reden zumute. Seine Sätze sind kurz und gezwungen, aber schließlich kommt er auf die Knochenmarktransplantation zu sprechen. Er bestätigt, was ich sowieso für die Wahrheit halte, daß er bereit und willens war, sein Mark zu spenden, um seinen Bruder zu retten, und daß Dr. Kord ihm gesagt hat, daß er der ideale Spender wäre. Ich sage ihm, daß er das in wenigen Monaten einer Jury erklären muß, und er sagt, das würde er mit Freuden tun. Er hat ein paar Fragen über die Klage, läßt aber keine Spur von Neugierde erkennen, wieviel Geld sie ihm einbringen könnte.

Ich bin sicher, daß er traurig ist, aber er wird mit seinem Kummer gut fertig. Ich öffne die Tür zu ihrer Kindheit und hoffe, ein paar nette Geschichten über die Streiche und Scherze zu hören, die die Zwillinge miteinander ausgeheckt haben müssen. Nichts. Er ist hier aufgewachsen, hier in diesem

Haus, und es ist offensichtlich, daß er für seine Vergangenheit keine Verwendung hat.

Die Beisetzung findet morgen um zwei Uhr statt, und ich wette, um fünf sitzt Ron Black bereits in einem Flugzeug, das ihn nach Houston zurückbringt.

Die Besucherschar nimmt ab und wächst wieder an, aber das Essen bleibt. Ich esse zwei Stücke Schokoladenkuchen, während Ron warme Cola trinkt. Nach zwei Stunden Herumsitzen bin ich erschöpft. Ich verabschiede mich und fahre davon.

Am Montag sitzt eine ganze Horde von ernstgesichtigen und dunkel gekleideten Männern auf der anderen Seite des Gerichtssaals um Leo F. Drummond herum.

Ich bin bereit. Ängstlich und zitternd und nervös, aber die Fragen sind niedergeschrieben und warten. Selbst wenn ich vollständig festhänge, kann ich immer noch die Fragen ableSEN und sie zwingen, sie zu beantworten.

Es ist ein erfreulicher Anblick, wie diese großen Firmenbosse verängstigt dahocken. Ich kann mir so ungefähr vorstellen, welche harten Worte sie für Drummond und mich und Kippler und Anwälte im allgemeinen und diesen Fall im besonderen hatten, als ihnen mitgeteilt wurde, daß sie heute hier *en masse* zu erscheinen haben, und daß sie nicht nur erscheinen und aussagen, sondern außerdem stunden- und tagelang herumsitzen müssen, bis ich mit ihnen fertig bin.

Kippler läßt sich an seinem Tisch nieder und ruft unseren Fall als ersten auf. Wir werden die Vernehmungen nebenan vornehmen, in einem Gerichtssaal, der diese Woche leer steht, ganz in der Nähe, damit Seine Ehren jederzeit den Kopf hereinstecken und Drummond bei der Stange halten kann. Er ruft uns nach vorn, weil er etwas zu sagen hat.

Ich lasse mich rechts von ihm nieder, vier Typen von Trent & Brent links von ihm.

»Das gehört nicht ins Protokoll«, weist Kippler die Protokollantin an. Dies ist keine offizielle Anhörung. »Mr. Drummond, ist Ihnen bekannt, daß Donny Ray Black gestern morgen gestorben ist?«

»Nein, Sir«, erwidert Drummond ernst. »Es tut mir sehr leid.«

»Die Beisetzung findet heute nachmittag statt, und das wirft ein Problem auf. Mr Baylor hier ist einer der Sargträger. Im Grunde sollte er sich jetzt bei der Familie aufhalten.«

Drummond ist aufgestanden und sieht erst mich an und dann Kippler.

»Wir werden diese Vernehmungen vertagen. Sorgen Sie dafür, daß Ihre Leute nächsten Montag wieder hier sind, dieselbe Zeit, derselbe Ort.« Kippler funkelt Drummond an und wartet auf die falsche Antwort.

Die fünf wichtigen Persönlichkeiten von Great Benefit werden gezwungen, mit ihren vollen Terminkalendern zu jonglieren, sie neu zu arrangieren und nächste Woche abermals nach Memphis zu kommen.

»Weshalb können wir nicht morgen anfangen?« fragt Drummond fassungslos. Es ist eine völlig berechtigte Frage.

»Ich stehe diesem Gericht vor, Mr. Drummond. Ich leite die Beweisaufnahme, und ich habe auch vor, den Prozeß zu leiten.«

»Aber, Euer Ehren, wenn's recht ist, und ich will nicht mit Ihnen streiten, aber Ihre Anwesenheit ist bei den Vernehmungen doch nicht erforderlich. Diese fünf Herren konnten es nur unter großen Schwierigkeiten einrichten, heute hier zu erscheinen. Nächste Woche ist das vielleicht nicht möglich.«

Das ist genau das, was Kippler hören wollte. »Oh, sie werden hier sein, Mr. Drummond. Sie werden am nächsten Montag Punkt neun Uhr hier sein.«

»Also, das halte ich für unfair, bei allem Respekt.«

»Unfair? Diese Vernehmungen hätten vor zwei Wochen in Cleveland stattfinden können. Aber dann haben Ihre Mandanten ja unbedingt Spielchen spielen müssen.«

Angelegenheiten wie diese stehen im uneingeschränkten Ermessen eines Richters, und es gibt keine Möglichkeit, dagegen Einspruch zu erheben. Kippler strafft Drummond und Great Benefit, und meiner bescheidenen Ansicht nach geht er ein wenig zu weit. Aber in ein paar Monaten wird hier ein Prozeß stattfinden, und der Richter steckt seine Position ab. Er läßt

diesen berühmten Anwalt wissen, daß er, Seine Ehren, beim Prozeß das Sagen haben wird.

Was mir nur recht sein kann.

Hinter einer kleinen Dorfkirche, ein paar Meilen nördlich von Memphis, wird Donny Ray Black zur letzten Ruhe gebettet. Weil ich einer der acht Sargträger bin, werde ich angewiesen, hinter den Stühlen zu stehen, auf denen die Familie sitzt. Es ist kühl, und der Himmel ist bedeckt, ein Tag für eine Beisetzung.

Die letzte Beerdigung, an der ich teilgenommen habe, war die meines Vaters, und ich bemühe mich verzweifelt, nicht daran zu denken.

Die Menge drängt sich unter dem burgunderfarbenen Baldachin zusammen, und der junge Geistliche beginnt, aus der Bibel vorzulesen. Wir starren auf den grauen, von Blumen umgebenen Sarg. Ich kann Dot leise weinen hören. Ich kann Buddy sehen, der neben Ron sitzt. Ich schaue woanders hin, versuche, im Geiste diesen Ort zu verlassen und von etwas Angenehmem zu träumen.

Deck ist ein Nervenbündel, als ich ins Büro zurückkehre. Sein Kumpel Butch, der Privatdetektiv, sitzt auf dem Tisch, und unter seinem engen Rollkragenpullover zeichnen sich seine dicken Oberarmmuskeln ab. Er ist ein schmuddelige Typ mit roten Wangen, spitzen Cowboystiefeln und dem Aussehen eines Mannes, der Spaß an Schlägereien hat. Deck macht uns miteinander bekannt, stellt Butch als Mandanten vor, dann reicht er mir einen Block mit einer Botschaft: »Reden Sie irgendwelches belangloses Zeug, okay?«

»Wie war die Beerdigung?« fragt Deck, ergreift meinen Arm und führt mich zu dem Tisch, auf dem Butch wartet.

»Wie Beerdigungen nun einmal sind«, sage ich und mustere die beiden Männer.

»Wie geht es der Familie?« fragt Deck.

»Den Umständen entsprechend.« Butch schraubt rasch den Deckel vom Telefonhörer ab und deutet ins Innere.

»Ich nehme an, der Junge ist jetzt besser dran, meinen Sie

nicht?« sagt Deck, während ich hineinschaue. Butchs Finger wandert näher heran, zu einem kleinen, runden, schwarzen Gegenstand, der an der Innenwand klebt. Ich kann ihn nur anstarren.

»Meinen Sie nicht auch, daß der Junge jetzt besser dran ist?« wiederholt Deck sich laut und versetzt mir einen Rippenstoß.

»Ja, natürlich. Er ist jetzt bestimmt besser dran. Aber traurig ist es trotzdem.«

Wir sehen zu, wie Butch den Hörer gekonnt wieder zusammensetzt, dann zuckt er die Achseln, als wüßte ich genau, was nun zu tun ist.

»Lassen Sie uns hinuntergehen und einen Kaffee trinken«, sagt Deck.

»Gute Idee«, sage ich mit einem gewaltigen Knoten im Bauch.

Auf der Straße bleibe ich stehen und sehe sie an. »Was zum Teufel hat das zu bedeuten?«

»Gehen wir in diese Richtung«, sagt Deck und deutet die Straße hinunter. Anderthalb Blocks entfernt gibt es ein kleines Cafe, und wir legen den Weg ohne ein weiteres Wort zurück. Wir verstecken uns in einer Ecke, als würden wir von Scharfschützen belauert.

Die Geschichte ist schnell erklärt. Seit Bruiser und Prince verschwunden sind, haben Deck und ich immer wieder sorgenvoll an das FBI gedacht. Wir haben damit gerechnet, daß sie bei uns erscheinen und ein paar Fragen stellen würden. Wir haben oft genug über das FBI gesprochen. Außerdem hat er, ohne daß ich davon wußte, Butch in die Sache eingeweiht. Ich selbst würde Butch nicht über den Weg trauen.

Butch ist vor einer Stunde im Büro aufgekreuzt, und Deck hat ihn leise gebeten, einen Blick auf unsere Telefone zu werfen. Butch gesteht, daß er in Sachen Wanzen kein Experte ist, aber er hat so seine Erfahrungen. Sie sind leicht zu entdecken. Identische Vorrichtungen in allen drei Telefonen. Sie waren im Begriff, nach weiteren Wanzen zu suchen, beschlossen dann aber, auf mich zu warten.

»Noch mehr Wanzen?« frage ich.

»Ja, so eine Art kleiner Mikrofone überall im Büro, die das

auffangen, was nicht über die Telefone geht«, sagt Butch. »Es ist ziemlich einfach. Wir müssen nur jeden Quadratzentimeter mit der Lupe absuchen.«

Decks Hände zittern heftig. Ich frage mich, ob er über eines unserer Telefone mit Bruiser gesprochen hat.

»Und was ist, wenn wir mehr finden?« frage ich. Wir haben noch keinen Schluck von unserem Kaffee getrunken.

»Von Rechts wegen dürfen Sie sie entfernen«, erklärt Butch. »Sie können aber auch einfach auf das achtgeben, was Sie sagen. Tricksen Sie die Typen doch aus.«

»Was ist, wenn wir die Dinger entfernen?«

»Dann wissen die FBI-Fritzen, daß Sie sie gefunden haben. Sie werden noch argwöhnischer und verstärken wahrscheinlich andere Formen der Überwachung. Ich meine, es wäre das beste, so zu tun, als wäre nichts passiert.«

»Sie haben gut reden.«

Deck wischt sich den Schweiß von der Stirn und weigert sich, mich anzusehen. Ich bin seinetwegen ziemlich nervös. »Kennen Sie Bruiser Stone?« frage ich Butch.

»Natürlich. Ich habe für ihn gearbeitet.«

Das überrascht mich ganz und gar nicht. »Gut«, sage ich, dann sehe ich Deck an. »Haben Sie über unser Telefon mit Bruiser gesprochen?«

»Nein«, sagt er. »Seit dem Tag, an dem er verschwunden ist, habe ich nicht mehr mit Bruiser gesprochen.«

Diese Lüge erzählt er mir, damit ich vor Butch den Mund halte.

»Ich möchte trotzdem wissen, ob noch andere Wanzen da sind«, sage ich zu Butch. »Es wäre doch nett zu wissen, wieviel die da draußen mitkriegen.«

»Wir müssen das Büro durchkämmen.«

»Dann lassen Sie uns das tun.«

»Soll mir recht sein. Wir fangen mit den Tischen, Schreibtischen und Stühlen an. Sehen in Papierkörben, Büchern, Uhren, Heftmaschinen und so weiter nach. Diese Wanzen können kleiner sein als Rosinen.«

»Können sie mitbekommen, daß wir suchen?« fragt Deck, zu Tode verängstigt.

»Nein. Sie beide reden wie üblich übers Geschäft. Ich werde kein Wort sagen, und die werden nicht wissen, daß ich da bin. Wenn Sie etwas gefunden haben, geben Sie Handzeichen.«

Wir nehmen den Kaffee mit in unsere Kanzlei, einen Ort, der plötzlich unheimlich und widerwärtig ist. Deck und ich fangen eine banale Unterhaltung über Derrick Dogans Fall an, während wir vorsichtig Tische und Stühle umdrehen. Jeder, der zuhört und nur ein bißchen Verstand hat, muß merken, daß wir nicht bei der Sache sind und versuchen, etwas zu verheimlichen.

Wir kriechen auf allen vieren herum. Wir wühlen in Papierkörben und durchsuchen Akten. Wir inspizieren Heizungsrohre und Fußleisten. Zum ersten Mal bin ich dankbar dafür, daß wir sowenig Möbel und Geräte haben.

Wir suchen vier Stunden und finden nichts. Nur unsere Telefone sind angezapft worden. Deck und ich spendieren Butch eine Portion Spaghetti in einem Bistro ein Stück die Straße hinunter.

Um Mitternacht liege ich im Bett und denke nicht mehr an die Möglichkeit, schlafen zu können. Ich lese die Frühauflage der Zeitung und starre gelegentlich auf mein Telefon. Bestimmt, sage ich mir immer wieder, würden sie sich nicht die Mühe machen, auch darin eine Wanze anzubringen. Den ganzen Nachmittag und den ganzen Abend hindurch habe ich Schatten gesehen und Geräusche gehört. Ich habe eine Gänsehaut nach der anderen bekommen. Ich kann nicht essen. Ich weiß, ich werde beschattet. Die Frage ist nur: Wie nahe sind sie?

Und wie nahe werden sie mir kommen wollen?

Mit Ausnahme der Anzeigen lese ich jedes Wort in der Zeitung. Sara Plankmore Wilcox hat gestern ein sieben Pfund schweres Mädchen zur Welt gebracht. Gut für sie. Ich hasse sie nicht mehr. Seit Donny Ray gestorben ist, bin ich allen Menschen freundlicher gesinnt. Ausgenommen natürlich Drummond und seinen widerwärtigen Mandanten.

*PFX Freights* ist im WinterBall noch ungeschlagen.

Ich frage mich, ob er sie zwingt, zu allen Spielen mitzukommen.

Ich lese jeden Tag die standesamtlichen Nachrichten, vor allem die Anträge auf Scheidung, obwohl ich nicht optimistisch bin. Ich lese auch die Liste der Verhaftungen, um zu sehen, ob Cliff Riker festgenommen wurde, weil er seine Frau wieder geschlagen hat.

Die Dokumente bedecken vier gemietete, im vorderen Büro unserer Kanzlei Seite an Seite aufgestellte Klapptische. Sie sind in ordentlichen Haufen gestapelt, in chronologischer Reihenfolge, alle markiert, numeriert und sogar im Computer gespeichert.

Und memoriert. Ich habe diese Papiere so oft gelesen, daß ich jetzt auswendig weiß, was auf jedem einzelnen Blatt steht. Die Dokumente, die Dot mir gegeben hat, bestehen aus 221 Seiten. Die Police zum Beispiel wird vor Gericht als nur ein Dokument gelten, aber sie umfaßt 30 Seiten. Die Dokumente, die Great Benefit bisher geliefert hat, bestehen aus 748 Seiten, einige davon sind Duplikate des Materials von den Blacks.

Auch Deck hat sich unzählige Stunden mit dem Papierkram beschäftigt. Er hat eine detaillierte Analyse der Schadensakte geschrieben und den größten Teil der Arbeit am Computer erledigt. Er wird mir bei den Vernehmungen assistieren. Es ist sein Job, die Dokumente in Ordnung zu halten und dafür zu sorgen, daß wir schnell diejenigen finden, die wir brauchen.

Er ist nicht gerade begeistert von dieser Art von Arbeit, aber begierig darauf, mir zu helfen. Er ist überzeugt, daß wir Great Benefit mit rauchendem Revolver erwischt haben, aber er ist auch überzeugt, daß der Fall die Mühe nicht lohnt, die ich investiere. Deck hat, wie ich fürchte, nicht das geringste Vertrauen in meine prozessualen Fähigkeiten. Er weiß, daß für die zwölf Personen, die wir als Geschworene auswählen, fünftausend Dollar schon ein Vermögen sind.

Ich trinke am späten Sonntagabend im Büro ein Bier und gehe wieder und wieder das Material auf den Tischen durch. Irgend etwas fehlt hier. Deck ist sicher, daß Jackie Lemancyzk, die Schadenssachbearbeiterin, nicht befugt gewesen wäre, den Anspruch rundheraus abzuweisen. Sie tat ihren Job, dann reichte sie die Akte an die Haftungsabteilung weiter. Es gibt ein gewisses Zusammenspiel zwischen Schadens- und Haf-

tungsabteilung, interne Aktennotizen hin und her, und das ist die Stelle, an der die Papierspur abbricht.

Es hat ein System gegeben, Donny Rays Anspruch abzuweisen und vermutlich den von Tausenden von anderen. Das müssen wir herausfinden.

Nach gründlicher Überlegung und eingehenden Diskussionen mit dem Personal meiner Kanzlei habe ich beschlossen, M. Wilfred Keeley, Generaldirektor, als ersten zu vernehmen. Ich stelle es mir so vor, daß ich mit dem größten Ego beginne und mich dann abwärtsarbeite. Keeley ist sechsundfünfzig Jahre alt, ein echter Gesund-und-munter-Typ mit einem warmen Lächeln, selbst für mich. Er dankt mir sogar dafür, daß ich ihm gestatte, als erster auszusagen. Er muß unbedingt so schnell wie möglich in sein Büro zurückkehren.

In der ersten Stunde stochere ich in den Randbezirken herum. Ich sitze an meiner Seite des Tisches in Jeans, einem Flanellhemd, weißen Socken und Turnschuhen. Obwohl es ein hübscher Kontrast zu den strengen Schwarztönen ist, die auf der anderen Seite des Tisches vorherrschen, hält Deck es für respektlos.

Nach zwei Stunden händigt Keeley mir eine Bilanz aus, und wir reden eine Weile über Geld. Deck überfliegt die Zahlen und schiebt mir eine Frage nach der anderen zu. Drummond und drei seiner Jungs tauschen ein paar Notizen aus, wirken im übrigen aber total gelangweilt. Kippler ist nebenan und entscheidet über Anträge.

Keeley weiß von mehreren anderen Klagen gegen Great Benefit, die jetzt anhängig sind. Wir reden eine Weile über diese Klagen; Namen, Gerichte, andere Anwälte, ähnliche Fakten. Bei keiner von ihnen war er gezwungen, sich einer Vernehmung zu stellen. Ich kann es kaum erwarten, mit den anderen Anwälten zu reden, die Great Benefit verklagt haben. Wir könnten Dokumente und Prozeßstrategien vergleichen.

Das Faszinierende am Leiten einer Versicherungsgesellschaft ist eindeutig nicht das profane Geschäft des Verkaufens von Policien und das Regulieren von Schäden. Es ist das Kassieren und Investieren von Prämien. Keeley weiß mehr über

die Probleme des Investierens, damit, sagt er, hätte er angefangen und sich dann nach oben gearbeitet. Von Schadensregulierung versteht er nur wenig.

Da ich für diese Vernehmungen nicht zu zahlen brauche, habe ich es nicht eilig. Ich stelle tausend nutzlose Fragen, stochere einfach herum und gebe Schüsse ins Dunkle ab. Drummond wirkt gelangweilt und gelegentlich sogar frustriert, aber er ist ein Experte für stundenlange Vernehmungen, und sein Taxameter tickt gleichfalls. Gelegentlich würde er gern Einspruch erheben, aber er weiß, ich würde einfach nach nebenan laufen und Richter Kipler informieren, der dann zu meinen Gunsten entscheiden und ihn verwarnen würde.

Der Nachmittag bringt weitere tausend Fragen, und als wir uns um halb sechs vertagen, bin ich körperlich erschöpft. Keeleys Lächeln ist schon kurz nach dem Lunch verschwunden, aber er war entschlossen, zu antworten, so lange ich fragen würde. Er dankt mir abermals, daß ich ihm gestattet habe, als erster auszusagen, und dankt mir außerdem dafür, daß er nicht für weitere Fragen zur Verfügung stehen muß. Er will sofort nach Cleveland zurückkehren.

Am Dienstag wird das Tempo ein wenig schneller, teils weil ich die Zeitverschwendung satt habe, teils aber auch, weil die Zeugen entweder wenig wissen oder sich nicht an viel erinnern können. Ich fange mit Everett Lufkin an, dem Vizepräsidenten der Schadensabteilung, einem Mann, der keine einzige Silbe von sich gibt, außer wenn er auf eine direkte Frage antworten muß. Ich fordere ihn auf, sich einige Dokumente anzusehen, und am späten Vormittag gibt er schließlich zu, daß es zur Politik der Gesellschaft gehört, etwas zu tun, was als »nachträglicher Haftungsausschluß« bezeichnet wird, eine anrüchige, aber nicht illegale Praxis. Wenn ein Versicherter einen Anspruch erhebt, fordert der Sachbearbeiter sämtliche medizinischen Unterlagen aus den voraufgegangenen fünf Jahren an. In unserem Fall erhielt Great Benefit die Unterlagen des Familienarztes, der Donny Ray fünf Jahre zuvor wegen einer schweren Grippe behandelt hatte. Dot hatte die Grippe im Antrag nicht aufgeführt. Die Grippe hatte nichts mit der

Leukämie zu tun, aber Great Benefit begründete eine ihrer frühen Abweisungen mit der Tatsache, daß die Grippe eine bereits vor Vertragsabschluß bestehende Krankheit war.

An diesem Punkt bin ich versucht, ihm einen Nagel ins Herz zu schlagen, und es wäre einfach. Aber es wäre unklug. Lufkin wird beim Prozeß aussagen, und es empfiehlt sich, das brutale Kreuzverhör bis dahin aufzusparen. Manche Anwälte neigen dazu, ihre Fälle schon bei den Vernehmungen zu verhandeln, aber meine gewaltige Erfahrung sagt mir, daß es besser ist, das schwere Geschütz für die Geschworenen zu reservieren. In Wirklichkeit habe ich das irgendwo gelesen. Außerdem ist es die Strategie, der sich Jonathan Lake bedient.

Kermit Aldy, Vizepräsident der Haftungsabteilung, ist ebenso verdrießlich und zurückhaltend wie Lufkin. Aufgabe der Haftungsabteilung ist es, den Antrag vom Agenten entgegenzunehmen und zu prüfen und schließlich darüber zu entscheiden, ob eine Police ausgestellt wird oder nicht. Es ist eine Menge Papierarbeit, die wenig einbringt, und Aldy scheint genau der richtige Mann dafür zu sein, eine solche Abteilung zu leiten. Ich erledige ihn in weniger als zwei Stunden und ohne ihm irgendwelche Wunden beizubringen.

Bradford Barnes ist der Vizepräsident der Verwaltungsabteilung, und es kostet mich fast eine Stunde, herauszufinden, was er tut. Es ist Mittwoch vormittag. Ich habe diese Leute satt. Mir wird übel beim Anblick der immer gleichen Typen von Trent & Brent, die zwei Meter von mir entfernt an ihrem Tisch sitzen und immer die gleichen verdammten dunklen Anzüge tragen und die gleichen finster herablassenden Mienen, die sie schon seit Monaten ständig aufgesetzt haben. Mir ist sogar die Protokollantin zuwider. Barnes weiß nichts über irgend etwas. Ich stoße zu, er weicht aus, ich kann keinen einzigen Treffer landen. Er wird beim Prozeß nicht aussagen, weil er von nichts eine Ahnung hat.

Am Mittwoch nachmittag rufe ich den letzten Zeugen auf, Richard Pellrod, den leitenden Schadenssachbearbeiter, der zumindest zwei der Ablehnungsbriefe an die Blacks geschrieben hat. Er hat seit Montag morgen auf dem Flur gesessen, also haßt er mich von ganzem Herzen. Zu Beginn der Verneh-

mung blaft er mich ein paarmal an, und das gibt mir neue Kraft. Ich zeige ihm die Ablehnungsbriefe, und die Sache wird heikel. Er ist der Ansicht, und diese Ansicht wird nach wie vor von Great Benefit vertreten, daß Knochenmarkstransplantationen einfach noch zu experimentell sind, um als ernsthafte Behandlungsmethode gelten zu können. Aber er hatte den Anspruch einmal mit der Begründung abgelehnt, daß Donny Ray es unterlassen hätte, eine bereits vor Vertragsabschluß bestehende Krankheit anzugeben. Dafür macht er jemand anderen verantwortlich, ein pures Versehen. Er ist ein verlogener Mistkerl, und ich beschließe, ihn leiden zu lassen. Ich ziehe einen Stapel Dokumente heran, und wir gehen eines nach dem anderen durch. Ich zwinge ihn, sie zu erläutern und die Verantwortung für jedes einzelne von ihnen zu übernehmen. Schließlich war er der Vorgesetzte von Jackie Leman-cyzk, die natürlich nicht mehr bei uns ist. Er sagt, er glaubt, daß sie in ihren Heimatort irgendwo im Süden von Indiana zurückgekehrt ist. Ich stelle zwischendurch immer wieder gezielte Fragen nach ihrem Ausscheiden, die Pellrod gewaltig irritieren. Noch mehr Dokumente. Noch mehr Schuldzuweisungen an andere. Ich bin unerbittlich. Ich kann ihn fragen, was ich will, und er weiß nie, was als nächstes kommt. Nach vier Stunden ununterbrochenen Bombardements bittet er um eine Pause.

Am Mittwoch abend um halb acht sind wir mit Pellrod fertig, und die Vernehmungen der Great-Benefit-Leute sind vorüber. Drei Tage, siebzehn Stunden, vermutlich an die tausend Seiten Protokoll. Wie die Dokumente müssen auch die Vernehmungsprotokolle Dutzende von Malen gelesen werden.

Während seine Begleiter ihre Aktenkoffer packen, zieht Leo F. Drummond mich beiseite. »Gute Arbeit, Rudy«, sagt er leise, als wäre er von meiner Leistung wirklich beeindruckt, wollte sein Urteil aber möglichst geheimhalten.

»Danke.«

Er holt tief Luft. Wir sind beide erschöpft und haben es satt, uns gegenseitig anzusehen.

»Also, was steht uns noch bevor?« fragt er.

»Ich bin fertig«, sage ich, und mir fällt wirklich niemand mehr ein, den ich vernehmen möchte.

»Was ist mit Dr. Kord?«

»Er wird beim Prozeß aussagen.«

Das ist eine Überraschung. Er mustert mich eingehend und fragt sich zweifellos, wie ich mir eine Live-Aussage des Arztes vor den Geschworenen leisten kann.

»Was wird er sagen?«

»Ron Black war der ideale Spender für seinen Zwillingsbruder. Eine Knochenmarktransplantation ist ein Routineverfahren. Der Junge hätte gerettet werden können. Ihr Mandant hat ihn umgebracht.«

Er trägt es mit Fassung, und es ist offensichtlich keine Überraschung.

»Wahrscheinlich werden wir ihn vernehmen«, sagt er.

»Fünfhundert die Stunde.«

»Ja, ich weiß. Hören Sie, Rudy, wie wäre es mit einem Drink? Es gibt etwas, worüber ich gern mit Ihnen reden würde.«

»Und was ist das?« Im Moment kann ich mir nichts Schlimmeres vorstellen, als mit Drummond etwas zu trinken.

»Geschäft. Vergleichsmöglichkeiten. Könnten Sie in mein Büro kommen, sagen wir, in einer Viertelstunde? Es ist gleich um die Ecke, wie Sie ja wissen.«

Das Wort »Vergleich« hört sich nett an. Außerdem habe ich mir schon immer gewünscht, ihre Kanzlei zu sehen. »Ich habe nicht viel Zeit«, sage ich, als warteten schöne und wichtige Frauen auf mich.

»Okay. Wir können gleich losgehen.«

Ich bitte Deck, an der Ecke zu warten, und Drummond und ich laufen drei Blocks zum höchsten Gebäude von Memphis. Während wir zum vierzigsten Stock hinauffahren, unterhalten wir uns über das Wetter. In der Kanzlei ist alles Messing und Marmor, und es wimmelt von Leuten, als wäre es mitten am Tage. Es ist eine geschmackvoll ausgestattete Fabrik. Ich halte Ausschau nach meinem alten Freund Loyd Beck, dem Gangster von Broadnax and Speer, und hoffe, daß ich ihm nicht begegne.

Drummonds Büro ist elegant eingerichtet, aber nicht übermäßig groß. Die Mieten in diesem Gebäude sind die höchsten in der Stadt, und der Platz wird sinnvoll genutzt. »Was möchten Sie trinken?« fragt er und wirft seinen Aktenkoffer und sein Jackett auf den Schreibtisch.

Ich mache mir nichts aus harten Getränken, außerdem bin ich so müde, daß ich fürchte, schon ein Drink könnte mich umwerfen. »Nur eine Cola«, sage ich, und eine Sekunde lang ist er enttäuscht. Er geht zu einer kleinen Bar in der Ecke und macht sich selbst einen Drink zurecht, Scotch und Wasser.

Es klopft an der Tür, und zu meiner großen Überraschung tritt Mr. M. Wilfred Keeley ein. Wir haben uns nicht mehr gesehen, seit ich ihn am Montag acht Stunden lang vernommen habe. Er benimmt sich, als wäre er entzückt, mich wiederzusehen. Wir geben uns die Hand, begrüßen uns, als wären wir alte Freunde. Er geht zur Bar und gießt sich gleichfalls einen Drink ein.

Wir lassen uns an einem kleinen runden Tisch in einer Ecke nieder, und sie trinken ihren Whiskey. Daß Keeley so rasch wieder hierher zurückgekehrt ist, kann nur eines bedeuten. Sie wollen mir einen Vergleich anbieten. Ich bin ganz Ohr.

Meine kümmerliche Praxis hat mir letzten Monat sechshundert Dollar eingebracht. Drummond verdient mindestens eine Million im Jahr. Keeley leitet ein Unternehmen mit einer Milliarde Umsatz und bekommt wahrscheinlich noch mehr Geld als sein Anwalt. Und sie wollen mit mir ins Geschäft kommen.

»Richter Kipler macht mir große Sorgen«, sagt Drummond unvermittelt.

»So etwas habe ich noch nicht erlebt«, setzt Keeley rasch hinzu.

Drummond ist berühmt für seine makellose Vorbereitung, und ich bin sicher, daß sie dieses kleine Duett gründlich gepröbt haben.

»Um ehrlich zu sein, Rudy, ich fürchte mich vor dem, was er beim Prozeß anstellen könnte«, sagt Drummond.

»Wir sind ihm praktisch ausgeliefert«, sagt Keeley und schüttelt dabei ungläubig den Kopf.

Sie haben allen Grund, sich Kiplers wegen Sorgen zu machen. Und sie schwitzen Blut, weil sie auf frischer Tat ertappt worden sind. Sie haben einen jungen Mann umgebracht, und jetzt müssen sie damit rechnen, daß ihre Untat bloßgestellt wird. Ich beschließe, nett zu sein und mir anzuhören, was sie zu sagen haben.

Sie trinken gleichzeitig, und dann sagt Drummond: »Wir würden gern einen Vergleich abschließen, Rudy. Wir haben ein gutes Gefühl, was unsere Verteidigung angeht, und das meine ich ganz ernst. Wenn wir ein glattes Spielfeld hätten, wären wir bereit, uns schon morgen ins Getümmel zu stürzen. Ich habe seit elf Jahren keinen Prozeß verloren. Ich liebe einen guten Kampf im Gerichtssaal. Aber dieser Richter ist so voreingenommen, daß es regelrecht beängstigend ist.«

»Wieviel?« frage ich, um dem Geschwätz ein Ende zu machen.

Sie winden sich beide gleichzeitig, als ob sie Hämorrhoiden hätten. Ein schmerzhafter Moment, dann sagt Drummond: »Wir verdoppeln. Hundertfünfzigtausend. Sie bekommen so an die fünfzig, Ihre Mandanten bekommen ...«

»Rechnen kann ich selbst«, sage ich. Es geht ihn nichts an, wie hoch mein Honorar sein würde. Er weiß, daß ich pleite bin, und fünfzigtausend würden mich reich machen.

Fünfzigtausend Dollar!

»Und was, meinen Sie, soll ich mit diesem Angebot anfangen?« frage ich.

Sie werfen mir verblüffte Blicke zu.

»Mein Mandant ist tot. Seine Mutter hat ihn vorige Woche begraben, und jetzt erwarten Sie von mir, daß ich hingeho und ihr sage, daß mehr Geld auf dem Tisch liegt.«

»Unter ethischen Gesichtspunkten sind Sie verpflichtet, ihr zu sagen ...«

»Halten Sie mir keinen Vortrag über Ethik, Leo. Ich werde es ihr sagen. Ich werde sie über das Angebot informieren, und ich bin sicher, daß sie nein sagen wird.«

»Sein Tod tut uns furchtbar leid«, sagt Keeley betrübt.

»Es ist nicht zu übersehen, daß er Sie heftig betroffen hat, Mr. Keeley. Ich werde den Eltern Ihr Beileid ausrichten.«

»Hören Sie, Rudy, wir unterbreiten Ihnen hier ein anständiges Vergleichsangebot«, sagt Drummond.

»Ihr Timing ist gräßlich.«

Es tritt eine Pause ein, während der wir alle einen Schluck trinken. Drummond beginnt als erster zu lächeln. »Was will die Dame? Sagen Sie uns, Rudy, was sie glücklich machen würde.«

»Nichts.«

»Nichts?«

»Es gibt nichts, was Sie tun könnten. Der Junge ist tot, und Sie können nichts mehr daran ändern.«

»Wozu dann der Prozeß?«

»Um publik zu machen, was Sie getan haben.«

Weiteres Winden. Weitere schmerzliche Mienen. Weiteres Whiskeyschlucken.

»Sie will Sie bloßstellen, und dann will sie Ihnen das Genick brechen.«

»Dazu sind wir zu groß«, sagt Keeley selbstgefällig.

»Warten wir's ab.« Damit stehe ich auf und greife nach meinem Aktenkoffer. »Ich finde selbst hinaus«, sage ich und lasse sie einfach sitzen.

Langsam sammeln sich in unserem Büro die Beweise kommerzieller Aktivitäten an, so bescheiden und wenig einträglich sie auch sein mögen. Hier und dort stapeln sich dünne Akten, immer offen daliegend, damit ein Mandant, der mich aufsucht, sie sehen kann. Ich habe fast ein Dutzend mir vom Gericht zugewiesene Kriminalfälle, sämtlich mindere Delikte und nicht besonders schwerwiegende Straftaten. Deck behauptet, er hätte dreißig Akten, aber diese Zahl kommt mir ein wenig zu hoch vor.

Auch das Telefon klingelt jetzt häufiger. Es gehört sehr viel Disziplin dazu, in einen Apparat zu sprechen, in dem eine Wanze sitzt, und ich muß mich jeden Tag neu überwinden. Ich sage mir immer wieder, daß vor dem Anzapfen unserer Telefone eine richterliche Verfügung unterschrieben worden sein muß, die ein derartiges Eindringen in unsere Privatsphäre gestattet. Ein Richter mußte es genehmigen, also muß es schon halbwegs legitim sein.

Im Vorderzimmer stehen immer noch die gemieteten Tische, auf denen sich die zum Black-Fall gehörenden Dokumente türmen, und ihr Vorhandensein erweckt den Anschein, als wäre hier ein wahrhaft großes Werk im Gange.

Auf jeden Fall wirkt das Büro beschäftigter. Nach mehreren Monaten im Geschäft betragen unsere Unkosten bescheidene siebzehnhundert Dollar pro Monat. Unser Bruttoeinkommen beläuft sich auf durchschnittlich dreitausendzweihundert, so daß Deck und ich uns – auf dem Papier – fünfzehnhundert Dollar teilen können, vor Steuern und anderen Abzügen.

Wir überleben. Unser bester Mandant ist Derrick Dogan, und wenn es uns gelingt, seinen Fall mit einem Vergleich über fünfundzwanzigtausend, dem Höchstbetrag der Police, abzuschließen, können wir leichter atmen. Wir hoffen, daß das noch vor Weihnachten passiert, obwohl ich nicht recht weiß,

warum wir das tun. Weder Deck noch ich haben jemanden, für den wir gern Geld ausgeben würden.

Ich werde die Feiertage damit verbringen, an dem Black-Fall zu arbeiten. Der Februar ist nicht mehr fern.

Die heutige Post ist Routine, mit zwei Ausnahmen. Sie enthält nicht das geringste von Trent & Brent. Das kommt so selten vor, daß es direkt eine Freude ist. Die zweite Überraschung versetzt mir einen solchen Schlag, daß ich eine Weile in meinem Büro herumwandern muß, um ihn zu verdauen.

Der Umschlag ist groß und quadratisch, mein Name und meine Adresse sind mit der Hand geschrieben. Drinnen steckt eine gedruckte Einladung zu einer vorweihnachtlichen Verkaufsausstellung von goldenen Ketten und Armbändern in einem Juweliergeschäft in einem hiesigen Einkaufszentrum. Es ist nur eine Werbung von der Sorte, die normalerweise gleich im Papierkorb gelandet wäre, wenn sie einen vorgedruckten Adressenaufkleber gehabt hätte.

Am unteren Rand der Karte, unterhalb der Öffnungszeiten des Ladens, steht in einer recht hübschen Handschrift der Name: Kelly Riker. Keine Nachricht. Nichts. Nur der Name.

Nach meiner Ankunft wandere ich eine Stunde lang in dem Einkaufszentrum herum. Ich beobachte Kinder beim Schlittschuhlaufen auf einer Eisbahn. Ich beobachte Teenager dabei, wie sie in Horden durch die Gänge streifen. Ich kaufe mir einen Teller mit aufgewärmtem chinesischen Essen und verzehre es auf der Promenade oberhalb der Eisbahn.

Der Juwelierladen ist eines von mehr als hundert Geschäften unter diesem Dach. Beim ersten Vorbeischlendern habe ich sie an einer Kasse stehen sehen.

Ich betrete den Laden hinter einem jungen Paar und gehe langsam auf den langen Glastresen zu, an dem Kelly eine Kundin bedient. Sie schaut auf, sieht mich und lächelt. Ich weiche ein paar Schritte zurück, lehne mich mit einem Ellenbogen auf einen Tresen und betrachte die funkelnde Auslage von Goldketten, die fast so dick sind wie Schiffstaue. Der Laden ist voll.

Ein halbes Dutzend Verkäuferinnen redet und holt Stücke aus den Schaukästen.

»Kann ich Ihnen helfen, Sir?« sagt sie, als sie mir gegenübersteht, nur einen halben Meter entfernt. Ich sehe sie an und schmelze dahin.

Wir lächeln uns so lange an, wie wir es wagen. »Ich sehe mich nur um«, sage ich. Niemand beobachtet uns, das hoffe ich jedenfalls. »Wie geht es Ihnen?«

»Gut, und Ihnen?«

»Prächtig.«

»Darf ich Ihnen etwas zeigen? Das sind Sonderangebote.«

Sie streckt einen Finger aus, und wir betrachten eine Kette, die zu einem Zuhälter passen würde. »Hübsch«, sage ich, gerade laut genug, daß sie es hören kann. »Können wir miteinander reden?«

»Nicht hier«, sagt sie und beugt sich noch weiter vor. Ich erhasche einen Hauch von ihrem Parfüm. Sie schließt den Schaukasten auf, schiebt die Tür beiseite und holt eine fünf- und zwanzig Zentimeter lange Goldkette heraus. »Gleich neben dem Einkaufszentrum ist ein Kino. Nehmen Sie eine Karte für den Eddie-Murphy-Film. Mittelabschnitt, letzte Reihe. Ich komme in einer halben Stunde nach.«

»Eddie Murphy?« sage ich, halte die Kette in der Hand und bewundere sie.

»Hübsch, nicht wahr?«

»Ja, wirklich hübsch. Sie gefällt mir. Aber ich möchte mich erst noch ein wenig umsehen.« Sie nimmt mir die Kette ab und sagt, ganz die perfekte Verkäuferin: »Beehren Sie uns bald wieder.«

Meine Knie sind weich, und ich schwebte durch das Einkaufszentrum. Sie hat gewußt, daß ich kommen würde, und sie hat alles geplant – das Kino, den Film, den Platz und den Abschnitt. Ich trinke neben einem überarbeiteten Weihnachtsmann einen Kaffee und versuche mir vorzustellen, was sie sagen wird, was ihr im Kopf herumgeht. Um mir einen gräßlichen Film zu ersparen, warte ich mit dem Kauf der Eintrittskarte bis zur letzten Minute.

Im Kino sitzen kaum fünfzig Zuschauer. Ein paar Kids, zu

jung für einen nicht jugendfreien Film, sitzen ziemlich weit vorn und kichern über jede Obszönität. Ein paar weitere traurige Seelen sind in der Dunkelheit verstreut. Die hinterste Reihe ist leer.

Sie kommt ein paar Minuten zu spät und setzt sich neben mich. Sie schlägt die Beine übereinander, ihr Rock rutscht bis über die Knie hoch. Ich kann nicht anders, ich muß hinschauen.

»Kommen Sie oft hierher?« sagt sie, und ich lache. Sie wirkt überhaupt nicht nervös, aber ich bin es.

»Sind wir hier sicher?« frage ich.

»Sicher wovor?«

»Vor Ihrem Mann.«

»Ja, er ist heute abend mit seinen Freunden unterwegs.«

»Trinkt er wieder?«

»Ja.«

Das kann Schlimmes bedeuten.

»Aber nicht viel«, setzt sie dann hinzu.

»Also hat er Sie nicht ...«

»Nein. Lassen Sie uns über etwas anderes reden.«

»Tut mir leid. Ich mache mir Ihretwegen Sorgen, das ist alles.«

»Weshalb machen Sie sich meinetwegen Sorgen?«

»Weil ich ständig an Sie denke. Denken Sie jemals an mich?«

Wir starren auf die Leinwand, sehen aber nichts.

»Immerzu«, sagt sie, und mein Herz steht still.

Auf der Leinwand reißen sich ein Mann und eine Frau plötzlich die Kleider vom Leibe. Sie fallen auf ein Bett, Kissen und Unterwäsche fliegen durch die Luft, dann umarmen sie sich hitzig, und das Bett beginnt zu bebhen. Während die beiden sich lieben, schiebt Kelly ihren Arm unter meinen und rückt näher an mich heran. Wir reden nicht, bis eine andere Szene kommt. Danach fange ich wieder an zu atmen.

»Wann hast du angefangen zu arbeiten?« frage ich.

»Vor zwei Wochen. Wir brauchen ein bißchen Extrageld für Weihnachten.«

Wahrscheinlich verdient sie zwischen jetzt und Weihnachten mehr als ich. »Er erlaubt dir, zu arbeiten?«

»Ich möchte nicht über ihn reden.«

»Worüber möchtest du denn reden?«

»Was macht das Anwaltsgeschäft?«

»Es geht so. Im Februar habe ich einen großen Prozeß.«

»Also kommst du zurecht?«

»Es ist schwierig, aber allmählich geht es voran. Anwälte hungern, und wenn sie Glück haben, scheffeln sie irgendwann Geld.«

»Und wenn sie kein Glück haben?«

»Dann hungern sie weiter. Ich möchte nicht über Anwälte reden.«

»Okay. Cliff will, daß ich ein Baby bekomme.«

»Was würde das ändern?«

»Ich weiß es nicht.«

»Tu es nicht, Kelly«, sage ich mit einer Leidenschaft, die mich selbst überrascht. Wir sehen uns an und drücken uns die Hände.

Weshalb sitze ich hier in einem dunklen Kino und halte die Hand einer verheirateten Frau? Das ist die Frage des Tages. Was wäre, wenn Cliff plötzlich hier auftauchen und mich dabei erwischen würde, wie ich mit seiner Frau schmuse? Wen würde er zuerst umbringen?

»Er hat gesagt, ich soll aufhören, die Pille zu nehmen.«

»Hast du es getan?«

»Nein. Aber ich mache mir Sorgen, was passieren könnte, wenn ich nicht schwanger werde. In der Vergangenheit war es nicht sonderlich schwierig, wie du dich vielleicht erinnerst.«

»Es ist dein Körper.«

»Ja, und er will ihn ständig. Er ist neuerdings von Sex gera-dezu besessen.«

»Ich – äh – würde lieber über etwas anderes reden.«

»Okay. Aber allmählich geht uns der Gesprächsstoff aus.«

»Ja, das stimmt.«

Wir lösen unsere Hände voneinander und schauen uns ein paar Augenblicke den Film an. Kelly dreht sich langsam um und stützt sich mit dem Ellenbogen auf. Unsere Gesichter sind nur ein paar Zentimeter voneinander entfernt. »Ich wollte dich nur sehen, Rudy«, sagt sie, fast flüsternd.

»Bist du glücklich?« frage ich und berühre mit dem Handrücken ihre Wange. Wie könnte sie glücklich sein?

Sie schüttelt den Kopf. »Nein, eigentlich nicht.«

»Was kann ich tun?«

»Nichts.« Sie beißt sich auf die Lippe, und ich glaube, ich sehe feuchte Augen.

»Du mußt dich entscheiden«, sage ich.

»Ja?«

»Entweder mich vergessen oder die Scheidung einreichen.«

»Ich dachte, du wärst mein Freund.«

»Das dachte ich auch. Aber ich bin es nicht. Es ist mehr als Freundschaft, und wir wissen es beide.«

Wir schauen einen Moment auf die Leinwand.

»Ich muß gehen«, sagt sie. »Meine Pause ist gleich um. Tut mir leid, daß ich dir Scherereien gemacht habe.«

»Du hast mir keine Scherereien gemacht, Kelly. Ich bin froh, daß ich dich sehen konnte. Aber diese heimliche Tour mache ich nicht mit. Entweder reichst du die Scheidung ein, oder du vergißt mich.«

»Ich kann dich nicht vergessen.«

»Dann laß uns die Scheidung einreichen. Wir können es gleich morgen tun. Ich helfe dir, diesen Mistkerl loszuwerden, und dann können wir ein bißchen Spaß miteinander haben.«

Sie beugt sich vor, haucht mir einen Kuß auf die Wange und ist verschwunden.

Ohne mir vorher Bescheid zu sagen, schmuggelt Deck sein Telefon aus der Kanzlei und bringt es zu Butch, dann gehen sie damit zusammen zu einem Bekannten, der angeblich früher einmal für irgendeine Abteilung beim Militär gearbeitet hat. Nach Meinung des Bekannten hat das immer noch in unserem Telefon steckende Abhörgerät nicht die geringste Ähnlichkeit mit den Wanzen, die das FBI und andere Strafverfolgungsbehörden gewöhnlich benutzen. Es ist in der ehemaligen Tschechoslowakei hergestellt, von mittlerer Stärke und Qualität, und speist einen irgendwo nahebei aufgestellten Sender. Er ist ziemlich sicher, daß es nicht von der Polizei oder dem FBI angebracht worden ist.

Ich bekomme diesen Bericht eine Woche vor Thanksgiving bei einer Tasse Kaffee.

»Jemand anders hört uns ab«, sagt Deck nervös.

Ich bin zu verblüfft, um reagieren zu können.

»Wer könnte das sein?« fragt Butch.

»Woher zum Teufel soll ich das wissen?« fahre ich ihn wütend an. Dieser Bursche hat nicht das Recht, solche Fragen zu stellen. Sobald er gegangen ist, werde ich Deck die Hölle heiß machen, daß er ihn so rief in unsere Angelegenheiten hineingezogen hat. Ich funkele meinen Partner an, der den Blick abwendet, auf dem Stuhl herumrutscht und darauf wartet, daß Fremde ihn attackieren.

»Nun, die Feds sind es jedenfalls nicht«, sagt Butch nachdrücklich.

»Danke.«

Wir bezahlen den Kaffee und kehren in unsere Kanzlei zurück. Butch überprüft noch einmal die Telefone, nur so zur Sicherheit. In allen stecken immer noch die gleichen runden Dinger.

Die Frage ist nun: Wer hört mit?

Ich gehe in mein Büro, schließe die Tür ab und schlage die Zeit tot, während ich darauf warte, daß Butch verschwindet, und dabei kommt mir eine geniale Idee. Schließlich klopft Deck an meine Tür, gerade so laut, daß ich es hören kann.

Wir diskutieren meinen kleinen Plan. Deck fährt in die Innenstadt zum Gericht. Eine halbe Stunde später ruft er mich an und informiert mich über den neuesten Stand von mehreren fiktiven Fällen. Er wollte sich nur melden, sagt er, ob ich irgend etwas aus der Innenstadt brauchte?

Wir unterhalten uns ein paar Minuten über dieses und jenes, dann sage ich: »Raten Sie mal, wer jetzt zu einem Vergleich bereit ist.«

»Wer?«

»Dot Black.«

»Dot Black?« fragt er, ungläubig und geheuchelt. Deck hat keinerlei schauspielerische Qualitäten.

»Ja, ich habe sie heute morgen besucht, ihr einen Obstkuchen gebracht. Sie hat gesagt, sie hätte einfach nicht die

Kraft, den Prozeß durchzustehen. Sie will sofort einen Vergleich.«

»Wieviel?«

»Sie sagte, sie würde hundertsechzig akzeptieren. Sie hat darüber nachgedacht, und weil ihr höchstes Angebot hundertfünfzig ist, glaubt sie, sie hätte einen kleinen Sieg errungen, wenn sie mehr zahlen, als sie eigentlich wollten. Sie hält sich für eine tolle Verhandlerin. Ich habe versucht, ihr die Lage zu erklären, aber Sie wissen ja, wie dickköpfig sie ist.«

»Tun Sie es nicht, Rudy. Dieser Fall ist ein Vermögen wert.«

»Ich weiß. Kipler glaubt, daß wir eine riesige Geldstrafe erreichen werden, aber sie wissen ja, ich bin aus ethischen Gründen verpflichtet, mich mit Drummond in Verbindung zu setzen und zu versuchen, einen Vergleich auszuhandeln. Meine Mandantin will es so.«

»Tun Sie es nicht. Hundertsechzig sind kaum mehr als ein Trinkgeld.« Deck bringt das halbwegs überzeugend vor, aber ich muß doch grinsen. Er ist bereits damit beschäftigt, sich seinen Anteil an hundertsechzigtausend Dollar auszurechnen.

»Glauben Sie, daß sie hundertsechzig zahlen werden?« fragt er.

»Ich weiß es nicht. Ich hatte den Eindruck, daß sie nicht über hundertfünfzig hinausgehen wollten. Aber ich habe nie widersprochen.« Wenn Great Benefit bereit ist, hundertfünfzig zu zahlen, um diesen Fall abzuschließen, dann werden sie uns auch hundertsechzig in den Rachen werfen.

»Lassen Sie uns darüber sprechen, wenn ich zurück bin,« sagt er.

»Okay.« Wir legen auf, und eine halbe Stunde später sitzt Deck mir an meinem Schreibtisch gegenüber.

Fünf Minuten vor neun am folgenden Morgen läutet das Telefon. Deck nimmt den Anruf in seinem Büro entgegen und kommt in mein Zimmer gerannt. »Es ist Drummond«, sagt er. Unsere kleine Kanzlei ist über ihren eigenen Schatten gesprungen und hat von Radio Shack einen Vierzig-Dollar-Rekorder gekauft. Er ist an mein Telefon angeschlossen. Wir hoffen nur, daß er sich nicht auf das Abhörgerät auswirkt. Butch

hat gesagt, er wäre ziemlich sicher, daß es da kein Problem geben würde.

»Hallo«, sage ich und versuche, mir meine Nervosität nicht anmerken zu lassen.

»Rudy? Leo Drummond hier«, sagt er herzlich. »Wie geht es Ihnen?«

Die Ethik würde gebieten, daß ich ihm zu diesem Zeitpunkt mitteile, daß ein Recorder läuft, und ihm die Chance gebe, darauf zu reagieren. Aus naheliegenden Gründen haben Deck und ich uns dagegen entschieden. Es hätte keinen Sinn. Was heißt schon Ethik unter Partnern?

»Gut, Mr. Drummond. Und Ihnen?«

»Es geht so. Hören Sie, wir müssen uns auf einen Termin für Dr. Kords Vernehmung verständigen. Ich habe mit seiner Sekretärin gesprochen. Was halten Sie vom 12. Dezember? In seiner Praxis natürlich – um 10 Uhr.«

Kords Vernehmung wird die letzte sein, es sei denn, Drummond fällt sonst noch jemand ein, der auch nur entfernt an dem Fall interessiert ist. Seltsam ist nur, daß er sich die Mühe macht, anzurufen und sich zu erkundigen, ob mir der Termin paßt.

»Ist mir recht«, sage ich. Deck steht neben meinem Schreibtisch, er ist die Anspannung selbst.

»Gut. Es sollte nicht lange dauern. Das hoffe ich jedenfalls, bei fünfhundert Dollar die Stunde. Halsabschneiderisch, finden Sie nicht auch?«

Sind wir jetzt nicht Verbündete? Wir Anwälte gegen die Ärzte?

»Das kann man wohl sagen.«

»Ja, also, übrigens, Rudy, Sie wissen doch, was mein Mandant in Wirklichkeit will?«

»Was?«

»Also, was diese Leute nicht wollen, ist eine Woche in Memphis verbringen und den Prozeß über sich ergehen lassen. Das sind Führungskräfte, Männer mit viel Geld, großen Egos und Karrieren, die sie nicht aufs Spiel setzen wollen. Sie wollen sich vergleichen, Rudy, und ich bin beauftragt, Sie das wissen zu lassen. Wir reden hier nur über einen Vergleich. Eine Schuld wird damit nicht anerkannt, verstehen Sie?«

»Ja.« Ich zwinkere Deck zu.

»Ihr Experte sagt, die Kosten der Knochenmarkstransplantation hätten hundertfünfzig bis zweihunderttausend Dollar betragen, und wir bestreiten diese Zahlen nicht. Nehmen wir mal an, und das ist tatsächlich nur eine Annahme, daß mein Mandant für diese Transplantation hätte aufkommen müssen. Sagen wir, sie hätten es getan, nur angenommen, okay? Dann hätte mein Mandant so an die hundertfünfundsiebzigtausend zahlen müssen.«

»Wenn Sie es sagen.«

»Also bieten wir Ihnen diese Summe als sofortigen Vergleich. Hundertfünfundsiebzigtausend! Keine weiteren Vernehmungen. Sie würden binnen sieben Tagen einen Scheck erhalten.«

»Das glaube ich nicht.«

»Hören Sie, Rudy. Auch eine Million wird diesen Jungen nicht wieder lebendig machen. Sie müssen Ihre Mandantin zur Vernunft bringen. Ich bin ziemlich sicher, daß sie einem Vergleich zustimmen wird. Irgendwann kommt die Zeit, zu der der Anwalt als Anwalt handeln und die Führung übernehmen muß. Dieses arme alte Mädchen hat keine Ahnung, was beim Prozeß passieren wird.«

»Ich rede mit ihr.«

»Rufen Sie sie gleich an. Ich werde hier noch eine Stunde warten, dann muß ich fort. Rufen Sie sie an.« Wahrscheinlich ist die Wanze in meinem Apparat direkt mit dem Telefon dieses niederträchtigen Mistkerls verbunden. Er möchte zu gern, daß ich anrufe, damit er mithören kann.

»Ich melde mich wieder bei Ihnen, Mr. Drummond. Guten Tag.«

Ich lege den Hörer auf, spule das Band im Recorder zurück und spiele es laut ab.

Deck weicht zurück und sinkt auf einen Stuhl. Sein Mund steht weit offen, seine großen Zähne funkeln. »Sie haben unser Telefon angezapft«, sagt er völlig fassungslos, als das Band abgelaufen ist. Wir starren den Recorder an, als könnte einzig und allein er es erklären. Mehrere Minuten lang bin ich von dem Schock buchstäblich gelähmt. Nichts bewegt sich. Nichts

funktioniert. Das Telefon läutet, aber keiner von uns greift nach dem Hörer. Im Moment haben wir regelrecht Angst vor ihm.

»Ich denke, wir sollten Kipler informieren«, sage ich schließlich. Die Worte kommen schwer und langsam heraus.

»Das finde ich nicht«, sagt Deck, nimmt seine dicke Brille ab und wischt sich die Augen.

»Warum nicht?«

»Lassen Sie uns überlegen. Wir wissen oder glauben zu wissen, daß Drummond oder sein Mandant unsere Telefone angezapft hat. Drummond weiß auf jeden Fall über die Wanzen Bescheid. Aber wir haben keine Möglichkeit, das zu beweisen, keine Möglichkeit, ihn auf frischer Tat zu ertappen.«

»Er wird es bestreiten, bis er tot ist.«

»Richtig. Also was kann Kipler unternehmen? Ihn ohne handfeste Beweise anklagen? Ihm noch ein bißchen mehr die Hölle heiß machen?«

»Darin hat er inzwischen Übung.«

»Und beim Prozeß wird es nicht die geringste Rolle spielen. Wir können den Geschworenen nicht sagen, daß Mr. Drummond und sein Mandant während der Beweisaufnahme schmutzige Spielchen getrieben haben.«

Wir starren den Recorder noch eine Weile länger an, versuchen beide, das zu verdauen und uns unseren Weg durch den Nebel zu ertasten. In einem Ethikseminar im vorigen Jahr war die Rede von einem Anwalt, der eine strenge Verwarnung erhielt, weil er ein Telefongespräch mit einem anderen Anwalt heimlich aufgezeichnet hatte. Ich bin schuldig, aber meine kleine Sünde verblaßt, wenn man sie mit Drummonds verachtungswürdigem Tun vergleicht. Das Problem ist, daß ich dran bin, wenn ich dieses Band vorlege. Drummond wird nie verurteilt werden, weil niemand es ihm nachweisen kann. Wie tief steckt er mit drin? War es seine Idee, unsere Telefone anzuzapfen? Oder benutzt er einfach gestohlene Informationen, die sein Mandant ihm zukommen läßt?

Auch das werden wir nie erfahren. Und aus irgendeinem Grund spielt es keine Rolle. Er ist informiert.

»Wir können es zu unserem Vorteil nutzen«, sage ich.

»Genau das habe ich auch gerade gedacht.«

»Aber wir müssen vorsichtig sein, sonst schöpfen sie Verdacht.«

»Ja, wir sollten es uns für den Prozeß aufsparen. Den perfekten Moment abwarten und diese Kerle dann an der Nase herumführen.«

Langsam fangen wir beide an zu grinsen.

Ich warte zwei Tage, dann rufe ich Drummond an und teile ihm die betrübliche Nachricht mit, daß meine Mandantin sein schmutziges Geld nicht haben will. Sie ist ein bißchen komisch, gestehe ich ihm. An einem Tag hat sie Angst vor dem Prozeß, am nächsten will sie ihren Auftritt vor Gericht. Im Augenblick will sie kämpfen.

Er ist nicht im mindesten mißtrauisch. Er kehrt zu der für ihn typischen harten Masche zurück, droht mir mit der Wahrscheinlichkeit, daß das Geld für immer vom Tisch verschwindet, daß es ein harter Prozeß bis zum bitteren Ende werden wird. Ich bin sicher, das hört sich gut an für die Lauscher in Cleveland. Ich frage mich, wie lange es dauert, bis sie dieses Gespräch zu hören bekommen.

Das Geld sollte genommen werden. Dot und Buddy würden mehr als hunderttausend bekommen, mehr Geld, als sie je ausgeben können. Ihr Anwalt würde mindestens sechzigtausend kassieren, ein hübsches Sümmchen. Aber Geld bedeutet nichts für die Blacks. Sie haben nie welches gehabt, und sie träumen nicht davon, jetzt reich zu werden. Das einzige, was Dot will, ist, daß irgendwo offiziell festgehalten wird, was Great Benefit ihrem Sohn angetan hat. Sie will ein endgültiges Urteil, das bestätigt, daß sie recht gehabt hat und daß Donny Ray gestorben ist, weil Great Benefit ihn umgebracht hat.

Was mich betrifft, so bin ich überrascht über meine Fähigkeit, das Geld zu ignorieren. Natürlich ist es eine Versuchung, aber sie verzehrt mich nicht. Ich bin nicht am Verhungern. Ich bin jung, und es wird andere Fälle geben.

Und von einem bin ich überzeugt: Wenn die Leute von Great Benefit so viel Angst haben, daß sie unsere Telefone anzapfen, dann haben sie ganz bestimmt dunkle Geheimnisse.

Trotz meiner Sorgen ertappe ich mich dabei, daß ich von diesem Prozeß träume.

Booker und Charlene laden mich zum Thanksgiving-Essen bei seiner Familie ein. Seine Großmutter lebt in einem kleinen Haus in Süd-Memphis und hat offensichtlich die ganze letzte Woche gekocht. Das Wetter ist kalt und naß, deshalb sind wir gezwungen, den ganzen Nachmittag drinnen zu verbringen. Es sind mindestens fünfzig Leute anwesend, zwischen sechs Monaten und achtzig Jahren alt, und meines ist das einzige weiße Gesicht. Wir essen stundenlang, die Männer scharen sich um den Fernseher im Wohnzimmer und schauen sich ein Spiel nach dem anderen an. Booker und ich verziehen uns mit unserer Pekanpastete und unserem Kaffee in die Garage, wo wir uns auf die Haube seines Wagens setzen und die letzten Neuigkeiten austauschen. Er ist neugierig auf mein Liebesleben, und ich versichere ihm, daß ich keines habe, jedenfalls momentan nicht. Das Geschäft läuft gut, erzähle ich ihm. Er arbeitet rund um die Uhr. Charlene will noch ein Kind, aber es dürfte sich ziemlich problematisch gestalten, schwanger zu werden. Er ist nie zu Hause. Das Leben eines vielbeschäftigten Anwalts.

Wir wußten, daß er in der Post sein mußte, aber erst die schweren Schritte verraten mir, daß er eingetroffen ist. Deck stürmt, den Umschlag schwenkend, in mein Büro. »Er ist da! Er ist da!«

Er reißt den Umschlag auf, zieht vorsichtig den Scheck heraus und legt ihn auf meinen Schreibtisch. Wir bewundern ihn. Fünfundzwanzigtausend Dollar von State Farm! Es ist Weihnachten.

Da Derrick Dogan immer noch an Krücken geht, fahren wir mit den Papierkram zu ihm. Er unterschreibt, wo er unterschreiben soll. Wir teilen das Geld auf. Er bekommt genau 16.667 Dollar, und wir bekommen genau 8.333 Dollar. Deck wollte ihm noch ein paar Unkosten aufhalsen – Kopierer, Porto, Telefongebühren und eine Menge anderen Kleinkram, den die meisten Anwälte bei der Abrechnung aus ihren Mandanten herauszuquetschen versuchen –, aber ich habe nein gesagt.

Wir verabschieden uns von ihm, wünschen ihm alles Gute, versuchen, angesichts dieser betrüblichen kleinen Episode ein bißchen Mitgefühl zu bezeugen. Gar nicht so einfach.

Wir haben beschlossen, jeder dreitausend zu nehmen und den Rest für die unvermeidlichen mageren Monate, die noch vor uns liegen, in der Kasse zu lassen. Die Kanzlei zahlt uns ein gutes Essen in einem eleganten Restaurant in Ost-Memphis. Die Kanzlei hat jetzt eine goldene Kreditkarte, ausgestellt von einer krebsenden, offensichtlich von meinem Anwaltsstatus beeindruckten Bank. Um die Fragen auf dem Antragsformular, die sich auf frühere Konkurse bezogen, habe ich mich herumgedrückt. Deck und ich haben uns die Hand darauf gegeben, daß die Karte nie benutzt wird, sofern wir nicht beide zugestimmt haben.

Ich nehme meine dreitausend und kaufe mir einen Wagen. Er ist alles andere als neu, aber es ist der, von dem ich geträumt habe, seit der Dogan-Vergleich zur Gewißheit wurde. Es ist ein

1984er Volvo DL, blau, vier Gänge und Overdrive, in vorzüglichem Zustand und mit nur hundertzwanzigtausend Meilen auf dem Tacho. Das ist nicht viel für einen Volvo. Der einzige Vorbesitzer des Wagens war ein Bankier, der Spaß daran hatte, ihn selbst instand zu halten.

Ich habe mit dem Gedanken gespielt, mir etwas Neues zu kaufen, aber es widerstrebte mir, mich abermals zu verschulden.

Es ist mein erstes Anwaltsauto. Der Toyota bringt dreihundert Dollar, und von diesem Geld kaufe ich mir ein Autotelefon. Rudy Baylor kommt allmählich voran.

Ich habe den Entschluß, Weihnachten nicht in Memphis zu verbringen, schon vor Wochen getroffen. Die Erinnerungen an das vorige Jahr sind noch zu schmerzlich. Ich werde allein sein, und das ist leichter zu ertragen, wenn ich einfach wegfare. Deck hat erwähnt, daß wir vielleicht zusammen fahren könnten, aber es war nur ein verschwommener Vorschlag ohne irgendwelche Details. Ich habe gesagt, daß ich wahrscheinlich meine Mutter besuchen würde.

Wenn meine Mutter und Hank nicht in ihrem Winnebago herumreisen, stellen sie das verdammte Ding hinter seinem kleinen Haus in Toledo ab. Ich habe das Haus und den Winnebago nie gesehen, und ich werde Weihnachten nicht mit Hank verbringen. Mutter hat kurz nach Thanksgiving angerufen und mich ziemlich schwächlich eingeladen, die Feiertage mit ihnen zu verbringen. Ich habe abgelehnt, weil ich angeblich zuviel zu tun hätte. Ich schicke ihr eine Karte.

Ich habe nichts gegen meine Mutter. Wir haben einfach aufgehört, miteinander zu reden. Die Kluft hat sich allmählich aufgetan, ganz ohne einen bestimmten, unerfreulichen Zwischenfall mit harten Worten, die zu vergessen Jahre dauern würde.

Wie Deck weiß, macht die gesamte Juristerei vom 15. Dezember bis kurz nach Neujahr Pause. Richter setzen keine Prozesse und Anhörungen an. Anwälte und ihre Kanzleien sind mit Büroparties und Essen fürs Personal beschäftigt. Für mich ist es eine ideale Zeit, die Stadt zu verlassen.

Ich packe die Unterlagen des Black-Falles in den Kofferraum meines Volvo, werfe ein paar Sachen zum Anziehen dazu, und fahre los. Dann rolle ich ziellos über kleine, zweispurige Straßen in grob nordwestlicher Richtung, bis ich in Kansas und Nebraska auf Schnee treffe. Ich schlafte in billige Motels, esse Fast food, schaue mir an, was es an Sehenswürdigkeiten gibt. Über die nördlichen Ebenen ist ein Wintersturm hinweggefegt. Tiefe Schneeverwehungen säumen die Straßen. Die Prärien sind so weiß und still wie heruntergefallene Kumuluswolken.

Die Einsamkeit der Straße gibt mir neue Kraft.

Am 23. Dezember treffe ich endlich in Madison, Wisconsin ein. Ich finde ein kleines Hotel, ein gemütliches Restaurant mit warmem Essen, und ich durchwandere die Straßen der Innenstadt, als wäre ich ein ganz gewöhnlicher Mensch, der von einem Geschäft zum nächsten eilt. Einige Dinge, die zu einem normalen Weihnachtsfest gehören, vermisste ich ganz und gar nicht.

Ich setze mich auf eine vereiste Parkbank, mit Schnee unter den Füßen, und höre einem Chor zu, der voller Inbrunst seine Weihnachtschoräle absingt. Niemand auf der Welt weiß, wo ich mich im Augenblick befindet, weder in welcher Stadt, noch in welchem Staat. Ich liebe diese Freiheit.

Nach dem Essen und ein paar Drinks an der Hotelbar rufe ich Max Leuberg an. Er ist auf seinen Lehrstuhl als Juraprofessor an der hiesigen Universität zurückgekehrt, und ich habe ihn ungefähr jeden Monat einmal angerufen, um seinen Rat einzuholen. Ich habe ihm Kopien der meisten wichtigen Dokumente geschickt, dazu Kopien der Schriftsätze, der Beweisaufnahmen und fast aller Vernehmungen. Das FedEx-Paket hat vierzehn Pfund gewogen und fast dreißig Dollar gekostet. Deck war einverstanden.

Max scheint sich ehrlich zu freuen, daß ich in Madison bin. Weil er Jude ist, spielt Weihnachten für ihn keine große Rolle, und kürzlich hat er am Telefon gesagt, es wäre eine ideale Zeit zum Arbeiten. Er hat mir den Weg beschrieben.

Als ich um neun Uhr am nächsten Morgen die Juristische

Fakultät betrete, beträgt die Temperatur minus zwölf Grad. Das Gebäude ist offen, aber menschenleer. Leuberg wartet in seinem Büro mit heißem Kaffee. Wir unterhalten uns eine Stunde so über einiges in Memphis, was er vermisst; die Juristische Fakultät gehört nicht dazu. Sein Büro hier hat sehr viel Ähnlichkeit mit seinem dort – überfüllt, unordentlich, mit politisch provokanten Postern und Aufklebern an den Wänden. Er sieht auch noch genauso aus – wirres, buschiges Haar, Jeans, weiße Turnschuhe. Er trägt Socken, aber nur, weil hoher Schnee liegt. Er ist aufgedreht und tatendurstig.

Ich folge ihm den Flur entlang zu einem kleinen Seminarraum mit einem langen Tisch in der Mitte. Er hat den Schlüssel. Auf dem Tisch sind die Unterlagen ausgebreitet, die ich ihm geschickt habe. Wir lassen uns einander gegenüber auf Stühlen nieder, und er schenkt Kaffee aus einer Thermosflasche nach. Er weiß, daß der Prozeß in sechs Wochen beginnt.

»Irgendwelche Vergleichsangebote?«

»Ja, mehrere. Inzwischen sind sie bei hundertfünfundsiebzigttausend angekommen, aber meine Mandantin sagt nein.«

»Das ist ungewöhnlich, aber es überrascht mich nicht.«

»Weshalb nicht?«

»Weil Sie sie am Kanthaken haben. Sie haben Angst vor der Bloßstellung, Rudy. Das hier ist einer der besten Versicherungsfälle, die mir je begegnet sind, und ich habe mir Tausende angesehen.«

»Da ist noch mehr«, sage ich, und dann erzähle ich von den Wanzen in unseren Telefonen und dem Beweis dafür, daß Drummond unsere Gespräche abhört.

»Das hat es auch schon mal gegeben«, sagt er. »Bei einem Fall in Florida. Aber der Vertreter der Anklage hat seine Telefone erst nach dem Prozeß überprüft. Er war argwöhnisch geworden, weil die Verteidigung immer zu wissen schien, was er vorhatte. Aber dies ist etwas anderes.«

»Sie müssen Angst haben«, sage ich.

»Sie sind starr vor Angst, aber lassen Sie uns nicht übermüdig werden. Die sind da unten auf freundlichem Territorium. Ihr Staat hält nicht viel von Geldstrafen.«

»Also was schlagen Sie vor?«

»Stecken Sie das Geld ein.«

»Das kann ich nicht. Ich will es nicht. Meine Mandantin will es nicht.«

»Gut. Es wird Zeit, diese Leute ins zwanzigste Jahrhundert zu bringen. Wo ist Ihr Aufnahmegerät?« Er springt auf und wandert im Zimmer herum. An einer Wand hängt eine Tafel, und der Professor ist bereit, seine Vorlesung zu halten. Ich hole den Recorder aus meinem Aktenkoffer und stelle ihn auf den Tisch. Stift und Notizblock liegen bereit.

Max legt los, und eine Stunde lang schreibe ich hektisch mit und bombardiere ihn mit Fragen. Er redet über meine Zeugen, ihre Zeugen, die Dokumente, die verschiedenen Strategien. Max hat das Material, das ich ihm geschickt habe, eingehend studiert. Der Gedanke, diese Leute festzunageln, macht ihm Spaß.

»Heben Sie sich das Beste bis zuletzt auf«, sagt der Professor. »Das Band mit diesem armen Jungen, kurz bevor er gestorben ist. Ich nehme an, er sah bemitleidenswert aus.«

»Schlimmer.«

»Großartig. Das wird einen tollen Eindruck auf die Geschworenen machen. Wenn es richtig funktioniert, können Sie in drei Tagen fertig sein.«

»Und dann?«

»Dann lehnen Sie sich zurück und sehen zu, wie sie versuchen, sich da rauszuwinden.« Er hält plötzlich inne, greift nach etwas auf dem Tisch und schiebt es mir zu.

»Was ist das?«

»Das ist die neue Police von Great Benefit, vorigen Monat für einen meiner Studenten ausgestellt. Ich habe dafür bezahlt, und nächsten Monat werden wir sie wieder kündigen. Ich wollte nur einen Blick auf den Text werfen. Raten Sie mal, was jetzt ausgeschlossen ist, in Fettdruck.«

»Knochenmarktransplantationen.«

»Alle Transplantationen, einschließlich der von Knochenmark. Behalten Sie sie, und benutzen Sie sie beim Prozeß. Ich finde, Sie sollten den Generaldirektor fragen, weshalb die Police nur ein paar Monate, nachdem die Blacks Klage eingebracht hatten, geändert worden ist. Weshalb sind Knochen-

markstransplantationen jetzt eindeutig ausgeschlossen? Und wenn sie in der Black-Police nicht ausgeschlossen waren, weshalb haben sie dann nicht gezahlt? Gutes Material, Rudy. Vielleicht komme ich sogar nach Memphis und sehe mir den Prozeß an.«

»Bitte, tun Sie das.« Es wäre tröstlich, wenn außer Deck noch ein Freund da wäre, der mich beraten kann.

Max hat ein paar Probleme mit unserer Analyse der Schadensakte, und bald stecken wir bis über beide Ohren in Papier. Ich hole die vier Kartons aus meinem Kofferraum, und gegen Mittag sieht der Seminarraum aus wie eine Müllkippe.

Seine Energie ist ansteckend. Beim Lunch erhalte ich die erste von mehreren Lektionen über die Buchhaltung von Versicherungsgesellschaften. Da die Branche nicht dem Bundeskartellrecht untersteht, hat sie ihre eigenen Buchführungsmethoden entwickelt. Praktisch kein noch so erfahrener Buchprüfer kann das Finanzgebaren einer Versicherungsgesellschaft verstehen. Es soll auch nicht verstanden werden, denn keine Versicherungsgesellschaft will, daß die Außenwelt einen Einblick in ihre Machenschaften bekommt. Aber Max hat ein paar Anhaltspunkte.

Das Kapital von Great Benefit beträgt zwischen vierhundert und fünfhundert Millionen Dollar, von denen ungefähr die Hälfte in Rücklagen versteckt ist. Das ist es, was den Geschworenen erklärt werden muß.

Ich wage nicht, das Undenkbare vorzuschlagen, am ersten Weihnachtsfeiertag zu arbeiten, aber Max ist nicht zu bremsen. Seine Frau ist in New York bei ihrer Familie. Er hat nichts anderes zu tun und möchte tatsächlich, daß wir uns auch durch die restlichen beiden Kartons mit Dokumenten hindurcharbeiten.

Ich fülle drei Blöcke mit Notizen und ein halbes Dutzend Kassetten mit seinen Gedanken über alles mögliche. Als er, am 25. Dezember irgendwann nach Einbruch der Dunkelheit, endlich sagt, wir wären durch, bin ich völlig erschöpft. Er hilft mir, die Kartons wieder vollzupacken und sie zu meinem Wagen zu schleppen. Es schneit wieder heftig.

Max und ich sagen uns an der Vordertür der Fakultät auf

Wiedersehen. Ich kann ihm gar nicht genug danken. Er wünscht mir alles Gute, läßt mich versprechen, daß ich ihn vor dem Prozeß mindestens einmal die Woche anrufe und während des Prozesses jeden Tag. Es wäre durchaus möglich, daß er dazu nach Memphis käme, wiederholt er noch mal.

Zum Abschied winke ich ihm durch das Schneegestöber zu.

Ich brauche drei Tage, um nach Spartanburg, Ohio, zu kommen. Der Volvo liegt gut auf der Straße, vor allem im Schnee und Eis des Upper Midwest. Ich rufe Deck einmal über mein Autotelefon an. In der Kanzlei ist es ruhig, sagt er. Niemand hat nach mir gefragt.

Ich habe die letzten dreieinhalb Jahre damit verbracht, lange Stunden zu studieren, um meinen Abschluß zu schaffen, und zwischendurch, wann immer ich konnte, bei Yogi's zu arbeiten. Ich hatte kaum Freizeit. Diese Billigreise durch das Land mag den meisten Leuten öde vorkommen, aber für mich ist es ein Luxusurlaub. Er reinigt meinen Kopf und meine Seele, und er erlaubt mir, an andere Dinge als nur die Juristerei zu denken. Ich werfe einigen Ballast über Bord. Sara Plankmore zum Beispiel. Alter Groll wird abgetan. Das Leben ist zu kurz, um Leute zu verabscheuen, die einfach nichts dafür können, daß sie so etwas tun. Die schmerzhaften Sünden von Loyd Beck und Barry X. Lancaster erhalten irgendwo in West Virginia Absolution. Ich schwöre, damit aufzuhören, mir wegen Miss Birdie und ihrer elenden Familie Sorgen zu machen. Sollen sie ihre Probleme doch ohne mich lösen.

Über viele Meilen hinweg träume ich von Kelly Riker, von ihren perfekten Zähnen, den gebräunten Beinen und der melodischen Stimme.

Wenn ich mich mit juristischen Dingen beschäftige, konzentriere ich mich auf den bevorstehenden Prozeß. In meiner Kanzlei gibt es nur eine einzige Akte, die Aussicht hat, in die Nähe eines Gerichts zu kommen. Also gibt es auch nur einen Prozeß, an den ich denken muß. Ich übe meine Eröffnungsrede vor den Geschworenen. Ich knöpfe mir die Gangster von Great Benefit vor. Ich weine fast, als ich mein Schlußplädoyer halte.

Ich werde von ein paar Autofahrern, die mich überholen, angestarrt, aber wenn schon – niemand kennt mich.

Ich habe mit vier Anwälten gesprochen, die Great Benefit verklagt haben oder gerade verklagen. Die ersten drei waren nicht sehr hilfreich. Der vierte Anwalt wohnt in Spartanburg. Er heißt Cooper Jackson, und an seinem Fall ist irgend etwas eigenartig. Er wollte es mir am Telefon nicht sagen (dem Telefon in meiner Wohnung), aber er hat gesagt, ich könnte gern bei ihm vorbeikommen und mir seine Akte ansehen.

Er residiert in einem Bankgebäude in der Innenstadt, eine kleine Kanzlei mit sechs Anwälten in modernen Büros. Ich habe ihn gestern von irgendwo in North Carolina aus über mein Autotelefon angerufen, und er hat heute Zeit für mich. Um die Weihnachtszeit ist wenig zu tun, hat er gesagt.

Er ist ein untersetzter Mann mit massigen Gliedmaßen, einem dunklen Bart und sehr dunklen Augen, die mit ihrem Funkeln und Tanzen seine Mimik beleben. Er ist sechszundvierzig und erzählt mir, daß er sein Geld mit Produkthaftung verdient hat. Er vergewissert sich, daß seine Bürotür geschlossen ist, bevor er zum Thema kommt.

Das meiste von dem, was er mir zu erzählen gedenkt, dürfte er gar nicht erzählen. Er hat mit Great Benefit einen Vergleich geschlossen, und er und seine Mandantin mußten eine Vereinbarung unterschreiben, die sie zu strikter Vertraulichkeit verpflichtet und schwere Strafen androht, falls einer von ihnen die Bedingungen des Vergleichs publik machen sollte. Ihm sind derartige Vereinbarungen zuwider, aber sie sind nicht unüblich. Er hat die Klage vor einem Jahr für eine Dame eingereicht, die unter einem schweren Nebenhöhlenproblem litt und operiert werden mußte. Great Benefit lehnte den Anspruch mit der Begründung ab, daß die Dame auf ihrem Antrag anzugeben versäumt hätte, daß fünf Jahre bevor sie die Police kaufte, bei ihr eine Eierstockzyste entfernt worden war. Die Zyste gelte als Vorerkrankung, hieß es in dem Schreiben, mit dem ihr Anspruch abgelehnt wurde. Ihr Anspruch belief sich auf elftausend Dollar. Weitere Schreiben wurden ausgetauscht, weitere Ablehnungen, dann heuerte sie Cooper Jackson an. Er flog viermal nach Cleveland, mit

seiner eigenen Maschine, und führte acht Vernehmungen durch.

»Die verschwiegensten und gerissensten Kerle, die mir je untergekommen sind«, sagt er über die Leute in Cleveland. Jackson liebt harte Prozesse und spielt das Spiel ohne Rücksicht auf Verluste. Er drängte auf einen Prozeß, und plötzlich wollte Great Benefit einen stillen Vergleich.

»Das ist der vertrauliche Teil«, sagt er. Es macht ihm offensichtlich Spaß, gegen die Vereinbarung zu verstößen und mir sein Herz auszuschütten. Ich wette, er hat es schon hundert Leuten erzählt. »Sie haben uns die elftausend gezahlt und dann noch zweihunderttausend draufgelegt, damit wir Ruhe geben.« Seine Augen funkeln, während er auf meine Reaktion wartet. Es ist tatsächlich ein bemerkenswerter Vergleich, weil Great Benefit praktisch einen Haufen Geld als Schadenersatz gezahlt hat. Kein Wunder, daß sie auf Geheimhaltung bestanden haben.

»Erstaunlich«, sage ich.

»Ja, das ist es. Ich selbst wollte keinen Vergleich, aber meine arme Mandantin brauchte das Geld. Ich bin sicher, daß wir einen haushohen Schuldsspruch herausgeholt hätten.« Er erzählt ein paar Kriegsgeschichten, um mich zu überzeugen, daß er tonnenweise Geld gescheffelt hat, dann folge ich ihm in einen kleinen, fensterlosen Raum voller Regale, die mit Lagerkartons gefüllt sind. Er deutet auf drei von ihnen, dann lehnt er seinen massigen Körper an das Regal. »Hier ist ihr System«, sagt er und tippt auf einen Karton, als steckten große Geheimnisse darin. »Der Anspruch kommt herein und wird einem Sachbearbeiter zugewiesen, einem simplen Papier-schieber. Die Leute in der Schadensabteilung sind die am schlechtesten ausgebildeten und am niedrigsten bezahlten. Das ist bei jeder Versicherungsgesellschaft so. Die tollen Typen beschäftigen sich mit dem Investieren, sie sitzen nicht in der Schadens- oder Haftungsabteilung. Der Sachbearbeiter sieht sich die Sache an und fängt sofort mit dem Verfahren des nachträglichen Haftungsausschlusses an. Er oder sie schreibt einen Brief an die versicherte Person und bestreitet jeglichen Anspruch. Ich bin sicher, daß Sie einen solchen Brief haben. Dann fordert der

Sachbearbeiter die medizinischen Unterlagen aus den letzten fünf Jahren an. Die Unterlagen werden geprüft. Die versicherte Person bekommt einen weiteren Brief von der Schadensabteilung, in dem es heißt: >Anspruch abgelehnt, vorbehaltlich weiterer Überprüfung<. Das ist der Punkt, an dem es lustig wird. Der Sachbearbeiter schickt die Akte an die Haftungsabteilung, und die Haftung schickt eine Aktennotiz zurück, in der so etwas steht wie >Regulieren Sie diesen Anspruch nicht, bis Sie von uns gehört haben<. Dann folgt weitere Korrespondenz zwischen Schadens- und Haftungsabteilung, Briefe und Aktennotizen, hin und her, das Papier türmt sich zu Bergen, es kommt zu Meinungsverschiedenheiten, die beiden Abteilungen ziehen in den Krieg, und Klausem und Unterklauseln werden hitzig diskutiert. Vergessen Sie nicht, diese Leute arbeiten zwar im gleichen Gebäude für die gleiche Gesellschaft, kennen sich aber kaum. Sie wissen auch nichts von dem, was die andere Abteilung tut. Das ist volle Absicht. Inzwischen sitzt Ihr Mandant in seinem Wohnwagen und bekommt diese Briefe, einige von der Schadensabteilung, andere von der Haftungsabteilung. Die meisten Leute geben auf, und das ist natürlich das, worauf sie spekulieren. Nur einer von ungefähr fünfundzwanzig wendet sich an einen Anwalt.«

Während Jackson mir das erzählt, erinnere ich mich an Dokumente und Fragmente der Vernehmungen, und plötzlich fügen sich die Teile zusammen. »Wie können Sie das beweisen?« frage ich.

Er tippt auf die Kartons. »Steckt alles hier drin. Das meiste von diesem Zeug werden Sie nicht brauchen, aber ich habe die Handbücher.«

»Die habe ich auch.«

»Sie können das hier gern durchsehen. Es ist alles bestens geordnet. Ich habe einen großartigen Anwaltsgehilfen, eigentlich sogar zwei.«

Ja, aber ich, Rudy Baylor, habe einen *Hilfsanwalt!*

Er lässt mich mit den Kartons allein, und ich stürze mich sofort auf die dunkelgrünen Handbücher. Eines ist für die Schadensabteilung, das andere für die Haftungsabteilung. Auf den ersten Blick scheinen sie identisch zu sein mit denen,

die ich im Laufe der Beweisaufnahme bekommen habe. Die Verfahren sind in Abschnitte untergliedert. Ein Inhaltsverzeichnis vorn, ein Glossar hinten, sie sind nicht mehr als Handbücher für die Papierproduzierer.

Dann fällt mir ein Unterschied auf. Am Ende des Handbuchs für die Schadensabteilung entdecke ich einen Abschnitt U. Mein Exemplar enthält diesen Abschnitt nicht. Ich lese ihn sorgfältig, und die Verschwörung kommt ans Licht. Auch das Handbuch für die Haftungsabteilung enthält einen Abschnitt U. Es ist die andere Hälfte des Systems, ganz genau so, wie Cooper Jackson es beschrieben hat. Zusammen gelesen, weisen die Handbücher jede Abteilung an, den Anspruch abzulehnen, natürlich vorbehaltlich weiterer Überprüfung. Dann schicken sie die Akte an die andere Abteilung mit der Instruktion, nicht zu zahlen, bis eine weitere Anweisung ergangen ist.

Die weitere Anweisung kommt nie. Keine der beiden Abteilungen kann die Forderung begleichen, solange die andere Abteilung es nicht gestattet.

Beide Abschnitte U liefern massenhaft Instruktionen, wie jeder Schritt zu dokumentieren ist, wie eine Papierspur angelegt werden muß, die eines Tages, falls es erforderlich werden sollte, die ganze schwere Arbeit nachweisen kann, die man in die sachgemäße Beurteilung des Anspruchs investiert hat, bevor er abgewiesen wurde.

Keines meiner Handbücher hat einen Abschnitt U. Sie wurden praktischerweise entfernt, bevor ich sie bekommen habe. Die Gangster in Cleveland und vielleicht auch ihre Anwälte in Memphis haben mir die Abschnitte U ganz bewußt vorenthalten. Es ist, um es milde auszudrücken, eine erschütternde Entdeckung.

Der Schock verfliegt rasch, und ich ertappe mich beim Lachen angesichts der Vorstellung, wie ich diese Abschnitte beim Prozeß hervorhole und vor den Geschworenen schwenke.

Ich verbringe Stunden damit, mich durch den Rest der Akte hindurchzuwühlen, kann meine Augen aber nicht von den Handbüchern abwenden.

Cooper trinkt gern Wodka in seinem Büro, aber erst nach sechs Uhr abends. Er lädt mich zum Mittrinken ein. Die Flasche bewahrt er in einer Kühlbox in einem Schrank auf, der als Bar dient, und er trinkt ihn pur, kein Eis, kein Wasser. Ich nippe an meinem Glas. Ungefähr zwei große Tropfen pro Schluck, und sie brennen sich den ganzen Weg hinunter.

Nachdem er sein erstes Glas geleert hat, sagt er: »Sie haben doch sicher Kopien von den verschiedenen staatlichen Ermittlungen gegen Great Benefit.«

Ich habe keine Ahnung, und es hat keinen Sinn, ihm etwas vorzulügen. »Nein, die habe ich nicht.«

»Die müssen Sie sich unbedingt ansehen. Ich habe den Justizminister von South Carolina, einen alten Studienfreund von mir, auf den Laden hingewiesen, und sie stellen jetzt Ermittlungen an. Ebenso in Georgia. In Florida hat die Versicherungsaufsichtsbehörde eine Untersuchung eingeleitet. Offenbar sind im Verlauf einer sehr kurzen Zeitspanne ungewöhnlich viele Ansprüche abgewiesen worden.«

Vor Monaten, als ich noch Jurastudent war, hat Max Leuberg einmal erwähnt, daß er bei der staatlichen Versicherungsaufsichtsbehörde eine Beschwerde eingereicht hatte. Aber er sagte auch, daß das wahrscheinlich nicht viel bringen würde, weil zwischen der Versicherungsbranche und den Behörden, die sie überwachen sollen, ein notorisch gutes Einvernehmen besteht.

Ich kann mich des Gefühls nicht erwehren, daß mir da etwas entgangen ist. Aber schließlich ist dies mein erster Versicherungsfall.

»Es ist die Rede von einer Gruppenklage«, sagt er, wobei seine Augen funkeln und mich argwöhnisch mustern. Dun ist klar, daß ich nichts von einer Gruppenklage weiß.

»Wo?«

»Ein paar Anwälte in Raleigh. Sie vertreten eine Handvoll kleinerer Ansprüche gegen Great Benefit, aber sie warten erst einmal ab und haben bis jetzt noch keinen Treffer gelandet. Ich nehme an, sie schließen die Fälle, die ihnen Sorgen machen, mit einem stillen Vergleich ab.«

»Wie viele Policien sind im Umlauf?« Diese Frage habe ich

bereits während der Beweisaufnahme gestellt und warte immer noch auf eine Antwort.

»Knapp hunderttausend. Wenn man von einer Anspruchsrate von zehn Prozent ausgeht, sind das zehntausend Ansprüche pro Jahr; das ist ungefähr der Durchschnitt in dieser Branche. Sagen wir, nur so über den Daumen gepeilt, daß sie die Hälfte der Ansprüche abweisen. Damit bleiben noch fünftausend. Der durchschnittliche Anspruch beläuft sich auf zehntausend Dollar. Fünftausend mal zehntausend Dollar macht fünfzig Millionen. Und sagen wir, sie geben zehn Millionen aus, eine lediglich aus der Luft gegriffene Summe, um die paar Prozesse, die gegen sie angestrengt werden, auf dem Vergleichsweg aus der Welt zu schaffen. Sie heimsen also mit ihrer kleinen Masche vierzig Millionen Dollar ein. Dann gehen sie im nächsten Jahr vielleicht dazu über, die legitimen Ansprüche zu erfüllen. Ein Jahr überspringen, dann zurück zur Abweisungsroutine. Sie scheffeln eine derartige Masse von Geld, daß sie es sich leisten können, jeden aufs Kreuz zu legen.«

Ich starre ihn lange Zeit an, dann frage ich: »Können Sie das beweisen?«

»Nein. Es ist nur eine Vermutung. Wahrscheinlich ist es unmöglich, das zu beweisen, weil es so belastend ist. Diese Gesellschaft macht Sachen, die unglaublich stupide sind, aber ich bezweifle, daß sie so stupid ist, etwas derart Niederträchtiges schriftlich festzuhalten.«

Ich bin im Begriff, den Blöde-Brief zu erwähnen, aber dann entscheide ich mich dagegen. Er ist ein erfolgreicher Anwalt und wird jeden Kampf um die erste Geige gewinnen.

»Arbeiten Sie in irgendeiner Vereinigung von Prozeßanwälten mit?« fragt er.

»Nein, ich habe meine Zulassung erst seit ein paar Monaten.«

»Ich bin ziemlich aktiv. Es gibt einen lockeren Zusammenschluß von Anwälten, denen es Spaß macht, Versicherungsgesellschaften wegen Verstoßes gegen Treu und Glauben zu verklagen. Wir halten Kontakt. Es wird eine Menge erzählt. Ich höre Great Benefit dies und Great Benefit das. Ich glaube, sie haben zu viele Forderungen abgewiesen. Alle war-

ten gewissermaßen auf den ersten großen Prozeß, in dem sie bloßgestellt werden. Ein massives Urteil wird eine Lawine auslösen.«

»Ich weiß nicht, wie das Urteil aussehen wird, aber ich garantiere Ihnen, daß es einen Prozeß geben wird.«

Er sagt, er würde sich mit seinen Freunden in Verbindung setzen, sich umhören, was sie zu berichten haben, was sich im Lande so tut. Und vielleicht würde er im Februar nach Memphis kommen, um den Prozeß zu verfolgen. Ein massives Urteil, sagt er noch einmal, würde den Damm brechen.

Ich verbringe die Hälfte des nächsten Tages damit, mich noch einmal durch Jacksons Akte zu wühlen, dann danke ich ihm und verabschiede mich. Er besteht darauf, daß wir Verbindung halten. Er hat das Gefühl, daß eine Menge Anwälte unseren Prozeß verfolgen werden.

Weshalb jagt mir das Angst ein?

Ich fahre in zwölf Stunden nach Memphis. Während ich hinter Miss Birdies dunklem Haus den Volvo auslade, beginnt es leicht zu schneien. Morgen ist Neujahr.

Die Prozeßvorbesprechung findet Mitte Januar in Richter Kipplers Gerichtssaal statt. Er hat uns um den Tisch der Verteidigung herum versammelt und seinen Gerichtsdiener an der Tür stationiert, damit er herumwandernde Anwälte fernhält. Er sitzt an einem Ende des Tisches, ohne seine Robe, flankiert von seiner Sekretärin auf der einen und seiner Protokollantin auf der anderen Seite. Ich sitze rechts von ihm, mit dem Rücken zum Gerichtssaal, und auf der anderen Seite des Tisches sitzt das gesamte Team der Verteidigung. Es ist meine erste Begegnung mit Drummond seit der Vernehmung von Kord am 12. Dezember, und es fällt mir sehr schwer, höflich zu sein. Jedesmal, wenn ich in meinem Büro telefoniere, sehe ich diesen gut gekleideten, makellos gepflegten und hochgeachteten Ganoven vor mir, wie er mein Gespräch mithört.

Kipler war nur mäßig überrascht, als ich ihm die Handbücher zeigte, die ich mir von Cooper Jackson ausgeborgt habe. Er hat sie sorgfältig mit den von Drummond zur Verfügung gestellten Handbüchern verglichen. Seines Erachtens bin ich nicht verpflichtet, Drummond zu informieren, daß ich jetzt weiß, daß sie Dokumente unterschlagen haben. Es ist absolut Rechtens, wenn ich damit bis zum Prozeß warte und die Mine gegen Great Benefit vor den Geschworenen hochgehen lasse.

Die Wirkung sollte eigentlich verheerend sein. Ich ziehe ihnen vor den Geschworenen die Hosen runter und schaue zu, wie sie versuchen, in Deckung zu gehen.

Wir kommen zu den Zeugen. Ich habe die Namen von so ungefähr jedermann aufgelistet, der etwas mit dem Fall zu tun hat.

»Jackie Lemancyzk arbeitet nicht mehr für meine Mandanten«, sagt Drummond.

»Wissen Sie, wo sie ist?« fragt Kipler mich.

»Nein.« Das stimmt. Ich habe an die hundert Anrufe in Cleveland und Umgebung gemacht und keine Spur von Jackie

Lemancyzk gefunden. Ich habe sogar Butch zu dem Versuch überredet, sie telefonisch ausfindig zu machen, aber auch ihm ist es nicht gelungen.

»Wissen Sie es?« fragt er Drummond.

»Nein.«

»Also ist sie ein Vielleicht.«

»So ist es.«

Drummond und T. Pierce Morehouse finden das lustig. Sie tauschen ein frustriertes Grinsen. Aber das Grinsen wird ihnen vergehen, wenn es uns gelingt, sie zu finden und aussagen zu lassen. Doch das ist ziemlich unwahrscheinlich.

»Was ist mit Bobby Ott?« fragt Kipler.

»Ein weiteres Vielleicht«, sage ich. Beide Seiten können die Leute auflisten, bei denen Anlaß zu der Hoffnung besteht, daß sie zum Prozeß erscheinen. Ott scheint zweifelhaft, aber wenn er kommt, will ich das Recht haben, ihn als Zeugen aufzurufen. Auch nach Bobby Ott ist Butch auf der Suche.

Wir sprechen über die Sachverständigen. Ich habe nur zwei, Dr. Walter Kord und Randall Gaskin, den Verwaltungschef der Krebsklinik. Drummond hat einen aufgeführt, einen Dr. Milton Jiffy aus Syracuse. Ich habe mich aus zwei Gründen dagegen entschieden, ihn zu vernehmen. Erstens wäre es teuer geworden, dorthin zu fahren und es zu tun, und zweitens, was wichtiger war, weiß ich genau, was er sagen wird. Er wird bezeugen, daß Knochenmarkstransplantationen zu experimentell sind, um als geeignete und sinnvolle medizinische Behandlung gelten zu können. Walter Kord ist wütend darüber und wird mir helfen, ein Kreuzverhör vorzubereiten.

Kipler bezweifelt, daß Jiffy überhaupt aussagen wird.

Wir streiten eine Stunde lang um Dokumente. Drummond versichert dem Richter, daß sie reinen Tisch gemacht und alles ausgehändigt haben. Jeden anderen würde er überzeugen, aber ich bin ziemlich sicher, daß er lügt. Kipler ebenfalls.

»Was ist mit dem Ersuchen des Vertreters der Anklage nach Information über die Zahl der im Laufe der letzten beiden Jahre ausgegebenen Policen und außerdem über die Zahl der im gleichen Zeitraum erhobenen Ansprüche und die Zahl der abgewiesenen Forderungen?«

Drummond holt tief Luft und macht ein unglaublich verlegenes Gesicht. »Wir arbeiten dran, Euer Ehren, ich schwöre es. Die Information ist über diverse Regionalbüros überall im Lande verstreut. Mein Mandant hat einunddreißig Staatsbüros, siebzehn Bezirksbüros und fünf Regionalbüros; da ist es äußerst schwierig ...«

»Hat Ihr Mandant Computer?«

Er windet sich. »Natürlich. Aber das ist keine Sache, bei der man einfach ein paar Tasten drückt, und schwupp! schon bekommt man einen Ausdruck.«

»Der Prozeß beginnt in drei Wochen, Mr. Drummond. Ich will diese Information.«

»Wir tun, was wir können, Euer Ehren. Ich erinnere meine Mandanten jeden Tag daran.«

»Beschaffen Sie sie!- « beharrt Kipler und richtet sogar den Finger auf den großen Leo F. Drummond. Morehouse, Hill, Plunk und Grone sacken allesamt ein paar Zentimeter zusammen, hören aber trotzdem nicht auf, sich Notizen zu machen.

Wir kommen zu weniger heiklen Dingen. Wir stimmen darin überein, daß für den Prozeß zwei Wochen angesetzt werden sollten, obwohl Kipler mir anvertraut hat, daß er nichts unversucht lassen wird, den Prozeß auf fünf Tage zu beschränken. Nach zwei Stunden ist die Konferenz beendet.

»Und nun, meine Herren, wie steht es mit Vergleichsverhandlungen?« Natürlich habe ich ihm erzählt, daß ihr letztes Angebot hundertfünfundsiebzigtausend Dollar betrug. Ich habe ihm auch erzählt, daß Dot Black nichts an einem Vergleich liegt. Sie will kein Geld. Sie will Blut sehen.

»Was wäre Ihr höchstes Angebot, Mr. Drummond?«

Die fünf Tauschen befriedigte Blicke aus, als stünde ein überaus dramatisches Ereignis bevor. »Also, Euer Ehren, heute morgen hat mein Mandant mich ermächtigt, zweihunderttausend Dollar als Vergleichssumme anzubieten«, sagt Drummond mit einem ziemlich schwächeren Versuch, Eindruck zu schinden.

»Mr. Baylor?«

»Tut mir leid. Meine Mandantin hat mich angewiesen, keinen Vergleich abzuschließen.«

»Ohne Rücksicht auf den Betrag?«

»So ist es. Sie will eine Jury auf den Bänken dort drüben, und sie will, daß die ganze Welt erfährt, was ihrem Sohn widerfahren ist.«

Schock und Bestürzung auf der anderen Seite des Tisches. Ich habe noch nie soviel Kopfschütteln gesehen. Auch der Richter schafft es, einen verblüfften Eindruck zu machen.

Seit der Beerdigung habe ich kaum mit Dot gesprochen. Die paar kurzen Unterhaltungen, die ich versucht habe, sind nicht gut gelaufen. Sie trauert und ist zornig, und das ist völlig verständlich. Sie gibt Great Benefit, dem System, den Ärzten, den Anwälten und manchmal sogar mir die Schuld an Donny Rays Tod. Und auch das verstehe ich. Sie braucht das Geld nicht und will es nicht haben. Sie will Gerechtigkeit. Wie sie das letzte Mal, als ich vorbeischaute, auf der Vorderveranda sagte: »Ich will diese Schweine aus dem Geschäft.«

»Das ist ungeheuerlich«, sagt Drummond dramatisch.

»Es wird ein Prozeß stattfinden, Leo«, sage ich. »Bereiten Sie sich darauf vor.«

Kipler deutet auf eine Akte, und seine Sekretärin gibt sie ihm. Er händigt Drummond und mir eine Liste aus. »Also, das sind die Namen und Adressen der möglichen Geschworenen. Zweiundneunzig, glaube ich, aber bestimmt sind einige von ihnen inzwischen umgezogen oder anderweitig verhindert.«

Ich nehme die Liste und fange sofort an, die Namen durchzugehen. In diesem Staat lebt ungefähr eine Million Menschen. Bilde ich mir wirklich ein, ich könnte einen von ihnen kennen? Lauter Fremde.

»Wir wählen die Geschworenen eine Woche vor dem Prozeß aus, also stellen Sie sich auf den 1. Februar ein. Sie dürfen ihren Hintergrund recherchieren. Jeder direkte Kontakt ist natürlich ein schweres Vergehen.«

»Wo sind die Fragebögen?« fragt Drummond. Jeder voraussichtliche Geschworene muß einen Fragebogen ausfüllen und Angaben über Alter, Rasse, Geschlecht, Arbeitgeber, Art der von ihm betriebenen Arbeit und Schulbildung machen. Oft sind dies die einzigen Informationen, die ein Anwalt über einen Geschworenen hat, wenn es ans Auswählen geht.

»Wir arbeiten daran. Sie werden morgen abgeschickt. Sonst noch etwas?«

»Nein, Sir«, sage ich.

Drummond schüttelt den Kopf.

»Ich will diese Information über die Policen und Ansprüche bald haben, Mr. Drummond.«

»Wir bemühen uns, Euer Ehren.«

Ich esse allein zu Mittag in dem vegetarischen Restaurant in der Nähe des Büros. Schwarze Bohnen und Risotto, Kräutertee. Jedesmal, wenn ich hier hereinkomme, fühle ich mich gesünder. Ich esse langsam, stochere in meinen Bohnen herum und starre auf die zweiundneunzig Namen auf der Geschworenenliste. Drummond mit seinen unbegrenzten Ressourcen wird ein Team von Rechercheuren damit beauftragten, diese Leute ausfindig zu machen und ihr Leben zu erforschen. Sie werden heimlich ihre Wagen und ihre Häuser fotografieren, herausfinden, ob sie in irgendwelche Rechtsstreitigkeiten verwickelt waren, sich ihre Kreditunterlagen beschaffen, die Geschichte ihrer Arbeitsverhältnisse zurückverfolgen und nach Schmutz wie eventuellen Scheidungen, Konkursen oder Anklagen wegen irgendwelcher Vergehen wühlen. Sie werden der Öffentlichkeit zugängliche Unterlagen durchstöbern und herausfinden, wieviel diese Leute für ihre Häuser bezahlt haben. Das einzige streng Verbote ist persönlicher Kontakt, entweder direkt oder durch einen Mittelsmann.

Wenn wir dann alle im Gerichtssaal versammelt sind, um die endgültigen zwölf auszuwählen, werden Drummond und Genossen über jeden dieser Leute eine hübsche Akte haben. Diese Akten werden nicht nur von ihm und seinen Mitstreitern begutachtet, sondern außerdem von einem Team von professionellen Juryberatern gründlich analysiert werden. In der Geschichte der amerikanischen Jurisprudenz sind die Juryberater eine relativ neue Spezies. Sie sind gewöhnlich Anwälte, die über eine gewisse Fähigkeit und Erfahrung im Beurteilen der menschlichen Natur verfügen. Viele von ihnen sind gleichzeitig Psychiater oder Psychologen. Sie ziehen durchs

Land und verkaufen ihre exzessiv teuren Fähigkeiten an Anwälte, die sie sich leisten können.

Während des Studiums habe ich eine Geschichte über einen Juryberater gehört, der von Jonathan Lake für ein Honorar von achtzigtausend Dollar angeheuert worden war. Die Geschworenen sprachen ein Urteil über mehrere Millionen Dollar, das Honorar war also nicht mehr als eine Kleinigkeit.

Drummonds Juryberater werden im Gerichtssaal sitzen, wenn wir die Geschworenen auswählen. Sie werden diese nichtsahnenden Leute unauffällig beobachten. Sie werden Gesichter und Körpersprache analysieren, Kleidung und Verhalten und Gott weiß was sonst noch.

Ich dagegen habe Deck, der selbst bereits ein Fall für eine Studie in menschlicher Natur ist. Wir werden Butch und Booker eine Kopie der Liste geben und allen anderen Leuten, denen vielleicht ein oder zwei Namen bekannt sein könnten. Wir werden ein paar Anrufe tätigen, vielleicht ein paar Adressen überprüfen, aber unser Job ist wesentlich härter. Wir werden in erster Linie darauf angewiesen sein, die Leute anhand ihres Auftretens im Gerichtssaal auszuwählen.

Ich gehe jetzt mindestens dreimal pro Woche in das Einkaufszentrum, gewöhnlich um die Abendbrotzeit. Ich habe sogar meinen eigenen Tisch an der Promenade, dicht an dem Geländer oberhalb der Eisbahn, wo ich Hühner-Chow-mein von Wong's esse und den Kindern beim Schlittschuhlaufen zuschau. Von dem Tisch aus kann ich auch den Fußgängerverkehr beobachten, ohne selbst gesehen zu werden. Sie ist nur einmal vorbeigekommen, allein und, wie es aussah, ohne ein bestimmtes Ziel. Ich wünsche mir nichts sehnlicher, als mich neben sie zu schieben, ihre Hand zu nehmen und sie in eine schicke kleine Boutique zu führen, wo wir uns zwischen den Gestellen verstecken und über irgend etwas reden können.

Dies ist das größte Einkaufszentrum im Umkreis von vielen Meilen, und zeitweise ist es ziemlich belebt. Ich beobachte die herumschlendernden Leute und frage mich, ob vielleicht einer von ihnen zu meiner Jury gehören könnte. Wie finde ich zweieundneunzig Leute aus einer Million heraus?

Unmöglich. Ich tue mein Bestes mit dem, was uns zur Verfügung steht. Deck und ich haben aus den von den Geschworenen ausgefüllten Fragebögen knappe Übersichtskarten gemacht, und ich habe ständig eine kleine Kollektion davon bei mir.

Heute abend sitze ich wieder hier an der Promenade, mustere die umherwandernden Leute, dann ziehe ich eine Karte aus meinem Stapel. R. C. Badley lautet der Name in Großbuchstaben. Alter siebenundvierzig, weiß, männlich, Klempner, High-School-Absolvent, wohnt in einem Vorort im Südosten von Memphis. Ich drehe die Karte um, um mich zu vergewissern, daß mein Gedächtnis perfekt funktioniert hat. Es hat. Ich habe das so oft getan, daß mir diese Leute inzwischen beinahe zuwider sind. Ihre Namen hängen an der Wand meines Büros, und ich stehe jeden Tag mindestens eine Stunde davor und betrachte, was ich bereits auswendig gelernt habe. Nächste

Karte: Lionel Barton, Alter vierundzwanzig, schwarz, männlich, Teilzeit-Collegestudent und gleichzeitig Verkäufer in einem Geschäft für Autoteile, lebt in einer Wohnung in Süd-Memphis.

Mein idealer Geschworener ist jung und schwarz mit mindestens High-School-Abschluß. Es ist eine alte Weisheit, daß Schwarze die besseren Geschworenen für die Anklage sind. Sie fühlen mit den Underdogs und mißtrauen dem weißen Amerika der großen Firmen. Wer könnte es ihnen verübeln?

Was Männer kontra Frauen angeht, habe ich gemischte Gefühle. Die konventionelle Weisheit besagt, daß Frauen geiziger mit Geld umgehen, weil sie es sind, die die Knappheit der Familienfinanzen zu spüren bekommen. Bei ihnen ist weniger damit zu rechnen, daß sie sich für eine hohe Geldstrafe aussprechen, weil nichts von dem Geld ihrem persönlichen Scheckbuch zugute kommt. Aber Max Leuberg neigt dazu, in diesem Fall Frauen den Vorzug zu geben, weil sie Mütter sind. Sie werden die Trauer um den Verlust eines Kindes mitfühlen. Sie werden sich mit Dot identifizieren, und wenn ich meinen Job gut mache und sie richtig aufwöhle, dann werden sie versuchen, Great Benefit den Garaus zu machen. Ich glaube, er hat recht.

Also, wenn es nach mir ginge, würde ich zwölf schwarze Frauen auswählen, möglichst alle mit Kindern.

Deck hat natürlich eine andere Theorie. Er hat Angst vor Schwarzen, weil Memphis rassistisch so polarisiert ist. Weißer Ankläger, weißer Verteidiger, alle weiß bis auf den Richter. Weshalb sollten die Schwarzen Anteil nehmen?

Das ist ein perfektes Beispiel dafür, wie falsch es ist, die Geschworenen nach Rasse, Gesellschaftsschicht, Alter, Schulbildung zu klassifizieren. Tatsache ist, daß niemand vorhersagen kann, wie *irgendeiner* von ihnen bei der Beratung der Geschworenen reagieren wird. Ich habe sämtliche in der Fakultätsbibliothek vorhandenen Bücher über die Auswahl von Geschworenen gelesen und bin jetzt genauso unsicher wie vorher.

Es gibt nur einen Typ von Geschworenen, den ich in diesem Fall vermeiden muß: den weißen, männlichen leitenden An-

gestellten. Diese Burschen sind tödlich in Fällen, in denen es um Entschädigungssummen geht. Sie neigen dazu, bei den Beratungen das Kommando zu übernehmen. Sie sind gebildet, tatkräftig und methodisch und halten nicht viel von Prozeßanwälten. Glücklicherweise sind sie gewöhnlich auch viel zu beschäftigt, um Geschworenenpflichten nachzukommen. Ich habe nur fünf auf meiner Liste ausfindig machen können, und ich bin sicher, jeder von ihnen wird ein Dutzend Gründe für seine Entlassung vorbringen. Unter anderen Umständen würde Kipler ihnen die Hölle heiß machen. Aber ich habe den starken Verdacht, daß auch Kipler diese Burschen nicht will. Ich würde mein überwältigendes Nettoeinkommen darauf verwetten, daß Seine Ehren schwarze Gesichter auf den Geschworenenbänken sehen möchte.

Ich bin sicher, daß mir, wenn ich in diesem Geschäft bleibe, eines Tages ein noch schmutzigerer Trick einfallen wird, aber im Augenblick kann ich mir nur schwer einen vorstellen. Ich habe eine Woche darüber nachgedacht und schließlich vor ein paar Tagen mit Deck darüber gesprochen. Er war sofort Feuer und Flamme.

Wenn Drummond und seine Bande mein Telefon abhören wollen, dann sollen sie auch etwas zu hören bekommen. Wir warten bis zum späten Nachmittag. Ich bin im Büro, Deck um die Ecke in einer Telefonzelle. Er ruft mich an. Wir haben dies mehrere Male geprobt, haben sogar einen Text.

»Rudy, Deck hier. Ich habe endlich Dean Goodlow gefunden.«

Goodlow ist weiß, männlich, Alter neununddreißig, College-Absolvent, besitzt eine Teppichreinigung. Er ist eine Null auf unserer Skala, eindeutig ein Geschworener, den wir nicht wollen. Drummond würde ihn mit Freuden nehmen.

»Wo?« frage ich.

»Habe ihn in seinem Büro erwischt. Er war eine Woche nicht in der Stadt. Wirklich ein netter Mann. Wir haben uns gründlich in ihm getäuscht. Er sagt, er kann Versicherungsgesellschaften nicht ausstehen, streitet sich ständig mit ihnen herum; er findet, sie müßten strenger Vorschriften unterworfen

werden. Ich habe ihm einiges über unseren Fall erzählt, und er ist buchstäblich in die Luft gegangen. Er wird einen großartigen Geschworenen abgeben.« Decks Bericht klingt ein bißchen unnatürlich, aber für den Uneingeweihten hört er sich glaubhaft an. Vermutlich liest er den Text ab.

»Was für eine Überraschung«, sage ich laut und deutlich ins Telefon. Ich will, daß Drummond keine Silbe entgeht.

Der Gedanke, daß Anwälte vor dem Auswahlprozeß mit potentiellen Geschworenen reden, ist unvorstellbar. Deck und ich haben uns Sorgen gemacht; unsere Kriegslist könnte so absurd sein, daß Drummond wissen würde, daß wir nur eine Schau abziehen. Aber wer wäre auch auf die Idee gekommen, daß ein Anwalt seinen Gegner mit Hilfe illegaler Abhörgeräte belauschen könnte? Außerdem sind wir zu dem Schluß gekommen, daß Drummond auf unser Spielchen hereinfallen würde, weil ich nur ein dämlicher Anfänger bin und Deck nichts ist als ein bescheidener Hilfsanwalt. Wir wissen es einfach nicht besser.

»War ihm unbehaglich zumute bei dem Gespräch?«

»Ein bißchen. Ich habe ihm erzählt, was ich auch den anderen gesagt habe. Ich bin nur ein Ermittler, kein Anwalt. Und wenn sie niemandem von unserer Unterhaltung erzählen, bekommt auch niemand Ärger.«

»Gut. Und Sie glauben, Goodlow steht auf unserer Seite?«

»Ganz bestimmt. Wir müssen ihn haben.«

Ich raschele neben dem Telefon mit ein paar Papieren. »Wen haben Sie noch auf Ihrer Liste?« frage ich laut.

»Einen Moment.« Ich kann hören, wie Deck gleichfalls mit Papier raschelt. Wir sind ein tolles Team. »Ich habe mit Dermot King, Jan DeCell, Lawrence Perotti, Hilda Hinds und RaTilda Browning gesprochen.«

Mit Ausnahme von RaTilda Browning sind das Weiße, die wir nicht in der Jury haben wollen. Wenn wir ihre Namen genügend einschwärzen, wird Drummond alles tun, um sie auszuschließen.

»Was ist mit Dermot King?« frage ich.

»Solide. Mußte einmal einen Versicherungsvertreter aus dem Haus werfen. Ich würde ihm eine Neun geben.«

»Und mit Perotti?«

»Toller Mann. Konnte einfach nicht glauben, daß eine Versicherungsgesellschaft tatsächlich einen Menschen umbringen kann. Er ist auf unserer Seite.«

»Jan DeCell?«

Weiteres Papierrascheln. »Einen Moment. Eine sehr nette Dame, die nicht viel reden wollte. Ich glaube, sie hatte Angst, es wäre nicht Rechtens oder so etwas. Wir haben uns über Versicherungsgesellschaften unterhalten, und ich habe ihr erzählt, daß Great Benefit vierhundert Millionen schwer ist. Ich glaube, sie wird für uns sein. Habe ihr eine Fünf gegeben.«

Es ist schwer, nicht laut herauszulachen. Ich drücke das Telefon fester ans Ohr.

»Ra Tilda Browning?«

»Radikale Schwarze, für Weiße nutzlos. Sie hat mich aufgefordert, aus ihrem Büro zu verschwinden, arbeitet in einer schwarzen Bank. Sie würde uns keinen roten Heller geben.«

Eine lange Pause, während Deck mit Papieren raschelt. »Wie steht es bei Ihnen?« fragt er.

»Vor ungefähr einer Stunde habe ich Esther Samuelson zu Hause erwischt. Sehr nette Dame, Anfang Sechzig. Wir haben uns ausführlich über Dot unterhalten und darüber, wie grauenvoll es ist, ein Kind zu verlieren. Sie steht auf unserer Seite.«

Esther Samuelsons verstorbener Mann war viele Jahre lang Direktor der Handelskammer. Das hat mir Marvin Shankle erzählt. Ich kann mir die Art von Prozeß nicht vorstellen, den ich mit ihr in der Jury führen möchte. Sie würde alles tun, was Drummond will.

»Dann habe ich Nathan Butts in seinem Büro angetroffen. Er war ein wenig überrascht, als er erfuhr, daß ich einer der an diesem Fall beteiligten Anwälte bin, aber dann hat er sich beruhigt. Er haßt Versicherungsgesellschaften.«

Wenn Drummonds Herz jetzt immer noch schlägt, dann nur noch ganz schwach. Die Vorstellung, daß ich, der Anwalt, und nicht nur mein Ermittler, auf den Busch klopfe und die Fakten des Falls mit potentiellen Geschworenen erörtere, reicht wahrscheinlich aus, um bei ihm eine Arterie platzen zu lassen. Aber inzwischen dürfte ihm klargeworden sein, daß er absolut

nichts dagegen unternehmen kann. Jede Reaktion seinerseits würde die Tatsache offenbaren, daß er meine Telefone abhört. Dafür würde er sofort aus der Anwaltskammer ausgeschlossen werden. Und vermutlich außerdem angeklagt.

Ihm bleibt keine andere Möglichkeit, als den Mund zu halten und zu versuchen, diese Leute, mit deren Namen wir herumwerfen, zu meiden.

»Ich habe noch ein paar auf der Liste«, sage ich. »Lassen Sie uns weitermachen bis gegen zehn, dann treffen wir uns hier.«

»Okay«, sagt Deck erschöpft, jetzt wesentlich besser schauspielernd.

Wir legen auf, und eine Viertelstunde später läutet das Telefon. Eine vage vertraute Stimme sagt: »Rudy Baylor, bitte.«

»Am Apparat.«

»Hier ist Billy Porter. Sie waren heute im Laden.«

Billy Porter ist ein Weißer, trägt bei der Arbeit eine Krawatte und leitet eine Filiale von Western Auto. Auf unserer Skala von eins bis zehn steht er weit unten. Wir wollen ihn nicht.

»Ja, Mr. Porter. Danke für Ihren Anruf.«

In Wirklichkeit ist es Butch. Er hat sich bereit erklärt, uns mit einem kurzen Auftritt zu helfen. Er ist mit Deck zusammen, und die beiden drängen sich vermutlich in der Telefonzelle eng aneinander, um warm zu bleiben. Butch, immer der absolute Profi, war bei Western Auto und hat mit Porter über einen Satz Reifen gesprochen. Jetzt versucht er, Porters Stimme zu imitieren. Sie werden sich nie wiedersehen.

»Was wollen Sie?« fragt Billy / Butch. Wir haben ihm gesagt, er soll mürrisch wirken und dann rasch zur Sache kommen.

»Ja, also, es geht um den Prozeß, Sie wissen schon, den, für den Sie eine Vorladung erhalten haben. Ich bin einer der Anwälte.«

»Ist das hier legal?«

»Natürlich ist es legal, Sie dürfen nur mit niemandem darüber reden. Ich vertrete diese kleine alte Dame, deren Sohn von einer Gesellschaft namens Great Benefit Life Insurance umgebracht wurde.«

»Umgebracht?«

»Ja. Der Junge brauchte eine Operation, aber die Gesell-

schaft hat sich zu Unrecht geweigert, die Behandlung zu bezahlen. Er ist vor ungefähr drei Monaten an Leukämie gestorben. Deshalb haben wir geklagt. Wir brauchen unbedingt Ihre Hilfe, Mr. Porter.«

»Das hört sich ja entsetzlich an.«

»Der schlimmste Fall, der mir je begegnet ist, und ich habe schon eine Menge hinter mir. Und sie sind ganz eindeutig schuldig, Mr. Porter. Sie haben mir bereits zweihunderttausend Dollar als Vergleich angeboten, aber wir verlangen wesentlich mehr. Wir verlangen eine hohe Geldstrafe, und wir brauchen Ihre Hilfe.«

»Werde ich ausgewählt werden? Ich kann hier einfach nicht weg.«

»Wir wählen zwölf von ungefähr siebzig aus, mehr kann ich Ihnen nicht sagen. Bitte, versuchen Sie, uns zu helfen.«

»Okay. Ich werde tun, was ich kann. Aber ich möchte nicht als Geschworener auftreten, das verstehen Sie doch.«

»Ja, Sir. Vielen Dank.«

Deck kommt ins Büro, wo wir ein Sandwich essen. Im Laufe des Abends verschwindet er noch zweimal und ruft mich an. Wir werfen mit weiteren Namen um uns, denen von Leuten, mit denen wir vorgeblich gesprochen haben und die jetzt alle überaus begierig darauf sind, Great Benefit für seine Missetaten zu bestrafen. Wir erwecken den Eindruck, als wären wir beide unterwegs, klopften an Türen, baten um Unterstützung, verletzten genügend ethische Kanons, um mich auf Lebenszeit aus der Anwaltskammer auszuschließen. Und diese entsetzliche Niedertracht findet am Abend vor dem Tage statt, an dem sich die Geschworenen versammeln, um befragt zu werden!

Es ist uns gelungen, auf ungefähr ein Drittel von den gut sechzig Leuten, die an der nächsten Runde teilnehmen und zur Befragung erscheinen werden, schwere Zweifel zu werfen. Und wir haben uns ganz bewußt diejenigen ausgesucht, vor denen wir uns am meisten fürchten.

Ich wette, Leo Drummond wird heute nacht kein Auge zutun.

Die ersten Eindrücke sind entscheidend. Die Geschworenen treffen zwischen acht Uhr dreißig und neun Uhr ein. Sie schieben sich nervös durch die hölzerne Doppeltür, dann kommen sie den Gang entlang und betrachten, fast glotzend, ihre Umgebung. Für viele ist es der erste Besuch in einem Gerichtssaal. Dot und ich sitzen zusammen und allein am Ende unseres Tisches, mit dem Gesicht zu den Reihen von gepolsterten Bänken, die sich jetzt mit Geschworenen füllen. Unsere Rücken sind dem Richtertisch zugewandt. Auf unserem Tisch liegt ein Notizblock, sonst nichts. Deck hat sich auf einem Stuhl in der Nähe der Geschworenenbänke niedergelassen, ein ganzes Stück von uns entfernt. Dot und ich flüstern miteinander und versuchen zu lächeln. Ich habe ein ganz flaues Gefühl im Magen.

Der Tisch der Verteidigung jenseits des Ganges bietet ein absolut gegensätzliches Bild. Er ist von fünf Männern in schwarzen Anzügen und mit finsternen Mienen umgeben, die alle über den Stapeln von Papieren brüten, mit denen der ganze Tisch bedeckt ist.

Hier findet ganz offensichtlich ein Kampf David gegen Goliath statt, und er beginnt jetzt. Das erste, was die Geschworenen sehen, ist, daß ich meinem Gegner zahlen- und waffenmäßig und offensichtlich auch finanziell unterlegen bin. Meine arme kleine Mandantin ist schwach und gebrechlich. Diese reichen Typen da drüben sind wir nicht gewachsen.

Jetzt, da die Beweisaufnahme abgeschlossen ist, kommt mir der Gedanke, wie unnötig es war, daß in diesem Fall fünf Anwälte zur Verteidigung aufgeboten wurden. Fünf sehr gute Anwälte. Ich wundere mich, daß Drummond nicht begreift, wie bedrohlich das auf die Geschworenen wirken muß. Sein Mandant muß irgendeine Schuld auf sich geladen haben. Weshalb würden sie sonst fünf Anwälte gegen einen einzigen einsetzen?

Heute morgen haben sie sich geweigert, mit mir zu sprechen. Wir haben Abstand gehalten, aber ihre verächtlichen Blicke haben mir verraten, daß sie empört sind über meine direkten Kontakte mit den Geschworenen. Sie sind schockiert und empört, und sie wissen nicht, was sie dagegen unternehmen können. Abgesehen vom Bestehlen eines Mandanten ist das Kontaktieren von möglichen Geschworenen das schwerste Verbrechen, das ein Anwalt begehen kann. Es ist genauso schwerwiegend wie das illegale Anbringen von Wanzen in den Telefonen des Gegners. Sie sehen richtig blöd aus, wie sie versuchen, sich entrüstet zu geben.

Der Gerichtsdienner treibt die Leute an einer Seite zusammen und fordert sie dann auf, in beliebiger Ordnung auf der anderen Seite, vor uns, Platz zu nehmen. Von der Liste von zwei- und neunzig Personen sind einundsechzig erschienen. Einige waren unauffindbar. Zwei waren gestorben. Eine Handvoll behauptete, krank zu sein. Ein paar andere hat Kipler aus verschiedenen persönlichen Gründen entlassen. Als der Gerichtsdienner die Namen aufruft, mache ich mir Notizen. Mir ist, als kenne ich diese Leute seit Monaten. Nummer sechs ist Billy Porter, der Geschäftsführer von Western Auto, der mich angeblich gestern abend angerufen hat. Es dürfte interessant sein zu erleben, was Drummond mit ihm macht.

Jack Underhall und Kermit Aldy vertreten Great Benefit. Sie sitzen hinter Drummond und seinem Team. Das sind sieben dunkle Anzüge, sieben todernste und einschüchternde Gesichter, die die Geschworenen mustern. Nur Mut, Leute! Ich behalte eine freundliche Miene bei.

Kipler betritt den Saal, und alle erheben sich. Das Gericht tagt. Er begrüßt die Geschworenen und hält eine kurze und eindringliche Rede über das Geschworenenamt und Bürgerpflichten. Ein paar Hände heben sich, als er fragt, ob es begründete Entschuldigungen gibt. Er lässt sie einzeln zum Richtertisch kommen, wo sie mit gedämpfter Stimme ihre Gründe vortragen. Vier der fünf leitenden Angestellten von meiner schwarzen Liste flüstern mit dem Richter. Er entläßt sie, was mich keineswegs überrascht.

Das dauert einige Zeit, aber es verschafft uns Gelegenheit,

die Leute zu mustern. So, wie sie dasitzen, werden wir wahrscheinlich nicht über die ersten drei Reihen hinauskommen. Das sind sechsunddreißig. Wir brauchen nur zwölf, plus zwei Stellvertreter.

Auf den Bänken unmittelbar hinter dem Tisch der Verteidigung entdecke ich zwei gut gekleidete Fremde. Juryberater, vermute ich. Sie beobachten jede Bewegung dieser Leute. Wie hat sich unsere kleine Kriegslist auf ihre tiefschürfenden psychologischen Analysen ausgewirkt? Ha, ha, ha. Ich wette, sie hatten es noch nie mit ein paar armen Irren zu tun, die am Vorabend herumlaufen und mit den potentiellen Geschworenen reden.

Seine Ehren entläßt noch sieben weitere, es bleiben also noch fünfzig. Dann liefert er eine kurze Zusammenfassung des Falls und stellt die Parteien und die Anwälte vor. Buddy ist nicht im Gerichtssaal. Buddy sitzt in seinem Fairlane.

Dann fängt Kipler mit der ernsthaften Befragung an. Er fordert die Geschworenen auf, die Hand zu heben, wenn sie irgend etwas zu sagen haben. Kennt jemand von Ihnen eine der Parteien, einen der Anwälte, einen der Zeugen? Hat einer von Ihnen eine von Great Benefit ausgestellte Police? Ist einer von Ihnen in ein Gerichtsverfahren verwickelt? Hat einer von Ihnen jemals eine Versicherungsgesellschaft verklagt?

Es gibt ein paar Reaktionen. Sie heben die Hand, dann stehen sie auf und reden mit Seinen Ehren. Sie sind nervös, aber nachdem ein paar vorangegangen sind, ist das Eis gebrochen. Jemand macht eine scherzhafte Bemerkung, und alle entspannen sich ein wenig. Zeitweise, und für sehr kurze Momente, rede ich mir ein, daß ich hierher gehöre. Ich kann das tun. Ich bin Anwalt. Natürlich habe ich bisher noch nicht den Mund aufgemacht.

Kipler hat mir eine Liste seiner Fragen gegeben, und er wird nach allem fragen, was ich wissen möchte. Dagegen ist nichts einzuwenden. Er hat Drummond dieselbe Liste gegeben.

Ich mache mir Notizen, beobachte die Leute, höre mir genau an, was gesagt wird. Deck tut dasselbe. Es ist grausam, aber ich bin beinahe froh, daß die Geschworenen nicht wissen, daß er zu mir gehört.

Die Zeit schleppt sich dahin, während Kipler sich durch seine Fragen wühlt. Nach fast zwei Stunden ist er fertig. Das flaue Gefühl kehrt in meinen Magen zurück. Für Rudy Baylor ist die Zeit gekommen, seine ersten Worte in einem richtigen Prozeß zu sprechen. Es wird ein kurzer Auftritt werden.

Ich stehe auf, trete vor die Geschworenen, bedenke sie mit einem freundlichen Lächeln und spreche die Worte, die ich tausendmal geprobt habe. »Guten Morgen. Mein Name ist Rudy Baylor, und ich vertrete die Blacks.« So weit, so gut. Nach zwei Stunden des Behämmerns vom Richtertisch aus sind sie reif für etwas anderes. Ich schaue sie freundlich, aufrichtig an. »Also, Richter Kipler hat Ihnen eine Menge Fragen gestellt, und die sind sehr wichtig. Er hat Sie nach allem gefragt, was ich wissen wollte, also will ich keine Zeit vergeuden. Ich habe nur eine einzige Frage. Fällt einem von Ihnen irgendein Grund ein, weshalb er nicht in dieser Jury sitzen und diesen Fall hören sollte?«

Es ist keine Reaktion zu erwarten, und es kommt auch keine. Sie haben mich seit mehr als zwei Stunden angesehen, und ich will nur hallo sagen, sie mit einem freundlichen Lächeln bedenken und mich ganz kurz fassen. Im Leben gibt es nur wenige Dinge, die schlimmer sind als ein langatmiger Anwalt. Außerdem habe ich das Gefühl, daß Drummond über sie herfallen wird.

»Ich danke Ihnen«, sage ich mit einem Lächeln, dann drehe ich mich zum Richtertisch um und sage laut: »Die Damen und Herren scheinen in Ordnung zu sein, Euer Ehren.« Ich kehre auf meinen Platz zurück, und während ich mich setze, klopfe ich Dot auf die Schulter.

Drummond ist bereits auf den Beinen. Er versucht, gelassen und leutselig zu erscheinen. Aber der Mann brennt innerlich. Er stellt sich vor und fängt dann an, über seinen Mandanten zu reden und die Tatsache, daß Great Benefit eine große Firma ist mit einer gesunden Bilanz. Dafür darf sie nicht bestraft werden, verstehen Sie? Wird das einen von Ihnen beeinflussen? Er hält praktisch ein Plädoyer, was nicht zulässig ist. Aber er hält sich eng genug an die Vorschriften, um nicht verwirrt zu werden. Ich weiß nicht recht, ob ich Einspruch erheben sollte. Ich

habe mir geschworen, das nur zu tun, wenn ich sicher bin, im Recht zu sein. Diese Art der Befragung ist sehr effektiv. Seine geschmeidige Stimme bittet um Vertrauen. Sein angegrautes Haar suggeriert Weisheit und Erfahrung.

Er stellt noch ein paar weitere Fragen, ohne eine einzige Reaktion. Er legt Samen aus. Dann kommt das dicke Ende.

»Also, was ich Sie jetzt fragen möchte, ist die allerwichtigste Frage des Tages«, sagt er ernst. »Bitte hören Sie mir aufmerksam zu. Sie ist von ausschlaggebender Bedeutung.« Eine lange, dramatische Pause. »Ist einer von Ihnen auf diesen Fall hin angesprochen worden?«

Im Gerichtssaal herrscht absolute Stille, während seine Worte in der Luft hängen und sich dann langsam niedersenken. Es ist mehr eine Anschuldigung als eine Frage. Ich werfe einen Blick zu ihrem Tisch. Hill und Plunk funkeln mich an. Morehouse und Grone beobachten die Geschworenen.

Drummond ist ein paar Sekunden lang starr, bereit, sich auf die erste Person zu stürzen, die tapfer genug ist, eine Hand zu heben und zu sagen: »Ja! Der Anwalt der Anklage hat mich gestern abend aufgesucht!« Drummond weiß, daß es kommen muß, er weiß es einfach. Er wird die Wahrheit herausholen, mich und meinen korrupten Hilfsanwaltpartner bloßstellen, beantragen, daß ich gemaßregelt, bestraft und schließlich aus der Anwaltskammer ausgeschlossen werde. Der Fall wird auf Jahre hinaus vertagt werden. Es muß so kommen!

Aber seine Schultern sacken langsam herunter. Die Luft strömt lautlos aus seinen Lungen. Ein Haufen Lügenbolde!

»Dies ist überaus wichtig«, sagt er. »Wir müssen es wissen.« Seine Stimme steckt voller Mißtrauen.

Nichts. Nirgendwo eine Bewegung. Aber sie mustern ihn eingehend, und er flößt ihnen eine Menge Unbehagen ein. Mach so weiter, großer Junge.

»Lassen Sie es mich anders formulieren«, sagt er, sehr kalt. »Hat sich irgend jemand von Ihnen gestern mit Mr. Baylor hier oder mit Mr. Deck Shifflet da drüben unterhalten?«

Ich springe auf. »Einspruch, Euer Ehren! Das ist absurd!« Kippler ist nahe daran, über den Richtertisch zu springen.

»Stattgegeben! Was soll das, Mr. Drummond?« brüllt Kipler direkt in sein Mikrofon, und die Wände wackeln.

Drummond wendet sich zum Richtertisch. »Euer Ehren, wir haben Grund zu der Annahme, daß mit diesen Leuten geredet worden ist.«

»Ja, und er beschuldigt mich«, sage ich wütend.

»Ich verstehe nicht, wie Sie darauf kommen, Mr. Drummond«, sagt Kipler.

»Vielleicht sollten wir das in Ihrem Zimmer erörtern«, sagt Drummond und funkelt mich an.

»Eine kurze Pause«, sagt Kipler zu seinem Gerichtsdiener.

Drummond und ich sitzen Seinen Ehren an seinem Schreibtisch gegenüber. Die anderen vier Trent & Brents stehen hinter uns. Kipler ist ausgesprochen bestürzt. »Ich hoffe, Sie haben gute Gründe«, sagt er zu Drummond.

»Diese Leute sind manipuliert worden«, sagt Drummond.

»Woher wissen Sie das?«

»Das kann ich nicht sagen. Aber ich weiß es.«

»Spielen Sie keine Spielchen mit mir, Leo. Ich will Beweise.«

»Ich kann es Ihnen nicht sagen, Euer Ehren, nicht ohne vertrauliche Informationen preiszugeben.«

»Unsinn! Reden Sie.«

»Es ist wahr, Euer Ehren.«

»Beschuldigen Sie mich?« frage ich.

»Ja.«

»Sie haben den Verstand verloren.«

»Ihr Verhalten ist ziemlich bizarr, Leo«, sagt Seine Ehren.

»Ich glaube, ich kann es beweisen«, sagt er selbstgefällig.

»Wie?«

»Lassen Sie mich mit der Befragung der Leute weitermachen. Die Wahrheit wird ans Licht kommen.«

»Bis jetzt hat sich niemand geäußert.«

»Ich habe ja auch kaum angefangen.«

Kipler denkt einen Moment darüber nach. Wenn dieser Prozeß vorüber ist, werde ich ihm die Wahrheit sagen.

»Ich würde gern bestimmte Geschworene direkt anspre-

chen«, sagt Drummond. Das ist eigentlich nicht üblich, aber es liegt im Ermessen des Richters.

»Was halten Sie davon, Rudy?«

»Keine Einwände.« In Wirklichkeit kann ich es kaum abwarten, daß Drummond damit anfängt, sich die Leute vorzuknöpfen, die wir angeblich beeinflußt haben. »Ich habe nichts zu verbergen.« Zwei der Typen hinter mir husten beziehungs- voll.

»Also gut. Es ist Ihr Grab, das Sie da graben, Leo. Aber halten Sie sich an die Regeln.«

»Was haben Sie da drin gemacht?« fragt Dot, als ich an den Tisch zurückkehre.

»Nur Anwaltskram«, flüstere ich. Drummond steht vor den Geschworenen, die ihn extrem mißtrauisch ansehen.

»Also, ich sagte es bereits. Es ist überaus wichtig, daß Sie es uns sagen, falls jemand Sie aufgesucht und mit Ihnen über diesen Fall gesprochen hat. Bitte heben Sie die Hand, wenn das geschehen ist.« Er hört sich an wie ein Lehrer von Erstklässlern.

Nirgends eine Hand.

»Es ist eine überaus schwerwiegende Sache, wenn mit einem Geschworenen von einer der an einem Fall beteiligten Parteien direkt oder indirekt Kontakt aufgenommen wird. Es könnte sogar sehr ernste Folgen haben sowohl für die Person, die mit einem Geschworenen gesprochen hat, als auch für den Geschworenen selbst, wenn er es unterläßt, das zu melden.« Das hat einen drohenden Unterton.

Keine Hände. Keine Bewegung. Nichts als eine Gruppe von Leuten, die jetzt schnell wütend werden.

Er verlagert sein Gewicht von einem Fuß auf den anderen, reibt sich das Kinn und wendet sich direkt an Billy Porter.

»Mr. Porter«, sagt er mit tiefer Stimme, und Billy fühlt sich getroffen. Er richtet sich auf, nickt. Sein Gesicht läuft rot an.

»Mr. Porter, ich möchte Ihnen eine direkte Frage stellen, und ich erwarte eine ehrliche Antwort.«

»Wenn Sie eine ehrliche Frage stellen, bekommen Sie auch eine ehrliche Antwort«, sagt Porter wütend. Das ist ein Mann

mit einer kurzen Lunte. An Drummonds Stelle würde ich ihn in Ruhe lassen.

Drummond verhält einen Moment, dann stürmt er vor. »Ja, also, Mr. Porter, haben Sie gestern abend am Telefon mit Mr. Rudy Baylor gesprochen oder nicht?«

Ich stehe auf, breite die Arme aus, schaue Drummond an, als wäre ich völlig unschuldig und er hätte den Verstand verloren, sage aber nichts.

»Natürlich nicht«, sagt Porter, und sein Gesicht wird noch röter.

Drummond lehnt sich an die Schranke und umklammert die dicke Mahagonistange mit beiden Händen. Er starrt Billy Porter an, der in der vordersten Reihe sitzt, kaum einen Meter von ihm entfernt.

»Sind Sie sicher, Mr. Porter?« fragt er.

»Ich bin verdammt sicher, Mann!«

»Ich glaube, Sie haben es doch getan«, sagt Drummond, der sich jetzt nicht mehr unter Kontrolle hat. Damit ist er zu weit gegangen. Bevor ich Einspruch erheben und bevor Kipler ihn zur Ordnung rufen kann, springt Mr. Billy Porter auf und stürzt sich auf den großen Leo F. Drummond.

»Wagen Sie es nicht, mich einen Lügner zu nennen, Sie Dreckskerl!« brüllt Porter und packt Drummond bei der Kehle. Drummond fällt über die Schranke, seine eleganten Slipper fliegen durch die Luft. Frauen kreischen. Geschworene springen von ihren Sitzen auf. Porter sitzt über Drummond, der zappelt und sich windet und tritt und versucht, einen oder zwei Hiebe anzubringen.

T. Pierce Morehouse und M. Alec Plunk Junior springen auf und treffen als erste auf dem Schlachtfeld ein. Die anderen folgen. Der Gerichtsdienner eilt herbei. Zwei der Geschworenen versuchen, die Kämpfenden auseinanderzubringen.

Ich bleibe sitzen und genieße die Prügelei. Kipler erreicht die Schranke ungefähr zu dem Zeitpunkt, als Porter zurückgezogen wird und Drummond wieder hochkommt und die Kombattanten sicher voneinander getrennt worden sind. Ein Slipper wird unter der zweiten Reihe gefunden und Leo zurückgegeben, der seinen Anzug abklopft und dabei ein wach-

sames Auge auf Porter hat. Porter wird festgehalten und beruhigt sich rasch wieder.

Die Juryberater sind schockiert. Ihre Computermodelle sind im Eimer, ihre ausgeklügelten Theorien keinen Pfifferling mehr wert. Zu diesem Zeitpunkt sind sie völlig nutzlos.

Nach einer kurzen Unterbrechung stellt Drummond den formellen Antrag, alle Geladenen zu entlassen. Kipler lehnt ab.

Mr. Billy Porter wird von der Geschworenenpflicht entbunden und verläßt schnaubend den Saal. Ich glaube, er wollte Drummond noch ein bißchen mehr verpassen. Hoffentlich wartet er draußen, um sein Werk zu vollenden.

Den frühen Nachmittag verbringen wir mit dem mühsamen Prozeß der Auswahl der Geschworenen. Drummond und Ge- nossen meiden entschlossen all die Leute, die Deck und ich am Vorabend am Telefon erwähnt haben. Sie sind überzeugt, daß wir uns an diese Leute herangemacht und sie irgendwie überredet haben, nichts davon verlauten zu lassen. Sie sind so wütend, daß sie mich nicht ansehen.

Das Resultat ist aus meiner Sicht eine Traumjury. Sechs schwarze Frauen, alle Mütter. Zwei schwarze Männer, einer ein College-Absolvent, der andere ein invalider ehemaliger Lastwagenfahrer. Drei weiße Männer, von denen zwei der Gewerkschaft angehören. Der dritte wohnt nur vier Querstraßen von den Blacks entfernt. Eine weiße Frau, Gattin eines namhaften Grundstücksmaklers. Ich konnte sie nicht vermeiden, aber ich mache mir ihretwegen keine Sorgen. Für einen Urteilsspruch sind nur neun der zwölf Geschworenen erforderlich.

Um vier Uhr nachmittags weist Kipler ihnen ihre Plätze an und vereidigt sie. Er weist sie darauf hin, daß der Prozeß in einer Woche beginnt und daß sie mit niemandem über den Fall sprechen dürfen. Dann tut er etwas, das mir zuerst einen Mordsschrecken einjagt, das ich bei weiterem Nachdenken jedoch für eine großartige Idee halte. Er fragt beide Anwälte, mich und Drummond, ob wir ein paar Bemerkungen an die Geschworenen richten würden, außerhalb des Protokolls und

ganz informell. Einfach ein bißchen was über unseren Fall erzählen. Nichts Ausgeklügeltes.

Ich natürlich habe nicht damit gerechnet, vor allem deshalb, weil es so etwas noch nie gegeben hat. Trotzdem schüttele ich meine Nervosität ab und trete vor die Geschworenen. Ich erzähle ihnen einiges über Donny Ray, über die Police und darüber, weshalb wir glauben, daß Great Benefit ein Unrecht begangen hat. Nach fünf Minuten bin ich fertig.

Drummond tritt vor die Geschworenen, und selbst ein Blinder könnte das Mißtrauen spüren, daß er in ihnen gesät hat. Er entschuldigt sich für den Zwischenfall, gibt aber unklugerweise Porter den größten Teil der Schuld. Was für ein selbstgefälliger Mensch. Er liefert seine Version der Fakten, sagt, Donny Rays Tod täte ihm sehr leid, aber zu behaupten, sein Mandant wäre daran schuld, wäre einfach lächerlich.

Ich beobachte sein Team und die Leute von Great Benefit, und sie sehen alles andere als erfreut aus. Die Fakten sprechen gegen sie. Sie haben eine Klägerjury. Der Richter ist ihnen feindlich gesinnt. Und ihr Star hat nicht nur jede Glaubwürdigkeit bei den Geschworenen verloren, sondern außerdem noch Prügel bezogen.

Kipler entläßt uns, und die Geschworenen gehen nach Hause.

Sechs Tage nach der Auswahl der Geschworenen und vier Tage vor Prozeßbeginn nimmt Deck im Büro den Anruf eines Anwalts in Cleveland entgegen, der mit mir sprechen möchte. Ich bin sofort argwöhnisch, weil ich keinen einzigen Anwalt in Cleveland kenne, und ich rede mit dem Mann gerade so lange, bis er seinen Namen genannt hat. Das dauert ungefähr zehn Sekunden, dann lege ich mitten in einem seiner Sätze auf und tue so, als wäre das Gespräch irgendwie unterbrochen worden. Das kommt in letzter Zeit dauernd vor, erkläre ich Deck so laut, daß es im Hörer deutlich zu verstehen ist. Dann nehmen wir die Hörer aller drei Bürotelefone ab, und ich laufe auf die Straße hinunter zu meinem Volvo. Butch hat mein Autotelefon überprüft, und es scheint frei von Wanzen zu sein. Ich lasse mir von der Auskunft die Nummer des Anwalts in Cleveland geben, dann rufe ich ihn an.

Der Anruf erweist sich als überaus wichtig.

Er heißt Peter Corsa. Seine Spezialität ist Arbeitsrecht und jede Art der Diskriminierung von Angestellten, und er vertritt eine junge Frau namens Jackie Lemancyzk. Sie hat den Weg in seine Kanzlei gefunden, nachdem sie von Great Benefit aus völlig unerfindlichen Gründen entlassen worden war, und jetzt haben sie gemeinsam vor, wegen einer Vielzahl von Mißständen Schadenersatz zu verlangen. Im Gegensatz zu dem, was mir erzählt wurde, hat Ms. Lemancyzk Cleveland nicht verlassen. Sie ist in eine andere Wohnung mit einem nicht eingetragenen Telefon umgezogen.

Ich informiere Corsa, daß wir ein Dutzend Anrufe in Cleveland und Umgebung gemacht, aber keine Spur von Jackie Lemancyzk gefunden haben. Und daß einer der großen Bosse, Richard Pellrod, behauptet hat, sie wäre in ihren Heimatort zurückgekehrt.

Stimmt nicht, sagt Corsa. Sie hat sich zwar versteckt, Cleveland aber nie verlassen.

Was nun kommt, ist eine wunderbar saftige Geschichte, und Corsa läßt kein Detail aus.

Seine Mandantin hatte sexuelle Beziehungen zu mehreren ihrer Bosse bei Great Benefit. Er versichert mir, daß sie sehr gut aussieht. Ihre Beförderung und ihr Gehalt hingen davon ab, ob sie sich bereit erklärte, mit bestimmten Leuten ins Bett zu gehen. Eine Zeitlang war sie leitende Schadenssachbearbeiterin, die einzige Frau, die diese Position je erlangt hatte, verlor diesen Posten aber wieder, als sie eine Affäre mit Everett Lufkin, dem Vizepräsidenten der Schadensabteilung, beendete, der offenbar ein widerlicher Typ ist mit einer Vorliebe für abartige Sexpraktiken.

Ich pflichte ihm bei, daß der Mann ein widerlicher Typ ist. Ich habe ihn vier Stunden lang vernommen, und ich werde ihn mir nächste Woche im Zeugenstand vorknöpfen.

Sie werden Great Benefit wegen sexueller Belästigung und anderer strafbarer Handlungen verklagen, aber sie weiß auch über eine Menge schmutziger Wäsche in der Schadensabteilung Bescheid. Sie hat schließlich mit dem Vizepräsidenten der Schadensabteilung geschlafen. Es wird eine Menge Prozesse geben, prophezeit er.

Schließlich stelle ich die große Frage. »Wird sie kommen und aussagen?«

Er weiß es nicht. Vielleicht. Aber sie hat Angst. Das sind niederträchtige Leute mit einer Menge Geld. Im Augenblick macht sie eine Therapie, sie ist sehr labil.

Er erklärt sich einverstanden, daß ich mich am Telefon mit ihr unterhalte, und wir verabreden ein Gespräch am späten Abend am Apparat in meiner Wohnung. Ich erkläre ihm, daß es nicht ratsam ist, mich in meinem Büro anzurufen.

Es ist unmöglich, an etwas anderes zu denken als an den Prozeß. Wenn Deck nicht da ist, wandere ich in meinem Büro herum, führe Selbstgespräche, erkläre den Geschworenen, wie wahrhaft niederträchtig Great Benefit ist, nehme ihre Leute ins Kreuzverhör, verhöre behutsam Dot und Ron und Dr. Kord, trage den Geschworenen ein ziemlich hinreißendes Schlußplädoyer vor. Es fällt mir immer noch schwer, die Geschwore-

nen um eine Geldstrafe von zehn Millionen Dollar zu bitten und dabei keine Miene zu verziehen. Wenn ich fünfzig Jahre alt wäre, Hunderte von Fällen verhandelt hätte und wüßte, was zum Teufel ich tue, dann hätte ich vielleicht das Recht, eine Jury um zehn Millionen zu bitten. Aber bei einem Anfänger, der erst vor neun Monaten sein Studium beendet hat, muß es absurd klingen.

Aber ich bitte sie trotzdem. Ich tue es in meiner Kanzlei, in meinem Wagen und vor allem in meiner Wohnung, oft um zwei Uhr nachts, wenn ich nicht schlafen kann. Ich rede mit diesen zwölf Gesichtern, denen ich jetzt Namen geben kann, diesen wunderbar fairen Leuten, die mir zuhören und nicken und es nicht abwarten können, in den Gerichtssaal zurückzukehren und Recht zu sprechen.

Ich bin im Begriff, auf Gold zu stoßen, Great Benefit in einer öffentlichen Gerichtsverhandlung zu vernichten, und ich bemühe mich ununterbrochen, diese Gedanken unter Kontrolle zu halten. Das ist verdammt schwer. Die Fakten, die Jury, der Richter, die besorgten Anwälte auf der anderen Seite. Das macht zusammen eine Menge Geld.

Irgend etwas muß einfach schiefgehen.

Ich unterhalte mich eine Stunde lang mit Jackie Lemancyzk. Manchmal hört sie sich kräftig und eindringlich an, dann wieder kann sie kaum klar denken. Sie hat mit keinem dieser Männer schlafen wollen, sagt sie immer wieder, aber es war die einzige Möglichkeit, voranzukommen. Sie ist geschieden und hat zwei Kinder.

Sie erklärt sich bereit, nach Memphis zu kommen. Ich biete ihr an, ihr den Flug und die anderen Unkosten zu bezahlen, und es gelingt mir, dieses Angebot so klingen zu lassen, als verfügte unsere Kanzlei über unbegrenzte Mittel. Sie verlangt von mir das Versprechen, daß es, falls sie aussagt, für Great Benefit eine absolute Überraschung sein muß.

Sie hat eine Heidenangst vor diesen Leuten. Ich denke, es wäre eine großartige Überraschung.

Das Wochenende vorbringen wir im Büro, mit nur ein paar

Stunden Schlaf in unseren jeweiligen Wohnungen, dann kehren wir wie verlorene Schafe ins Büro zurück und arbeiten weiter.

Meine seltenen Momente der Entspannung verdanke ich Tyrone Kipler. Ich habe ihm insgeheim tausendmal dafür gedankt, daß wir die Geschworenen eine Woche vor dem Prozeß auswählen durften und daß er mir gestattet hat, außerhalb des Protokolls ein paar Worte an sie zu richten. Vorher war die Jury ein großer Teil des Unbekannten, ein Element, vor dem ich ungeheure Angst hatte. Jetzt kenne ich ihre Namen und ihre Gesichter, und ich habe mich mit den Leuten ohne Zuhilfenahme schriftlicher Notizen unterhalten. Sie mögen mich. Und sie verabscheuen meine Gegner.

Trotz all meiner Unerfahrenheit bin ich fest davon überzeugt, daß Richter Kipler mich vor mir selbst retten wird.

Am Sonntag gegen Mitternacht sagen Deck und ich uns gute Nacht. Als ich das Büro verlasse, schneit es leicht. Leichter Schneefall bedeutet in Memphis in der Regel, daß die Schule eine Woche lang ausfällt und alle Regierungsbehörden geschlossen sind. Die Stadt hat nie einen Schneepflug angekauft.

Ein Teil von mir wünscht sich einen Schneesturm, damit der morgige Tag verschoben wird. Ein anderer Teil will es endlich hinter sich bringen.

Bis ich bei meiner Wohnung angekommen bin, hat es aufgehört zu schneien. Ich trinke zwei warme Dosen Bier und bete um Schlaf.

»Irgendwelche Präliminarien?« fragt Kipler eine angespannte Gruppe in seinem Büro. Ich sitze neben Drummond, und wir schauen beide über den Schreibtisch hinweg Seine Ehren an. Meine Augen sind rot von einer nahezu schlaflosen Nacht, mein Kopf schmerzt, und mein Gehirn denkt an zwanzig Dinge gleichzeitig.

Ich bin überrascht, wie müde Drummond aussieht. Für einen Mann, der sein Leben in Gerichtssälen verbringt, sieht er ungewöhnlich mitgenommen aus. Gut. Ich hoffe, er hat ebenfalls das Wochenende durchgearbeitet.

»Mir fällt nichts ein«, sage ich. Keine Überraschung. Ich tra-ge nur selten etwas zu diesen kleinen Zusammenkünften bei.

Drummond schüttelt den Kopf. Nein.

»Ist es möglich, die Kosten einer Knochenmarkstransplan-tation festzulegen?« fragt Kipler. »Wenn ja, könnten wir auf Gaskin als Zeugen verzichten. Soweit ich informiert bin, be-tragen sie ungefähr hundertfünfundsiebzigtausend Dollar.«

»Einverstanden«, sage ich.

Anwälte der Verteidigung verdienen mehr, wenn die Fest-legung niedriger ist, aber Drummond hat hier nichts zu ge-winnen. »Klingt vernünftig«, sagt er gleichgültig.

»Ist das ein Ja?« fragt Kipler ungehalten nach.

»Ja.«

»Danke. Und nun zu den anderen Kosten. Die dürften so etwa bei fünfundzwanzigtausend liegen. Können wir uns dar-auf einigen, daß sich der vom Kläger geforderte Schadenersatz auf zweihunderttausend Dollar beläßt? Können wir das?« Er funkelt Drummond regelrecht an.

»Einverstanden«, sage ich, und ich bin sicher, daß Drum-mond das ganz und gar nicht gefällt.

»Ja«, sagt Drummond.

Kipler notiert sich etwas auf seinem Block. »Danke. Sonst noch etwas, bevor wir anfangen? Was ist mit der Möglichkeit eines Vergleichs?«

»Euer Ehren«, sage ich entschlossen. Das ist gut geplant. »Namens meiner Mandanten möchte ich das Angebot ma-chen, daß wir einem Vergleich über eine Summe von eins Komma zwei Millionen Dollar zustimmen würden.«

Anwälte der Verteidigung sind darauf trainiert, angesichts jedes Vergleichsvorschlags von einem Vertreter der Anklage Schock und Fassungslosigkeit zum Ausdruck zu bringen, und sie reagieren auf mein Angebot mit dem erwarteten Kopf-schütteln und Räuspern und sogar einem leisen Kichern von jemandem hinter mir, wo sich die Hilfstruppen zusam-mendrängen.

»Das könnte Ihnen so passen«, sagt Drummond bissig. Ich habe den Eindruck, daß Drummond ziemlich kaputt ist. Als dieser Fall anfing, war er ganz der Gentleman, ein sehr ver-

bindlicher Profi sowohl im Gerichtssaal als auch außerhalb. Jetzt benimmt er sich wie ein schmollender Teenager.

»Kein Gegenangebot, Mr. Drummond?« fragt Kipler.

»Unser Angebot steht bei zweihunderttausend.«

»Also gut, dann können wir anfangen. Jede Seite bekommt fünfzehn Minuten für ihr Eröffnungspläoyer, aber natürlich brauchen Sie nicht die ganze Zeit in Anspruch zu nehmen.«

Ich habe mein Eröffnungspläoyer schon ein dutzendmal gehalten – es dauert genau sechseinhalb Minuten. Die Geschworenen werden hereingeführt, von Seinen Ehren begrüßt, sie erhalten ein paar Instruktionen, dann werden sie mir überlassen.

Wenn ich so etwas sehr oft tue, werde ich vielleicht eines Tages ein gewisses Talent für Dramatik entwickeln. Aber das muß warten. Im Augenblick will ich es einfach hinter mich bringen. Ich halte einen Notizblock in der Hand, werfe ein- oder zweimal einen Blick darauf, und erzähle den Geschworenen von meinem Fall. Ich stehe neben dem Podium und sehe in meinem neuen grauen Anzug hoffentlich halbwegs anwaltsmäßig aus. Die Tatsachen sprechen so sehr zu meinen Gunsten, daß ich sie nicht breittreten will. Es gab eine Police, die Prämien wurden regelmäßig jede Woche gezahlt, sie schloß Donny Ray ein, er wurde krank, und dann wurde ihm ein Strick gedreht. Er starb aus offensichtlichen Gründen. Sie, die Geschworenen, werden Donny Ray kennenlernen, aber nur mittels eines Videobandes. Er ist tot. Bei diesem Prozeß geht es nicht nur darum, von Great Benefit einzufordern, was von Anfang an hätte gezahlt werden müssen, sondern auch, die Gesellschaft für ihre Missetat zu bestrafen. Es ist eine sehr reiche Gesellschaft, die ihr Geld damit gemacht hat, daß sie Prämien kassiert und Leistungsansprüche abgewiesen hat. Wenn alle Zeugen ausgesagt haben, werde ich mich wieder an Sie, die Geschworenen, wenden und Sie um eine hohe Geldstrafe für Great Benefit bitten.

Es ist sehr wichtig, diese Saat frühzeitig auszubringen. Ich will, daß sie wissen, daß wir aufs große Geld aus sind und daß Great Benefit es verdient hat, bestraft zu werden.

Das Eröffnungspläoyer läuft glatt. Ich stottere und zittere

nicht und provoziere auch keine Einsprüche von Drummond. Ich wette, Drummond wird fast während des gesamten Prozesses seinen Hintern nicht vom Stuhl erheben. Er will nicht von Kippler in Verlegenheit gebracht werden, nicht vor dieser Jury.

Ich lasse mich neben Dot nieder. Wir sind ganz allein an unserem langen Tisch.

Drummond begibt sich selbstsicher vor die Geschworenen mit einer Kopie der Police in der Hand. Es gelingt ihm ein dramatischer Start. »Dies ist die Police, die Mr. und Mrs. Black gekauft haben«, sagt er und hält sie hoch, damit jedermann sie sehen kann. »Und in dieser Police steht nirgends, daß Great Benefit für Transplantationen zahlen muß.« Eine lange Pause, damit das einsinken kann. Die Geschworenen mögen ihn nicht, aber er hat ihre Aufmerksamkeit erregt. »Diese Police kostet achtzehn Dollar pro Woche und deckt keine Knochenmarktransplantationen ab, und trotzdem erwarteten die Kläger von meinem Mandanten, daß er zweihunderttausend Dollar zahlt für, Sie haben es erraten, eine Knochenmarktransplantation. Mein Mandant hat sich geweigert, dies zu tun, nicht aus Böswilligkeit gegenüber Donny Ray Black. Für meinen Mandanten war es keine Sache auf Leben oder Tod, es ging lediglich darum, was diese Police abdeckt.« Er schwenkt die Police dramatisch und ziemlich effektvoll. »Sie wollen nicht nur die zweihunderttausend Dollar, auf die sie keinen Anspruch haben, sie wollen außerdem, daß mein Mandant zu einer zusätzlichen Zahlung von *zehn Millionen Dollar* verurteilt wird. Sie nennen das eine Geldstrafe. Ich nenne es absurd. Ich nenne es Habgier.«

Das macht Eindruck, aber es ist riskant. In der Police werden ausdrücklich sämtliche Organtransplantationen ausgeschlossen, aber Knochenmarktransplantationen werden nicht erwähnt. Ihre Verfasser haben geschlafen und sie ausgelassen. In der neuen Police, die Max Leuberg mir gegeben hat, sind Knochenmarktransplantationen explizit ausgeschlossen.

Die Strategie der Verteidigung wird deutlich. Anstatt leise zu treten, indem er zugibt, daß von irgendeiner inkompeten-

ten Person tief im Innern in einer riesigen Gesellschaft ein Fehler gemacht worden ist, macht Drummond keinerlei Eingeständnisse. Er wird behaupten, daß Knochenmarkstransplantationen überaus unverläßlich sind, schlechte Medizin und keinesfalls eine akzeptierte und routinemäßige Behandlung bei akuter Leukämie.

Er hört sich an wie ein Arzt, der sich über die äußerst gerin- gen Chancen ausläßt, einen geeigneten Spender zu finden, in manchen Fällen eins zu einer Million, und die ebenso geringen Chancen für eine erfolgreiche Transplantation. Er wiederholt sich ständig, indem er sagt: »Sie wird von der Police einfach nicht abgedeckt.«

Er beschließt, mich herauszufordern. Als er zum zweitenmal das Wort »Habgier« erwähnt, springe ich auf und erhebe Einspruch. Direkte Attacken haben im Eröffnungsplädoyer nichts zu suchen. Die kommen erst zum Schluß. Er darf den Geschworenen nur sagen, was seiner Meinung nach die Zeugenaußagen beweisen werden.

Der wunderbare Kipler sagt rasch: »Stattgegeben.«

Drummond blutet als erster.

»Tut mir leid, Euer Ehren«, sagt er aufrichtig. Er redet über seine Zeugen, wer sie sind und was sie aussagen werden. Er verliert Dampf und hätte nach zehn Minuten aufhören sollen. Nach fünfzehn Minuten ruft Kipler ihn zur Ordnung. Drummond muß Schluß machen und dankt den Geschworenen.

»Rufen Sie Ihren ersten Zeugen, Mr. Baylor«, sagt Kipler. Mir bleibt gar keine Zeit, Angst zu haben.

Dot Black begibt sich nervös zum Zeugenstand, wird vereidigt, setzt sich und schaut die Geschworenen an. Sie trägt ein einfaches Baumwollkleid, ein sehr altes, aber sie sieht ordentlich aus.

Wir haben ein Skript, Dot und ich. Ich habe es ihr vor einer Woche gegeben, und wir sind es zehnmal miteinander durchgegangen. Ich stelle die Fragen, sie beantwortet sie. Sie hat eine Mordsangst, völlig zu Recht, und ihre Antworten hören sich hölzern und eingeübt an. Ich habe ihr gesagt, daß sie ruhig nervös sein darf. Die Geschworenen sind auch nur Menschen. Name, Ehemann, Familie, Arbeitsverhältnisse, Police,

das Leben mit Donny Ray vor der Krankheit, während der Krankheit, seit seinem Tod. Sie wischt sich ein paarmal die Augen, bleibt aber gefaßt. Ich habe Dot gesagt, sie solle Tränen möglichst vermeiden. Jeder kann sich ihren Kummer vorstellen.

Sie beschreibt, wie frustrierend es ist, als Mutter nicht erreichen zu können, daß der todkranke Sohn behandelt wird. Sie hat Great Benefit viele Male geschrieben und angerufen. Sie hat sich schriftlich und telefonisch an Kongreßabgeordnete, Senatoren und Bürgermeister gewandt, immer in der vergeblichen Hoffnung, Hilfe zu finden. Sie hat Krankenhäuser angefleht, ihn umsonst zu behandeln. Sie hat Freunde und Nachbarn zusammengetrommelt, und sie haben gemeinsam versucht, das Geld aufzubringen, sind aber elend gescheitert. Sie identifiziert die Police und das Antragsformular. Sie beantwortet meine Fragen über ihren Kauf, die allwöchentlichen Besuche von Bobby Ott, um die Prämie zu kassieren.

Dann kommen wir zum wirklich guten Stoff. Ich reiche ihr die ersten sieben Abweisungsbriefe hin, und Dot liest sie den Geschworenen vor. Sie hören sich schlimmer an, als ich gehofft hatte. Glatte Abweisung aus keinem ersichtlichen Grund. Abweisung von der Schadensabteilung, vorbehaltlich der Überprüfung durch die Haftungsabteilung. Abweisung von der Haftungsabteilung, vorbehaltlich der Überprüfung durch die Schadensabteilung. Abweisung von der Schadensabteilung, basierend auf der Tatsache einer Vorerkrankung. Abweisung von der Haftungsabteilung, basierend auf der Behauptung, daß Donny Ray nicht zum Haushalt gehörte, da er volljährig war. Abweisung von der Schadensabteilung, basierend auf der Behauptung, daß Knochenmarktransplantationen von der Police nicht abgedeckt sind. Abweisung von der Schadensabteilung, basierend auf der Behauptung, Knochenmarktransplantationen seien zu experimentell und deshalb keine akzeptable Behandlungsmethode.

Die Geschworenen lassen sich kein Wort entgehen. Diese Sache stinkt zum Himmel.

Und dann der Blöde-Brief. Während Dot ihn den Geschworenen vorliest, beobachte ich ihre Gesichter genau. Etliche sind

sichtlich fassungslos. Andere blinzeln ungläubig. Wieder andere richten den Blick auf den Tisch der Verteidigung, an dem seltsamerweise alle Mitglieder des Teams die Köpfe gesenkt haben und in tiefe Meditation versunken sind.

Als sie geendet hat, herrscht Stille im Gerichtssaal.

»Bitte, lesen Sie den Brief noch einmal vor«, sage ich.

»Einspruch«, sagt Drummond, der schnell aufgesprungen ist.

»Abgelehnt«, faucht Kipler.

Dot liest ihn noch einmal vor, diesmal mit mehr Entschlossenheit. Das ist genau der Punkt, zu dem ich Dot bringen wollte, also entlasse ich die Zeugin. Drummond begibt sich aufs Podium. Es wäre ein schwerer Fehler, wenn er sie grob anfasst würde, und es würde mich überraschen, wenn er es täte.

Er beginnt mit ein paar vagen Fragen über frühere Policen, die sie besessen hat, und weshalb sie gerade diese spezielle Police gekauft hat. Was hatte sie im Sinn, als sie sie kaufte? Dot wollte lediglich Versicherungsschutz für ihre Familie, das war alles. Und das war es, was ihr der Agent zugesagt hatte. Hatte der Agent ihr auch zugesagt, daß die Police Knochenmarkstransplantationen einschließen würde?

»Ich habe nicht an Transplantationen gedacht«, sagt sie.  
»Ich habe nie eine gebraucht.« Das bringt ein paar Geschworene zum Lächeln, aber niemand lacht.

Drummond dringt in sie, will wissen, ob sie vorgehabt hat, eine Police zu kaufen, die Knochenmarkstransplantationen abdeckt. Sie hatte noch nie davon gehört, erklärt sie ihm immer wieder.

»Also haben Sie nicht ausdrücklich eine Police verlangt, die sie abdecken würde?« fragt er.

»An solche Dinge habe ich überhaupt nicht gedacht, als ich die Police kaufte. Ich wollte lediglich vollen Versicherungsschutz.«

Damit erzielt Drummond einen schwachen Punkt, aber ich glaube und hoffe, daß die Geschworenen es rasch wieder vergessen werden.

»Weshalb haben Sie Great Benefit auf zehn Millionen Dollar verklagt?« fragt er. Diese Frage kann zu Beginn eines Prozes-

ses verheerende Auswirkungen haben, weil sie die Kläger habgierig erscheinen läßt. Die in einer Klage beantragten Summen sind oft nichts als Zahlen, vom Anwalt aus der Luft gegriffen, ohne Mitwirkung der Mandanten. Ich jedenfalls habe Dot nicht gefragt, auf wieviel sie klagen will.

Aber ich habe gewußt, daß die Frage kommen würde, weil ich die Protokolle von Drummonds früheren Prozessen gelesen habe. Dot ist vorbereitet.

»Zehn Millionen?« fragt sie.

»So ist es, Mrs. Black. Sie haben meine Mandanten auf zehn Millionen Dollar verklagt.«

»Ist das alles?« fragt sie.

»Wie bitte?«

»Ich dachte, es wäre wesentlich mehr.«

»Ach, wirklich?«

»Ja. Ihre Mandanten haben eine Milliarde Dollar, und Ihre Mandanten haben meinen Sohn umgebracht. Ich wollte sie auf wesentlich mehr verklagen.«

Drummonds Knie geben ein wenig nach, und er verlagert sein Gewicht. Aber er lächelt trotzdem weiter, ein bemerkenswertes Talent. Anstatt sich hinter eine harmlose Frage zurückzuziehen oder zu seinem Platz zurückzukehren, macht er mit Dot Black noch einen letzten Fehler. Auch das ist eine seiner Standardfragen. »Was werden Sie mit dem Geld anfangen, wenn die Geschworenen Ihnen zehn Millionen Dollar zusprechen?«

Man stelle sich vor, man müßte diese Frage aus dem Handgelenk heraus vor einem öffentlichen Gericht beantworten. Aber Dot ist vorbereitet. »Ich würde es der American Leukemia Society geben. Bis auf den letzten Cent. Ich will keinen Penny von Ihrem stinkenden Geld.«

»Danke«, sagt Drummond und kehrt rasch zu seinem Tisch zurück.

Zwei der Geschworenen kichern hörbar, als Dot den Zeugenstand verläßt und sich wieder neben mich setzt. Drummond sieht blaß aus.

»Wie war ich?« flüstert sie.

»Sie haben es ihm gegeben, Dot«, flüstere ich zurück.

»Ich brauche eine Zigarette.«

»Wir werden gleich unterbrechen.«

Ich rufe Ron Black in den Zeugenstand. Auch er hat ein Skript, und seine Vernehmung dauert nicht einmal eine halbe Stunde. Alles, was wir von Ron brauchen, ist die Bestätigung, daß die Tests bei ihm durchgeführt wurden, daß er ein idealer Spender für seinen Zwillingsbruder gewesen wäre und daß er immer bereit war, als Spender zu fungieren. Drummond verzichtet auf ein Kreuzverhör. Es ist fast elf Uhr, und Kipler ordnet eine zehnminütige Pause an.

Dot eilt in die Toilette und verzieht sich in eine Kabine, um sich eine Zigarette anzustecken. Ich habe sie davor gewarnt, vor den Geschworenen zu rauchen. Deck und ich sitzen an unserem Tisch beisammen und vergleichen unsere Eindrücke. Er sitzt hinter mir, und er hat die Geschworenen beobachtet. Die Abweisungsbriefe haben ihre Aufmerksamkeit erregt. Der Blöde-Brief hat sie in Wut gebracht.

Sorgen Sie dafür, daß sie wütend bleiben, sagt er. Sorgen Sie dafür, daß sie empört bleiben. Geldstrafen werden nur verhängt, wenn eine Jury zornig ist.

Dr. Walter Kord macht eine sehr gute Figur, als er den Zeugenstand betritt. Er trägt ein kariertes Sportjackett, eine dunkle Hose und eine rote Krawatte, ganz der erfolgreiche junge Arzt. Er ist in Memphis aufgewachsen, hat hier die Grundschule besucht, dann das Vanderbilt College. Medizinstudium an der Duke University. Hervorragende Zeugnisse. Ich gehe mit ihm seine Laufbahn durch und habe keinerlei Schwierigkeiten, ihn als Experten für Onkologie zu qualifizieren. Ich gebe ihm Donny Rays medizinische Unterlagen, und er liefert den Geschworenen eine Zusammenfassung seiner Behandlung. Kord benutzt, wann immer es möglich ist, auch für Laien verständliche Worte und erklärt die medizinischen Fachausdrücke. Er ist Arzt, darauf trainiert, Gerichtssäle zu hassen, aber er ist die Ruhe selbst, auch den Geschworenen gegenüber.

»Können Sie den Geschworenen die Krankheit erklären, Dr. Kord?« frage ich.

»Natürlich. Akute myelozytische Leukämie, kurz AML, ist eine Krankheit, die zwei Altersgruppen befällt, einmal junge

Erwachsene zwischen zwanzig und dreißig und zum anderen ältere Menschen, gewöhnlich im Alter von ungefähr siebenzig Jahren. Weiße bekommen AML häufiger als Nicht-Weiße, und aus unbekannten Gründen befällt sie Personen jüdischer Herkunft öfter als andere. Männer bekommen sie häufiger als Frauen. In den meisten Fällen ist die Ursache der Krankheit unbekannt.

Der Körper bildet sein Blut im Knochenmark, und dort greift die AML an. Die weißen Blutkörperchen, die für die Bekämpfung von Infektionen zuständig sind, werden bei einer akuten Leukämie bösartig, und ihre Zahl wächst oft auf das Hundertfache des Normalen an. Wenn das passiert, werden die roten Blutkörperchen zurückgedrängt, was bewirkt, daß der Patient blaß und schwach ist und unter Blutarmut leidet. Wenn sich die weißen Blutkörperchen ungehindert vermehren, unterdrücken sie auch die normale Produktion der Blutplättchen, des dritten Zelltyps, der sich im Knochenmark findet. Das führt zu leichter Verletzbarkeit, Blutungen und Kopfschmerzen. Als Donny Ray zum ersten Mal in meine Praxis kam, klagte er über Schwindel, Kurzatmigkeit, Mattigkeit, Fieber und grippeähnliche Symptome.«

Als Kord und ich letzte Woche übten, habe ich ihn gebeten, von Donny Ray zu sprechen, nicht von Mr. Black oder dem Patienten Soundso.

»Und was haben Sie unternommen?« frage ich. Ist doch gar nicht so schwer, sage ich mir.

»Ich führte eine Untersuchung durch, die als Knochenmarkspunktion bezeichnet wird.«

»Können Sie sie den Geschworenen erklären?«

»Gewiß. Bei Donny Ray wurde sie am Hüftknochen vorgenommen. Ich legte ihn auf den Bauch, betäubte ein kleines Stück Haut, machte eine winzige Öffnung und führte dann eine große Nadel ein. Die Nadel besteht aus zwei Teilen, der äußere Teil ist eine Röhre, der innere ist massiv. Nachdem die Nadel bis ins Knochenmark vorgedrungen war, wurde der massive Teil herausgezogen und eine leere Saugröhre an der Öffnung der Nadel angesetzt. Sie fungiert wie eine Art Spritze, und mit ihr habe ich eine kleine Menge flüssiges Knochen-

mark abgesaugt. An dem auf diese Weise gewonnenen Knochenmark wurden dann die üblichen Tests durchgeführt und die weißen und die roten Blutkörperchen gezählt. Es war eindeutig, daß er akute Leukämie hatte.«

»Was kostet dieser Test?«

»Ungefähr tausend Dollar.«

»Und wie hat Donny Ray ihn bezahlt?«

»Als er das erste Mal in meine Praxis kam, hat er die üblichen Formulare ausgefüllt und angegeben, daß die Kosten durch eine Police der Great Benefit Life Insurance Company abgedeckt wären. Meine Mitarbeiter haben bei Great Benefit nachgefragt und sich vergewissert, daß eine solche Police tatsächlich existiert. Daraufhin habe ich die Behandlung fortgeführt.«

Ich gebe ihm Kopien der hierfür relevanten Dokumente, und er identifiziert sie.

»Sind Sie von Great Benefit bezahlt worden?«

»Nein. Wir wurden von der Gesellschaft informiert, daß der Anspruch aus verschiedenen Gründen abgewiesen würde. Sechs Monate später haben wir die Rechnung quittiert. Mrs. Black hat fünfzig Dollar pro Monat gezahlt.«

»Wie haben Sie Donny Ray behandelt?«

»Mit etwas, was wir als Induktionstherapie bezeichnen. Er kam ins Krankenhaus, und ich legte einen Katheter in eine große Ader unter seinem Schlüsselbein. Die erste Induktion der Chemotherapie erfolgte mit einem Medikament namens Ara-C, das über sieben Tage hinweg vierundzwanzig Stunden lang in den Körper geführt wird. Außerdem wurde während der ersten drei Tage noch ein weiteres Medikament, Idarubicin, gegeben. Es wird >roter Tod< genannt, wegen seiner roten Farbe und seiner extremen Wirksamkeit beim Abtöten der Zellen im Knochenmark. Es enthält Allopurinol, ein Mittel gegen Gicht, weil Gicht häufig auftritt, wenn große Mengen von roten Blutkörperchen absterben. Er bekam intravenös große Mengen von Flüssigkeit, damit die Abfallprodukte aus seinen Nieren herausgespült wurden. Er erhielt Antibiotika und pilztötende Mittel, weil er anfällig war für Infektionen. Er erhielt ein Medikament namens Amphotericin B, ein Mittel gegen Pil-

ze. Das ist ein sehr toxisches Medikament, und es ließ seine Temperatur auf 40 Grad steigen und verursachte außerdem unkontrollierbares Zittern. Trotzdem ist er gut damit fertig geworden, mit einer überaus positiven Einstellung für einen sehr kranken jungen Mann.

Der Sinn einer derart intensiven Chemotherapie ist es, sämtliche Zellen im Knochenmark abzutöten und dann darauf zu hoffen, daß eine Umgebung entsteht, in der sich normale Zellen schneller neu bilden können als Leukämiezellen.«

»Tritt das ein?«

»Kurzfristig. Aber wir behandeln jeden Patienten in dem Wissen, daß die Leukämie zurückkehren wird, es sei denn natürlich, der Patient erhält eine Knochenmarktransplantation.«

»Dr. Kord, können Sie den Geschworenen erklären, wie Sie eine Knochenmarktransplantation vornehmen?«

»Natürlich. Es ist kein furchtbar kompliziertes Verfahren. Nachdem der Patient die Chemotherapie hinter sich hat, die ich gerade beschrieben habe, und wenn er das Glück hatte, einen Spender zu finden, dessen Knochenmark dem seinen genetisch hinreichend ähnlich ist, entnehmen wir dem Spender sein Knochenmark und injizieren es dem Empfänger durch eine intravenöse Sonde. Sinn der Sache ist es, eine gesamte Population von Knochenmarkszellen von einem Patienten auf einen anderen zu übertragen.«

»War Ron Black ein geeigneter Spender für Donny Ray?«

»Vollkommen. Die Brüder waren eineiige Zwillinge, und da ist es immer am einfachsten. Wir haben an beiden Männern die erforderlichen Tests durchgeführt, und die Transplantation wäre einfach gewesen. Sie hätte funktioniert.«

Drummond springt auf. »Einspruch. Spekulation. Der Arzt kann nicht eindeutig festlegen, ob die Transplantation funktioniert hätte oder nicht.«

»Abgelehnt. Heben Sie sich das fürs Kreuzverhör auf.«

Ich stelle noch ein paar weitere Fragen über das Verfahren, und während Kord sie beantwortet, beobachte ich die Geschworenen. Sie hören aufmerksam zu, aber es ist Zeit, Schluß zu machen.

»Erinnern Sie sich, wann ungefähr Sie bereit waren, die Transplantation vorzunehmen?«

Er konsultiert seine Notizen, aber er weiß die Antwort. »Im August 1991. Vor ungefähr achtzehn Monaten.«

»Hätte eine solche Transplantation die Chancen, eine akute Leukämie zu überleben, verbessert?«

»Zweifellos.«

»Um wieviel?«

»Achtzig bis neunzig Prozent.«

»Und die Chancen eines Überlebens ohne Transplantation?«

»Null.«

»Ich entlasse den Zeugen.«

Es ist nach zwölf und Zeit für die Mittagspause. Kippler vertragt bis halb zwei. Deck erbietet sich, Sandwiches zu holen, und Kord und ich bereiten uns auf die nächste Runde vor. Er freut sich regelrecht auf den Kampf mit Drummond.

Ich werde nie erfahren, wie viele medizinische Berater Drummond bei der Vorbereitung dieses Prozesses engagiert hat. Er ist nicht verpflichtet, das anzugeben. Er hat nur einen Experten als potentiellen Zeugen benannt. Dr. Kord hat mir wiederholt versichert, daß Knochenmarktransplantationen jetzt als beste Behandlungsmethode so allgemein anerkannt sind, daß nur ein Quacksalber etwas anderes behaupten würde. Er hat mir Dutzende von Artikeln und Aufsätzen und sogar Bücher gegeben, die unsere Position stützen, daß dies einfach die beste Methode zur Behandlung von akuter Leukämie ist.

Offensichtlich hat Drummond so ziemlich dasselbe festgestellt. Er ist kein Arzt und befindet sich in einer schwachen Position, also legt er sich nicht allzu stark mit Dr. Kord an. Das Scharmützel ist kurz. Sein Hauptargument ist, daß nur sehr wenige Patienten mit akuter Leukämie Knochenmarktransplantationen erhalten, im Vergleich zu denen, die keine bekommen. Weniger als fünf Prozent, sagt Kord, aber nur deshalb, weil es schwierig ist, einen Spender zu finden. In den Vereinigten Staaten werden jährlich ungefähr siebentausend Transplantationen vorgenommen.

Diejenigen, die das Glück haben, einen Spender zu finden, haben eine wesentlich größere Überlebenschance. Donny Ray hatte dieses Glück. Er hatte einen Spender.

Kord wirkt fast enttäuscht, als Drummond nach ein paar kurzen Fragen aufgibt. Ich habe keine Gegenfragen, und Kord wird entlassen.

Der nächste Moment ist sehr spannend, weil ich verkünden muß, welchen der Firmenbosse ich als Zeugen aufrufe. Drummond hat mich heute morgen gefragt, und ich habe gesagt, ich hätte mich noch nicht entschieden. Er hat sich bei Kipler beschwert, der sagte, das brauchte ich nicht anzugeben, bevor ich bereit wäre. Sie sind in einem Zeugenzimmer ein Stück den Gang hinunter isoliert, wartend und vor sich hinschmorend.

»Mr. Everett Lufkin«, verkünde ich. Als der Gerichtsdiener verschwindet, um ihn zu holen, bricht am Tisch der Verteidigung hektische Aktivität aus, aber das meiste davon ist, soweit ich es beurteilen kann, völlig sinnlos. Es werden nur Papiere verschoben, Zettel mit Notizen herumgereicht, Aktenstücke ausfindig gemacht.

Lufkin betritt den Gerichtssaal, sieht sich unsicher um, als wäre er gerade aus dem Winterschlaf geweckt worden, richtet seine Krawatte und folgt dem Gerichtsdiener den Gang hinunter. Er wirft einen nervösen Blick auf die Gruppe seiner Anhänger zur Linken, dann begibt er sich zum Zeugenstand.

Drummond ist dafür bekannt, daß er seine Zeugen trainiert, indem er sie einem brutalen Kreuzverhör unterwirft, wobei er manchmal vier oder fünf seiner Anwälte dazu benutzt, den Zeugen mit Fragen zu bombardieren, was dann alles auf Video festgehalten wird. Danach sitzt er stundenlang mit seinem Zeugen zusammen; sie sehen sich das Video an und arbeiten an der Taktik, um sich auf diesen Moment vorzubereiten.

Ich weiß, daß diese Bosse makellos vorbereitet sein werden.

Lufkin sieht mich an und dann die Geschworenen und versucht, gelassen zu wirken, aber er weiß, daß er nicht alle Fragen beantworten kann, die kommen werden. Er ist ungefähr fünfundfünfzig, mit grauem Haar, das nicht weit über seinen Augenbrauen beginnt; angenehmes Gesicht, ruhige Stimme.

Man würde ihm die örtliche Pfadfindertruppe anvertrauen. Jackie Lemancyzk hat mir erzählt, daß er sie fesseln wollte.

Sie haben keine Ahnung, daß sie morgen aussagen wird.

Wir reden über die Schadensabteilung und ihre Rolle im Gesamtsystem von Great Benefit. Er arbeitet dort seit acht Jahren, sechs davon als Vizepräsident der Schadensabteilung, und hat die Abteilung fest unter Kontrolle, ganz der tüchtige Manager. Er möchte bei den Geschworenen den Eindruck einer wichtigen Persönlichkeit erwecken, und binnen Minuten haben wir festgestellt, daß es sein Job ist, jeden Aspekt der Schadensabteilung zu überwachen. Er kümmert sich nicht um jeden einzelnen Anspruch, ist aber für das Funktionieren der Abteilung verantwortlich. Es gelingt mir, ihn mit einer langweiligen Erörterung von nichts als Firmenbürokratie einzulullen, dann frage ich plötzlich: »Wer ist Jackie Lemacyzk?«

Seine Schultern zucken ein bißchen. »Eine ehemalige Sachbearbeiterin.«

»Hat sie in Ihrer Abteilung gearbeitet?«

»Ja.«

»Wann hat sie aufgehört, für Great Benefit zu arbeiten?«

Er zuckt die Achseln, kann sich nicht an das Datum erinnern.

»Wie wäre es mit dem 3. Oktober vergangenen Jahres?«

»Könnte hinkommen.«

»Und war das nicht zwei Tage vor ihrer geplanten Vernehmung in diesem Fall?«

»Das weiß ich wirklich nicht mehr.«

Ich frische sein Gedächtnis auf, indem ich ihm zwei Dokumente zeige. Das erste ist ihr Kündigungsschreiben, datiert auf den 3. Oktober, das zweite ist meine Ankündigung, sie am 5. Oktober zu vernehmen. Jetzt erinnert er sich. Er gibt widerstrebend zu, daß sie Great Benefit zwei Tage vor ihrer geplanten Vernehmung in diesem Fall verlassen hat.

»Und sie war die Person, die für die Bearbeitung dieses Falles für Ihre Gesellschaft zuständig war?«

»Das ist richtig.«

»Und Sie haben sie entlassen?«

»Natürlich nicht.«

»Wie sind Sie sie losgeworden?«

»Sie hat gekündigt. Es steht hier in ihrem Brief.«

»Weshalb hat sie gekündigt?«

Er greift nach dem Brief, als könnte ihn nichts auf der Welt erschüttern, und liest ihn für die Geschworenen vor: »Ich kündige hiermit aus persönlichen Gründen.«

»Es war also ihre Idee, den Job aufzugeben?«

»So steht es hier.«

»Wie lange hat sie unter Ihnen gearbeitet?«

»Unter mir arbeiten eine Menge Leute. An solche Details kann ich mich nicht erinnern.«

»Sie wissen es also nicht?«

»Nicht genau. Mehrere Jahre.«

»Haben Sie sie gut gekannt?«

»Im Grunde nicht. Sie war nur eine Sachbearbeiterin, eine von vielen.«

Morgen wird sie aussagen, daß ihre schmutzige kleine Affäre drei Jahre gedauert hat.

»Und Sie sind verheiratet, Mr. Lufkin?«

»Ja, glücklich.«

»Haben Sie Kinder?«

»Ja. Zwei erwachsene Kinder.«

Ich lasse ihn eine Minute hängen, während ich zu meinem Tisch gehe und einen Stapel Dokumente hole. Es ist die Schadensakte der Blacks, und ich reiche sie Lufkin. Er läßt sich Zeit, sieht sie durch, sagt dann, sie scheine vollständig zu sein. Ich sorge dafür, daß er versichert, daß dies die vollständige Akte ist und nichts fehlt.

Zur Information der Geschworenen stelle ich ihm eine Reihe von trockenen Fragen, die alle den Sinn haben, eine grundlegende Erklärung dafür zu liefern, wie Schadensansprüche angeblich gehandhabt werden. Natürlich verhält sich Great Benefit in allen Dingen ganz, wie es sich gehört.

Dann kommen wir zum schmutzigen Teil. Ich lasse ihn, ins Mikrofon und zu Protokoll, jeden der ersten sieben Abweisungsbriefe vorlesen. Ich fordere ihn auf, jeden einzelnen Brief zu erklären. Wer hat ihn geschrieben? Warum wurde er geschrieben? Entsprach er den im Schadenshandbuch enthalte-

nen Richtlinien? Welchem Abschnitt des Schadenshandbuchs? Hat er den Brief selbst gesehen?

Dann muß er den Geschworenen sämtliche Briefe von Dot vorlesen. Sie flehen um Hilfe. Ihr Sohn stirbt. Gibt es da oben jemanden, der ihr zuhört? Und ich befrage ihn zu jedem Brief: Wer hat ihn bekommen? Was ist damit geschehen? Was verlangt das Handbuch? Hat er ihn selbst gesehen?

Die Geschworenen scheinen darauf zu warten, daß wir zu dem Blöde-Brief kommen, aber Lufkin ist präpariert worden. Er liest ihn der Jury vor, dann erklärt er, ziemlich trocken und monoton und ohne den geringsten Anflug von Mitgefühl, daß dieser Brief von einem Mann geschrieben wurde, der später ausgeschieden ist. Der Mann hat einen Fehler begangen, die Gesellschaft hat einen Fehler begangen, und jetzt, in diesem Moment, vor dem Gericht, entschuldigt sich die Gesellschaft für diesen Brief.

Ich lasse ihn weiterreden. Gib ihm genügend Seil, dann hängt er sich selbst.

»Finden Sie nicht, daß diese Entschuldigung ein bißchen spät kommt?« frage ich schließlich und mache damit seinem Gerede ein Ende.

»Vielleicht.«

»Der junge Mann ist tot, nicht wahr?«

»Ja.«

»Und, fürs Protokoll, Mr. Lufkin, es gibt keine schriftliche Entschuldigung für diesen Brief, richtig?«

»Meines Wissens nicht.«

»Keinerlei Entschuldigung bis jetzt, richtig?«

»Das stimmt.«

»Hat sich, nach Ihrem begrenzten Wissen, Great Benefit jemals für irgend etwas entschuldigt?«

»Einspruch«, sagt Drummond.

»Stattgegeben. Machen Sie weiter, Mr. Baylor.«

Lufkin befindet sich seit fast zwei Stunden im Zeugenstand. Vielleicht sind die Geschworenen seiner überdrüssig. Ich bin es jedenfalls. Es ist an der Zeit, grausam zu sein.

Ich bin absichtlich ausführlich auf das Schadenshandbuch eingegangen und habe es so dargestellt, als wäre es die unum-

stößliche Festlegung der Firmenstrategie. Ich gebe Lufkin mein Exemplar, das ich im Rahmen der Beweisaufnahme erhalten habe. Ich stelle ihm eine Reihe von Fragen, die er alle perfekt beantwortet, und er bestätigt, daß dies, jawohl, die heilige Schrift über Schadensregulierungen ist. Es ist getestet und erprobt worden, von Zeit zu Zeit überarbeitet, abgewandelt, auf den neuesten Stand gebracht und den veränderten Zeiten angepaßt, das alles in dem Bestreben, den Kunden den bestmöglichen Service zu bieten.

Nachdem er sich weitschweifig über das verdammte Handbuch ausgelassen hat, frage ich: »Also, Mr. Lufkin, ist dies das vollständige Handbuch?«

Er blättert es rasch durch, als kenne er jeden Abschnitt, jedes Wort. »Ja.«

»Sind Sie sicher?«

»Ja.«

»Und Sie wurden im Laufe der Beweisaufnahme aufgefordert, mir dieses Exemplar auszuhändigen?«

»Das stimmt.«

»Ich habe ein Exemplar von Ihren Anwälten verlangt, und daraufhin haben sie mir dieses hier gegeben?«

»Ja.«

»Haben Sie dieses spezielle Exemplar des Handbuchs persönlich für mich ausgewählt?«

»Ja, das habe ich getan.«

Ich hole tief Luft und gehe die paar Schritte zu meinem Tisch. Unter ihm steht ein kleiner Karton voller Akten und Papiere. Ich suche eine Sekunde darin herum, dann richte ich mich, mit leeren Händen, plötzlich gerade auf und sage zu dem Zeugen: »Würden Sie bitte das Handbuch nehmen und Abschnitt U aufschlagen?« Bei den letzten Worten schaue ich direkt Jack Underhall an, den hinter Drummond sitzenden Firmenanwalt. Seine Augen schließen sich. Sein Kopf sinkt nach vorn, dann stützt er sich auf die Ellenbogen und starrt auf den Boden. Neben ihm scheint Kermit Aldy nach Atem zu ringen.

Drummond hat keine Ahnung.

»Wie bitte?« sagt Lufkin mit einer um eine Oktave höheren

Stimme. Während jedermann mich beobachtet, hole ich Cooper Jacksons Exemplar des Schadenshandbuches hervor und lege es auf meinen Tisch. Jeder im Saal starrt darauf. Ich werfe einen Blick auf Kipler, und es macht ihm einen Heidenspaß.

»Abschnitt U, Mr. Lufkin. Bitte schlagen Sie Ihr Handbuch auf, und finden Sie ihn. Ich möchte mit Ihnen darüber sprechen.«

Er nimmt tatsächlich das Handbuch und blättert es abermals durch. Ich bin ziemlich sicher, daß er in diesem Moment seine Kinder verkaufen würde, wenn dadurch ein Wunder geschehen und ein hübscher, ordentlicher Abschnitt U auftauchen würde.

Es geschieht kein Wunder.

»Ich habe keinen Abschnitt U«, sagt er, betrübt und fast stammelnd.

»Wie bitte?« sage ich laut. »Ich habe Sie nicht verstanden.«

»Äh, ja also, dieses Exemplar enthält keinen Abschnitt U.« Er ist völlig außer sich, nicht weil der Abschnitt fehlt, sondern weil er erwischt worden ist. Er wirft hektische Blicke auf Drummond und Underhall, als ob sie etwas tun sollten, zum Beispiel Pause! rufen.

Leo F. Drummond hat keine Ahnung, was sein Mandant ihm da angetan hat. Sie haben das Handbuch manipuliert und es ihrem Anwalt nicht gesagt. Er flüstert mit Morehouse. Was zum Teufel geht da vor?

Ich mache eine große Schau daraus, wie ich mit dem anderen Handbuch auf den Zeugen zugehe. Es sieht genauso aus wie das, das er in der Hand hält. Auf der Titelseite steht daselbe Datum für die revidierte Ausgabe: 1. Januar 1991. Sie sind identisch, abgesehen davon, daß eines einen letzten Abschnitt U enthält und das andere nicht.

»Wissen Sie, was das ist, Mr. Lufkin?« frage ich, gebe ihm Jacksons Exemplar und nehme meines wieder an mich.

»Ja.«

»Nun, was ist es?«

»Ein Exemplar des Schadenshandbuches.«

»Und enthält dieses Exemplar einen Abschnitt U?«

Er blättert darin, dann nickt er.

»Was war das, Mr. Lufkin? Bewegungen Ihres Kopfes kann die Protokollantin nicht aufzeichnen.«

»Es enthält einen Abschnitt U.«

»Danke. Nun, haben Sie persönlich den Abschnitt U aus meinem Exemplar entfernt, oder haben Sie jemand anderen angewiesen, es zu tun?«

Er legt das Handbuch sanft auf die Brüstung, die den Zeugenstand umgibt, und verschränkt dann ganz bewußt die Arme vor der Brust. Er starrt auf den Boden zwischen uns und wartet. Ich habe das Gefühl, daß er davondriftet. Sekunden vergehen, und alle warten auf eine Reaktion.

»Beantworten Sie die Frage«, bellt Kipler von oben herunter.

»Ich weiß nicht, wer es getan hat.«

»Aber es ist getan worden, nicht wahr?« frage ich.

»Offensichtlich.«

»Sie geben also zu, daß Great Benefit Dokumente unterschlagen hat.«

»Ich gebe gar nichts zu. Ich bin sicher, daß es ein Versehen war.«

»Ein Versehen? Machen Sie bitte keine Witze, Mr. Lufkin. Stimmt es nicht, daß irgend jemand bei Great Benefit absichtlich den Abschnitt U aus meinem Exemplar des Handbuchs herausgenommen hat?«

»Ich weiß es nicht. Ich – äh – wahrscheinlich ist es eben irgendwie passiert.«

Ich kehre auf der Suche nach nichts Speziellem zu meinem Tisch zurück. Ich will ihn ein paar Sekunden hängen lassen, damit die Geschworenen ihn hinreichend hassen können. Er starrt weiterhin auf den Boden, geprügelt und geschlagen, und wünscht, er wäre irgendwo, nur nicht hier.

Ich gehe gelassen zum Tisch der Verteidigung und gebe Drummond eine Kopie des Abschnitts U, zusammen mit einem breiten, gemeinen Lächeln. Auch Morehouse gebe ich eine. Dann händige ich Kipler eine Kopie aus. Ich lasse mir Zeit, so daß die Geschworenen alles sehen können und nun gespannt warten.

»Also, Mr. Lufkin, lassen Sie uns über den mysteriösen Ab-

schnitt U reden. Erklären wir ihn den Geschworenen. Würden Sie ihn sich bitte ansehen?«

Er nimmt das Handbuch, blättert darin.

»Er ist am 1. Januar 1991 in Kraft getreten, richtig?«

»Ja.«

»Haben Sie ihn verfaßt?«

»Nein.« Natürlich nicht.

»Okay, wer dann?«

Eine weitere verdächtige Pause, während er sich eine passende Lüge ausdenkt.

»Ich weiß es nicht«, sagt er.

»Sie wissen es nicht? Haben Sie nicht gerade erst ausgesagt, daß dies eindeutig zu Ihrem Tätigkeitsbereich bei Great Benefit gehört?«

Er starrt wieder auf den Boden, hofft, daß ich einfach verschwinde.

»Na schön«, sage ich. »Überspringen wir Paragraph eins und zwei. Lesen Sie Paragraph drei vor.«

Paragraph drei weist den Sachbearbeiter an, jeden Anspruch innerhalb von drei Tagen nach Eingang abzuweisen. Keine Ausnahmen. Jeden Anspruch. Paragraph vier gestattet die anschließende Überprüfung einiger Ansprüche und beschreibt die Papierarbeit, die erforderlich ist, um herauszufinden, ob ein Anspruch nicht doch vollauf gerechtfertigt ist und deshalb zu erfüllen wäre. Paragraph fünf weist den Sachbearbeiter an, alle Ansprüche mit einem potentiellen Wert von mehr als fünftausend Dollar an die Haftungsabteilung weiterzuleiten, mit einem Abweisungsbrief an den Versicherten, vorbehaltlich der Überprüfung durch die Haftungsabteilung natürlich.

Und so geht es weiter. Ich lasse Lufkin aus seinem Handbuch vorlesen, dann bombardiere ich ihn mit Fragen, die er nicht beantworten kann. Ich benutze mehrfach das Wort »Machenschaften«, vor allem nachdem Drummond Einspruch erhoben und Kipler ihn abgewiesen hat. Paragraph elf liefert ein regelrechtes Glossar von geheimen Codes, die die Sachbearbeiter in der Akte verwenden sollen, um eine heftige Reaktion des Versicherten anzudeuten. Es ist ganz offensichtlich, daß das System auf Chancen setzt. Wenn ein Versicherter mit An-

walten und Klage droht, wird die Akte sofort von einem leitenden Mitarbeiter überprüft. Wenn der Versicherte keinerlei Widerstand leistet, bleibt es bei der Abweisung.

Paragraph achtzehn b weist den Sachbearbeiter an, einen Scheck über den beanspruchten Betrag auszustellen und dann den Scheck und die Akte an die Haftungsabteilung zu schicken mit der Maßgabe, den Scheck nicht abzusenden, bevor sie eine entsprechende Nachricht von der Schadensabteilung erhalten hat. Diese Nachricht kommt natürlich nie. »Und was passiert mit dem Scheck?« frage ich Lufkin. Er weiß es nicht.

Die andere Hälfte des Systems findet sich in Abschnitt U des Haftungshandbuchs, und zu diesem Thema werde ich mich morgen mit einem anderen Vizepräsidenten beschäftigen.

Es ist im Grunde nicht notwendig. Wenn wir jetzt aufhören, würden die Geschworenen mir geben, was immer ich haben will, und dabei haben sie noch nicht einmal Donny Ray gesehen.

Um halb fünf unterbrechen wir für eine kurze Pause. Ich hatte Lufkin zweieinhalb Stunden im Zeugenstand, und es wird Zeit, ihm den Rest zu geben. Als ich auf dem Weg zur Toilette auf den Flur trete, sehe ich, wie Drummond wütend auf ein Zimmer deutet, in das Lufkin und Underhall eintreten sollen. Ich würde das Schlachtfest gern miterleben.

Zwanzig Minuten später sitzt Lufkin wieder im Zeugenstand. Für heute bin ich mit den Handbüchern fertig. Die Geschworenen können das Kleingedruckte lesen, wenn sie sich beraten.

»Nur noch ein paar kurze Fragen«, sage ich, lächelnd und erfrischt. »Wie viele Krankenversicherungspolicen hat Great Benefit 1991 ausgestellt?«

Wieder wirft Lufkin einen hilflosen Blick auf seine Anwälte. Diese Information hätte ich schon vor drei Wochen erhalten sollen.

»Ich weiß es nicht«, sagt er.

»Und wie viele Ansprüche wurden 1991 geltend gemacht?«

»Ich weiß es nicht.«

»Sie sind der Vizepräsident der Schadensabteilung, und Sie wissen es nicht?«

»Es ist eine große Gesellschaft.«

»Wie viele Ansprüche wurden 1991 abgewiesen?«

»Ich weiß es nicht.«

An diesem Punkt, genau auf das Stichwort hin, sagt Richter Kipler: »Der Zeuge wird für heute entlassen. Wir unterbrechen jetzt für ein paar Minuten. Die Geschworenen können nach Hause gehen.«

Er verabschiedet sich von den Geschworenen, dankt ihnen abermals und erteilt ihnen ihre Anweisungen. Einige von ihnen lächeln mir zu, als sie an unserem Tisch vorbeikommen. Wir warten, bis sie gegangen sind, und nachdem der letzte Geschworene durch die Doppeltür verschwunden ist, sagt Kipler: »Zurück zum Protokoll. Mr. Drummond, sowohl Sie als auch Ihre Mandanten haben sich der Mißachtung des Gerichts schuldig gemacht. Ich habe verfügt, daß diese Informationen dem Anwalt der Anklage bereits vor mehreren Wochen zugeleitet werden sollten. Das ist nicht geschehen. Sie sind überaus relevant und sachdienlich, und Sie haben sich geweigert, sie zu liefern. Sind Sie und Ihre Mandanten darauf vorbereitet, in Haft genommen zu werden, bis wir die betreffenden Informationen erhalten haben?«

Leo ist auf den Beinen, sehr erschöpft, er altert zusehends. »Euer Ehren, ich habe versucht, diese Informationen zu bekommen. Ich habe alles getan, was in meinen Kräften stand.« Armer Leo. Er versucht immer noch, Abschnitt U zu begreifen. Und in diesem Moment ist er völlig glaubwürdig. Sein Mandant hat gerade vor aller Welt deutlich gemacht, daß er Dokumente vor ihm geheimhält.

»Ist Mr. Keeley in der Nähe?« fragt Seine Ehren.

»Im Zeugenraum«, sagt Drummond.

»Holen Sie ihn her.« Sekunden später führt der Gerichtsdienner den Generaldirektor in den Gerichtssaal.

Dot hat genug. Sie muß auf die Toilette und eine Zigarette rauchen.

Kipler deutet auf den Zeugenstand. Er vereidigt Keeley selbst, dann fragt er ihn, ob es irgendwelche guten Gründe dafür gäbe, daß seine Gesellschaft sich geweigert hat, mir die angeforderte Information zur Verfügung zu stellen.

Er stottert, stammelt, versucht, die Schuld auf die Regionalbüros und die Zweigstellen zu schieben.

»Wissen Sie, was Mißachtung des Gerichts bedeutet?« fragt Kipler.

»Vielleicht, nun ja, nicht genau.«

»Es ist ganz simpel. Ihre Gesellschaft hat sich der Mißachtung des Gerichts schuldig gemacht, Mr. Keeley. Ich kann Ihre Gesellschaft entweder zu einer Geldstrafe verurteilen oder Sie, den Generaldirektor, ins Gefängnis stecken. Was ziehen Sie vor?«

Ich bin sicher, daß ein paar seiner Freunde schon einige Zeit in Bundesgefängnissen abgesessen haben, aber Keeley weiß, daß es hier um ein Gefängnis in der Innenstadt mit massenhaft Straßentypen geht. »Ich möchte wirklich nicht ins Gefängnis, Euer Ehren.«

»Das habe ich mir gedacht. Ich verurteile Great Benefit hiermit zu einer Geldstrafe von zehntausend Dollar, fällig und zahlbar an den Anwalt der Anklage bis morgen nachmittag fünf Uhr. Rufen Sie Ihre Zentrale an und weisen Sie sie an, einen Scheck per FedEx zu schicken, okay?«

Keeley kann nichts anderes tun als nicken.

»Außerdem, wenn diese Informationen nicht bis morgen früh um neun Uhr hierher gefaxt worden sind, werden Sie ins Stadtgefängnis von Memphis gebracht, wo Sie bleiben werden, bis das geschehen ist. Und während Sie dort sind, wird Ihre Gesellschaft pro Tag fünftausend Dollar Strafe zahlen.«

Kipler dreht sich um und zeigt mit dem Finger auf Drummond. »Ich habe Sie wegen dieser Dokumente wiederholt gewarnt, Mr. Drummond. Dieses Verhalten ist absolut unannehbar.«

Er läßt wütend seinen Hammer niederfahren und verläßt den Saal.

Unter normalen Umständen wäre ich mir mit einer blau-grauen Mütze mit einem Tiger darauf, sonst im formellen Anzug im Terminal A des Flughafens von Memphis an einer Wand lehnend, ausgesprochen komisch vorgekommen. Aber dieser Tag war alles andere als normal. Es ist spät, und ich bin todmüde, aber das Adrenalin pulsiert. Einen besseren ersten Prozeßtag hätte es nicht geben können.

Die Maschine aus Chicago landet pünktlich, und ich werde rasch an meiner Mütze erkannt. Eine Frau mit einer großen, dunklen Sonnenbrille kommt auf mich zu, mustert mich von oben bis unten und sagt schließlich: »Mr. Baylor?«

»Der bin ich.« Ich begrüße Jackie Lemancyzk und ihren Begleiter, einen Mann, der sich nur als Carl vorstellt. Er trägt eine Reisetasche, und wir können gleich losgehen. Beide sind nervös.

Wir unterhalten uns auf dem Weg zum Hotel, einem Holiday Inn in der Innenstadt, sechs Blocks vom Gericht entfernt. Sie sitzt vorn neben mir. Carl lauert auf dem Rücksitz, sagt nichts, bewacht sie aber wie ein Rottweiler. Ich berichte über den größten Teil der Aufregungen des ersten Tages. Nein, sie wissen nicht, daß sie kommt. Ihre Hände zittern. Sie ist dünn und zerbrechlich und fürchtet sich vor ihrem eigenen Schatten. Von Rache abgesehen, kann ich mir keinen Grund für ihr Herkommen vorstellen.

Das Hotelzimmer ist auf meinen Namen reserviert, auf ihre Bitte hin. Wir lassen uns an einem kleinen Tisch in ihrem Zimmer im fünfzehnten Stock nieder und gehen die Vernehmung durch. Die Fragen sind in ihrer Reihenfolge getippt.

Wenn diese Frau schön ist, dann hat sie das gut versteckt. Ihr Haar ist kurz geschnitten und in einem dunkelroten Ton schlecht gefärbt. Ihr Anwalt hat gesagt, sie wäre in psychiatischer Behandlung und ich sollte ihr darüber keine Fragen stellen. Ihre Augen sind blutunterlaufen und traurig, ohne eine

Spur von Make-up. Sie ist einunddreißig, zwei kleine Kinder, einmal geschieden; nach ihrer äußersten Erscheinung und ihrem Verhalten kann man sich nur schwer vorstellen, daß ihre Karriere bei Great Benefit darin bestand, von einem Bett ins andere zu steigen.

Carl gibt sich als ihr Beschützer. Er tätschelt ihren Arm, sagt gelegentlich seine Meinung zu einer speziellen Antwort. Sie möchte am Morgen so früh wie möglich aussagen und dann gleich zurück zum Flughafen und aus der Stadt verschwinden.

Ich verlasse sie gegen Mitternacht.

Um neun Uhr am Dienstag morgen ruft Richter Kipler uns zur Ordnung, weist aber den Gerichtsdienner an, die Geschworenen noch ein paar Minuten in ihrem Zimmer zu lassen. Er fragt Drummond, ob die Infonnation von der Schadensabteilung eingegangen ist. Bei einer Strafe von fünftausend Dollar pro Tag hoffe ich beinahe, daß dies nicht der Fall ist.

»Sie ist vor ungefähr einer Stunde gekommen, Euer Ehren«, sagt er, gibt mir einen gut zwei Zentimeter dicken Stapel Papier und lächelt sogar ein wenig, als er Kipler sein Exemplar aushändigt.

»Mr. Baylor, Sie werden ein bißchen Zeit brauchen«, sagt Seine Ehren.

»Geben Sie mir eine halbe Stunde«, sage ich.

»Gut. Wir holten die Geschworenen um neun Uhr dreißig.«

Deck und ich eilen in ein kleines Anwaltsberatungszimmer und wühlen uns durch die Information. Wie kaum anders zu erwarten, ist sie völlig unverständlich und unmöglich zu entschlüsseln. Das wird ihnen noch leid tun.

Um halb zehn werden die Geschworenen in den Saal gebracht und von Richter Kipler freundlich begrüßt. Sie vermelden, in guter Verfassung zu sein, keine Erkrankungen, am vergangenen Abend von niemandem auf den Fall hin angesprochen worden.

»Ihr Zeuge, Mr. Baylor«, sagt Kipler.

»Wir möchten mit Everett Lufkin fortfahren«, sage ich.

Lufkin wird geholt und betritt den Zeugenstand. Nach dem

Abschnitt-U-Fiasko gestern wird niemand ein Wort von dem glauben, was er sagt. Ich bin sicher, daß Drummond ihm bis Mitternacht die Hölle heiß gemacht hat. Er sieht ziemlich mitgenommen aus. Ich reiche ihm die offizielle Kopie der Information über die Schadensabteilung und frage ihn, ob er sie identifizieren kann.

»Es ist ein Ausdruck einer Computerzusammenfassung verschiedener Zahlen der Schadensabteilung.«

»Erstellt von den Computern von Great Benefit.«

»Das ist richtig.«

»Wann?«

»Gestern am Spätnachmittag und Abend.«

»Unter Ihrer Direktive als Vizepräsident der Schadensabteilung?«

»So könnte man es ausdrücken.«

»Gut. Und nun, Mr. Lufkin, sagen Sie den Geschworenen bitte, wie viele Krankenversicherungspolicen 1991 existierten.«

Er zögert, dann beginnt er, mit dem Ausdruck herumzuspielen. Wir warten, während er darin herumsucht. Das einzige Geräusch während einer langen, peinlichen Pause ist das Rascheln von Papier auf Lufkins Schoß.

Das »Abkippen« von Dokumenten ist eine Lieblingstaktik von Versicherungsgesellschaften und ihren Anwälten. Sie lieben es, bis zur letzten Minute zu warten, wenn es geht, bis einen Tag vor Prozeßbeginn, und dann vier große Kartons voller Papierkram an der Haustür des Vertreters der Anklage abzuladen. Das ist mir dank Tyrone Kipler erspart geblieben.

Dies ist nur ein Vorgeschnack davon. Vermutlich haben sie geglaubt, sie könnten heute morgen hier hereinspaziert kommen, mir siebzig Seiten Computerausdruck überreichen, von denen das meiste offensichtlich bedeutungslos ist, und damit hätte es sich dann.

»Das ist wirklich schwer zu sagen«, erklärt er, kaum hörbar.  
»Wenn ich etwas mehr Zeit hätte ...«

»Sie haben zwei Monate Zeit gehabt«, sagt Kipler laut, und sein Mikrofon funktioniert prächtig. Ton und Lautstärke seiner Stimme sind bedrohlich. »Und nun beantworten Sie die Frage.« Am Tisch der Verteidigung winden sie sich bereits.

Weitere Seiten werden umgeblättert. »Wenn ich mich recht entsinne, hatten wir so an die siebenundneunzigtausend Policien.«

»Sie können sich nicht Ihre Zahlen hier ansehen und es uns genau sagen?«

Es ist offensichtlich, daß er das nicht kann. Er tut so, als wäre er so in das Material versunken, daß er meine Frage nicht beantworten kann.

»Und Sie sind der Vizepräsident der Schadensabteilung?« sage ich höhnisch.

»Der bin ich«, erwidert er.

»Lassen Sie mich folgendes fragen, Mr. Lufkin. Ist Ihres Wissens die Information, die ich haben will, in diesem Ausdruck enthalten?«

»Ja.«

»Also geht es nur darum, sie zu finden.«

»Wenn Sie eine Sekunde den Mund halten, dann finde ich sie.« Er faucht mich an wie ein waidwundes Tier, und das kommt sehr schlecht an.

»Ich brauche nicht den Mund zu halten, Mr. Lufkin.«

Drummond steht auf, fleht mit den Händen. »Euer Ehren, in aller Fairneß, der Zeuge versucht, die Information zu finden.«

»Mr. Drummond, der Zeuge hat zwei Monate Zeit gehabt, sich diese Information zu beschaffen. Er ist Vizepräsident der Schadensabteilung, und als solcher kann er doch bestimmt Zahlen lesen. Abgelehnt.«

»Vergessen Sie den Ausdruck eine Minute, Mr. Lufkin«, sage ich. »Wie sieht in einem durchschnittlichen Jahr das Verhältnis zwischen Policien und Ansprüchen aus? Nennen Sie uns einfach eine Prozentzahl.«

»Im Durchschnitt werden bei acht bis zehn Prozent unserer Policien Ansprüche geltend gemacht.«

»Und wieviel Prozent der Ansprüche werden endgültig abgewiesen?«

»Ungefähr zehn Prozent aller Ansprüche werden abgewiesen«, sagt er. Obwohl er plötzlich über die Antworten verfügt, gefällt es ihm doch ganz und gar nicht, sie liefern zu müssen.

»Auf welchen Betrag beläuft sich ein durchschnittlicher Anspruch, ob gewährt oder abgewiesen?«

Es tritt eine lange Pause ein, während er darüber nachdenkt. Ich glaube, er hat aufgegeben. Er will es einfach hinter sich bringen und so schnell wie möglich den Zeugenstand und Memphis verlassen können.

»Im Durchschnitt ungefähr fünftausend Dollar pro Anspruch.«

»Manche Ansprüche belaufen sich nur auf ein paar hundert Dollar, richtig?«

»Ja.«

»Und andere auf Zehntausende, richtig?«

»Ja.«

»Also ist es schwer zu sagen, wo der Durchschnitt liegt, richtig?«

»Ja.«

»Also, diese Durchschnitte und Prozentzahlen, die Sie mir eben genannt haben, sind die halbwegs typisch für die gesamte Branche, oder gelten sie nur für Great Benefit?«

»Ich kann nicht für die Branche sprechen.«

»Sie wissen es also nicht?«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Sie wissen es also? Bitte beantworten Sie die Frage.«

Seine Schultern sacken ein wenig herab. Der Mann will nur raus aus diesem Saal. »Ich würde sagen, sie gelten so ziemlich allgemein.«

»Danke.« Ich mache des Effektes wegen eine kurze Pause, konsultiere einen Moment lang meine Notizen, lege einen anderen Gang ein, zwinkere Deck zu, der daraufhin den Gerichtssaal verlässt. »Nur noch ein paar Fragen, Mr. Lufkin. Haben Sie Jackie Lemancyzk nahegelegt, zu kündigen?«

»Das habe ich nicht getan.«

»Wie würden Sie ihre Leistungen beurteilen?«

»Durchschnittlich.«

»Wissen Sie, weshalb sie von ihrer Position als leitende Schadenssachbearbeiterin entfernt wurde?«

»Soweit ich mich erinnere, hatte es etwas mit ihren man gelnden Fähigkeiten im Umgang mit Leuten zu tun.«

»Hat sie bei ihrem Ausscheiden irgendeine Art von Abfindung erhalten?«

»Nein. Sie hat gekündigt.«

»Keinerlei Abfindung?«

»Nein.«

»Danke, Mr. Lufkin. Euer Ehren, ich bin fertig mit diesem Zeugen.«

Drummond hat zwei Möglichkeiten. Er kann Lufkin gleich vernehmen, ohne Suggestivfragen zu stellen, oder ihn sich für später aufsparen. Im Augenblick dürfte es unmöglich sein, diesen Kerl wieder auf die Beine zu stellen, und ich zweifle nicht daran, daß Drummond ihn so schnell wie möglich hier herausschaffen will.

»Euer Ehren, wir heben uns Mr. Lufkin für später auf«, sagt Drummond. Keine Überraschung. Die Geschworenen werden ihn nicht wieder zu Gesicht bekommen.

»In Ordnung. Mr. Baylor, rufen Sie Ihren nächsten Zeugen auf.«

Ich sage es mit voller Lautstärke. »Die Anklage ruft Jackie Lemancyk auf.«

Ich drehe mich schnell um, um die Reaktion von Underhall und Aldy zu beobachten. Sie sind gerade dabei, miteinander zu flüstern, und sie erstarrten, als sie ihren Namen hören. Ihre Augen quellen hervor, ihre Münder öffnen sich in fassungsloser Verblüffung.

Der arme Lufkin hört es auf halbem Wege zur Doppeltür. Er bleibt wie angewurzelt stehen, wirft einen hektischen Blick auf den Tisch der Verteidigung, dann verläßt er noch schnelleren Schrittes den Gerichtssaal.

Drummond ist auf den Beinen, umgeben von seinen Leuten. »Euer Ehren, dürfen wir nach vorn kommen?«

Kipler bedeutet uns, heraufzukommen; er hat sich vom Mikrofon abgewendet. Mein Gegner tut so, als wäre er außer sich. Ich bin sicher, daß er überrascht ist, aber er hat keinen Anlaß, mir unlautere Machenschaften vorzuwerfen. Sein Atem geht stoßweise. »Euer Ehren, das kommt völlig überraschend«, zischt er. Es ist wichtig, daß die Geschworenen weder seine Worte hören noch sehen, wie schockiert er ist.

»Wieso?« frage ich gelassen. »Sie ist in der Vorverhandlung als potentielle Zeugin benannt worden.«

»Wir haben ein Recht darauf, im voraus informiert zu werden. Wann haben Sie sie gefunden?«

»Ich wußte nicht, daß sie verlorengegangen war.«

»Das ist eine faire Frage, Mr. Baylor«, sagt Seine Ehren und wirft mir zum erstenmal in der Geschichte einen mißbilligen- den Blick zu. Ich schaue sie beide unschuldig an, als wollte ich sagen: »Hey, ich bin ein Anfänger. Da müssen Sie mir schon einiges nachsehen.«

»Sie ist in der Vorverhandlung benannt worden«, wiederho- le ich, und wir wissen alle drei, daß sie aussagen wird. Viel- leicht hätte ich das Gericht gestern informieren sollen, daß sie in der Stadt ist, aber das ist schließlich mein erster Prozeß.

Sie folgt Deck in den Gerichtssaal. Underhall und Aldy ver- meiden es, sie anzusehen. Die fünf Typen von Trent & Brent verfolgen jeden ihrer Schritte. Sie bietet einen erfreulichen An- blick. An ihrem dünnen Körper hängt ein locker sitzendes blaues Kleid, das knapp über ihren Knien endet. Ihr Gesicht sieht völlig anders aus als gestern abend, viel hübscher. Sie legt ihren Eid ab, nimmt im Zeugenstand Platz, wirft einen haßerfüllten Blick auf die Typen von Great Benefit und ist zur Aussage bereit.

Ich frage mich, ob sie mit Underhall oder Aldy geschlafen hat. Gestern abend hat sie Lufkin und einen weiteren erwähnt, aber ich weiß, daß ich nicht die ganze Geschichte zu hören bekommen habe.

Wir bringen die grundlegenden Fragen schnell hinter uns, dann kommen wir zur Sache.

»Wie lange haben Sie für Great Benefit gearbeitet?«

»Sechs Jahre.«

»Und wann endete Ihre Anstellung?«

»Am 3. Oktober.«

»Wie hat sie geendet?«

»Ich wurde entlassen.«

»Sie haben nicht gekündigt?«

»Nein. Ich wurde entlassen.«

»Wer hat Sie entlassen?«

»Es war eine Verschwörung. Everett Lufkin, Kermit Aldy, Jack Underhall und noch ein paar andere.« Sie deutet mit einem Kopfnicken auf die Schuldigen, und alle Hälse drehen sich zu den Leuten von Great Benefit.

Ich trete vor die Zeugin und gebe ihr eine Kopie ihres Kündigungsschreibens. »Erkennen Sie dies?« frage ich.

»Das ist der Brief, den ich getippt und unterschrieben habe«, sagt sie.

»In dem Brief heißt es, daß Sie aus persönlichen Gründen kündigen.«

»Der Brief ist eine Lüge. Ich wurde entlassen, weil ich mit dem Fall Donny Ray Black zu tun hatte und weil ich am 5. Oktober vernommen werden sollte. Ich wurde entlassen, damit die Firma behaupten konnte, ich arbeitete nicht mehr für sie.«

»Wer hat Sie dazu veranlaßt, diesen Brief zu schreiben?«

»Dieselben Leute. Es war eine Verschwörung.«

»Können Sie uns das erklären?«

Sie schaut zum erstenmal die Geschworenen an, und die sehen sie an. Sie schluckt schwer und beginnt zu reden. »An dem Samstag vor meiner geplanten Vernehmung wurde ich aufgefordert, ins Personalbüro zu kommen. Dort wartete Jack Underhall, der Mann in dem grauen Anzug da drüber. Er ist einer der Firmenanwälte. Er sagte mir, ich müßte sofort verschwinden, und es gäbe zwei Möglichkeiten. Ich könnte es eine Entlassung nennen und ohne irgend etwas gehen. Oder ich könnte diesen Brief schreiben und es eine Kündigung nennen, und die Gesellschaft würde mir zehntausend Dollar in bar geben, damit ich den Mund halte. Und ich mußte mich sofort entscheiden, in seiner Gegenwart.«

Gestern abend war sie imstande, emotionslos darüber zu sprechen, aber vor Gericht liegen die Dinge anders. Sie beißt sich auf die Unterlippe, kämpft eine Minute mit sich, dann kann sie weitersprechen. »Ich bin eine geschiedene Mutter mit zwei Kindern, und ich habe eine Menge Rechnungen zu bezahlen. Ich hatte keine Wahl. Ich war plötzlich arbeitslos. Ich schrieb den Brief, nahm das Geld und unterschrieb eine Abmachung, daß ich nie mit irgend jemanden über meine Schadensakten reden würde.«

»Eingeschlossen die Black-Akte.«

»Besonders die Black-Akte.«

»Wenn Sie das Geld genommen und die Abmachung unterschrieben haben – weshalb sind Sie dann hier?«

»Nachdem ich den Schock einigermaßen überwunden hatte, habe ich mit einem Anwalt gesprochen. Einem sehr guten Anwalt. Er hat mir versichert, daß die Abmachung, die ich unterschrieben habe, gesetzwidrig ist.«

»Haben Sie eine Kopie dieser Abmachung?«

»Nein. Mr. Underhall wollte mir keine geben. Aber Sie können ihn ja fragen. Ich bin sicher, daß er das Original hat.« Ich drehe mich langsam um und starre Jack Underhall an, und alle anderen im Saal tun dasselbe. Plötzlich sind seine Schnürsenkel zum Mittelpunkt seines Lebens geworden, und er fummelt an ihnen herum, scheinbar völlig unbetroffen von ihrer Aussage.

Ich sehe Leo Drummond an, und er macht zum erstenmal einen völlig geschlagenen Eindruck. Natürlich hat sein Mandant ihm nichts von der Bestechung mit Bargeld oder der abgenötigten Unterschrift erzählt.

»Weshalb haben Sie einen Anwalt aufgesucht?«

»Weil ich Rat brauchte. Ich wurde rechtswidrig entlassen. Aber vorher wurde ich diskriminiert, weil ich eine Frau bin, und ich wurde von mehreren der leitenden Mitarbeiter bei Great Benefit sexuell belästigt.«

»War jemand darunter, den wir kennen?«

»Einspruch, Euer Ehren«, sagt Drummond. »Es wäre ja vielleicht ganz lustig, über diese Sache zu reden, aber für den Fall ist sie nicht relevant.«

»Lassen Sie uns sehen, wohin es führt. Fürs erste weise ich den Einspruch zurück. Bitte beantworten Sie die Frage, Ms. Lemancyzk.«

Sie holt tief Luft, dann sagt sie: »Ich hatte drei Jahre lang Sex mit Everett Lufkin. Solange ich bereit war, zu tun, was er wollte, wurde mein Gehalt erhöht, und ich wurde befördert. Als ich es satt hatte und Schluß machte, verlor ich meine Stellung als leitende Schadenssachbearbeiterin, und mein Gehalt wurde um zwanzig Prozent gekürzt. Dann kam Russell Krokit, der

damals mein direkter Vorgesetzter war, aber gleichzeitig mit mir entlassen wurde, auf die Idee, daß er gern eine Affäre mit mir hätte. Er drängte sich mir auf, sagte, wenn ich nicht mitspielte, würde ich meinen Job verlieren. Aber wenn ich eine Zeitlang seine Freundin sein wollte, dann würde er dafür sorgen, daß ich wieder befördert würde. Ich hatte nur die Wahl, mitzumachen oder hinauszufliegen.«

»Beide Männer sind verheiratet?«

»Ja, mit Kindern. Es war allgemein bekannt, daß sie den jungen Frauen in der Schadensabteilung nachstellten. Und diese beiden waren nicht die einzigen Bosse, die Beförderung von Sex abhängig machten. Ich könnte Ihnen eine Menge Namen nennen.«

Wieder richten sich alle Blicke auf Underhall und Aldy.

Ich mache eine kurze Pause, um etwas auf meinem Tisch zu überprüfen. Das ist nur ein kleiner Trick, um eine saftige Aussage einen Moment in der Luft hängen zu lassen, bevor ich weitermache.

Ich sehe Jackie an, und sie tupft sich mit einem Papiertaschentuch die Augen ab. Sie sind gerötet. Die Geschworenen sind auf ihrer Seite.

»Lassen Sie uns über die Black-Akte reden«, sage ich. »Sie wurde Ihnen zugeteilt.«

»Das ist richtig. Das Formular, mit dem Mrs. Black erstmals ihren Anspruch geltend machte, wurde mir zugeteilt. Der damaligen Verfahrensweise der Gesellschaft entsprechend, habe ich ihr einen Brief geschrieben und ihren Anspruch abgewiesen.«

»Weshalb?«

»Weshalb? Weil alle Ansprüche erst einmal abgewiesen wurden, zumindest 1991.«

»Alle Ansprüche?«

»Ja. Es war unsere Taktik, sämtliche Ansprüche erst einmal abzuweisen und dann die kleineren zu überprüfen, die legitim zu sein schienen. Einige davon wurden schließlich ausgezahlt, aber die größeren Ansprüche wurden nicht reguliert, außer wenn ein Anwalt eingeschaltet wurde.«

»Wann wurde diese Taktik eingeführt?«

»Am 1. Januar 1991. Es war ein Experiment, eine Art Programm.« Ich nicke ihr zu. Machen Sie weiter. »Die Firma beschloß, für einen Zeitraum von zwölf Monaten jeden Anspruch über eintausend Dollar abzuweisen. Es spielte keine Rolle, wie legitim ein Anspruch war, er wurde einfach abgewiesen. Auch viele der kleineren Ansprüche wurden letzten Endes abgewiesen, wenn wir einen halbwegs stichhaltigen Grund finden konnten. Von den größeren Ansprüchen wurden nur sehr wenige beglichen, und das auch nur, nachdem der Versicherte sich einen Anwalt genommen und angefangen hatte, uns zu drohen.«

»Wie lange wurde auf diese Art verfahren?«

»Zwölf Monate. Es war ein auf ein Jahr begrenztes Experiment. So etwas war in der Branche noch nie zuvor gemacht worden, und das Management hielt es für eine großartige Idee. Ein Jahr lang alles abweisen, das gesparte Geld zusammenzählen, den für schnelle Vergleiche gezahlten Betrag abziehen, und was übrigbleibt, ist ein Topf voller Gold.«

»Wieviel Gold?«

»Das Verfahren brachte einen zusätzlichen Nettogewinn von rund vierzig Millionen ein.«

»Woher wissen Sie das?«

»Wenn man mit diesen elenden Kerlen lange genug ins Bett geht, bekommt man alles mögliche zu hören. Sie erzählen einem alles. Sie reden über ihre Frauen und ihre Jobs. Darauf bin ich nicht stolz, okay? Es hat mir nicht eine Sekunde lang Spaß gemacht. Ich war ein Opfer.« Ihre Augen sind wieder rot, und ihre Stimme bebt ein wenig.

Wieder eine lange Pause, während ich meine Notizen konsultiere. »Wie wurde der Anspruch der Blacks behandelt?«

»Anfangs wurde er abgewiesen wie alle anderen auch. Aber es war ein großer Anspruch, und er wurde anders kodiert. Sobald die Worte >akute Leukämie< aufgetaucht waren, wurde alles, was ich tat, von Russell Krokit kontrolliert. Schon sehr früh wurde ihnen klar, daß Knochenmarktransplantationen in der Police nicht ausgeschlossen waren. Die Akte bekam aus zwei Gründen besonderes Gewicht. Erstens war sie plötzlich einen Haufen Geld wert, Geld, das die Firma offensichtlich

nicht zahlen wollte. Und zweitens war der Versicherte todkrank.«

»Die Schadensabteilung hat also gewußt, daß Donny Ray sterben würde?«

»Natürlich. Seine medizinischen Unterlagen waren eindeutig. Ich erinnere mich an einen Bericht seines Arztes, in dem es hieß, die Chemotherapie hätte gut angeschlagen, aber die Leukämie würde zurückkehren, voraussichtlich innerhalb eines Jahres, und sie würde mit dem Tod des Patienten enden, wenn er keine Knochenmarktransplantation bekäme.«

»Haben Sie diesen Bericht irgend jemandem gezeigt?«

»Ich habe ihn Russell Krokit gezeigt. Er hat ihn seinem Boß, Everett Lufkin, gezeigt. Irgendwo ganz oben wurde die Entscheidung getroffen, den Anspruch auch weiterhin abzuweisen.«

»Aber Sie wußten, daß das Geld hätte gezahlt werden müssen?«

»Alle wußten es, aber die Firma setzte auf ihre Chance.«

»Können Sie das erklären?«

»Die Chance, daß der Versicherte keinen Anwalt einschaltete.«

»Wußten Sie, wie groß diese Chance zu jener Zeit war?«

»Man war allgemein überzeugt, daß von fünfundzwanzig Versicherten nicht mehr als einer mit einem Anwalt sprach. Nur aus diesem Grund haben sie dieses Experiment gestartet. Sie wußten, daß sie damit durchkommen würden. Sie verkauften diese Policen an Leute, die nicht sonderlich gebildet sind, und sie rechnen damit, daß sie in ihrer Unwissenheit die Abweisungen akzeptieren.«

»Was passierte, wenn Sie einen Brief von einem Anwalt bekamen?«

»Dann sah die Sache völlig anders aus. Wenn sich der Anspruch auf weniger als fünftausend Dollar belief und legitim war, haben wir sofort gezahlt und einen Entschuldigungsbrief geschrieben. Nur ein internes Versehen, Sie wissen schon, diese Art von Brief. Vielleicht hatten auch unsere Computer schuld. Ich habe Dutzende solcher Briefe geschrieben. Wenn sich der Anspruch auf mehr als fünftausend Dollar belief,

dann wurde mir die Akte aus der Hand genommen und einer höheren Instanz zugewiesen. Ich glaube, sie wurden fast immer bezahlt. Wenn der Anwalt eine Klage eingereicht hatte oder im Begriff war, es zu tun, bemühte sich die Gesellschaft um einen stillschweigenden Vergleich.«

»Wie oft ist das passiert?«

»Das weiß ich wirklich nicht.«

Ich trete vom Podium zurück, sage »Danke«, dann wende ich mich an Drummond und sage mit einem freundlichen Lächeln: »Ihre Zeugin.«

Ich setze mich zu Dot, die tränenüberströmt leise vor sich hin schluchzt. Sie hat sich schon immer Vorwürfe gemacht, daß sie sich nicht schon früher einen Anwalt gesucht hat, und jetzt diese Aussage hören zu müssen tut besonders weh. Einerlei, wie der Prozeß ausgeht – sie wird es sich nie verzeihen.

Glücklicherweise sehen mehrere der Geschworenen ihr Weinen.

Der arme Leo begibt sich langsam zu einer so weit von den Geschworenen entfernten Stelle, daß er gerade noch die Möglichkeit hat, Fragen zu stellen. Ich kann mir nicht vorstellen, was er fragen könnte, aber ich bin sicher, daß er schon des öfteren überrumpelt worden ist.

Er stellt sich vor, sehr herzlich, teilt Jackie mit, daß sie sich natürlich noch nie begegnet wären. Damit will er den Geschworenen mitteilen, daß er keine Ahnung gehabt hat, was sie aussagen würde. Sie bedenkt ihn mit einem sengenden Blick. Jetzt haßt sie nicht nur Great Benefit, sondern auch jeden Anwalt, der erbärmlich genug ist, die Gesellschaft zu vertreten.

»Stimmt es, Ms. Lemancyzk, daß Sie kürzlich wegen verschiedener Probleme in eine psychiatrische Klinik eingewiesen wurden?« Er stellt diese Frage sehr behutsam. In einem Prozeß sollte man keine Fragen stellen, wenn man nicht die Antwort darauf bereits weiß, aber ich habe das Gefühl, daß Leo nicht weiß, was kommen wird. Seine Quelle sind ein paar verzweifelte Zuflüsterungen in der letzten Viertelstunde.

»Nein, das stimmt nicht.« Sie ist wütend.

»Ich bitte um Entschuldigung. Aber Sie waren in Behandlung?«

»Ich bin nicht eingewiesen worden. Ich habe mich freiwillig in eine Klinik begeben und dort zwei Wochen verbracht. Ich konnte gehen, wann immer ich wollte. Die Behandlung war angeblich durch meine Personalpolice bei Great Benefit gedeckt. Sie war angeblich bis zwölf Monate nach meinem Ausscheiden gültig. Natürlich haben sie den Anspruch abgewiesen.«

Drummond kaut auf einem Fingernagel und starrt auf seinen Block, als hätte er das nicht gehört. Nächste Frage, Leo.

»Sind Sie deshalb hier? Weil Sie wütend sind auf Great Benefit?«

»Ich hasse Great Benefit und die meisten der Würmer, die dort arbeiten. Beantwortet das Ihre Frage?«

»Ist Ihr Haß der Grund dafür, daß Sie heute hier aussagen?«

»Nein. Ich bin hier, weil ich weiß, daß sie ganz bewußt Tausende von Leuten betrogen haben. Diese Geschichte mußte erzählt werden.«

Gib lieber auf, Leo.

»Weshalb haben Sie sich in eine psychiatrische Klinik begeben?«

»Ich kämpfe gegen Alkoholismus und Depressionen. Im Augenblick bin ich okay. Ich weiß nicht, wie es nächste Woche aussehen wird. Sechs Jahre lang bin ich von Ihren Mandanten wie ein Stück Fleisch behandelt worden. Ich wurde im Büro herumgereicht wie eine Schachtel Pralinen, und jeder hat sich genommen, was er haben wollte. Sie haben mir nachgestellt, weil ich pleite war, ledig mit zwei Kindern, und weil ich einen hübschen Hintern hatte. Das hat mich meine Selbstachtung gekostet. Jetzt schlage ich zurück, Mr. Drummond. Ich versuche, mich selbst zu retten, und wenn ich Behandlung brauche, dann beschaffe ich sie mir. Ich wollte nur, Ihr Mandant würde die verdammten Rechnungen bezahlen.«

»Keine weiteren Fragen, Euer Ehren.« Drummond kehrt eiligst zu seinem Tisch zurück. Ich begleite Jackie durch die Schranke und fast bis zur Tür. Ich danke ihr mehr als einmal und verspreche, ihren Anwalt anzurufen. Deck wird sie zum Flughafen fahren.

Es ist fast halb zwölf. Ich möchte, daß die Geschworenen

Zeit haben, beim Lunch über ihre Aussage nachzudenken, also bitte ich Richter Kippler um eine vorzeitige Unterbrechung. Meine offizielle Begründung lautet, daß ich Zeit brauche, um mich in den Computerausdruck zu vertiefen, bevor ich weitere Zeugen aufrufe.

Die Geldstrafe in Höhe von zehntausend Dollar ist eingegangen, während wir in diesem Gerichtssaal waren, und Drummond hat sie in Treuhandverwahrung gegeben und gleichzeitig einen zwanzigseitigen Antrag und Schriftsatz eingereicht. Er will gegen die Strafe Berufung einlegen, also wird das Geld unantastbar bei Gericht verbleiben, bis darüber entschieden ist. Es gibt Dinge, die mich mehr beschäftigen.

Einige der Geschworenen lächeln mir zu, als sie nach dem Lunch auf ihre Plätze zurückkehren. Sie dürften sich eigentlich nicht über den Fall unterhalten, bevor er ihnen nicht offiziell zur Beratung übergeben worden ist, aber jedermann weiß, daß sie immer darüber flüstern, sobald sie den Gerichtssaal verlassen haben. Vor ein paar Jahren ist zwischen zwei Geschworenen eine Schlägerei über die Glaubwürdigkeit eines bestimmten Zeugen ausgebrochen. Das Problem bestand darin, daß es der zweite Zeuge in einem auf zwei Wochen angesetzten Prozeß war. Der Richter erklärte das Verfahren für gescheitert, und alles fing wieder von vorne an.

Sie hatten zwei Stunden, um Jackies Aussage schmoren und kochen zu lassen. Jetzt ist für mich die Zeit gekommen, ihnen zu zeigen, wie man einige dieser Missetaten vergelten kann. Es ist an der Zeit, über Geld zu reden.

»Euer Ehren, die Anklage ruft Mr. Wilfred Keeley in den Zeugenstand.« Keeley wird rasch gefunden, und er kommt flotten Schrittes in den Saal, geradezu begierig darauf, auszusagen. Er wirkt kraftvoll und freundlich, ganz im Gegensatz zu Lufkin und ungeachtet der unauslöschlichen Lügen, deren seine Firma bereits überführt worden ist. Ganz offensichtlich will er den Geschworenen klarmachen, daß er das Kommando hat und jemand ist, dem man vertrauen kann.

Ich stelle ein paar allgemeine Fragen, verifiziere die Tatsache, daß er der Generaldirektor ist, die Nummer eins bei Great Benefit. Er gibt es freundlich zu. Dann gebe ich ihm eine Kopie der letzten Bilanz der Gesellschaft. Er tut so, als lese er sie jeden Morgen.

»Nun, Mr. Keeley, können Sie den Geschworenen sagen, wie hoch das Vermögen Ihrer Gesellschaft ist?«

»Was meinen Sie mit Vermögen?« schießt er zurück.

»Ich meine das Nettovermögen.«

»Das ist kein klar definierter Begriff.«

»Doch, das ist es. Werfen Sie einen Blick auf Ihre Bilanz hier, nehmen Sie die Aktiva auf der einen Seite, ziehen Sie die Verbindlichkeiten auf der anderen ab, und sagen Sie den Geschworenen, was übrigbleibt. Das ist das Nettovermögen.«

»So einfach ist das nicht.«

Ich schüttelte ungläubig den Kopf. »Würden Sie mir zustimmen, wenn ich sage, daß Ihre Gesellschaft über ein Nettovermögen von schätzungsweise vierhundertfünfzig Millionen Dollar verfügt?«

Abgesehen von den auf der Hand liegenden Vorteilen hat das Ertappen eines Firmenganoven beim Lügen den zusätzlichen Nutzen, daß der nachfolgende Zeuge die Wahrheit sagen muß. Keeley muß erfrischend ehrlich sein, und ich bin sicher, daß Drummond ihm das um die Ohren geschlagen hat. Das war bestimmt nicht einfach.

»Das ist eine faire Schätzung. Ich stimme Ihnen zu.«

»Danke. Nun, über wieviel Bargeld verfügt Ihre Firma?«

Diese Frage hatte er nicht erwartet. Drummond steht auf und erhebt Einspruch. Kipler weist ihn ab.

»Das ist schwer zu sagen«, sagt er und verfällt in die uns bereits bestens bekannte Great-Benefit-AnGST.

»Mr. Keeley, Sie sind der Generaldirektor. Sie arbeiten seit achtzehn Jahren für die Gesellschaft. Sie kommen aus der Finanzabteilung. Wieviel Bargeld haben Sie da oben herumliegen?«

Er blättert hektisch in seinen Papieren, und ich warte geduldig. Endlich nennt er mir eine Zahl, und an diesem Punkt danke ich Max Leuberg. Ich nehme mein Exemplar und fordere ihn auf, mir eine spezielle Rücklage zu erklären. Als ich sie auf zehn Millionen Dollar verklagte, haben sie dieses Geld als Reserve zur Bezahlung des Anspruchs beiseite gelegt. Dasselbe haben sie bei jedem anderen Prozeß getan. Es ist immer noch ihr Geld, immer noch angelegt und Zinsen einbringend, aber jetzt ist es als *Verbindlichkeit* verbucht. Versicherungsgesellschaften lieben es, wenn man sie auf -zig Millionen Dollar verklagt, weil sie das Geld als Rücklage verbuchen und behaupten können, daß sie praktisch zahlungsunfähig sind.

Und das alles ist völlig legal. Es ist eine Branche ohne feste Richtlinien mit eigenen, undurchsichtigen Bilanzpraktiken.

Keeley fängt an, komplizierte Begriffe aus dem Finanzwesen zu verwenden, die ich nicht verstehe. Er verwirrt lieber die Geschworenen, als die Wahrheit einzugestehen.

Ich befrage ihn über eine andere Rücklage, dann kommen wir zu den Gewinnkonten. Eingeschränkte Gewinne. Uneingeschränkte Gewinne. Ich knöpfe ihn mir gründlich vor, und es hört sich ziemlich intelligent an. Mit Hilfe von Leubergs Notizen rechne ich die Zahlen zusammen und frage Keeley, ob die Gesellschaft über rund vierhundertachtundfünfzig Millionen Bargeld verfügt.

»Schön war's«, sagt er mit einem Lachen. Niemand sonst verzieht eine Miene.

»Wieviel Bargeld haben Sie dann, Mr. Keeley?«

»Oh, das weiß ich nicht. Ich würde sagen, vermutlich so um die hundert Millionen.«

Das reicht fürs erste. Bei meinem Schlußplädoyer kann ich meine Zahlen auf eine Tafel schreiben und erklären, wo das Geld steckt.

Ich gebe ihm eine Kopie des Computerausdrucks mit den Daten der Schadensabteilung, und er wirkt überrascht. Ich habe während der Lunchpause beschlossen, ihn damit zu konfrontieren, solange ich ihn im Zeugenstand habe, anstatt mir Lufkin noch einmal vorzunehmen. Er wirft einen hilfesuchenden Blick zu Drummond, aber der kann nichts tun. Mr. Keeley ist schließlich der Generaldirektor und sollte imstande sein, uns bei unserer Suche nach der Wahrheit zu helfen. Vermutlich haben sie gedacht, ich würde Lufkin zurückholen, damit er uns die Daten erklärt. Aber sosehr ich Lufkin liebe, ich bin fertig mit ihm. Ich werde ihm nicht die Chance bieten, die Aussage von Jackie Lemancyzk zu widerlegen.

»Kennen Sie diesen Ausdruck, Mr. Keeley? Es ist der, den ich heute morgen von Ihrer Firma bekommen habe.«

»Natürlich.«

»Gut. Können Sie den Geschworenen sagen, wie viele Krankenversicherungspolicen im Jahr 1991 bei Ihrer Gesellschaft bestanden?«

»Also, das weiß ich nicht. Lassen Sie mich nachsehen.« Er blättert Seiten um, nimmt eine in die Hand, legt sie wieder hin, nimmt eine weitere und dann noch eine.

»Erscheint Ihnen die Zahl von plus/minus achtundneunzigtausend korrekt?«

»Vielleicht. Doch, ja, ich glaube, das stimmt.«

»Und wie viele Ansprüche wurden 1991 aufgrund dieser Policen geltend gemacht?«

Dasselbe Spiel. Keeley quält sich durch den Ausdruck, murmelt Zahlen vor sich hin. Es ist fast peinlich. Minuten vergehen, und schließlich sage ich: »Erscheint Ihnen die Zahl von plus/minus elftausendvierhundert korrekt?«

»Dürfte hinkommen, nehme ich an, aber ich müßte das erst verifizieren.«

»Wie würden Sie es verifizieren?«

»Nun, ich müßte mich eingehender mit diesem Ausdruck hier beschäftigen.«

»Die Information ist also darin enthalten?«

»Ich denke schon.«

»Können Sie den Geschworenen sagen, wie viele dieser Ansprüche von Ihrer Firma abgewiesen wurden?«

»Also, auch dafür müßte ich dies hier eingehender studieren«, sagt er und hebt den Ausdruck mit beiden Händen in die Höhe.

»Diese Information steckt also auch in den Papieren, die Sie jetzt hochhalten?«

»Vielleicht. Ja, ich denke schon.«

»Gut. Sehen Sie sich die Seiten elf, achtzehn, dreiunddreißig und einundvierzig an.« Er kommt meiner Aufforderung rasch nach, tut alles, um nicht aussagen zu müssen. Seiten werden umgeblättert und rascheln.

»Erscheint Ihnen die Zahl von neuntausendeinhundert plus oder minus ein paar korrekt?«

Er ist regelrecht schockiert von dieser unerhörten Vermutung. »Natürlich nicht. Das ist absurd.«

»Aber Sie wissen es nicht?«

»Ich weiß, daß sie nicht so hoch ist.«

»Danke.« Ich trete vor den Zeugen, nehme den Ausdruck

wieder an mich und gebe ihm statt dessen die Great-Benefit-Police, die ich von Max Leuberg bekommen habe.

»Erkennen Sie dies?«

»Natürlich«, sagt er glücklich; endlich etwas, das von dem verdammten Ausdruck wegführt.

»Was ist es?«

»Eine von meiner Gesellschaft ausgestellte Krankenversicherungspolice.«

»Wann ausgestellt?«

Er wirft einen Blick darauf. »Im September 1992. Vor fünf Monaten.«

»Bitte sehen Sie sich Seite elf, Abschnitt F, Paragraph vier, Unterparagraph C, Klausel Nummer dreizehn an. Sehen Sie das?«

Der Druck ist so klein, daß er die Police fast an die Nase halten muß. Ich kichere leise und werfe einen Blick auf die Geschworenen. Die Komik entgeht ihnen nicht.

»Ich habe sie«, sagt er schließlich.

»Gut. Lesen Sie sie bitte vor.«

Er liest, kneift die Augen zusammen und runzelt die Stirn, als wäre das ausgesprochen langweilig. Als er fertig ist, bringt er ein Lächeln zustande. »Okay.«

»Was ist der Sinn dieser Klausel?«

»Sie schließt gewisse operative Eingriffe von der Deckung aus.«

»Speziell?«

»Speziell sämtliche Transplantationen.«

»Ist Knochenmark als Ausschluß aufgeführt?«

»Ja. Knochenmark ist aufgeführt.«

Ich trete vor den Zeugen, gebe ihm eine Kopie der Black-Police und fordere ihn auf, einen bestimmten Abschnitt vorzulesen. Wieder ist der winzige Druck eine Strapaze für seine Augen, aber er kämpft sich tapfer hindurch.

»Welche Transplantationen schließt diese Police aus?«

»Alle wichtigen Organe, Nieren, Leber, Herz, Lungen, Augen, sie sind alle hier aufgeführt.«

»Was ist mit Knochenmark?«

»Das ist nicht aufgeführt.«

»Also ist es nicht ausdrücklich ausgeschlossen?«

»Das stimmt.«

»Wann wurde diese Klage eingereicht? Erinnern Sie sich?«

Er schaut zu Drummond, der ihm in diesem Moment natürlich nicht helfen kann. »Mitte vorigen Jahres, soweit ich mich erinnere. Kann es im Juni gewesen sein?«

»Ja, Sir«, sage ich. »Es war im Juni. Wissen Sie, wann die Police dahingehend geändert wurde, daß sie jetzt auch Knochenmarktransplantationen ausschließt?«

»Nein, das weiß ich nicht. Mit dem Verfassen der Policen habe ich nichts zu tun.«

»Wer verfaßt Ihre Policen? Wer ist für all dieses Kleingedruckte verantwortlich?«

»Das geschieht in unserer Rechtsabteilung.«

»Ich versteh'e. Könnte man mit Gewißheit sagen, daß die Police irgendwann nach Einreichung dieser Klage geändert wurde?«

Er mustert mich einen Moment eingehend, dann sagt er: »Nein. Es ist durchaus möglich, daß sie bereits vor Einreichung der Klage geändert wurde.«

»Wurde Sie geändert, nachdem der Anspruch im August 1991 geltend gemacht worden war?«

»Ich weiß es nicht.«

Seine Antwort hört sich verdächtig an. Entweder kümmert er sich nicht darum, was in seiner Firma vorgeht, oder er lügt. Für mich macht das im Grunde keinen Unterschied. Ich habe, was ich wollte. Ich kann den Geschworenen gegenüber argumentieren, daß dieser neue Wortlaut ein eindeutiger Beweis dafür ist, daß bei der Black-Police der Ausschluß von Knochenmarktransplantationen nicht vorgesehen war. Sie hatten alles andere ausgeschlossen, und jetzt schließen sie schlecht hin alles aus, also haben sie sich mit ihren eigenen Formulierungen überführt.

Ich habe nur noch eine schnelle Angelegenheit mit Keeley zu erledigen. »Haben Sie eine Kopie der Abmachung, die Jackie Lemancyzk am Tage ihrer Entlassung unterschrieben hat?«

»Nein.«

»Haben Sie diese Abmachung jemals gesehen?«

»Nein.«

»Haben Sie die Zahlung von zehntausend Dollar in bar an Jackie Lemancyzk genehmigt?«

»Nein. In dieser Beziehung hat sie gelogen.«

»Gelogen?«

»Das sagte ich.«

»Was ist mit Everett Lufkin? Hat er die Geschworenen in Beziehung auf das Schadenshandbuch angelogen?«

Keeley will etwas sagen, dann bremst er sich. An diesem Punkt kann ihm keine Antwort etwas nützen. Die Geschworenen wissen recht gut, daß Lufkin sie angelogen hat, also kann er den Geschworenen jetzt nicht weismachen, sie hätten nicht gehört, was sie tatsächlich gehört haben. Und er kann auch nicht zugeben, daß einer seiner Vizepräsidenten die Geschworenen angelogen hat.

Ich hatte diese Frage nicht geplant, sie ist mir einfach so herausgerutscht. »Ich habe Sie etwas gefragt, Mr. Keeley. Hat Mr. Lufkin die Geschworenen in Beziehung auf das Schadenshandbuch angelogen?«

»Ich glaube, diese Frage muß ich nicht beantworten.«

»Beantworten Sie die Frage«, sagt Kipler streng.

Es tritt eine qualvolle Pause ein, während der Keeley mich anstarrt. Im Saal herrscht Stille. Jeder einzelne Geschworene beobachtet ihn und wartet. Die Antwort liegt auf der Hand, und so beschließe ich, den netten Jungen zu spielen.

»Sie können sie nicht beantworten, nicht wahr, weil Sie nicht zugeben können, daß ein Vizepräsident Ihrer Gesellschaft diese Jury angelogen hat?«

»Einspruch.«

»Stattgegeben.«

»Keine weiteren Fragen.«

»Keine Vernehmung zu diesem Zeitpunkt, Euer Ehren«, sagt Drummond. Offensichtlich will er, daß sich der Staub legt, bevor er diese Leute für die Verteidigung in den Zeugenstand holt. Im Augenblick will Drummond Zeit und Abstand zwischen Jackie Lemancyzk und unserer Jury.

Kermit Aldy, der für die Haftungsabteilung zuständige Vizepräsident, ist mein vorletzter Zeuge. Zu diesem Zeitpunkt brauche ich seine Aussage im Grunde nicht, aber ich muß ein bißchen Zeit hinbringen. Es ist halb drei am zweiten Verhandlungstag, und ich werde heute nachmittag bequem fertig. Ich will, daß die Geschworenen, wenn sie nach Hause gehen, an zwei Leute denken, Jackie Lemancyzk und Donny Ray Black.

Aldy ist nervös und wortkarg, er hat Angst, mehr zu sagen, als unbedingt nötig ist. Ich weiß nicht, ob er mit Jackie geschlafen hat, aber im Augenblick ist jeder Mann von Great Benefit verdächtig. Ich spüre, daß auch die Geschworenen dieses Gefühl haben.

Wir arbeiten uns durch soviel Hintergrund wie unbedingt erforderlich. Haftung ist eine dermaßen langweilige Materie, daß ich entschlossen bin, den Geschworenen nur die allerknappsten Details zu liefern. Aldy ist gleichfalls langweilig und deshalb seinem Job gewachsen. Ich will das Interesse der Jury nicht verlieren, also mache ich schnell.

Dann ist es Zeit für den amüsanten Teil. Ich gebe ihm die Kopie des Haftungshandbuchs, das mir während der Be weisaufnahme ausgehändigt wurde. Es steckt in einem grünen Hefter und sieht dem Schadenshandbuch sehr ähnlich. Weder Aldy noch Drummond noch sonst jemand weiß, ob ich noch ein weiteres Exemplar des Haftungshandbuchs besitze, und zwar eines mit dem Abschnitt U.

Er betrachtet es, als hätte er es noch nie zuvor gesehen, identifiziert es aber, als ich ihn danach frage. Alle wissen, wie die nächste Frage lauten wird.

»Ist dies ein vollständiges Handbuch?«

Er blättert es langsam durch, läßt sich Zeit. Offensichtlich weiß er, wie es Lufkin gestern ergangen ist. Wenn er sagt, es wäre vollständig, und ich präsentiere ihm dann das Exemplar, das ich mir von Cooper Jackson ausgeliehen habe, dann ist er tot. Wenn er zugibt, daß etwas fehlt, dann muß er einen hohen Preis zahlen. Ich wette, Drummond hat sich für letzteres entschieden.

»Also, lassen Sie mich nachsehen. Es sieht vollständig aus, aber – nein, Moment mal. Hinten fehlt ein Abschnitt.«

»Könnte das Abschnitt U sein?« frage ich ungläubig.

»Ich glaube, ja.«

Ich tue so, als wäre ich verwundert. »Welchen Grund sollte jemand haben, Abschnitt U aus diesem Handbuch zu entfernen?«

»Ich weiß es nicht.«

»Wissen Sie, wer ihn entfernt hat?«

»Nein.«

»Natürlich nicht. Wer hat dieses spezielle Exemplar zur Aushändigung an mich ausgewählt?«

»Daran kann ich mich wirklich nicht erinnern.«

»Aber es ist offensichtlich, daß Abschnitt U entfernt wurde, bevor es mir übergeben wurde?«

»Er ist nicht vorhanden, wenn Sie darauf aus sind.«

»Ich bin auf die Wahrheit aus, Mr. Aldy. Bitte helfen Sie mir. Wurde Abschnitt U entfernt, bevor mir das Handbuch übergeben wurde?«

»Es sieht so aus.«

»Heißt das ja?«

»Ja. Der Abschnitt wurde entfernt.«

»Stimmen Sie mir zu, daß das Haftungshandbuch für die Arbeit in Ihrer Abteilung sehr wichtig ist?«

»Natürlich.«

»Also kennen Sie es sehr gut?«

»Ja.«

»Also würde es Ihnen ein Leichtes sein, für die Geschworenen den Inhalt von Abschnitt U zusammenzufassen, nicht wahr?«

»Oh, das weiß ich nicht. Es ist eine Weile her, seit ich das letzte Mal hineingeschaut habe.«

Er weiß immer noch nicht, ob ich eine Kopie des Abschnitts U aus dem Haftungshandbuch habe. »Weshalb versuchen Sie es nicht einfach? Skizzieren Sie für die Geschworenen kurz, was in Abschnitt U steht.«

Er denkt einen Moment nach, dann erklärt er, daß es in dem Abschnitt um ein System zu Kontrolle und Ausgleich zwischen Schadens- und Haftungsabteilung geht. Bestimmte Ansprüche müssen von beiden Abteilungen bearbeitet werden.

Um zu gewährleisten, daß ein Anspruch ordnungsgemäß abgewickelt wird, ist eine Menge Papierkram erforderlich. Er redet drauflos, jetzt mit etwas mehr Zuversicht, und da ich bisher noch keine Kopie des Abschnitts U hervorgeholt habe, fängt er an zu glauben, ich hätte sie nicht.

»Also besteht der Zweck des Abschnitts U darin, zu gewährleisten, daß jeder Anspruch ordnungsgemäß abgewickelt wird?«

»Ja.«

Ich greife unter den Tisch, hole das Handbuch hervor und begebe mich zum Zeugenstand. »Dann lassen Sie uns dies hier den Geschworenen erklären«, sage ich und gebe ihm das vollständige Handbuch. Er sackt ein bißchen zusammen. Drummond versucht, eine zuversichtliche Haltung zu bewahren, aber er schafft es nicht.

Der Abschnitt U des Haftungshandbuchs ist genauso schmutzig wie der Abschnitt U des Schadenshandbuchs, und nachdem ich Aldy eine Stunde lang zugesetzt habe, ist es Zeit, Schluß zu machen. Das System ist bloßgestellt, die Geschworenen kochen vor Wut.

Drummond hat keine Fragen. Kipler unterbricht für eine Viertelstunde, damit Deck und ich die Monitore aufstellen können.

Unser letzter Zeuge ist Donny Ray Black. Der Gerichtsdienner dämpft die Beleuchtung im Gerichtssaal, und die Geschworenen lehnen sich vor, begierig, sein Gesicht auf dem Fünfzig-Zentimeter-Bildschirm vor sich zu sehen. Wir haben seine Aussage auf einunddreißig Minuten gekürzt, und die Geschworenen lassen sich keines seiner gequälten und schwachen Worte entgehen.

Anstatt mir das zum hunderten Male anzusehen, sitze ich dicht neben Dot und beobachte die Gesichter auf den Geschworenenbänken. Ich sehe sehr viel Mitgefühl. Dot wischt sich mit dem Handrücken die Wangen ab. Gegen Ende habe ich einen Kloß in der Kehle.

Als die Bildschirme leer sind und der Gerichtsdienner sich aufmacht, um das Licht wieder einzuschalten, ist es eine volle Minute lang sehr still im Saal. Im Halbdunkel ist das leise, aber

unmißverständliche Geräusch des Weinens einer Mutter an unserem Tisch zu hören.

Wir haben all den Schaden angerichtet, den ich mir vorstellen konnte. Wir haben den Fall gewonnen. Jetzt besteht die Herausforderung darin, ihn nicht wieder zu verlieren.

Die Lichter gehen an, und ich verkünde feierlich: »Euer Ehren, die Anklage hat ihre Zeugenvernehmung abgeschlossen.«

Nachdem die Geschworenen längst gegangen sind, sitzen Dot und ich in einem leeren Gerichtssaal und unterhalten uns über die bemerkenswerten Aussagen, die wir im Verlauf der letzten beiden Tage gehört haben. Es wurde eindeutig bewiesen, daß sie im Recht ist und die anderen im Unrecht sind, aber das ist für sie nur ein geringer Trost. Sie wird gepeinigt ins Grab gehen, weil sie nicht härter gekämpft hat, als es noch zählte.

Sie sagt mir, ihr wäre es gleich, was als nächstes passiert. Sie hat ihren Tag vor Gericht gehabt. Sie würde am liebsten gleich verschwinden und nie wieder zurückkehren. Ich erkläre ihr, daß das unmöglich ist. Wir haben erst die Hälfte hinter uns. Nur noch ein paar Tage.

Ich bin gespannt, wie Drummond seine Verteidigung einrichten wird. Wenn er weitere Leute aus der Zentrale anschleppt und versucht, ihr System der Abweisung von Ansprüchen hinwegzuerklären, riskiert er, noch mehr Schaden anzurichten. Er weiß, daß ich einfach den Abschnitt U hervorziehen und alle möglichen unangenehmen Fragen stellen werde. Es ist durchaus denkbar, daß irgendwo noch andere krasse Lügen und Verschleierungen versteckt sind. Der einzige Weg, sie ans Licht zu bringen, besteht in einem unerbittlichen Kreuzverhör.

Er hat achtzehn Leute als mögliche Zeugen benannt. Ich habe keine Ahnung, wen er als ersten aufrufen wird. Als ich meine Zeugen vernahm, verfügte ich über den Luxus, zu wissen, was als nächstes passieren, wer der nächste Zeuge, welches das nächste Dokument sein würde. Jetzt muß ich reagieren, und zwar schnell.

Am späten Abend rufe ich Max Leuberg in Wisconsin an und informiere ihn voller Genugtuung über die Ereignisse der ersten beiden Tage. Er gibt mir einige Ratschläge und stellt ein paar Vermutungen an, was als nächstes passieren könnte. Er ist Feuer und Flamme und sagt, es könnte gut sein, daß er sich in ein Flugzeug setzt und herkommt.

Ich wandere bis drei Uhr morgens in meiner Wohnung herum, führe Selbstgespräche und versuche mir vorzustellen, was Drummond unternehmen wird.

Als ich um halb neun im Gerichtssaal eintreffe, bin ich angenehm überrascht, Cooper Jackson dort vorzufinden. Er macht mich mit zwei weiteren Anwälten bekannt, beide aus Raleigh, North Carolina. Sie sind gekommen, um meinen Prozeß zu verfolgen. Wie lauft es? fragen sie. Ich liefere ihnen eine zurückhaltende Zusammenfassung dessen, was passiert ist. Einer der Anwälte war am Montag schon hier und hat das

Abschnitt-U-Drama verfolgt. Die drei zusammen haben bisher an die zwanzig Fälle. Sie haben in Zeitungen und anderen Medien inseriert, und ständig werden neue Fälle an sie herangetragen. Sie haben vor, schon sehr bald Klage einzureichen.

Cooper gibt mir eine Zeitung und fragt, ob ich sie schon gesehen habe. Es ist das *Wall Street Journal*, die Ausgabe vom Vortag, und auf der Titelseite steht ein Artikel über Great Benefit. Ich sage ihnen, daß ich seit einer Woche keine Zeitung mehr gelesen habe und nicht einmal weiß, welcher Tag heute ist. Sie kennen das Gefühl.

Ich lese den Artikel rasch durch. Er berichtet hauptsächlich über die wachsende Zahl von Beschwerden über Great Benefit und ihre Praxis, Ansprüche abzuweisen. Viele Staaten haben bereits Ermittlungen eingeleitet. Zahlreiche Klagen wurden eingereicht. Im letzten Absatz heißt es, daß jetzt ein gewisser kleiner Prozeß unten in Memphis aufmerksam verfolgt würde, weil er das erste substantielle Urteil gegen die Gesellschaft bringen könnte.

Ich zeige Kippler den Artikel in seinem Amtszimmer, und er ist nicht weiter interessiert. Er wird lediglich die Geschworenen fragen, ob sie ihn gesehen haben. Sie sind ermahnt worden, keine Zeitungen zu lesen. Wir bezweifeln beide, daß es unter unseren Leuten viele Leser des *Journal* gibt.

Die Verteidigung ruft als ersten Zeugen Andre Weeks auf, den Stellvertretenden Leiter der Versicherungsaufsichtsbehörde des Staates Tennessee. Er ist ein hochrangiger Beamter, den Drummond schon früher in den Zeugenstand gerufen hat. Seine Aufgabe besteht darin, die Regierungsbehörde eindeutig auf Seiten der Verteidigung zu plazieren.

Er ist ein sehr gutaussehender Mann um die Vierzig mit einem eleganten Anzug, verbindlichem Lächeln und einem ehrlichen Gesicht. Außerdem hat er in diesem Moment einen entscheidenden Vorzug: Er arbeitet nicht für Great Benefit. Drummond stellt ihm einen Haufen belangloser Fragen über die Überwachungspflichten seiner Behörde; er versucht, es so klingen zu lassen, als gingen diese Leute erbarmungslos auf die Branche los und ließen ständig die Peitsche knallen. Da

Great Benefit in diesem Staat nach wie vor einen guten Ruf hat, liegt auf der Hand, daß die Gesellschaft sich ordentlich bemüht. Andernfalls hätten André und seine Meute sich längst auf sie gestürzt.

Drummond braucht Zeit. Er braucht einen kleinen Berg von Aussagen, den er vor den Geschworenen abkippen kann, damit sie vielleicht einiges von den entsetzlichen Dingen vergessen, die sie schon gehört haben. Er agiert langsam, redet langsam, fast wie ein alternder Professor. Und er ist sehr gut. Wenn die Fakten nicht so wären, wie sie sind, würde er tödlich sein.

Er gibt Weeks die Black-Police, und sie verbringen eine halbe Stunde damit, den Geschworenen zu erklären, daß jede Police, jede einzelne Police, von der Versicherungsaufsichtsbehörde gutgeheißen werden muß. Auf das Wort »gutgeheißen« wird besonderer Nachdruck gelegt.

Da ich nicht auf den Beinen bin, kann ich mehr Zeit damit verbringen, mich umzusehen. Ich mustere die Geschworenen, von denen einige Blickkontakt halten. Sie sind auf meiner Seite.

Ich bemerke Fremde im Gerichtssaal, junge Männer in Anzügen, die ich bisher noch nie gesehen habe. Cooper Jackson und seine Kollegen sitzen in der hintersten Reihe, in der Nähe der Tür. Es sind kaum fünfzehn Zuschauer anwesend. Wer interessiert sich schon für einen Zivilprozeß?

Nach ungefähr anderthalb Stunden eines stinklangweiligen Verhörs über die Komplexität der Versicherungsaufsicht in diesem Staate läßt die Aufmerksamkeit der Geschworenen nach. Drummond kümmert das nicht. Er versucht verzweifelt, den Prozeß bis in die nächste Woche hinein auszudehnen. Kurz vor elf entläßt er schließlich den Zeugen; der Vormittag ist praktisch nutzlos verschwendet. Wir machen eine Viertelstunde Pause, und dann bin ich an der Reihe, um ein paar Schüsse ins Dunkle abzugeben.

Weeks sagt, daß im Augenblick mehr als sechshundert Versicherungsgesellschaften im Staat operieren, daß sein Büro einundvierzig Leute beschäftigt, von denen allerdings nur achtzehn tatsächlich Policen überprüfen. Er schätzt widerstreitend, daß jede der sechshundert Gesellschaften mindestens

zehn verschiedene Polices ausstellt, seiner Behörde also mindestens sechstausend Polices vorliegen. Und er gibt zu, daß die Polices ständig geändert und ergänzt werden.

Wir stellen noch ein paar weitere Berechnungen an, und es gelingt mir, meine Botschaft rüberzubringen, daß es einer Behörde unmöglich ist, den Ozean von Kleingedrucktem, den die Versicherungsgesellschaften erzeugen, zu überwachen. Ich gebe ihm die Black-Police. Er behauptet, sie gelesen zu haben, gibt aber zu, daß er dies nur im Rahmen seiner Vorbereitung auf diesen Prozeß getan hat. Ich stelle ihm eine Frage über die wöchentliche Unfallrente bei nichtstationärem Krankenhausaufenthalt. Die Police scheint plötzlich schwerer geworden zu sein, und er blättert rasch die Seiten um in der Hoffnung, den Abschnitt zu finden und eine Antwort liefern zu können. Es gelingt ihm nicht. Er blättert und raschelt, kneift die Augen zusammen, runzelt die Stirn, sagt schließlich, er hätte es. Die Antwort ist halbwegs richtig, also lasse ich sie gelten. Dann frage ich ihn nach der korrekten Methode, die Begünstigten dieser Police zu wechseln, und er tut mir fast leid. Er studiert die Police lange Zeit, während jedermann wartet. Die Geschworenen sind amüsiert. Kipler grinst. Drummond schmört, kann aber nichts dagegen tun.

Er liefert uns eine Antwort, deren Richtigkeit unwichtig ist. Ich habe erreicht, was ich wollte. Ich lege die beiden grünen Handbücher auf meinen Tisch, als wären Weeks und ich im Begriff, sie noch einmal durchzugehen. Mit dem Schadenshandbuch in der Hand frage ich ihn, ob er sich von Zeit zu Zeit mit den internen Schadensregulierungsverfahren irgendeiner der Gesellschaften befaßt, die seine Behörde so aufmerksam überwacht. Er möchte ja sagen, aber er hat offensichtlich von Abschnitt U gehört. Also sagt er nein, und ich bin natürlich regelrecht schockiert. Ich bombardiere ihn mit ein paar sarkistischen Fragen, dann lasse ich ihn von der Angel. Der Schaden ist angerichtet und gebührend registriert.

Ich frage ihn, ob er weiß, daß die Versicherungsaufsicht in Florida gegen Great Benefit ermittelt. Er weiß es nicht. Was ist mit South Carolina? Nein, auch das ist ihm neu. Was ist mit North Carolina? Ihm ist, als hätte er darüber etwas gehört,

aber er hat keinerlei Unterlagen gesehen. Kentucky? Georgia? Nein, und fürs Protokoll, was andere Staaten tun, ist für ihn völlig belanglos. Ich danke ihm für diese Aussage.

Drummonds nächster Zeuge ist gleichfalls ein Nicht-Mitarbeiter von Great Benefit, aber nur mit knapper Not. Sein Name ist Payton Reisky, und sein beeindruckender Titel ist Direktor und Präsident des Nationalen Versicherungsverbandes. Er hat das Aussehen und das Gehabe eines überaus wichtigen Mannes. Wir erfahren rasch, daß sein Laden eine politische Organisation mit Sitz in Washington ist, von Versicherungsgesellschaften ins Leben gerufen, um als ihr Sprachrohr im Kapitol zu fungieren. Nur ein Haufen von Lobbyisten also, ohne Zweifel mit einem vergoldeten Budget. Sie tun Unmengen von wundervollen Dingen, gipflnd, so wird uns berichtet, in dem Bemühen, faire Versicherungspraktiken zu fördern.

Diese kleine Einführung zieht sich sehr lange hin. Sie beginnt um halb zwei, und um zwei sind wir überzeugt, daß der Nationale Versicherungsverband nahe daran ist, die Menschheit zu retten. Was für fabelhafte Leute!

Reisky ist seit dreißig Jahren im Geschäft, und wir erfahren eine Menge über sein Herkommen und die Einzelheiten seiner Karriere. Drummond will ihn als Experten auf dem Gebiet der Schadensabwicklung bei Versicherungen qualifizieren. Ich habe keine Einwände. Ich habe seine Aussage bei einem früheren Prozeß gelesen, und ich denke, ich kann mit ihm fertig werden. Nur einem außerordentlich begabten Experten könnte es gelingen, zu bewirken, daß Abschnitt U sich gut anhört.

Fast ohne Nachhilfe führt er uns durch eine vollständige Checkliste, nach der ein Anspruch reguliert werden sollte. Drummond nickt ernst mit dem Kopf, als gäben sie uns jetzt wirklich Saures. Und was kommt dabei heraus? Great Benefit hat sich in diesem Fall absolut korrekt verhalten. Vielleicht ein paar kleine Fehler, aber schließlich ist es eine große Firma mit Unmengen von Schadensfällen. Kein größeres Abweichen von dem, was vernünftig ist.

Der Tenor von Reiskys Ansichten ist, daß Great Benefit jedes Recht hatte, diesen Anspruch seines Ausmaßes wegen abzu-

weisen. Er erklärt den Geschworenen sehr ernsthaft, daß von einer Police, die achtzehn Dollar pro Woche einbringt, vernünftigerweise nicht erwartet werden kann, daß sie eine Transplantation abdeckt, die zweihunderttausend Dollar kostet. Sinn einer Debetpolice ist es, die Grundversorgung zu decken, nicht das ganze Drum und Dran.

Drummond bringt das Thema der Handbücher und ihrer fehlenden Abschnitte zur Sprache. Unerfreulich, meint Reisky, aber so wichtig nun auch wieder nicht. Handbücher kommen und gehen, werden ständig abgeändert und von erfahrenen Schadenssachbearbeitern in der Regel ignoriert, weil sie ohnehin wissen, was sie tun. Aber da soviel Aufhebens davon gemacht wurde, lassen Sie uns darüber sprechen. Er greift eifrig nach dem Schadenshandbuch und erklärt den Geschworenen verschiedene Abschnitte. Hier steht alles schwarz auf weiß. Alles funktioniert prächtig.

Von den Handbüchern gehen sie zu den Zahlen über. Drummond fragt, ob er Gelegenheit gehabt hat, sich die Information über Policen, Ansprüche und Abweisungen anzusehen. Reisky nickt ernst, dann läßt er sich von Drummond den Ausdruck geben.

Von Great Benefit wurde 1991 in der Tat ein hoher Prozentsatz von Ansprüchen abgewiesen. Aber dafür könnte es gute Gründe geben. So etwas ist in der Branche schon des öfteren vorgekommen. Und man kann den Zahlen nicht immer trauen. Wenn man sich die letzten zehn Jahre ansieht, liegt die Abweisungsrate von Great Benefit leicht unter zwölf Prozent, was durchaus dem Branchendurchschnitt entspricht. Es folgen Zahlen auf Zahlen, und wir sind rasch verwirrt, was genau das ist, was Drummond wollte.

Reisky verläßt den Zeugenstand und beginnt, auf diesen und jenen Punkt einer mehrfarbigen Tabelle zu zeigen. Er redet zu den Geschworenen wie ein geübter Dozent, und ich frage mich, wie oft er das tut. Die Zahlen liegen sämtlich im Durchschnitt.

Um halb vier gewährt Kippler uns gnädigerweise eine Pause. Ich unterhalte mich auf dem Flur mit Cooper Jackson und seinen Freunden. Sie sind alle erfahrene Prozeßanwälte und spa-

ren nicht mit Ratschlägen. Wir sind uns einig, daß Drummond versucht, die Sache hinzuziehen, und daß er aufs Wochenende hofft.

Ich gebe während der gesamten Nachmittagssitzung kein einziges Wort von mir. Reisky sagt bis gegen Abend aus und endet schließlich mit einem Schwall von Beteuerungen, wie fair alles gelaufen ist. Den Gesichtern der Geschworenen nach zu urteilen sind sie glücklich, daß der Mann endlich Schluß macht. Ich bin dankbar für ein paar Extrastunden, in denen ich mich auf sein Kreuzverhör vorbereiten kann.

Deck und ich genießen ein langes Abendessen mit Cooper Jackson und drei weiteren Anwälten in einem alten italienischen Restaurant, das Grisanti's heißt. Big John Grisanti, der Besitzer, führt uns in einen privaten Speiseraum, die sogenannte Press Box. Er bringt uns einen wunderbaren Wein, den wir nicht bestellt haben, und sagt uns genau, was wir essen sollen.

Der Wein wirkt beruhigend, und zum erstenmal seit vielen Tagen kann ich mich fast entspannen. Vielleicht werde ich heute nacht gut schlafen.

Die Rechnung beläuft sich auf über vierhundert Dollar, und Cooper Jackson nimmt sie sofort an sich. Gott sei Dank. Die Kanzlei von Rudy Baylor mag an der Schwelle zum großen Geld stehen, aber vorerst ist sie immer noch pleite.

Sekunden, nachdem sich Payton Reisky früh am Donnerstag morgen munter im Zeugenstand niedergelassen hat, gebe ich ihm eine Kopie des Blöde-Briefes und fordere ihn auf, ihn zu lesen. Dann frage ich: »Also, Mr. Reisky, ist das nach Ihrer Expertenmeinung eine faire und vernünftige Reaktion von Great Benefit?«

Er ist vorgewarnt worden. »Natürlich nicht. Das ist fürchterlich.«

»Schockierend, nicht wahr?«

»Das ist es. Aber soweit ich weiß, ist der Schreiber dieses Briefes nicht mehr bei Great Benefit angestellt.«

»Wer hat Ihnen das gesagt?« frage ich argwöhnisch.

»Das weiß ich nicht so genau. Irgend jemand von der Firma.«

»Hat Ihnen diese unbekannte Person auch den Grund dafür genannt, weshalb Mr. Krokit nicht mehr bei der Firma ange stellt ist?«

»Ich weiß es nicht genau. Vielleicht hatte es etwas mit diesem Brief zu tun.«

»Vielleicht? Sind Sie sicher, oder vermuten Sie es nur?«

»Genaueres weiß ich wirklich nicht.«

»Danke. Hat diese unbekannte Person Ihnen auch mitgeteilt, daß Mr. Krokit die Gesellschaft zwei Tage vor seiner vor gesehenen Vernehmung in diesem Fall verlassen hat?«

»Ich glaube nicht.«

»Sie wissen nicht, weshalb er sie verlassen hat?«

»Nein.«

»Gut. Ich glaubte schon, Sie versuchten bei den Geschworenen den Eindruck zu erwecken, als hätte er die Gesellschaft verlassen, weil er diesen Brief geschrieben hat. Sie haben doch nicht versucht, das zu tun?«

»Nein.«

»Danke.«

Beim Wein gestern abend sind wir übereingekommen, daß es ein Fehler wäre, Reisky die Handbücher um die Ohren zu schlagen. Für diese Entscheidung gab es mehrere Gründe. Erstens hat die Jury die Beweise bereits gehört. Zweitens wurden sie ihr auf eine sehr dramatische und wirkungsvolle Weise präsentiert, als wir Lufkin dabei ertappten, wie er das Blaue vom Himmel herunterlog. Drittens ist Reisky sehr wortgewandt und wird sich nur schwer festnageln lassen. Viertens hatte er genügend Zeit, sich auf die Attacke vorzubereiten, und wird seine Position besser behaupten können. Fünftens würde er die Chance nutzen, um die Geschworenen noch weiter zu verwirren. Und, was das wichtigste ist, es würde Zeit kosten. Ich könnte ohne weiteres den ganzen Tag damit verbringen, Reisky zu den Handbüchern und dem statistischen Material zu befragen. Damit würde ich einen Tag verlieren und keinen Schritt weiterkommen.

»Wer zahlt Ihnen Ihr Gehalt, Mr. Reisky?«

»Mein Arbeitgeber. Der Nationale Versicherungsverband.«

»Wer hat diesen Verband gegründet?«

»Die Versicherungsbranche.«

»Trägt Great Benefit zu seiner Finanzierung bei?«

»Ja.«

»Und wie hoch ist dieser Beitrag?«

Er schaut zu Drummond, der bereits auf den Beinen ist.

»Einspruch, Euer Ehren, das ist irrelevant.«

»Abgelehnt. Ich halte das für durchaus relevant.«

»Wieviel, Mr. Reisky?« wiederhole ich hilfreich.

Er möchte es offensichtlich nicht sagen und wirkt verlegen.

»Zehntausend Dollar im Jahr.«

»Also zahlen sie Ihnen mehr, als sie für Donny Ray Black gezahlt haben.«

»Einspruch!«

»Stattgegeben.«

»Tut mir leid, Euer Ehren. Ich nehme die Bemerkung zurück.«

»Ordnen Sie an, daß sie aus dem Protokoll gestrichen wird, Euer Ehren«, schnaubt Drummond wütend.

»Angeordnet.«

Wir schöpfen Atem, während sich die Aufregung wieder legt. »Tut mir leid, Mr. Reisky«, sage ich demütig mit betont reuiger Miene.

»Kommt all Ihr Geld von Versicherungsgesellschaften?«

»Wir haben keine anderen Geldgeber.«

»Wie viele Versicherungsgesellschaften tragen zur Finanzierung Ihres Verbandes bei?«

»Zweihundertzwanzig.«

»Und wie hoch war die Gesamtsumme dieser Beiträge im vorigen Jahr?«

»Sechs Millionen Dollar.«

»Und Sie benutzen dieses Geld, um die Interessen der Branche zu vertreten?«

»Ja, das gehört zu unseren Aufgaben.«

»Werden Sie für Ihr Erscheinen bei diesem Prozeß extra bezahlt?«

»Nein.«

»Weshalb sind Sie hier?«

»Weil sich Great Benefit mit mir in Verbindung gesetzt hat. Ich wurde gebeten, herzukommen und auszusagen.«

Sehr langsam drehe ich mich um und zeige auf Dot Black. »Und, Mr. Reisky, können Sie Mrs. Black ansehen, ihr in die Augen schauen und ihr sagen, daß der Anspruch ihres Sohnes von Great Benefit fair und angemessen gehandhabt wurde?«

Er braucht ein oder zwei Sekunden, bis es ihm gelingt, den Blick auf Mrs. Black zu richten, aber er hat keine andere Wahl. Er nickt, dann sagt er entschlossen: »Ja, das wurde er.«

Das hatte ich natürlich vorausgesehen. Ich wollte die Vernehmung von Mr. Reisky auf dramatische Weise beenden. Aber damit, daß es lustig werden würde, hatte ich weiß Gott nicht gerechnet. Mrs. Beverlee Hardaway, eine unersetzbare, einundfünfzig Jahre alte Schwarze, die in der Mitte der vordersten Reihe der Geschworenenbank sitzt, lacht auf Reisksabsurde Antwort hin laut auf. Es ist ein plötzliches Auflachen, offensichtlich spontan, weil sie es so schnell wie möglich unterdrückt. Beide Hände fliegen zu ihrem Mund hoch. Sie knirscht mit den Zähnen und beißt die Kiefer zusammen und

schaut sich hektisch um, um zu sehen, wieviel Schaden sie angerichtet hat. Aber ihr Körper zuckt leicht weiter.

Zu Mrs. Hardaways Pech, für uns dagegen recht erfreulich, ist der Moment ansteckend. Mr. Ranson Pelk, der direkt hinter ihr sitzt, wird von irgend etwas angesteckt, ebenso Mrs. Ella Faye Salter, die neben Mrs. Hardaway sitzt. Binnen Sekunden nach der ursprünglichen Eruption hat sich das Lachen über die Bänke der Geschworenen ausgebreitet. Einige Geschworene sehen Mrs. Hardaway an, als wäre noch immer sie die Missätterin. Andere richten den Blick auf Reisky und schütteln in belustigter Verblüffung den Kopf.

Reisky geht vom Schlimmsten aus. Er nimmt an, er selbst wäre der Grund dafür, daß sie lachen. Sein Kopf sackt herunter, und er betrachtet den Fußboden. Drummond entscheidet sich dafür, es einfach zu ignorieren, aber es muß fürchterlich weh tun. Bei seinen jungen Strahlemännern ist kein Gesicht zu sehen. Sie haben alle ihre Nase in Akten und Bücher gesteckt. Aldy und Underhall betrachten ihre Socken.

Kipler würde am liebsten mitlachen. Er duldet die Heiterkeit kurze Zeit; erst als sie sich zu legen beginnt, läßt er seinen Hammer niederfahren, als wollte er offiziell die Tatsache festhalten, daß die Geschworenen über die Aussage von Payton Reisky gelacht haben.

Es geht ganz schnell. Die absurde Antwort, das Auflachen, das Unterdrücken, das Glucksen und Kichern und das skeptische Kopfschütteln, all das dauert nur ein paar Sekunden. Bei einigen Geschworenen stelle ich jedoch eine gewisse Erleichterung fest. Sie möchten lachen, ihrer Ungläubigkeit Ausdruck geben, und indem sie das tun, können sie, wenn auch nur eine Sekunde lang, Reisky und Great Benefit unmißverständlich mitteilen, was sie von dem halten, was sie da zu hören bekommen.

So kurz er auch ist, es ist ein goldener Moment. Ich lächle sie an. Sie lächeln mich an. Sie glauben alles, was meine Zeugen sagen. Drummonds Zeugen glauben sie kein Wort.

»Keine weiteren Fragen, Euer Ehren«, sage ich verächtlich, als hätte ich die Nase voll von diesem verlogenen Schurken.

Drummond ist offensichtlich überrascht. Er dachte, ich

würde den ganzen Tag damit verbringen, mit den Handbüchern und den Statistiken auf Reisky einzuhämmern. Er raschelt mit Papier, flüstert T. Price etwas zu, dann steht er auf und sagt: »Unser nächster Zeuge ist Richard Pellrod.«

Pellrod ist leitender Schadenssachbearbeiter. Bei der Vernehmung war er ein fürchterlicher Zeuge, der so tat, als bräche er unter der Last seines Amtes fast zusammen. Sein Auftreten ist keine Überraschung. Sie mußten etwas unternehmen, um Jackie Lemancyzk mit Dreck bewerfen zu können. Pellrod war ihr direkter Vorgesetzter.

Er ist sechsundvierzig, von mittlerem Körperbau mit einem Bierbauch, wenig Haar, einem nichtssagenden Gesicht, Leberflecken und einer dicken Brille. Dieser arme Kerl ist in keiner Hinsicht körperlich anziehend, aber es macht ihm offensichtlich nichts aus. Ich wette, wenn er sagt, Jackie Lemancyzk wäre nur eine Hure, die versucht hat, auch ihn zu umgarnen, dann werden die Geschworenen wieder laut auflachen.

Pellrod hat den jähzornigen Charakter, den man von einem Mann erwarten kann, der seit zwanzig Jahren in der Schadensabteilung arbeitet. Er ist nur eine Spur freundlicher als der durchschnittliche Rechnungseintreiber und kann den Geschworenen weder Wärme vermitteln noch Vertrauen einflößen. Er ist eine Firmenratte auf einem der niederen Ränge und hat wahrscheinlich solange, wie er sich erinnern kann, an demselben Schreibtisch gesessen.

Und er ist der Beste, den sie haben! Sie können Lufkin, Aldy oder Keeley nicht wieder hereinholen, weil die bei den Geschworenen bereits jede Glaubwürdigkeit verloren haben. Auf Drummonds Liste steht noch ein halbes Dutzend Männer aus der Zentrale in Cleveland, aber ich bezweifle, daß er einen von ihnen aufrufen wird. Was können sie schon sagen? Die Handbücher existieren nicht? Ihre Firma lügt nicht und unterschlägt keine Dokumente?

Drummond und Pellrod arbeiten sich eine halbe Stunde lang durch ein gründlich geprobtes Skript, wieder atemberaubende interne Vorgehensweisen in der Schadensabteilung, wieder heroische Anstrengungen von Great Benefit, die Versi-

cherten fair zu behandeln, wieder Gähnen bei den Geschworenen.

Richter Kipler beschließt, sich in die Langweilerei einzuschalten. Er unterbricht das einstudierte Frage- und Antwortspiel und sagt: »Herr Anwalt, können Sie zu etwas anderem übergehen?«

Drummond macht einen schockierten und verletzten Eindruck. »Aber, Euer Ehren, ich habe das Recht auf eine eingehende Befragung dieses Zeugen.«

»Das haben Sie. Aber der größte Teil dessen, was er bisher gesagt hat, ist der Jury bereits bekannt. Das ist pure Wiederholung.«

Drummond kann es einfach nicht glauben. Er ist fassungslos und versucht, ziemlich erfolglos, so zu reagieren, als würde er vom Richter schikaniert.

»Ich kann mich nicht erinnern, daß Sie den Vertreter der Anklage aufgefordert haben, seine Verhöre abzukürzen.«

Das hätte er nicht sagen sollen. Er versucht, diesen Wortwechsel zu verlängern, aber er legt sich mit dem falschen Richter an. »Das liegt daran, daß Mr. Baylor die Geschworenen wach hält, Mr. Drummond. Und jetzt gehen Sie zu etwas anderem über.«

Mrs. Hardaways Ausbruch und das anschließende Gelächter hat die Geschworenen offensichtlich gelockert. Sie sind jetzt lebhafter und eher bereit, auf Kosten der Verteidigung zu lachen.

Drummond funkelt Kipler an, als gedachte er, diese Sache bei anderer Gelegenheit noch mal zur Sprache und ins rechte Lot zu bringen. Zurück zu Pellrod, der dasitzt wie eine Kröte, mit nur halb geöffneten Augen und zur Seite geneigtem Kopf. Es wurden Fehler gemacht, gesteht Pellrod mit einem schwachen Versuch, Reue zu zeigen, aber keine schwerwiegenden. Und, ob man es glaubt oder nicht, die meisten Fehler gehen auf das Konto von Jackie Lemancyzk, einer jungen Frau mit vielen Problemen.

Für eine Weile zurück zur Black-Akte. Pellrod spricht über einige der weniger belastenden Dokumente. Er äußert sich nicht über die Ablehnungsschreiben, sondern verbringt statt

dessen eine Menge Zeit mit Papierkram, der irrelevant und unwichtig ist.

»Mr. Drummond«, unterbricht Kipler streng, »ich habe Sie gebeten, zu etwas anderem überzugehen. Diese Dokumente liegen den Geschworenen vor, und diese Aussagen wurden bereits von anderen Zeugen gemacht. Und jetzt sehen Sie bitte zu, daß Sie vorankommen.«

Drummonds Gefühle sind verletzt. Er wird von einem unfairen Richter vermahnt und gemaßregelt. Er braucht einige Zeit, um sich wieder zu fassen. Er ist mit seiner Leistung nicht auf der Höhe.

Sie entschließen sich zu einer neuen Strategie hinsichtlich des Schadenshandbuchs. Pellrod sagt, es ist nur ein Leitfaden, nicht mehr und nicht weniger. Er persönlich hat seit Jahren keinen Blick mehr in das verdammte Ding geworfen. Es wird so oft geändert, daß die erfahrenen Schadenssachbearbeiter es einfach ignorieren. Drummond zeigt ihm Abschnitt U, und, es ist kaum zu glauben, er hat ihn noch nie gesehen. Hat für ihn ebensowenig Bedeutung wie für die vielen Sachbearbeiter, die ihm unterstehen. Er persönlich kennt keinen einzigen Sachbearbeiter, der dieses Handbuch zu Rate zieht.

Also wie werden die Ansprüche in Wirklichkeit bearbeitet? Pellrod sagt es uns. Von Drummond dazu aufgefordert, befördert er einen hypothetischen Anspruch durch die normalen Kanäle. Schritt um Schritt, Formular um Formular, Aktennotiz um Aktennotiz. Pellrods Stimme verbleibt in derselben Oktave, und er langweilt die Geschworenen zu Tode. Lester Days, einer der Geschworenen in der hinteren Reihe, nickt ein. Überall Gähnen und schwere Lider, während sie vergeblich versuchen, wach zu bleiben.

Das bleibt nicht unbemerkt.

Wenn Pellrod unter seinem Versagen, die Geschworenen zu beeindrucken, leidet, läßt er es sich nicht anmerken. Seine Stimme und sein Verhalten ändern sich nicht. Er endet mit ein paar bestürzenden Enthüllungen über Jackie Lemancyzk. Es war bekannt, daß sie Probleme mit dem Trinken hatte, und sie kam oft nach Alkohol riechend zur Arbeit. Sie blieb dem Büro öfter fern als die anderen Sachbearbeiter. Sie wurde immer

verantwortungsloser, und ihre Kündigung war unvermeidlich. Was war mit ihren sexuellen Eskapaden?

Hier müssen Pellrod und Great Benefit vorsichtig sein, weil dieses Thema an einem anderen Tag in einem anderen Gerichtssaal zur Sprache kommen wird. Was immer hier gesagt wird, wird protokolliert und kann später verwendet werden. Also begibt sich Drummond klugerweise, anstatt sie zu einer Hure zu machen, die bereitwillig mit jedem ins Bett ging, auf eine höhere Ebene.

»Darüber weiß ich wirklich nichts«, sagt Pellrod und kassiert einen kleinen Punkt bei den Geschworenen.

Sie schlagen noch ein bißchen mehr Zeit tot und ziehen es fast bis zwölf Uhr hin, bevor Pellrod mir ausgeliefert wird. Kipler will für den Lunch unterbrechen, aber ich versichere ihm, daß es nicht lange dauern wird. Er erklärt sich widerstreitend einverstanden.

Ich fange damit an, daß ich Pellrod eine Kopie des Abweisungsschreibens gebe, das er unterzeichnet und an Dot Black geschickt hat. Es war die vierte Abweisung, und sie wurde damit begründet, daß Donny Rays Leukämie eine Krankheit wäre, die bereits vor Vertragsabschluß bestanden hätte. Ich fordere ihn auf, den Brief den Geschworenen vorzulesen, und er gibt zu, daß er ihn geschrieben hat. Ich lasse zu, daß er zu erklären versucht, weshalb er ihn geschrieben hat; aber natürlich gibt es dafür keine Erklärung. Der Brief war eine Privatangelegenheit zwischen Pellrod und Dot Black, nie dazu bestimmt, irgend jemand anderem unter die Augen zu kommen, schon gar nicht in diesem Gerichtssaal.

Er redet über ein Formular, das irrtümlich von Jackie ausgefüllt wurde, und über ein Mißverständnis mit Mr. Krokit; nun ja, die ganze Sache war einfach ein Versehen. Und es tut ihm sehr leid.

»Es ist ein bißchen spät für eine Entschuldigung, nicht wahr?«

»Vermutlich.«

»Als Sie diesen Brief schrieben, haben Sie nicht gewußt, daß es noch vier weitere Abweisungsschreiben geben würde, oder?«

»Nein.«

»Also sollte dieser Brief die endgültige Abweisung von Mrs. Blacks Anspruch sein, richtig?«

Der Brief enthält die Worte »endgültige Abweisung«.

»Vermutlich.«

»Woran ist Donny Ray Black gestorben?«

Er zuckt die Achseln. »Leukämie.«

»Und welche Krankheit führte zur Erhebung des Anspruchs?«

»Leukämie.«

»Auf welche Vorerkrankung bezieht sich Ihr Schreiben?«

»Eine Grippe.«

»Und wann hatte er diese Grippe?«

»Das weiß ich nicht genau.«

»Ich kann die Akte holen, wenn Sie sie mit mir durchsehen wollen.«

»Nein, das ist okay.« Alles, um mich von der Akte fernzuhalten. »Ich glaube, er war fünfzehn oder sechzehn«, sagt er.

»Er hatte also eine Grippe, als er fünfzehn oder sechzehn war, also bevor die Police ausgestellt wurde, und sie wurde im Antrag nicht erwähnt.«

»Das ist richtig.«

»Also. Mr. Pellrod, haben Sie im Laufe Ihrer langjährigen Erfahrung mit Schadensfällen jemals einen Fall erlebt, bei dem eine Grippe irgend etwas mit einer fünf Jahre später ausgebrochenen Leukämie zu tun hatte?«

Darauf gibt es nur eine Antwort, aber er kann sie einfach nicht geben. »Ich glaube nicht.«

»Heißt das nein?«

»Ja, es heißt nein.«

»Also hatte die Grippe nichts mit der Leukämie zu tun?«

»Nein.«

»Also haben Sie in Ihrem Brief gelogen, nicht wahr?«

Natürlich hat er in seinem Brief gelogen, und wenn er behaupten würde, er hätte damals nicht gelogen, würde er jetzt lügen. Den Geschworenen würde es nicht entgehen. Er sitzt in der Falle, aber Drummond hatte Zeit, mit ihm zu arbeiten.

»Der Brief war ein Irrtum«, sagt Pellrod.

»Eine Lüge oder ein Irrtum?«

»Ein Irrtum.«

»Ein Irrtum, der dazu beigetragen hat, daß Donny Ray Black gestorben ist?«

»Einspruch!« brüllt Drummond von seinem Platz aus.

Kipler denkt eine Sekunde darüber nach. Ich hatte einen Einspruch erwartet, und ich rechne damit, daß ihm stattgegeben wird. Seine Ehren jedoch ist anderer Ansicht. »Abgelehnt. Beantworten Sie die Frage.«

»Ich möchte einen grundsätzlichen Einspruch gegen diese Art der Befragung erheben«, sagt Drummond wütend.

»Zur Kenntnis genommen. Bitte beantworten Sie die Frage, Mr. Pellrod.«

»Es war ein Irrtum, mehr kann ich dazu nicht sagen.«

»Keine Lüge?«

»Nein.«

»Was ist mit Ihrer Aussage vor dieser Jury? Steckt sie voller Lügen oder voller Irrtümer?«

»Keines von beidem.«

Ich drehe mich um und zeige auf Dot Black, dann wende ich mich wieder an den Zeugen. »Mr. Pellrod, können Sie als leitender Schadenssachbearbeiter Mrs. Black hier in die Augen sehen und ihr sagen, daß der Anspruch ihres Sohnes von Ihrer Gesellschaft fair gehandhabt wurde? Können Sie das?«

Er zwinkert und windet sich und runzelt die Stirn und wirft Drummond einen Instruktionen heischenden Blick zu. Er räuspert sich, versucht, den Beleidigten zu spielen, sagt: »Ich glaube nicht, daß ich dazu gezwungen werden kann.«

»Danke. Keine weiteren Fragen.«

Ich habe weniger als fünf Minuten gebraucht, und die Verteidigung ist ins Schleudern gekommen. Sie dachte, wir würden den Tag mit Reisky verbringen und dann morgen mit Pellrod weitermachen. Aber ich denke nicht daran, mit diesen Affen Zeit zu vergeuden. Ich will zu den Geschworenen sprechen.

Kipler ordnet eine zweistündige Lunchpause an. Ich nehme Leo beiseite und gebe ihm eine Liste von sechs zusätzlichen Zeugen.

»Was zum Teufel ist das?« fragt er.

»Sechs Ärzte, alle aus der Stadt, alles Onkologen, alle bereit, hier auszusagen, falls Sie Ihren Quacksalber aufrufen.« Walter Kord ist wütend über Drummonds Vorhaben, Knochenmarks-transplantationen als ein experimentelles Verfahren hinzustellen. Er hat seine Partner und Freunde bekniert, und sie stehen bereit, um auszusagen.

»Er ist kein Quacksalber.«

»Sie wissen, daß er ein Quacksalber ist. Er ist ein Spinner aus New York oder irgendeiner anderen fernen Stadt. Ich habe hier sechs Einheimische. Rufen Sie ihn auf. Könnte lustig werden.«

»Diese Zeugen wurden nicht in der Vorverhandlung benannt. Eine solche Überrumpelung ist unfair.«

»Sie sind Widerlegungszeugen. Beschweren Sie sich beim Richter.« Ich gehe fort, während er noch dasteht und auf meine Liste starrt.

Nach dem Lunch, aber bevor Kipler die Sitzung wieder eröffnet hat, unterhalte ich mich neben meinem Tisch mit Dr. Walter Kord und zweien seiner Partner. In der vordersten Reihe hinter dem Tisch der Verteidigung sitzt ganz für sich allein Dr. Milton Jiffy, Drummonds Quacksalber. Während sich die Anwälte auf die Nachmittagssitzung vorbereiten, rufe ich Drummond herbei und mache ihn mit Kords Partnern bekannt. Es ist ein peinlicher Moment. Drummond ist sichtlich betroffen von ihrer Anwesenheit im Saal. Die drei Ärzte nehmen ihre Plätze in der vordersten Reihe hinter mir ein. Die fünf Clowns von Trent & Brent können nicht anders, sie müssen sie anstarren.

Die Geschworenen werden hereingeführt, und Drummond ruft Jack Underhall in den Zeugenstand. Er wird vereidigt, setzt sich und grinst die Geschworenen idiotisch an. Sie haben ihn jetzt seit drei Tagen ständig vor Augen gehabt, und ich kann nicht begreifen, wie Drummond auf die Idee kommt, daß man diesem Kerl glauben könnte.

Seine Absicht wird rasch deutlich. Alles dreht sich um Jackie Lemancyzk. Sie hat über die zehntausend Dollar Bargeld ge-

logen. Sie hat über das Unterschreiben der Abmachung gelogen, weil es keine Abmachung gibt. Sie hat über das System der Zahlungsverweigerung gelogen. Sie hat über den Sex mit ihren Bossen gelogen. Sie hat sogar gelogen, als sie behauptete, die Firma hätte die Bezahlung ihrer Arztrechnungen verweigert. Underhalls Stimme klingt zuerst leicht mitfühlend, wird aber bald schrill und rachsüchtig. Es ist unmöglich, diese grauenhaften Dinge mit einem Lächeln vorzubringen, aber er scheint felsenfest entschlossen zu sein, kein gutes Haar an ihr zu lassen.

Es ist ein kühnes und riskantes Manöver. Die Tatsache, daß dieser Gangster jemanden des Lügens beschuldigt, ist eine schamlose Ironie. Sie sind zu dem Schluß gekommen, daß dieser Prozeß weitaus wichtiger ist als alle späteren von Jackie Lemancyzk angestrengten Verfahren. Drummond ist offenbar willens, die totale Abneigung der Geschworenen in Kauf zu nehmen, wenn er dafür genügend Schmutz aufwirbeln kann, um das Wasser zu trüben. Und vermutlich denkt er, daß er kaum etwas zu verlieren hat bei dieser gemeinen Attacke auf eine junge Frau, die nicht anwesend ist und sich nicht wehren kann.

Jackies Arbeit war miserabel, teilt Underhall uns mit. Sie trank und harte Probleme, mit ihren Kollegen und Kolleginnen auszukommen. Es mußte etwas unternommen werden. Sie gaben ihr die Chance, zu kündigen, damit sie keinen dunklen Fleck in ihren Papieren hätte. Das alles hatte nichts zu tun mit der Tatsache, daß sie vernommen werden sollte, nicht das allergeringste mit dem Black-Fall.

Seine Aussage ist bemerkenswert kurz. Sie hoffen, ihn in den Zeugenstand und wieder heraus zu bekommen, ohne daß dadurch wesentlicher Schaden angerichtet wird. Es gibt nicht viel, was ich tun kann, aber ich hoffe, die Geschworenen verabscheuen ihn ebensosehr wie ich. Er ist Anwalt und nicht gerade jemand, mit dem ich mich anlegen möchte.

»Mr. Underhall, gibt es in Ihrer Firma Personalakten?« frage ich sehr höflich.

»Ja.«

»Haben Sie eine Akte über Jackie Lemancyzk?«

»Ja.«

»Haben Sie sie bei sich?«

»Nein, Sir.«

»Wo befindet sie sich?«

»Im Büro, nehme ich an.«

»In Cleveland?«

»Ja. Im Büro.«

»Also können wir sie uns nicht ansehen?«

»Ich habe sie nicht bei mir. Und ich wurde auch nicht aufgefordert sie mitzubringen.«

»Enthält sie auch Leistungsbeurteilungen und dergleichen?«

»Ja.«

»Wenn eine Angestellte eine Abmahnung erhält, heruntergestuft oder versetzt wird, steht das dann in der Personalakte?«

»Ja.«

»Finden sich in Jackies Akte derartige Angaben?«

»Ich nehme es an.«

»Enthält ihre Akte eine Kopie ihrer Kündigung?«

»Ja.«

»Aber was den Inhalt der Akte angeht, müssen wir uns auf Ihr Wort verlassen, richtig?«

»Ich wurde nicht aufgefordert, sie mitzubringen, Mr. Baylor.«

Ich werfe einen Blick auf meine Notizen und räuspere mich.  
»Mr. Underhall, haben Sie eine Kopie der Abmachung, die Jackie unterschrieben hat, als Sie ihr das Geld gaben und sie versprach, Stillschweigen zu bewahren?«

»Ihr Gehör scheint nicht in Ordnung zu sein.«

»Wie bitte?«

»Ich habe gerade ausgesagt, daß es keine derartige Abmachung gibt.«

»Sie meinen, sie existiert nicht?«

Er schüttelt vehement den Kopf. »Sie hat nie existiert. Sie hat gelogen.«

Ich tue überrascht, dann gehe ich langsam zu meinem Tisch, der mit Papieren übersät ist. Ich finde das, was ich wollte,

überfliege es, von allen beobachtet, nachdenklich und kehre dann mit dem Blatt Papier zum Podium zurück. Underhalls Rücken versteift sich, und er wirft einen verzweifelten Blick zu Drummond hinüber, der in diesem Moment das Papier in meiner Hand anstarrt. Sie denken an die Abschnitte U. Baylor hat es wieder geschafft! Er hat die vergrabenen Dokumente gefunden und uns beim Lügen ertappt.

»Aber Jackie Lemancyzk war sehr präzise, als sie den Geschworenen erzählte, was sie unterschreiben mußte. Erinnern Sie sich an ihre Aussage?« Ich lasse das Blatt vor dem Podium baumeln.

»Ja, ich habe ihre Aussage gehört«, sagt er. Seine Stimme ist jetzt ein wenig höher, seine Worte angespannter.

»Sie sagte, Sie hätten ihr zehntausend Dollar in bar gegeben und sie gezwungen, eine Abmachung zu unterschreiben. Erinnern Sie sich daran?« Ich schaue auf das Papier, als läse ich, was darauf steht. Jackie hat mir erzählt, daß die Geldsumme im ersten Absatz der Abmachung stand.

»Ja, ich habe es gehört«, sagt er und sieht Drummond an. Underhall weiß, daß ich keine Kopie der Abmachung habe, weil er das Original irgendwo vergraben hat. Aber sicher kann er nicht sein. Es passieren die merkwürdigsten Dinge. Wie in aller Welt konnte ich den Abschnitt U finden?

Er kann nicht zugeben, daß eine derartige Abmachung existiert. Und abstreiten kann er es auch nicht. Wenn er es abstreitet und ich dann plötzlich eine Kopie vorlege, wird der Schaden erst abzuschätzen sein, wenn die Geschworenen mit ihrem Spruch zurückkehren. Er zappelt, windet sich, wischt sich den Schweiß von der Stirn.

»Und Sie haben keine Kopie der Abmachung, die Sie den Geschworenen zeigen könnten?« sage ich, das Blatt Papier in meiner Hand schwenkend.

»Nein. Es gibt keine solche Abmachung.«

»Sind Sie sicher?« frage ich, fahre mit dem Finger an den Kanten des Blattes entlang, streichele es.

»Ich bin sicher.«

Ich starre ihn ein paar Sekunden an und genieße es, ihn leiden zu sehen. Die Geschworenen haben nicht ans Schlafen

gedacht. Sie warten darauf, daß die Axt niedersaust, daß ich die Abmachung hervorzaubere und zusehe, wie er zu Boden geht.

Aber ich kann es nicht. Ich knülle das bedeutungslose Blatt Papier zusammen und werfe es dramatisch auf den Tisch. »Keine weiteren Fragen«, sage ich. Underhall atmet hörbar auf. Ein Herzanfall ist vermieden worden. Er springt aus dem Zeugenstand und verläßt den Saal.

Drummond bittet um fünf Minuten Pause. Kipler entscheidet, daß die Geschworenen mehr brauchen, und entläßt uns für eine Viertelstunde.

Die Strategie der Verteidigung, die Aussagen hinzuschleppen und die Geschworenen dadurch zu verwirren, hat offensichtlich nicht funktioniert. Die Geschworenen haben über Reisky gelacht und Pellrod verschlafen. Underhall war eine fast tödliche Katastrophe, weil Drummond befürchtete, ich hätte eine Kopie eines Dokuments, das angeblich nicht existiert.

Drummond reicht es. Er wird seine Chancen in einem kraftvollen Schlußpläoyer wahrnehmen, wenigstens etwas, wo ihm niemand hineinpfluschen kann. Nach der Pause verkündet er, daß die Verteidigung keine weiteren Zeugen aufzurufen gedenkt.

Der Prozeß ist nahezu vorüber. Kipler setzt die Schlußpläoyers auf neun Uhr am Freitag morgen an. Er verspricht den Geschworenen, daß ihnen der Fall um elf Uhr übergeben wird.

Lange nachdem die Geschworenen gegangen sind und lange nachdem Drummond und seine Mannschaft sich eilig auf den Weg zu ihren Büros aufgemacht haben, vermutlich, um ein weiteres Mal hektisch darüber zu debattieren, was denn nun schiefgelaufen ist, sitzen wir im Gerichtssaal am Tisch der Anklage und unterhalten uns über morgen. Cooper Jackson und die beiden Anwälte aus Raleigh, Hurley und Grunfeld, bemühen sich, mir nicht allzu viele unerbetene Ratschläge zu erteilen, aber mir macht es nichts aus, ihre Ansichten zu hören. Alle wissen, daß dies mein erster Prozeß ist. Sie scheinen beeindruckt von der Arbeit, die ich geleistet habe. Ich bin müde, immer noch ziemlich nervös und sehr realistisch, was das Geschehene angeht. Ich hatte einen wundervollen Tatbestand, einen niederträchtigen, aber reichen Beklagten, einen unglaublich wohlwollenden Richter – ein Glücksfall, nachdem ich es zuerst mit einem anderen zu tun hatte. Ich habe außerdem eine tolle Jury; aber die muß ihre Arbeit erst noch leisten.

Künftige Prozesse können nur schlechter ausgehen, sagen sie. Sie sind überzeugt, daß ein siebenstelliges Urteil herauskommen wird. Jackson hat zwölf Jahre lang Fälle verhandelt, bevor er sein erstes Eine-Million-Dollar-Urteil erreichte.

Sie erzählen Kriegsgeschichten, um mich zuversichtlich zu stimmen. Es ist eine angenehme Art, den Nachmittag zu verbringen. Deck und ich werden die Nacht durcharbeiten, aber im Augenblick genieße ich den Trost verwandter Seelen, die sich ehrlich wünschen, daß ich Great Benefit einen gewaltigen Denkzettel verpasse.

Jackson ist etwas bestürzt über Neuigkeiten aus Florida. Ein Anwalt dort konnte die Zeit nicht abwarten und hat heute morgen vier Klagen gegen Great Benefit eingereicht. Sie glaubten, der Mann würde sich ihrer konzertierten Aktion anschließen, aber offensichtlich hat ihn die Habgier gepackt. Nach dem heutigen Stand der Dinge vertreten diese drei An-

walte neunzehn Ansprüche gegen Great Benefit, und sie haben vor, die Klagen Anfang nächster Woche einzureichen.

Sie wollen mich aufmuntern. Sie wollen uns ein gutes Abendessen spendieren, aber wir müssen arbeiten. Das letzte, was ich heute abend gebrauchen kann, ist ein schweres Essen und Wein und Drinks hinterher.

Also essen wir im Büro ein paar Sandwiches und trinken Limonade. Ich deponiere Deck auf einem Stuhl in meinem Büro und probe mein Schlußplädoyer für die Geschworenen. Ich habe so viele Versionen davon memoriert, daß ich sie jetzt alle durcheinanderbringe. Ich benutze eine kleine Tafel und notiere die entscheidenden Zahlen. Ich bitte um Fairneß und forde gleichzeitig eine horrende Geldsumme. Deck unterbricht mich häufig, und wir diskutieren wie Schulkinder.

Keiner von uns beiden hat je ein Schlußplädoyer vor einer Jury gehalten, aber er hat mehr gehört als ich, also ist er der Experte. Es gibt Augenblicke, in denen ich mir unbesiegbar vorkomme, regelrecht arrogant, weil ich es auf eine so phantastische Art bis hierher geschafft habe. Deck spürt diese Anmaßung und versetzt mir schnell einen Dämpfer. Er erinnert mich wiederholt daran, daß der Fall morgen früh immer noch gewonnen oder verloren werden kann.

Aber die meiste Zeit habe ich einfach Angst. Die Angst ist kontrollierbar, aber sie verläßt mich nie. Sie motiviert mich und spornt mich zum Weitermachen an, aber ich werde sehr glücklich sein, wenn ich sie los bin.

Gegen zehn schalten wir das Licht aus und fahren nach Hause. Ich trinke ein Bier als Einschlafhilfe, und es funktioniert. Irgendwann nach elf schlafe ich über den in meinem Kopf herumtosenden Erfolgsvisionen ein.

Kaum eine Stunde später läutet das Telefon. Es ist eine mir unbekannte Stimme, eine Frau, jung und sehr eindringlich. »Sie kennen mich nicht, aber ich bin eine Freundin von Kelly«, sagt sie fast flüsternd.

»Was ist passiert?« frage ich und bin schlagartig wach.

»Kelly geht es nicht gut. Sie braucht Ihre Hilfe.«

»Was ist passiert?« frage ich noch einmal.

»Er hat sie wieder geschlagen. Kam betrunken nach Hause, das Übliche.«

»Wann?« Ich stehe im Dunkeln neben meinem Bett und versuche, den Lampenschalter zu finden.

»Gestern abend. Sie braucht Ihre Hilfe, Mr. Baylor.«

»Wo ist sie?«

»Hier bei mir. Nachdem die Polizei Cliff mitgenommen hatte, ist sie in eine Notfallklinik gefahren. Gott sei Dank ist nichts gebrochen. Ich habe sie dort abgeholt, und jetzt versteckt sie sich hier bei mir.«

»Wie schwer ist sie verletzt?«

»Es sieht ziemlich schlimm aus, aber keine gebrochenen Knochen. Schnittwunden und schwere Prellungen.«

Ich lasse mir ihren Namen und ihre Adresse geben, lege den Hörer auf und ziehe mich schnell an. Es ist eine große Wohnanlage, nicht weit von Kellys Wohnung entfernt, und ich fahre durch etliche Einbahnstraßen, bevor ich das richtige Gebäude gefunden habe.

Robin, die Freundin, öffnet die Tür bei vorgelegter Kette einen Spaltbreit, und ich muß mich ausweisen, bevor sie mich einläßt. Sie dankt mir, daß ich gekommen bin. Sie ist selbst noch sehr jung, vermutlich geschieden und für kaum mehr als den Mindestlohn arbeitend. Ich trete ins Wohnzimmer, einen kleinen Raum mit gemietetem Mobiliar. Kelly sitzt auf dem Sofa, mit einem Eisbeutel auf dem Kopf.

Ich kann nur vermuten, daß es die Frau ist, die ich kenne. Ihr linkes Auge ist vollständig zugeschwollen, die Haut darum herum verfärbt sich bereits blau. Über dem Auge sitzt ein Verband mit einem Blutfleck darauf. Beide Wangen sind geschwollen. Ihre Unterlippe ist aufgeplatzt und steht auf groteske Weise vor. Sie trägt ein langes T-Shirt, sonst nichts, und auf beiden Schenkeln und oberhalb der Knie zeigen sich große Quetschungen.

Ich beuge mich vor und küsse sie auf die Stirn, dann setze ich mich dicht vor ihr auf einen Schemel. Im rechten Auge ist bereits eine Träne. »Danke fürs Kommen«, murmelt sie. Wegen der verletzten Wangen und der aufgeplatzten Lippe kann

sie kaum sprechen. Ich tätschele ihr sehr sanft das Knie. Sie streichelt meinen Handrücken.

Ich könnte ihn umbringen.

Robin, die neben ihr sitzt, sagt: »Sie sollte nicht sprechen, okay? Der Doktor hat gesagt, sownig Bewegung wie möglich. Diesmal hat er seine Fäuste gebraucht. Er konnte den Baseballschläger nicht finden.«

»Wie ist es passiert?« frage ich Robin, sehe aber weiterhin Kelly an.

»Es war ein Kreditkartenstreit. Die Weihnachtsrechnungen mußten bezahlt werden. Er hatte eine Menge getrunken. Den Rest kennen Sie.« Der Bericht ist flüssig, und ich vermute, daß Robin selbst schon einiges erlebt hat. Sie trägt keinen Ehering. »Sie streiten. Er gewinnt, wie gewöhnlich. Nachbarn rufen die Polizei. Er geht ins Gefängnis, sie geht zu einem Arzt. Möchten Sie eine Cola oder sonst etwas?«

»Nein, danke.«

»Ich habe sie gestern abend hierhergebracht, und heute morgen war ich mit ihr in einer Beratungsstelle für mißhandelte Frauen in der Innenstadt. Sie hat mit einem der Berater dort gesprochen, der ihr gesagt hat, was sie tun muß. Er hat ihr einen Haufen Broschüren gegeben. Sie liegen da drüber, falls Sie sie brauchen. Im Grunde läuft es darauf hinaus, daß sie die Scheidung einreichen und dann sofort verschwinden soll.«

»Ist sie fotografiert worden?« frage ich, immer noch ihr Knie streichelnd. Sie nickt. Jetzt sind auch aus dem zugeschwollenen Auge Tränen hervorgequollen und rinnen ihr über die Wangen.

»Ja, sie haben eine Menge Aufnahmen gemacht. Da ist noch einiges, was Sie nicht sehen können. Zeig es ihm, Kelly. Er ist dein Anwalt. Er muß es sehen.«

Mit Robins Hilfe kommt sie langsam auf die Beine, dreht mir den Rücken zu und hebt das T-Shirt bis über die Taille an. Es ist nichts darunter, nichts außer massiven Quetschungen auf ihrem Hinterteil und der Rückseite ihrer Beine. Das T-Shirt rutscht höher und enthüllt noch mehr Quetschungen auf ihrem Rücken. Das T-Shirt fällt herunter, und sie läßt sich vorsichtig wieder auf das Sofa nieder.

»Er hat sie mit einem Gürtel geschlagen«, erklärt Robin.  
»Hat sie über sein Knie gezwungen und dann auf sie eingeschlagen.«

»Haben Sie ein Kleenex?« frage ich Robin.

»Natürlich.« Sie gibt mir einen großen Karton, und ich tupfe Kelly sehr behutsam die Wangen ab.

»Was willst du jetzt tun, Kelly?« frage ich.

»Machen Sie Witze?« sagt Robin. »Sie muß die Scheidung einreichen. Wenn sie es nicht tut, bringt er sie um.«

»Ist das wahr? Reichen wir die Scheidung ein?«

Kelly nickt und sagt: »Ja. So schnell wie möglich.«

»Ich tue es gleich morgen früh.«

Sie drückt meine Hand und schließt das rechte Auge.

»Womit wir zum zweiten Problem kommen«, sagt Robin.  
»Hier kann sie nicht bleiben. Cliff ist heute morgen aus dem Gefängnis entlassen worden, und er hat angefangen, ihre Freundinnen anzurufen. Ich bin heute nicht zur Arbeit gegangen, was ich nicht noch einmal tun kann, und er hat mich gegen Mittag angerufen. Ich habe ihm gesagt, ich wüßte von nichts. Eine Stunde später hat er wieder angerufen und mich bedroht. Die arme Kelly hat nicht besonders viele Freundinnen, und es wird nicht lange dauern, bis er sie gefunden hat. Außerdem habe ich eine Mitbewohnerin; es geht einfach nicht.«

»Ich kann hier nicht bleiben«, sagt Kelly leise und mühsam.

»Also, wo willst du hin?« frage ich.

Robin hat bereits darüber nachgedacht. »Nun, der Berater, mit dem wir heute morgen gesprochen haben, hat uns von einem Heim für mißhandelte Frauen erzählt, einer Art geheimem Zufluchtsort, der weder beim County noch beim Staat offiziell registriert ist. Es ist ein Haus hier in der Stadt, dessen Adresse nur von einem zum anderen weitergegeben wird. Die Frauen sind dort sicher, weil ihre geliebten Ehemänner sie nicht finden können. Das Problem ist, es kostet hundert Dollar pro Tag, und sie kann nur eine Woche bleiben. Ich verdiene keine hundert Dollar pro Tag.«

»Möchtest du dorthin?« frage ich Kelly. Sie nickt unter Schmerzen.

»Gut. Ich bringe dich morgen hin.«

Robin seufzt erleichtert auf. Sie verschwindet in der Küche, um eine Karte mit der Adresse des Heims zu holen.

»Laß mich deine Zähne sehen«, sage ich zu Kelly.

Sie macht den Mund auf, soweit es ihr möglich ist, gerade genug, daß ich ihre Schneidezähne sehen kann. »Nichts gebrochen?« frage ich.

Sie schüttelt den Kopf. Ich berühre den Verband über ihrem zugeschwollenen Auge. »Wie viele Stiche?«

»Sechs.«

Ich beuge mich noch weiter vor und drücke ihre Hände. »So etwas wird nie wieder passieren, verstanden?«

Sie nickt und flüstert: »Versprichst du das?«

»Ich verspreche es.«

Robin kehrt auf ihren Platz neben Kelly zurück und gibt mir die Karte. Sie hat noch einen guten Rat. »Hören Sie, Mr. Baylor, Sie kennen Cliff nicht, aber ich kenne ihn. Er ist verrückt und verschlagen und unberechenbar, wenn er getrunken hat. Seien Sie bitte vorsichtig.«

»Machen Sie sich keine Sorgen.«

»Er könnte jetzt draußen stehen und dieses Haus beobachten.«

»Ich habe keine Angst.« Ich stehe auf und küsse Kelly abermals auf die Stirn. »Ich reiche morgen früh die Scheidung ein. Dann komme ich und hole dich ab. Ich stecke mitten in einem großen Prozeß, aber das geht vor.«

Robin bringt mich zur Tür, und wir danken uns gegenseitig. Die Tür wird hinter mir zugemacht, und ich lausche den Geräuschen von Kette, Schloß und Riegel.

Es ist fast ein Uhr. Die Luft ist klar und sehr kalt. Niemand lauert in den Schatten.

An Schlaf ist nicht mehr zu denken, also fahre ich ins Büro. Ich parke am Bordstein direkt unter meinem Fenster und renne zur Haustür des Gebäudes. Dies ist nachts alles andere als eine sichere Gegend.

Ich schließe die Tür hinter mir ab und gehe in mein Büro. So schrecklich die Umstände auch sein mögen, eine Scheidung ist im Grunde eine recht simple Angelegenheit, zumindest juri-

stisch. Ich fange an zu tippen, eine Beschäftigung, die mir schwerfällt, aber der Zweck der Sache erleichtert die Arbeit. Ich bin fest davon überzeugt, daß ich in diesem Fall mithelfe, ein Leben zu retten.

Deck erscheint gegen sieben und weckt mich. Irgendwann nach vier bin ich auf meinem Stuhl eingeschlafen. Er sagt mir, daß ich müde und mitgenommen aussehe, und was ist aus der guten Nachtruhe geworden?

Ich erzähle ihm die Geschichte, und er reagiert sauer. »Sie haben die Nacht damit verbracht, an einer dämlichen Scheidung zu arbeiten? Und das, wo Sie in zwei Stunden Ihr Schlußpläoyer halten müssen?«

»Immer mit der Ruhe, Deck. Ich werde es schon hinkriegen.«

»Und wieso das Grinsen?«

»Wir werden Great Benefit in die Pfanne hauen.«

»Nein, das ist es nicht. Sie bekommen endlich die Frau, deshalb lächeln Sie.«

»Unsinn. Wo ist mein Kaffee?«

Deck zuckt und zappelt. Er ist ein nervöses Wrack. »Ich hole ihn«, sagt er und verläßt mein Büro.

Die Scheidungsklage liegt auf meinem Tisch, fertig zum Einreichen. Ich werde einen Zusteller damit beauftragen, sie meinem Freund Cliff auszuhändigen, während er bei der Arbeit ist; sonst könnte er schwer aufzufinden sein. Die Klage enthält auch einen Antrag auf eine sofortige einstweilige Anordnung, sich von ihr fernzuhalten.

Daß ich ein Anfänger bin, hat einen großen Vorteil: Man rechnet damit, daß ich nervös und unsicher bin. Die Geschworenen wissen, daß es mir an jeglicher Erfahrung mangelt. Die Erwartungen sind also gering. Ich habe weder die Fähigkeiten noch das Talent, ein großartiges Plädoyer zu halten.

Es wäre ein Fehler, etwas zu versuchen, das ich nicht kann. In späteren Jahren, wenn mein Haar grau ist und meine Stimme geschmeidig und ich Hunderte von Auftritten vor Gericht hinter mir habe, kann ich vielleicht vor eine Jury hintreten und eine glanzvolle Vorstellung geben. Aber nicht heute. Heute bin ich nur Rudy Baylor, ein unsicherer junger Mann, der seine Freunde auf den Geschworenenbänken um Hilfe bittet.

Ich stehe vor ihnen, ziemlich nervös und angespannt, und versuche, ein wenig lockerer zu sein. Ich weiß, was ich sagen will, weil ich es schon hundertmal gesagt habe. Aber es ist wichtig, daß es sich nicht geprobt anhört. Ich fange damit an, daß ich erkläre, dies sei ein sehr wichtiger Tag für meine Mandanten, weil es ihre einzige Chance sei, Great Benefit zur Rechenschaft zu ziehen. Es gibt kein Morgen, keine zweite Chance vor Gericht, keine zweite Jury, die darauf wartet, ihnen helfen zu können. Ich fordere sie auf, an Dot zu denken und an das, was sie durchgemacht hat. Ich rede ein wenig über Donny Ray, ohne übermäßig dramatisch zu werden. Ich fordere die Geschworenen auf, sich vorzustellen, wie es ist, wenn man langsam und unter Schmerzen stirbt und dabei weiß, daß man eigentlich die Behandlung bekommen sollte, auf die man Anspruch hat. Ich spreche langsam und gemessen, sehr eindringlich, und meine Worte machen Eindruck. Mein Tonfall ist gelassen, und ich schaue direkt in die Gesichter der zwölf Leute, die bereit sind, ihre Stimmen abzugeben.

Ich referiere die Grundlagen der Police, ohne ins Detail zu gehen, und beschreibe kurz die Knochenmarktransplantation. Ich weise darauf hin, daß die Verteidigung keinerlei Be-

weise vorgelegt hat, die Dr. Kords Aussage widersprechen. Dieses Verfahren ist durchaus nicht experimentell und hätte Donny Ray höchstwahrscheinlich das Leben gerettet.

Meine Stimme wird etwas lauter, als ich zum amüsanten Teil der Geschichte komme. Ich referiere über die vorenthaltenen Dokumente und die Lügen, die Great Benefit der Jury aufgetischt hat. Diese Dinge haben während des Prozesses einen solchen Eindruck hinterlassen, daß es ein Fehler wäre, sie jetzt breit auszuwalzen. Das Gute an einem Vier-Tage-Prozeß ist, daß die Erinnerung an die wichtigen Aussagen noch ganz frisch ist. Ich verwende die Aussage von Jackie Lemancyzk und das statistische Material von Great Benefit und schreibe ein paar Zahlen an die Tafel: die Anzahl der Policen im Jahre 1991, die Anzahl der Ansprüche und, was das wichtigste ist, die Anzahl der Abweisungen. Ich mache es kurz und so übersichtlich, daß sogar ein Fünftkläßler es verstehen könnte und nicht wieder vergißt. Die Botschaft ist klar und unwiderlegbar. Die unbekannten Mächte, die Great Benefit kontrollieren, haben ein System beschlossen, das vorsieht, für einen Zeitraum von zwölf Monaten alle legitimen Ansprüche abzuweisen. Nach Jackies Aussage war es ein Experiment, um herauszufinden, wieviel Geld in einem Jahr abgeschöpft werden kann. Es war eine kaltblütige Entscheidung, der nichts zugrunde lag außer Habgier, ohne Rücksicht auf Menschen wie Donny Ray Black.

Da wir gerade von Geld reden, nehme ich die Bilanz zur Hand und erkläre den Geschworenen, daß ich sie jetzt vier Monate lang studiert habe und es mir immer noch nicht gelungen ist, sie zu verstehen. Die Branche hat ihre eigenen, un-durchschaubaren Buchhaltungspraktiken. Aber wenn man die von Great Benefit selbst gelieferten Zahlen nimmt, ist massenhaft Geld vorhanden. Ich schreibe die verfügbaren Geldmittel, die Rücklagen und die nicht ausgeschütteten Gewinne an die Tafel und addiere sie zu der Summe von vierhundert-fünfundsiebzig Millionen. Das zugegebene Nettovermögen beläuft sich auf vierhundertfünfzig Millionen.

Wie bestraft man ein derart reiches Unternehmen? Ich stelle diese Frage, und ich sehe funkeln Augen auf mich gerichtet. Sie können es kaum abwarten!

Ich benutze ein Beispiel, das schon seit vielen Jahren gebräuchlich ist. Prozeßanwälte lieben es, und ich habe ein Dutzend Versionen davon gelesen. Es funktioniert, weil es so simpel ist. Ich sage den Geschworenen, daß ich ein junger Anwalt bin, der die Groschen zusammenkratzen muß, um seine Rechnungen bezahlen zu können. Was ist, wenn ich hart arbeite und sehr bescheiden lebe, mein Geld spare und in zwei Jahren zehntausend Dollar auf der Bank habe? Ich habe schwer gearbeitet für dieses Geld, und ich will es nicht wieder verlieren. Und was ist, wenn ich etwas Unrechtes tue, sagen wir, die Beherrschung verliere und jemandem einen Schlag versetze und ihm dabei das Nasenbein breche? Natürlich muß ich für den tatsächlichen Schaden aufkommen, den ich bei meinem Opfer angerichtet habe. Aber ich muß außerdem bestraft werden, damit ich es nicht noch einmal tue. Ich besitze nur zehntausend Dollar. Wieviel davon muß ich zahlen, um einen Denkzettel verpaßt zu bekommen? Ein Prozent wären hundert Dollar, die mir weh tun könnten oder auch nicht. Ich würde ungern hundert Dollar herausrücken, aber es würde mir nicht sonderlich viel ausmachen. Was ist mit fünf Prozent? Würden fünfhundert Dollar ausreichen, mich dafür zu bestrafen, daß ich einem Mann die Nase gebrochen habe? Würde ich hinreichend leiden, wenn ich den Scheck ausschreibe? Vielleicht, vielleicht auch nicht. Was ist mit zehn Prozent? Ich wette, wenn ich gezwungen wäre, tausend Dollar zu zahlen, dann würde zweierlei passieren. Erstens würde es mir ehrlich leid tun. Und zweitens würde ich mein Verhalten ändern.

Wie soll man Great Benefit bestrafen? Genau so, wie man mich oder wen auch immer bestrafen würde. Man sieht sich die Kontoauszüge an, findet heraus, wieviel Geld vorhanden ist, und verurteilt ihn zu einer Geldstrafe, die weh tut, ihn aber nicht ruiniert. Für eine reiche Gesellschaft gilt dasselbe. Sie muß ebenso behandelt werden wie alle anderen Leute.

Ich sage den Geschworenen, daß die Entscheidung bei ihnen liegt. Wir haben auf zehn Millionen geklagt, aber sie sind nicht an diese Summe gebunden. Sie können so entscheiden, wie sie es für richtig halten, und es ist nicht meine Sache, einen bestimmten Betrag vorzuschlagen.

Ich ende mit einem lächelnden Danke, dann sage ich ihnen, wenn sie Great Benefit nicht einen Riegel vorschieben, könnten sie die nächsten sein. Einige nicken, einige lächeln. Andere betrachten die Zahlen auf der Tafel.

Ich kehre zu meinem Tisch zurück. Deck sitzt an der Ecke und grinst von einem Ohr zum anderen. In der hintersten Reihe reckt Cooper Jackson den Daumen. Ich setze mich neben Dot und bin sehr gespannt, ob es dem großen Leo F. Drummond gelingt, aus der Niederlage noch einen Sieg herauszuholen.

Er beginnt mit einer wortreichen Entschuldigung für sein Verhalten während der Auswahl der Geschworenen, sagt, er hätte sich einfach hinreißen lassen und sie sollten ihm jetzt vertrauen. Die Entschuldigungen gehen weiter, als er über seinen Mandanten redet, eine der ältesten und geachtetsten Versicherungsfirmen in Amerika. Bei diesem Anspruch hat sie Fehler gemacht. Schwerwiegende Fehler. Diese gräßlichen Abweisungsschreiben waren fürchterlich gefühllos und ausgesprochen beleidigend. Sein Mandant war eindeutig im Unrecht. Aber sein Mandant hat mehr als sechstausend Mitarbeiter, und es ist sehr schwer, das Tun und Lassen all dieser Leute zu kontrollieren und jeden ihrer Briefe zu überprüfen. Doch auch das entschuldigt nichts. Er bestreitet nicht, daß Fehler gemacht wurden.

Er reitet ein paar Minuten auf diesem Thema herum und leistet gute Arbeit darin, das Vorgehen seines Mandanten als bloßen Zufall hinzustellen, dem gewiß keine Absicht zugrunde lag. Er schleicht auf Zehenspitzen um die Schadensakte herum, die Handbücher, die unterschlagenen Dokumente, die offenbaren Lügen. Die Wahrheit ist für Drummond ein Minenfeld, und er will es so schnell wie möglich hinter sich bringen.

Er gibt offen zu, daß der Anspruch hätte bezahlt werden müssen, die ganzen zweihunderttausend Dollar. Das ist ein schwerwiegendes Zugeständnis, und die Geschworenen nehmen es zur Kenntnis. Er versucht, sie milder zu stimmen, und er hat Erfolg. Und nun zu der Geldstrafe. Er ist einfach fassungslos angesichts meines Vorschlags, die Geschworenen sollten erwägen, Dot Black einen Prozentanteil vom Nettover-

mögen von Great Benefit zuzusprechen. Es ist unglaublich! Welchen Sinn sollte das haben? Er hat zugegeben, daß sein Mandant falsch gehandelt hat. Diejenigen, die für diese Unge rechtigkeit verantwortlich waren, sind entlassen worden. Great Benefit hat reinen Tisch gemacht.

Also was könnte eine Verurteilung bewirken? Nichts. Rein gar nichts.

Drummond begibt sich vorsichtig auf das Gebiet ungerechtfertigter Bereicherung. Er muß achtgeben, daß er Dot nicht kränkt, weil er damit gleichzeitig die Geschworenen kränken würde. Er liefert ein paar Fakten über die Blacks; wo sie wohnen, seit wann, das Haus, die Nachbarschaft und so weiter und so weiter. Indem er das tut, porträtiert er sie als durch schnittliche Familie aus der Mittelschicht, die ein einfaches, aber glückliches Leben führt. Er ist recht großherzig. Ein bes seres Bild hätte nicht einmal Norman Rockwell malen können. Ich kann fast die schattigen Straßen und den freundlichen Zeitungsjungen sehen. Die Schilderung ist perfekt, und die Ge schworenen hören zu. Er beschreibt entweder die Art, auf die sie leben, oder die Art, auf die sie gern leben würden.

Weshalb sollten Sie, die Geschworenen, Great Benefit Geld wegnehmen und es den Blacks geben? Es würde dieses erfreuliche Bild kaputtmachen. Es würde Chaos in ihr Leben bringen. Es würde sie zu etwas völlig anderem machen als ihre Nachbarn und Freunde. Kurzum, es würde sie vernichten. Und hat irgend jemand Anspruch auf die Summe, die ich, Rudy Baylor, vorgeschlagen habe? Natürlich nicht. Es ist ungerecht und unfair, Geld von einer Gesellschaft zu nehmen, nur weil das Geld vorhanden ist.

Er geht zur Tafel, schreibt den Betrag von 746 Dollar darauf und teilt den Geschworenen mit, daß dies das Monatseinkommen der Blacks ist. Daneben schreibt er die Summe von 200 000 Dollar, errechnet sechs Prozent davon und kommt auf 12 000 Dollar. Dann sagt er den Geschworenen, was er wirklich will, nämlich das Monatseinkommen der Blacks verdoppeln. Hätten wir das nicht alle gern? Es ist ganz einfach. Sprechen Sie den Blacks die 200 000 Dollar zu, die die Transplantation gekostet hätte, und wenn sie das Geld in steuerfreien Wertpa-

pieren zu sechs Prozent anlegen, dann haben sie monatlich ein steuerfreies Einkommen von 1000 Dollar.

Great Benefit wäre sogar bereit, das Geld für Dot und Buddy zu investieren.

Was für ein Angebot!

Er hat so etwas oft genug getan, damit es funktioniert. Die Argumentation ist zwingend, und als ich die Gesichter der Geschworenen betrachte, stelle ich fest, daß sie darüber nachdenken. Sie schauen auf die Tafel. Es scheint ein so netter Kompromiß zu sein.

Das ist der Moment, in dem ich hoffe und darum bete, daß sie sich an Dots Schwur erinnern, das Geld der American Leukemia Society zu geben.

Drummond schließt mit einem Appell an gesunden Menschenverstand und Fairneß. Seine Stimme wird tiefer und seine Worte langsamer. Er ist ganz Aufrichtigkeit. Bitte tun Sie, was fair ist, sagt er, dann kehrt er auf seinen Platz zurück.

Da ich die Anklage vertrete, habe ich das letzte Wort. Ich habe mir zehn Minuten der mir zustehenden halben Stunde für die Widerlegung aufgespart, und während ich auf die Geschworenen zugehe, lächle ich. Ich sage ihnen, daß ich hoffe, eines Tages das tun zu können, was Mr. Drummond eben getan hat. Ich lobe ihn als tüchtigen Prozeßanwalt, einen der besten im ganzen Lande. Ich bin ein sehr netter junger Mann.

Ich habe nur ein paar Anmerkungen. Erstens, Great Benefit gibt jetzt zu, ein Unrecht begangen zu haben, und offeriert Zweihunderttausend Dollar als Friedensangebot. Warum? Weil sie jetzt auf ihren Fingernägeln kauen und inbrünstig darum beten, daß ihnen nichts Schlimmeres passiert, als zweihunderttausend Dollar herausrücken zu müssen. Zweitens: Hat Mr. Drummond diese Fehler zugegeben und das Geld angeboten, als er am Montagmorgen vor die Geschworenen getreten ist? Nein, das hat er nicht getan. Er hat zu diesem Zeitpunkt bereits alles gewußt, was er jetzt weiß, also warum hat er Ihnen nicht rundheraus gesagt, daß sein Mandant ein Unrecht begangen hat? Warum nicht? Weil sie gehofft haben, daß man die Wahrheit nicht erfahren würde. Und jetzt, da die

Wahrheit ans Licht gekommen ist, sind sie regelrecht demütig geworden.

Ich ende damit, daß ich die Geschworenen provoziere. Ich sage: »Wenn Sie nichts Besseres zustande bringen als die zweihunderttausend Dollar, dann behalten Sie sie. Wir wollen sie nicht. Sie sind für eine Operation bestimmt, die nie stattfinden wird. Wenn Sie nicht der Ansicht sind, daß Great Benefit bestraft werden muß, dann behalten Sie die zweihunderttausend Dollar, und wir gehen alle nach Hause.« Ich wandere an der Geschworenenbank entlang und sehe jedem einzelnen Geschworenen in die Augen. Sie werden mich nicht im Stich lassen.

»Danke«, sage ich und kehre auf meinen Platz neben meiner Mandantin zurück. Während Richter Kippler ihnen letzte Instruktionen erteilt, befällt mich ein berauschendes Gefühl der Erleichterung. Ich entspanne mich wie nie zuvor. Es gibt keine weiteren Zeugen oder Dokumente oder Schriftsätze, keine weiteren Anhörungen oder einzuhaltenden Termine, keine Bedenken mehr um den einen oder anderen Geschworenen. Ich hole tief Luft und sacke auf meinem Stuhl zusammen. Ich könnte tagelang schlafen.

Diese innerliche Ruhe dauert ungefähr fünf Minuten, bis die Geschworenen aufstehen, um sich zur Beratung zurückzuziehen. Es ist kurz vor halb elf.

Jetzt beginnt das Warten.

Deck und ich gehen in den zweiten Stock des Gerichtsgebäudes und reichen die Riker-Scheidung ein. Dann begeben wir uns in Kiplers Richterzimmer. Der Richter gratuliert mir zu einer guten Leistung, und ich danke ihm zum hundertsten Male. Aber ich habe etwas anderes auf dem Herzen und zeige ihm eine Kopie der Scheidungsklage. Ich erzähle ihm kurz von Kelly Riker und den Schlägen und ihrem verrückten Ehemann und frage ihn, ob er bereit ist, eine einstweilige Anordnung zu erlassen, die Mr. Riker verbietet, sich Mrs. Riker zu nähern. Kippler haßt Scheidungen, aber ich habe ihn an der Angel. Dies ist praktisch Routine in Mißhandlungsfällen. Er vertraut mir und unterschreibt die Anordnung. Kein Wort

über die Geschworenen. Sie sind jetzt seit einer Viertelstunde draußen.

Butch wartet auf dem Flur und bekommt eine Kopie der Scheidungsklage, der von Richter Kipler unterschriebenen einstweiligen Anordnung und der Vorladung. Er hat sich bereit erklärt, sie Cliff an seiner Arbeitsstelle auszuhändigen. Ich bitte ihn abermals, es nach Möglichkeit so zu tun, daß der Junge nicht in Verlegenheit gebracht wird.

Wir warten eine Stunde im Gerichtssaal. Drummond und seine Leute haben sich auf der einen Seite zusammengescharrt. Ich, Deck, Cooper Jackson, Hurley und Grunfeld bilden eine Gruppe auf der anderen. Ich stelle mit einiger Belustigung fest, daß die Typen von Great Benefit sich von ihren Anwälten fernhalten; aber vielleicht ist es auch umgekehrt. Underhall, Aldy und Lufkin sitzen mit düsteren Gesichtern in der hintersten Reihe. Sie warten auf ein Erschießungskommando.

Um zwölf wird Lunch in das Geschworenenzimmer gebracht, und Kipler entläßt uns bis halb zwei. In meinem Magen herrscht ein derartiges Chaos, daß ich unmöglich Essen darin behalten könnte. Auf der Fahrt quer durch die Stadt zu Robins Wohnung rufe ich Kelly über mein Autotelefon an. Kelly ist allein. Sie trägt einen weiten Jogginganzug und geborgte Turnschuhe. Sie konnte weder Kleidung noch Kosmetika mitnehmen. Sie geht unsicher, unter großen Schmerzen. Ich helfe ihr zu meinem Wagen, öffne die Tür, schiebe sie behutsam hinein, hebe ihre Beine an und schwenke sie herum. Sie beißt die Zähne zusammen und beklagt sich nicht. Die Prellungen in ihrem Gesicht und an ihrem Hals sind in der Sonne viel dunkler.

Beim Verlassen der Wohnanlage ertappte ich sie dabei, wie sie sich umsieht, als rechnete sie damit, daß Cliff aus dem Gebüsch springt. »Das haben wir gerade eingereicht«, sage ich und gebe ihr eine Kopie der Scheidungsklage. Sie hält sie vors Gesicht und liest, während wir uns durch den Verkehr schieben.

»Wann bekommt er sie?« fragt sie.

»Wahrscheinlich gerade jetzt.«

»Er wird durchdrehen.«

»Er ist schon durchgedreht.«

»Er wird hinter dir her sein.«

»Das hoffe ich. Aber er wird es nicht tun, weil er ein Feigling ist. Männer, die ihre Frauen schlagen, sind die allerniedrigste Kategorie von Feiglingen. Mach dir keine Sorgen. Ich habe eine Waffe.«

Das Haus ist alt und unterscheidet sich in nichts von den anderen in der Straße. Der Rasen ist tief und breit und dicht beschattet. Die Nachbarn hätten Mühe, irgendeine Bewegung auszumachen. Ich halte am Ende der Zufahrt an und parke hinter zwei anderen Wagen. Ich lasse Kelly im Auto und klopfe an einen Seiteneingang. Über eine Sprechlanze werde ich aufgefordert, mich auszuweisen. Sicherheit hat hier oberste Priorität. An allen Fenstern sind die Vorhänge zugezogen, und den Hintergarten begrenzt ein mindestens zweieinhalf Meter hoher Holzzaun.

Die Tür wird halb geöffnet, und eine kräftig gebaute Frau mustert mich. Ich bin nicht in der Stimmung für Konfrontationen. Ich habe fünf Prozeßtage hinter mir und bin nahe daran, ausfällig zu werden. »Ich möchte zu Betty Norvelle«, sage ich.

»Das bin ich. Wo ist Kelly?«

Ich deute mit einem Kopfnicken auf den Wagen.

»Bringen Sie sie herein.«

Ich könnte sie ohne weiteres tragen, aber die Rückseiten ihrer Beine sind so zerschlagen, daß es für sie leichter ist, selbst zu gehen. Wir manövrierten uns den Fußweg entlang und auf die Veranda. Ich habe das Gefühl, als eskortierte ich eine neunzigjährige Großmutter. Betty lächelt sie an und führt uns in einen kleinen Raum. Es ist eine Art Büro. Wir lassen uns nebeneinander an einem Tisch nieder; Betty sitzt uns gegenüber. Ich habe heute morgen mit ihr gesprochen, und sie will eine Kopie der Scheidungsklage. Sie überfliegt sie schnell. Kelly und ich halten uns bei den Händen.

»Sie sind also ihr Anwalt«, sagt Betty, die ineinanderliegenden Hände registrierend.

»Ja. Und außerdem ihr Freund.«

»Wann sollen Sie wieder zum Arzt kommen, Kelly?«

»In einer Woche«, sagt Kelly.

»Sie brauchen im Augenblick also keine medizinische Betreuung?«

»Nein.«

»Medikamente?«

»Nur ein paar Schmerztabletten.«

Sie ist mit dem Papierkram zufrieden. Ich schreibe einen Scheck über zweihundert Dollar aus – eine Kaution und die Gebühr für den ersten Tag.

»Wir sind kein lizenziertes Unternehmen«, erklärt Betty. »Dies ist eine Zuflucht für mißhandelte Frauen, deren Leben in Gefahr ist. Sie gehört einer Frau, die selbst mißhandelt worden ist, und ist eine von mehreren in dieser Gegend. Niemand weiß, daß wir hier sind. Niemand weiß, was wir tun. Und wir möchten, daß es so bleibt. Sind Sie beide bereit, diese Vertraulichkeit zu wahren?«

»Natürlich.« Wir nicken beide, und Betty schiebt uns ein Formular zu, das wir unterschreiben sollen.

»Es ist doch nicht illegal, oder?« fragt Kelly. In Anbetracht der ominösen Begleitumstände ist dies eine naheliegende Frage.

»Im Grunde nicht. Das Schlimmste, was passieren kann, ist, daß man uns den Laden dichtmacht. Dann ziehen wir einfach woandershin. Wir sind jetzt seit vier Jahren hier, und niemand hat etwas dagegen gehabt. Ihnen ist klar, daß Sie höchstens sieben Tage bleiben können?«

Es ist uns klar.

»Sie müssen sich überlegen, wo Sie anschließend hinwollen.«

Ich würde sie liebend gern in meine Wohnung bringen, aber darüber haben wir noch nicht gesprochen.

»Wie viele Frauen sind hier?« frage ich.

»Heute fünf. Kelly, Sie werden Ihr eigenes Zimmer mit Bad haben. Das Essen ist in Ordnung, drei Mahlzeiten am Tag. Sie können allein in Ihrem Zimmer essen oder zusammen mit den anderen. Bei uns gibt es weder medizinische noch juristische Beratung. Wir veranstalten keine therapeutischen Sitzungen. Alles, was wir anzubieten haben, sind Liebe und Schutz. Sie

sind hier vollkommen sicher. Niemand wird Sie finden. Und auf dem Gelände patrouilliert ein bewaffneter Wachmann.«

»Darf er mich besuchen?« fragt Kelly, mit einem Kopfnicken auf mich deutend.

»Wir erlauben nur einen Besucher zur Zeit, und jeder Besuch muß vorher vereinbart werden. Rufen Sie vorher an, und vergewissern Sie sich, daß Sie nicht verfolgt werden. Die Nacht können Sie nicht hier verbringen, tut mir leid.«

»Das geht in Ordnung«, sage ich.

»Noch Fragen? Wenn nicht, führe ich Kelly jetzt herum. Sie dürfen heute abend wiederkommen.«

Der Hinweis ist klar und deutlich. Ich verabschiede mich von Kelly und verspreche ihr, später am Abend zurückzukehren. Sie bittet mich, eine Pizza mitzubringen.

Während ich davonfahre, ist mir, als hätte ich sie im Untergrund abgeliefert.

Ein Reporter von einer Zeitung in Cleveland erwischte mich auf dem Flur vor dem Gerichtssaal und möchte mit mir über Great Benefit reden. Ob ich gehört hätte, daß der Generalstaatsanwalt von Ohio gegen die Gesellschaft ermitteln soll? Ich sage nichts. Er folgt mir in den Gerichtssaal. Deck sitzt allein am Tisch der Anklage. Die Anwälte der Verteidigung auf der anderen Seite erzählen sich Witze. Keine Spur von Kippler. Alles wartet.

Butch hat Cliff Riker die Papiere ausgehändigt, als er gerade zur Mittagspause gehen wollte. Riker ist ausfällig geworden. Butch erklärte sich bereit, seine Fäuste zu gebrauchen, und Riker verschwand eiligst. Auf der Vorladung steht mein Name, und von jetzt an werde ich auf der Hut sein.

Andere Leute dritten herein, als es auf zwei Uhr zugeht. Booker erscheint und setzt sich zu uns. Cooper Jackson, Hurley und Grunfeld kehren von einem ausgedehnten Lunch zurück. Sie haben mehrere Drinks intus. Der Reporter setzt sich in die hinterste Reihe. Niemand will mit ihm reden.

Es gibt massenhaft Theorien über die Beratungen von Geschworenen. In einem Fall wie diesem sollte eine schnelle Einigung zugunsten der Anklage zustande kommen. Wenn es

lange dauert, bedeutet das, daß sich die Jury festgefahren hat. Ich höre mir diese unbegründeten Spekulationen an und kann einfach nicht stillsitzen. Ich gehe hinaus, um ein Glas Wasser zu trinken, dann zur Toilette, dann zur Snackbar. Herumlaufen ist besser, als im Gerichtssaal zu sitzen. In meinem Magen herrscht Chaos, und mein Herz hämmert wie ein Kolben.

Booker kennt mich besser als irgend jemand sonst, und er leistet mir Gesellschaft. Er ist ebenfalls nervös. Wir wandern ziellos auf den marmorverkleideten Fluren herum und schlagen die Zeit tot. Und warten. In aufreibenden Zeiten tut es gut, wenn man Freunde um sich hat. Ich danke ihm für sein Kommen. Er sagt, das hätte er um nichts auf der Welt versäumen wollen.

Um halb vier bin ich überzeugt, daß ich verloren habe. Es hätte eine Volltrefferentscheidung sein müssen, eine simple Angelegenheit, bei der es nur darum ging, einen Prozentsatz zu bestimmen und die Summe zu errechnen. Vielleicht war ich zu zuversichtlich. Mir fällt eine fürchterliche Geschichte nach der anderen über erbärmlich niedrige Urteile in diesem County ein. Ich bin im Begriff, zu einer Zahl in einer Statistik zu werden, ein weiteres Beispiel dafür, weshalb ein Anwalt in Memphis jedes halbwegs vernünftige Vergleichsangebot annehmen sollte. Die Zeit vergeht nervenaufreibend langsam.

Dann höre ich, wie irgend jemand weit entfernt meinen Namen ruft. Es ist Deck, vor der Tür des Sitzungssaals, der mich hektisch zu sich winkt. »Oh, mein Gott«, sage ich.

»Nicht aufregen«, sagt Booker, dann stürmen wir beide zum Gerichtssaal. Ich hole tief Luft, spreche ein Stoßgebet und gehe hinein. Drummond und die vier anderen sitzen auf ihren Stühlen. Dot sitzt an meinem Tisch. Alle anderen sind auf ihren Plätzen. Die Geschworenen kehren in den Saal zurück, während ich durch die Pforte in den Schranken gehe und mich neben meiner Mandantin nieder lasse. Den Gesichtern der Geschworenen ist nichts zu entnehmen. Als alle sitzen, fragt Seine Ehren: »Hat die Jury ein Urteil gefällt?«

Ben Charnes, der junge schwarze College-Absolvent und Sprecher der Jury, sagt: »Das hat sie, Euer Ehren.«

»Ist es meinen Anordnungen entsprechend auf Papier niedergeschrieben?«

»Ja, Sir.«

»Bitte stehen Sie auf, und lesen Sie es vor.«

Charnes erhebt sich langsam. Er hat ein Blatt Papier in der Hand, das sichtbar zittert, aber nicht so heftig wie meine Hände. Das Atmen fällt mir schwer. Ich bin so benommen, daß ich fürchte, ohnmächtig zu werden. Dot dagegen ist erstaunlich gelassen. Sie hat ihren Kampf gegen Great Benefit gewonnen. Sie haben vor Gericht und in aller Öffentlichkeit zugegeben, daß sie ein Unrecht begangen haben. Das ist das einzige, worauf es ihr ankam.

Ich bin entschlossen, keine Miene zu verziehen und keinerlei Gefühle zu zeigen, einerlei, wie das Urteil ausfällt. Das tue ich auf die Weise, die man mir beigebracht hat. Ich kritzle auf meinem Notizblock herum. Ein rascher Blick nach links verrät mir, daß alle fünf Anwälte der Verteidigung dieselbe Strategie befolgen.

Charnes räuspert sich und liest: »Wir, die Geschworenen, geben der Klage statt und verhängen einen Schadenersatz in Höhe von zweihunderttausend Dollar.« Dann folgt eine Pause. Alle Augen ruhen auf dem Blatt Papier. Bisher keine Überraschungen. Er räuspert sich abermals, dann sagt er: »Und wir, die Geschworenen, geben der Klage statt und verhängen eine Geldstrafe von fünfzig Millionen Dollar.«

Hinter mir höre ich ein Aufkeuchen, und ich bemerke ein allgemeines Versteifen am Tisch der Verteidigung, aber sonst ist ein paar Sekunden lang alles ruhig. Die Bombe landet, explodiert, und nach einer kurzen Verzögerung bricht bei allen eine rasche Suche nach tödlichen Verletzungen aus. Nachdem keine entdeckt worden sind, ist es möglich, wieder zu atmen.

Ich schreibe diese Summen tatsächlich auf meinen Block, aber das Gekritzeln ist unleserlich. Ich weigere mich zu lächeln, obwohl ich mir, um das zu schaffen, ein Loch in die Unterlippe beiße. Es gibt eine Menge Dinge, die ich gern täte. Ich würde liebend gern auf den Tisch springen und einen Freudentanz aufführen. Ich würde liebend gern zur Bank der Geschworenen rennen und ihnen die Füße küssen. Ich würde liebend

gern zum Tisch der Verteidigung stolzieren und ihnen ein paar gemeine, höhnische Worte an den Kopf werfen. Ich würde liebend gern aufs Podium springen und Tyrone Kipler umarmen.

Aber ich bewahre Haltung und flüstere nur meiner Klientin »Herzlichen Glückwunsch« zu. Sie sagt nichts. Ich schaue zum Richtertisch hinauf, und Seine Ehren betrachtet das schriftliche Urteil, das der Gerichtsdienner ihm ausgehändigt hat. Ich schaue zu den Geschworenen, und die meisten von ihnen schauen mich an. Jetzt ist es mir unmöglich, nicht zu lächeln. Ich nicke und bedanke mich wortlos.

Ich zeichne ein Kreuz auf meinen Block, und darunter schreibe ich den Namen – Donny Ray Black. Ich schließe die Augen und rufe mir mein Lieblingsbild von ihm wieder ins Gedächtnis. Ich sehe ihn, wie er während des Softballspiels auf dem Klappstuhl sitzt, Popcorn ißt und lächelt, nur weil er dort ist. In meiner Kehle bildet sich ein Klumpen, und meine Augen werden feucht. Er hätte nicht sterben müssen.

»Das Urteil scheint in Ordnung zu sein«, sagt Kipler schließlich. In allerbester Ordnung, würde ich sagen. Er wendet sich an die Geschworenen, dankt ihnen für die Erfüllung ihrer Bürgerpflicht, teilt ihnen mit, daß ihre bescheidenen Schecks nächste Woche zur Post gehen werden, bittet sie, mit niemandem über den Fall zu reden, sagt, sie könnten jetzt gehen. Unter der Aufsicht des Gerichtsdieners verlassen sie zum letzten Mal den Saal. Ich werde sie nie wiedersehen. Im Augenblick würde ich am liebsten jedem von ihnen eine glatte Million schenken.

Auch Kipler bemüht sich, keine Miene zu verziehen. »Die Nachverhandlung findet in ungefähr einer Woche statt. Meine Sekretärin wird Sie über den Termin informieren. Sonst noch etwas?«

Ich schüttle den Kopf. Was könnte ich mehr verlangen?

Ohne aufzustehen, sagt Leo leise: »Nichts, Euer Ehren.« Sein Team ist plötzlich damit beschäftigt, Papiere in Aktenkoffer und Akten in Kartons zu verstauen. Sie können es kaum erwarten, von hier zu verschwinden. Dies ist bei weitem das höchste Urteil in der Geschichte von Tennessee, und sie wer-

den für alle Zeiten abgestempelt sein als die armen Schweine, die es einstecken mußten. Wenn ich nicht so erschöpft und nicht so fassungslos wäre, würde ich vielleicht sogar hinübergehen und ihnen die Hand geben. Das wäre die feine Art, aber mir ist einfach nicht danach zumute. Es ist wesentlich leichter, hier neben Dot zu sitzen und Donny Rays Namen auf meinem Block zu betrachten.

Ich bin nicht wirklich reich. Die Berufung wird ein Jahr kosten, vielleicht auch zwei. Und das Urteil ist so enorm, daß mit einer bitterbösen Attacke zu rechnen ist. Ich werde also alle Hände voll zu tun haben.

Aber im Augenblick habe ich das Arbeiten restlos satt. Ich möchte mich in ein Flugzeug setzen und mir einen einsamen Strand suchen.

Kipler läßt seinen Hammer niederfahren, und dieser Prozeß ist offiziell beendet. Ich werfe einen Blick auf Dot und sehe die Tränen. Ich frage sie, wie sie sich fühlt. Deck kommt rasch mit Glückwünschen herbei. Er ist blaß, aber er grinst, und seine Schneidezähne funkeln. Meine Aufmerksamkeit gilt Dot. Sie ist eine harte Frau, die nur sehr widerstrebend weint, aber sie verliert langsam die Fassung. Ich tätschele ihren Arm und gebe ihr ein Papiertaschentuch.

Booker kneift mich in den Nacken und sagt, er würde mich nächste Woche anrufen. Cooper Jackson, Hurley und Grunfeld kommen an meinen Tisch, strahlend und des Lobes voll. Sie müssen eine Maschine erreichen. Wir telefonieren am Montag. Der Reporter kommt, aber ich winke ab. Ich nehme diese Leute kaum zur Kenntnis, weil ich mir Sorgen um meine Mandantin mache. Sie klappt jetzt zusammen, ihr Schluchzen wird immer lauter.

Ich ignoriere auch Drummond und seine Leute, die sich jetzt, wie Packesel beladen, schleunigst verziehen. Kein Wort wird zwischen uns gewechselt. Im Augenblick wäre ich gern eine Fliege an der Wand von Trent & Brent.

Der Gerichtsdiener, die Protokollantin und der Kanzlist packen ihre Sachen zusammen und verschwinden. Außer mir, Dot und Deck ist niemand mehr im Saal. Ich muß mit Kipler sprechen, ihm dafür danken, daß er meine Hand gehalten und

es möglich gemacht hat. Ich werde es später tun. Im Augenblick halte ich Dots Hand, während sie eine Sturmflut entlädt. Deck sitzt neben uns und sagt nichts. Ich sage nichts. Meine Augen sind feucht, mir tut das Herz weh. Das Geld ist ihr völlig gleichgültig. Sie möchte ihren Jungen wiederhaben.

Jemand, vermutlich der Gerichtsdienner, drückt in dem schmalen Gang neben den Geschworenenbänken auf einen Schalter, und die Lichter gehen aus. Der Saal liegt im Halbdunkel.

Keiner von uns röhrt sich. Das Weinen lässt nach. Sie wischt sich die Wangen mit dem Taschentuch ab und manchmal mit den Fingern.

»Tut mir leid«, sagt sie heiser. Sie möchte fort von hier, also beschließen wir, zu gehen. Ich tätschele ihren Arm, während Deck unseren Kram zusammensucht und in drei Aktenkoffern verstaut.

Wir verlassen den unbeleuchteten Gerichtssaal und treten auf den marmorverkleideten Flur. Es ist fast fünf Uhr, Freitag nachmittag, und es herrscht nicht viel Betrieb. Keine Kameras, keine Reporter, keine Horde, die auf mich wartet, um vom Anwalt des Augenblicks ein paar Worte und Aufnahmen zu erhässchen.

Niemand nimmt uns zur Kenntnis.

Der letzte Ort, wo ich jetzt sein möchte, ist das Büro. Ich bin zu müde und zu benommen, um in einer Bar zu feiern, und der einzige, der mir in diesem Moment Gesellschaft leistet, ist Deck, ein Nicht-Trinker. Zwei steife Drinks wären ohnehin genug, um mich ins Koma fallen zu lassen, also gerate ich gar nicht erst in Versuchung. Irgendwo sollte jetzt eine tolle Siegesfeier stattfinden, aber dergleichen läßt sich schwer planen, wenn man es mit einer Jury zu tun hat.

Vielelleicht morgen. Ich bin sicher, daß morgen der erste Schock vorbei sein und eine verzögerte Reaktion auf das Urteil einsetzen wird. Bis dahin werde ich die Realität begriffen haben. Morgen werde ich feiern.

Ich verabschiede mich vor dem Gericht von Deck, sage ihm, daß ich völlig erledigt bin, und verspreche, daß wir uns später treffen werden. Wir stehen beide noch unter Schock und brauchen Zeit zum Nachdenken, allein. Ich fahre zu Miss Birdies Haus und absolviere meine tägliche Routine, indem ich einmal alle Zimmer abgehe. Nur ein Tag wie jeder andere. Nichts Besonderes. Ich setze mich auf ihre Terrasse, starre zu meiner kleinen Wohnung hinauf und fange zum erstenmal an, Geld auszugeben. Wie lange wird es dauern, bis ich mein erstes hübsches Haus kaufe oder baue? Was für einen neuen Wagen soll ich mir anschaffen? Ich versuche, diese Gedanken zu verdrängen, aber es ist unmöglich. Was fängt man mit sechzehneinhalf Millionen Dollar an? Ich kann es einfach nicht fassen. Ich weiß, daß Dutzende von Dingen schiefgehen können. Das Urteil könnte aufgehoben und der Fall vor einem anderen Gericht neu verhandelt werden; das Urteil könnte für nichtig erklärt werden, und ich bekäme gar nichts; die Geldstrafe könnte von einem Berufungsgericht drastisch herabgesetzt oder vollständig verworfen werden. Ich weiß, daß diese schrecklichen Dinge passieren können, aber im Augenblick gehört das Geld mir.

Ich träume, während die Sonne untergeht. Die Luft ist klar,

aber sehr kalt. Vielleicht kann ich morgen damit anfangen, das Ausmaß dessen, was ich getan habe, zu begreifen. Im Augenblick wärmt mich der Gedanke, daß eine Menge Gift aus meiner Seele herausgeschwemmt worden ist. Fast ein Jahr lang habe ich mit einem verzehrenden Haß auf dieses mysteriöse Wesen gelebt, das sich Great Benefit nennt. Ich war erfüllt von Bitterkeit gegen die Leute, die dort arbeiten. Sie haben eine Folge von Ereignissen in Gang gesetzt, die Donny Ray das Leben kosteten. Ich hoffe, Donny Ray ruht in Frieden. Bestimmt wird ein Engel ihm sagen, was heute passiert ist.

Sie sind bloßgestellt und für ihre Missetaten bestraft worden. Ich hasse sie nicht mehr.

Kelly zerteilt ihr schmales Stück Pizza mit einer Gabel und ißt winzige Häppchen. Ihre Lippen sind immer noch geschwollen und ihre Wangen und Kiefer sehr empfindlich. Wir sitzen auf ihrem Bett, mit ausgestreckten Beinen, den Rücken an der Wand; der Pizzakarton liegt zwischen uns. Auf einem Fünf- und vierzig-Zentimeter-Sony, der in dem kleinen Zimmer nicht weit von uns auf einer Kommode steht, sehen wir uns einen Western mit John Wayne an.

Sie trägt denselben grauen Jogginganzug, keine Socken oder Schuhe, und ich sehe eine kleine Narbe an ihrem rechten Knöchel, den er ihr im letzten Sommer gebrochen hat. Sie hat ihr Haar gewaschen und zu einem Pferdeschwanz zusammengerafft. Sie hat ihre Fingernägel lackiert, leuchtendrot. Sie versucht Konversation zu machen, aber sie hat so starke Schmerzen, daß sie es nicht recht schafft, lustig zu sein. Wir reden nicht viel. Ich bin noch nie zusammengeschlagen worden, und es fällt mir schwer, mir die seelischen Nachwirkungen vorzustellen. Die körperlichen Schmerzen sind relativ leicht zu begreifen, nicht aber der psychische Schock. Ich frage mich, wann er wohl beschlossen haben mag, aufzuhören, Schluß zu machen und sein Werk zu bewundern.

Ich versuche, nicht daran zu denken. Wir haben nicht darüber gesprochen, und ich habe auch nicht die Absicht, dieses

Thema zur Sprache zu bringen. Kein Wort von Cliff, seit ihm die Papiere zugestellt wurden.

Sie hat hier an diesem Zufluchtsort eine andere Frau kennengelernt, eine Mutter von drei Teenagern, die so verängstigt und traumatisiert ist, daß sie kaum imstande war, einen einfachen Satz zu beenden. Sie ist im Nebenzimmer. Im Haus herrscht Totenstille. Kelly hat ihr Zimmer nur einmal verlassen, um auf der Hinterveranda zu sitzen und frische Luft zu schöpfen. Sie hat versucht zu lesen, aber ihr linkes Auge ist noch immer fast gänzlich zugeschwollen, und auf dem rechten kann sie zeitweise nur verschwommen sehen. Der Arzt hat gesagt, es wäre kein permanenter Schaden.

Sie hat ein paarmal geweint, und ich verspreche ihr immer wieder, daß dies die letzten Schläge waren. Es wird nie wieder passieren, und wenn ich den Dreckskerl mit eigenen Händen umbringen muß. Und ich meine es ernst. Ich bin ganz sicher, daß ich, falls er sich ihr noch einmal nähern sollte, ihm das Gehirn wegpusten könnte.

Verhaftet mich. Klagt mich an. Macht mir den Prozeß. Gebt mir zwölf Leute auf den Geschworenenbänken. Ich habe eine Glückssträhne.

Ich erzähle ihr nichts von dem Urteil. Hier, wo ich neben ihr in diesem dunklen, kleinen Zimmer sitze und John Wayne beim Reiten zusehe, scheint Kiplers Gerichtssaal tage- und meilenweit entfernt zu sein.

Und dies hier ist genau der Ort, an dem ich sein möchte.

Wir essen den Rest der Pizza und schmiegen uns eng aneinander. Wir halten uns bei den Händen wie zwei Teenager. Aber ich muß sehr vorsichtig sein, weil sie buchstäblich überall vom Kopf bis zu den Knien verletzt ist.

Der Film geht zu Ende, und es kommen die Zehn-Uhr-Nachrichten. Plötzlich interessiert es mich, ob der Black-Fall erwähnt wird. Nach den obligatorischen Morden und Vergewaltigungen und nach dem ersten Werbeblock verkündet der Moderator ziemlich großspurig: »In einem Gerichtssaal in Memphis wurde heute Geschichte geschrieben. In einem Zivilprozeß hat eine Jury die Great Benefit Life Insurance Company in Cleveland, Ohio, zu einer Rekordgeldstrafe von fünf-

zig Millionen Dollar verurteilt. Rodney Frate mit den Einzelheiten.« Ich kann nicht anders, ich muß lächeln. Wir sehen Rodney Frate live und vor Kälte zitternd vor dem Shelby County Courthouse stehen, das jetzt natürlich seit etlichen Stunden verlassen ist. »Arnie, vor ungefähr einer Stunde habe ich mit Pauline McGregor gesprochen, der Kanzlistin hier am Gericht, und sie hat mir bestätigt, daß gegen vier Uhr heute nachmittag eine Jury in Abteilung Acht unter dem Vorsitz von Richter Tyrone Kipler mit einem Urteil über zweihunderttausend Dollar Schadenersatz und einer Geldstrafe von fünfzig Millionen in den Saal zurückgekehrt ist. Ich habe auch mit Richter Kipler gesprochen, der sich weigerte, vor die Kamera zu treten. Er sagte, bei diesem Fall wäre es um die böswillige Verweigerung eines Anspruchs durch Great Benefit gegangen. Mehr wollte er nicht sagen, außer daß seines Wissens diese Geldstrafe die höchste ist, die jemals in Tennessee verhängt wurde. Ich habe mit mehreren Prozeßanwälten hier in der Stadt gesprochen, und keiner von ihnen hat je von einer so hohen Summe gehört. Leo F. Drummond, der Anwalt der Beklagten, wollte keinen Kommentar abgeben. Rudy Baylor, der Anwalt der Kläger, war nicht zu erreichen. Zurück zu Arnie.«

Arnie geht rasch zu einem Lastwagenunfall auf der Interstate 55 über.

»Du hast gewonnen?« fragt sie. Sie ist nicht verblüfft, nur unsicher.

»Ich habe gewonnen.«

»Fünfzig Millionen Dollar?«

»Ja. Aber noch ist das Geld nicht auf der Bank.«

»Rudy!«

Ich zucke die Achseln, als wäre das bloßer Alltagskram. »Ich hatte Glück«, sage ich.

»Aber du bist doch gerade erst mit dem Studium fertig geworden?«

Was soll ich sagen? »So schwierig war das nicht. Wir hatten eine großartige Jury, und die Tatsachen haben sich einfach ergeben.«

»Ja, einfach so, als passierte das jeden Tag.«

»Schön war's.«

Sie nimmt die Fernbedienung und dämpft die Lautstärke. Sie will weiter darüber reden. »Deine Bescheidenheit funktioniert nicht. Sie ist nur gespielt.«

»Du hast recht. Im Augenblick bin ich der beste Anwalt der Welt.«

»Schon besser«, sagt sie und versucht zu lächeln. Ich habe mich schon beinahe an die Verletzungen in ihrem Gesicht gewöhnt. Ich starre sie nicht mehr so an, wie ich es heute nachmittag im Wagen getan habe. Ich kann es kaum abwarten, daß eine Woche vergeht und sie wieder so hinreißend aussieht wie vorher.

Ich schwöre, ich könnte ihn umbringen.

»Wieviel davon bekommst du?« fragt sie.

»Du kommst gleich zur Sache, ja?«

»Ich bin nur neugierig«, sagt sie mit einer Stimme, die fast kindlich klingt. Im Geiste sind wir jetzt ein Liebespaar, und dazu gehört, daß man kichert und gurrt.

»Ein Drittel, aber bis dahin ist es noch ein langer Weg.«

Sie will sich zu mir umdrehen, aber das verursacht ihr derartige Schmerzen, daß sie fast aufstöhnt. Ich helfe ihr, sich auf den Bauch zu legen. Sie kämpft gegen Tränen an, und ihr Körper ist verspannt. Wegen der Prellungen kann sie nicht auf dem Rücken schlafen.

Ich streiche ihr übers Haar und flüstere in ihr Ohr, bis die Gegensprechsanlage uns unterricht. Es ist Betty Norvelle unten. Meine Zeit ist um.

Kelly drückt meine Hand ganz fest, als ich sie auf die verletzte Wange küsse und ihr verspreche, morgen wiederzukommen. Sie fleht mich an, nicht zu gehen.

Die Vorteile, meinen ersten Prozeß mit einem derartigen Urteil abgeschlossen zu haben, liegen auf der Hand. Der einzige Nachteil, den ich in den letzten paar Stunden erkennen konnte, ist der, daß es von nun an nur noch abwärtsgehen kann. Jeder künftige Mandant wird die gleiche Zauberei erwarten. Doch darüber zerbreche ich mir später den Kopf. Ich sitze am Samstag vormittag allein in meinem Büro und

warte auf einen Reporter und seinen Fotografen, als das Telefon läutet. »Hier ist Cliff Riker«, sagt eine rauhe Stimme, und ich drücke sofort auf den Knopf des Aufnahmegeräts.

»Was wollen Sie?«

»Wo ist meine Frau?«

»Sie haben Glück, daß sie nicht im Leichenschauhaus ist.«

»Ich werde Ihnen den Arsch aufreißen, Sie Großmaul.«

»Reden Sie ruhig weiter, mein Junge. Das Band läuft.«

Er legt rasch auf, und ich starre das Telefon an. Es ist ein billiges Modell, das die Kanzlei in einem K-Markt gekauft hat, aber es ist sauber.

Ich rufe Butch zu Hause an und informiere ihn über mein kurzes Gespräch mit Mr. Riker. Butch hat wegen der gestrigen Auseinandersetzung, als er ihm die Papiere überbrachte, noch ein Hühnchen mit ihm zu rupfen. Cliff hat ihm unflätige Beleidigungen an den Kopf geworfen und sogar seine Mutter beleidigt. Nur die Anwesenheit zweier Kollegen von Cliff auf dem nahe gelegenen Parkplatz hatte Butch daran gehindert, über ihn herzufallen. Butch hat mir gestern abend gesagt, wenn es zu irgendwelchen Drohungen käme, würde er gern eingreifen. Er hat einen Freund, der Rocky heißt und stundenweise als Rausschmeißer arbeitet, und zusammen sind sie ein beeindruckendes Paar, hat Butch mir versichert. Er muß mir versprechen, daß er dem Jungen nur Angst einjagt, ihn aber nicht verletzt. Butch sagt mir, er hätte vor, Cliff irgendwo allein aufzuspüren, das Telefongespräch zu erwähnen, ihm zu sagen, daß sie meine Leibwächter wären und daß auch nur eine einzige Drohung schwerwiegende Folgen hätte. Dabei würde ich gern zuschauen. Ich bin entschlossen, nicht in Angst zu leben.

Das ist Butchs Vorstellung von einem netten Zeitvertreib.

Der Reporter von der *Memphis Press* kommt um elf. Wir unterhalten uns, während der Fotograf einen ganzen Film verknipst. Er will alles über den Fall und den Prozeß wissen, und ich sage ihm, was er hören will. Das ist jetzt öffentliche Information. Ich sage nette Dinge über Drummond, wundervolle Dinge über Kipler, grandiose Dinge über die Geschworenen.

Es wird eine große Story in der Sonntagsausgabe, verspricht er.

Ich beschäftige mich im Büro, lese die Post und höre die paar Telefonanrufe ab, die im Laufe der letzten Woche hereingekommen sind. Ich bin außerstande zu arbeiten, und mir wird bewußt, wie wenige Mandanten und Fälle ich habe. Die Hälfte der Zeit verbringe ich damit, den Prozeß noch einmal ablaufen zu lassen, die andere Hälfte vergeht mit Träumen über meine Zukunft mit Kelly. Kann ich noch mehr Glück haben?

Ich rufe Max Leuberg an und erzähle ihm alles haarklein. Ein Schneesturm hatte O'Hare außer Betrieb gesetzt, deshalb konnte er nicht rechtzeitig zum Prozeß nach Memphis kommen. Wir unterhalten uns eine Stunde lang.

Unser Zusammensein am Samstag abend ist dem am Freitag sehr ähnlich, nur etwas anderes zu essen und ein anderer Film. Sie liebt chinesisches Essen, und ich bringe eine große Tüte voll mit. Wir sitzen in der gleichen Position auf dem Bett, sehen uns eine Komödie an und lachen hin und wieder.

Aber es ist alles andere als langweilig. Sie kommt langsam aus ihrem privaten Alpträum heraus. Ihre körperlichen Verletzungen heilen. Das Lachen kommt ein wenig leichter, ihre Bewegungen sind ein wenig rascher. Wir berühren uns öfter, aber nicht viel öfter. Bei weitem nicht genug.

Sie möchte heraus aus dem Jogginganzug. Sie waschen ihn zwar jeden Tag, aber sie hat ihn satt. Sie sehnt sich danach, wieder hübsch zu sein, und möchte ihre Kleider. Wir reden davon, uns in ihre Wohnung zu schleichen und ihre Sachen herauszuholen.

Über die Zukunft reden wir immer noch nicht.

Montag morgen. Jetzt, da ich ein vermögender Mann bin und Zeit habe, schlafe ich bis neun, ziehe eine bequeme Khaki-Hose und Turnschuhe an, keine Krawatte, und bin gegen zehn im Büro. Mein Partner ist damit beschäftigt, die Black-Akte in Kartons zu packen und die Tische zusammenzuklappen, die unser vorderes Büro monatelang verstopft haben. Wir grinsen beide und lächeln über alles mögliche. Der Druck ist weg. Wir sind ausgeruht, jetzt können wir uns freuen. Er läuft hinunter und holt Kaffee, dann sitzen wir an meinem Schreibtisch und lassen unsere schönste Stunde noch einmal Revue passieren.

Deck hat den Artikel aus der gestrigen *Memphis Press* ausgeschnitten für den Fall, daß ich ein zweites Exemplar brauche. Ich bedanke mich bei ihm, sage, es könnte sein, daß ich es brauche; dabei liegt in meiner Wohnung ein Dutzend Exemplare der Zeitung. Der Bericht stand auf der Titelseite des Lokalteils, ein langer, gut geschriebener Artikel über meinen Triumph, mit einem ziemlich großen Foto von mir an meinem Schreibtisch. Ich konnte gestern den ganzen Tag den Blick nicht davon abwenden. Die Zeitung wurde in dreihunderttausend Haushalte geliefert. So viel Werbung kann man mit Geld nicht kaufen.

Es sind ein paar Faxe eingegangen. Zwei von ehemaligen Studienkollegen mit Glückwünschen. Ein sehr nettes von Madeline Skinner in der Juristischen Fakultät. Und zwei von Max Leuberg. Das erste ist die Kopie eines kurzen Artikels aus einer Zeitung in Chicago über das Urteil. Das zweite ist die Kopie eines Artikels, der gestern in einer Zeitung in Cleveland gestanden hat. Darin wird der Black-Fall ausführlich beschrieben und dann auf die wachsenden Schwierigkeiten verwiesen, in denen Great Benefit steckt. Mindestens sieben Staaten, darunter Ohio, ermitteln inzwischen gegen die Firma. Überall im Lande werden Klagen von Inhabern von Policen eingereicht, und viele weitere werden erwartet. Man rechnet damit,

daß das Urteil von Memphis eine Flut von Prozessen auslösen wird.

Ha, ha, ha. Wir freuen uns über den Jammer, den wir ausgelöst haben. Wir lachen, als wir uns Mr. Wilfred Keeley vorstellen, wie er abermals seine Bilanz studiert und versucht, mehr Geld darin zu finden. Irgendwo muß es doch stecken!

Ein Bote erscheint mit einem prächtigen Blumenarrangement, einem Glückwunsch von Booker Kane und seinen Kollegen in der Kanzlei von Marvin Shankle.

Ich hatte damit gerechnet, daß das Telefon ununterbrochen läuten und Mandanten anrufen würden, denen es um eine solide juristische Vertretung zu tun wäre. Bisher ist nichts dergleichen passiert. Deck sagt, vor zehn wären zwei Anrufe gekommen, von denen einer falsch verbunden war. Ich mache mir keine Sorgen.

Um elf ruft Kipler an, und ich wechsle zu dem sauberer Telefon über, nur für den Fall, daß Drummond immer noch mithört. Er hat eine interessante Story, eine, die auch mich betrifffen könnte. Vor Beginn des Prozesses am vorigen Montag, als wir alle in seinem Amtszimmer saßen, hatte ich zu Drummond gesagt, daß wir einen Vergleich über eins Komma zwei Millionen abschließen könnten. Drummond hatte es empört abgelehnt, und der Prozeß nahm seinen Lauf. Allem Anschein nach hat er es unterlassen, die Leute von Great Benefit über dieses Angebot zu informieren, und die behaupten jetzt, sie hätten ernsthaft erwogen, mir zu zahlen, was ich haben wollte. Ob die Firma zu jenem Zeitpunkt dem Vergleich zugestimmt hätte, weiß der Himmel, aber in der Rückschau sind eins Komma zwei Millionen wesentlich leichter zu verdauen als fünfzig Komma zwei. Auf jeden Fall behauptet die Firma jetzt, sie hätte dem Vergleich zugestimmt, und sie behauptet außerdem, ihr Anwalt, der große Leo F. Drummond, hätte einen schwerwiegenden Fehler begangen, als er es unterließ oder sich weigerte, sie über mein Angebot zu informieren.

Underhall, der Firmenanwalt, hat den ganzen Morgen am Telefon gehangen und mit Drummond und Kipler gesprochen. Great Benefit ist wütend, gedemütigt und verletzt und offensichtlich auf der Suche nach einem Sündenbock. Drum-

mond hat zuerst abgestritten, daß es je passiert ist, aber das hat Kippler gleich im Keim erstickt. Und das ist der Punkt, an dem ich ins Spiel komme. Es könnte sein, daß sie eine eidesstattliche Erklärung von mir brauchen, in der ich die Fakten so schildere, wie sie mir in Erinnerung sind. Gern, sage ich. Ich mache mich gleich an die Arbeit.

Great Benefit hat Drummond und Trent & Brent bereits entlassen, und es könnte noch viel schlimmer kommen. Underhall hat davon gesprochen, die Kanzlei wegen straflichen Fehlverhaltens zu verklagen. Die Folgen wären katastrophal. Wie alle Kanzleien hat auch Trent & Brent eine Haftpflichtversicherung, aber die hat ihre Grenzen. Eine Police über fünfzig Millionen Dollar ist undenkbar. Ein Fünfzig-Millionen-Dollar-Fehler von Leo F. Drummond würde die Kanzlei in ernsthafte finanzielle Schwierigkeiten stürzen.

Ich kann nicht anders – ich muß lächeln, als ich das höre. Nachdem ich den Hörer aufgelegt habe, erzähle ich Deck den Inhalt des Gesprächs. Der Gedanke, daß Trent & Brent von einer Versicherungsgesellschaft verklagt wird, ist einfach umwerfend.

Der nächste Anruf kommt von Cooper Jackson. Er und seine Freunde haben heute morgen vor dem Bundesgericht in Charlotte Klage eingereicht. Sie vertreten mehr als zwanzig Inhaber von Policen, die 1991, im Jahr des großen Systems, von Great Benefit aufs Kreuz gelegt wurden. Wenn ich nichts dagegen hätte, würde er bei Gelegenheit gern zu mir kommen und meine Akte durchsehen. Gern, sage ich, jederzeit.

Deck und ich gehen zum Lunch zu Moe's, einem alten Restaurant in der Nähe der Gerichte, in dem vorzugsweise Anwälte und Richter verkehren. Ich bekomme ein paar Blicke, ein Händeschütteln, einen Schlag auf den Rücken von einem ehemaligen Mitstudenten. Ich sollte öfter hier essen.

Unsere Aktion ist für heute abend, Montag, angesetzt, weil der Boden trocken ist und die Temperatur bei fünf Grad plus liegt. Die letzten drei Spiele sind wegen schlechten Wetters ausgefallen. Was sind das für Irre, die im Winter Softball spielen? Kelly beantwortet meine Frage nicht. Es liegt auf der Hand, mit was

für einem Irren wir es zu tun haben. Sie ist sicher, daß sie heute abend spielen werden, weil es sehr wichtig für sie ist. Sie haben zwei Wochen ohne Sieg hinter sich, also keine Bierparties hinterher und keine Heldenataten, deren sie sich rühmen konnten. Cliff würde es nicht wagen, das Spiel zu versäumen.

Es fängt um sieben an, und sicherheitshalber fahren wir an dem Softballfeld vorbei. PFX Freights spielt tatsächlich. Ich gebe Gas. Ich habe so etwas noch nie gemacht, und ich bin ziemlich nervös. Wir sind beide nervös. Wir reden nicht viel. Je näher wir der Wohnung kommen, desto schneller fahre ich. Ich habe einen .38er unter dem Sitz und bin entschlossen, sie griffbereit zu halten.

Kelly meint, daß wir in zehn Minuten drinnen und wieder draußen sein können, wenn er nicht die Schlösser ausgewechselt hat. Sie will die meisten ihrer Kleider holen und noch ein paar andere Sachen. Zehn Minuten ist das Maximum, erkläre ich ihr, weil Nachbarn uns beobachten könnten. Und diese Nachbarn könnten auf die Idee kommen, Cliff anzurufen. Und wer weiß, was dann passiert.

Ihre Verletzungen wurden ihr vor fünf Tagen beigebracht, und das Schlimmste ist überstanden. Sie kann fast ohne Schmerzen laufen. Sie behauptet, sie wäre kräftig genug, um ihre Sachen zusammenzuklauben und sich schnell zu bewegen. Aber wir müssen es schon gemeinsam tun.

Die Wohnanlage ist eine Viertelstunde von dem Softballfeld entfernt. Sie besteht aus einem halben Dutzend dreistöckiger Häuser, zwischen denen es einen Pool und zwei Tennisplätze gibt. Achtundsechzig Wohnungen, verkündet das Schild. Gott sei Dank liegt ihre Wohnung im Erdgeschoß. Ich kann nicht in der Nähe der Haustür parken, also beschließe ich, daß wir zuerst in die Wohnung gehen und alles holen, was sie haben will, dann fahre ich auf den Rasen, werfe alles auf den Rück-sitz, und wir verschwinden.

Ich stelle den Wagen ab und hole tief Luft.

»Hast du Angst?« fragt sie.

»Ja.« Ich greife unter den Sitz und hole die Waffe hervor.

»Beruhige dich, er ist auf dem Spielfeld. Er würde es um nichts in der Welt versäumen.«

»Wenn du meinst. Also, dann los.«

Wir schleichen durch die Dunkelheit zu ihrer Wohnung, ohne jemanden zu sehen. Ihr Schlüssel paßt, die Tür ist offen, wir sind drinnen. In der Küche und auf dem Flur ist eine Lampe eingeschaltet, und das Licht reicht aus. Auf zwei Stühlen im Wohnzimmer liegen Kleidungsstücke. Die Beistelltische und der Fußboden sind übersät mit leeren Bierdosen und Chipstüten. Cliff, der Strohwitwer, ist ein ziemlicher Liederjan. Sie bleibt eine Sekunde stehen und sieht sich angewidert um. »Tut mir leid«, meint sie.

»Beeil dich, Kelly«, sage ich. Ich lege die Waffe auf die schmale Durchreiche zwischen Wohnzimmer und Küche. Wir gehen ins Schlafzimmer, wo ich eine kleine Lampe einschalte. Das Bett ist seit Tagen nicht gemacht. Noch mehr Bierdosen und eine Pizzaschachtel. Ein Playboy. Sie zeigt auf die Schubladen einer kleinen, billigen Kommode. »Da sind meine Sachen«, sagt sie. Wir flüstern.

Ich ziehe die Kopfkissenbezüge ab und fange an, sie mit Wäsche, Strümpfen und Schlafanzügen vollzustopfen. Kelly holt Kleider aus dem Schrank. Ich trage eine Ladung davon ins Wohnzimmer und hänge sie über einen Stuhl, dann kehre ich ins Schlafzimmer zurück. Sie sagt nichts, gibt mir eine weitere Ladung, und ich bringe sie ins Wohnzimmer. Wir arbeiten schnell und schweigend.

Ich komme mir vor wie ein Dieb. Jede Bewegung macht zuviel Lärm. Mein Herz klopft, während ich mit einer Ladung nach der anderen vom Schlafzimmer ins Wohnzimmer renne.

»Das reicht«, sage ich schließlich. Sie trägt einen vollgestopften Kopfkissenbezug, und ich folge ihr mit mehreren Kleidern auf Bügeln ins Wohnzimmer. »Laß uns verschwinden«, sage ich, jetzt überaus nervös.

Dann hören wir ein leises Geräusch an der Tür. Jemand versucht, hereinzukommen. Wir erstarren und sehen uns an. Sie tut einen Schritt auf die Tür zu, als sie plötzlich auffliegt und gegen die Wand schleudert. Cliff Riker stürmt herein. »Kelly! Ich bin zu Hause!« ruft er, als er sie über einen Stuhl fallen sieht. Ich stehe direkt vor ihm, kaum zwei Meter entfernt, und er bewegt sich schnell. Alles, was ich sehen kann, ist sein gel-

bes PFX-Freights-Trikot, seine roten Augen und seine Lieblingswaffe. Ich erstarre vor Entsetzen, als er den Aluminium-Softballschläger hebt und Anstalten macht, ihn auf meinen Kopf niedersausen zu lassen. »Du Dreckskerl!« brüllt er. Trotz meiner Erstarrung gelingt es mir, mich zu ducken, nur Millisekunden bevor der Schläger über mich hinwegsaust. Ich kann hören, wie er zischt, ich spüre seine Gewalt. Sein Homerun-Schlag trifft eine unglückliche kleine Holzfigur am Rand der Durchreiche, zertrümmt sie und fegt einen Stapel schmutziges Geschirr herunter. Kelly schreit. Der Schlag sollte meinen Schädel zertrümmer, und als er danebenging, wirbelte sein Körper weiter herum, so daß er mir jetzt den Rücken zudreht. Ich stürze mich wie ein Wahnsinniger auf ihn und werfe ihn über den mit Kleidern und Kleiderbügeln beladenen Stuhl. Kelly schreit abermals, irgendwo hinter mir. »Hol die Waffe!« schreie ich.

Er ist schnell und stark und wieder auf den Beinen, bevor ich mein Gleichgewicht zurückgewonnen habe. »Ich bring dich um!« brüllt er, holt abermals aus und verfehlt mich wieder, als ich mit knapper Not ausweiche. Der zweite Schlag trifft nichts als Luft. »Du Dreckskerl!« faucht er und reißt den Schläger herum.

Eine dritte Chance bekommt er nicht, entscheide ich rasch. Bevor er den Schläger erneut heben kann, hole ich zu einem rechten Haken auf sein Gesicht aus. Er landet auf seinem Kinn und macht ihn gerade lang genug benommen, daß ich ihm einen Tritt zwischen die Beine versetzen kann. Mein Fuß landet zielgenau. Ich höre und spüre, wie seine Hoden aufplatzen, und er stößt einen Schmerzensschrei aus. Er läßt den Schläger sinken, und ich packe ihn und reiße ihn ihm aus der Hand.

Ich schwinge ihn hoch, und er landet direkt oberhalb des linken Ohrs, und bei dem Geräusch wird mir fast schlecht. Knochen knirschen und brechen. Er fällt auf alle viere, sein Kopf hängt eine Sekunde herab, dann dreht er sich um und sieht mich an. Er hebt den Kopf und versucht, aufzustehen. Mein zweiter Schwinger beginnt an der Zimmerdecke, und in ihm steckt alle Kraft, die ich aufbringen kann. Ich lasse den

Schläger voller Haß und Angst niederfahren, und er landet mitten auf seinem Schädel.

Ich will abermals ausholen, aber Kelly ergreift meinen Arm.  
»Hör auf, Rudy.«

Ich halte inne, sehe erst sie an und dann Cliff. Er liegt flach auf dem Bauch, zitternd und stöhnend. Wir sehen entsetzt zu, wie er still wird. Nur ein gelegentliches Zucken, dann versucht er, etwas zu sagen, aber es kommt nur ein kehliges Röcheln heraus. Er versucht den Kopf zu bewegen, der heftig blutet.

»Ich bringe das Schwein um, Kelly«, sage ich, schwer atmend, immer noch verängstigt, immer noch wütend.

»Nein.«

»Doch. Er hätte uns umgebracht.«

»Gib mir den Schläger.«

»Was?«

»Gib mir den Schläger, dann geh.«

Ich bin verblüfft, wie ruhig sie in diesem Moment ist. Sie weiß genau, was zu tun ist.

»Was ...«, versuche ich zu fragen, sehe erst sie und dann ihn an.

Sie nimmt mir den Schläger aus der Hand. »Ich weiß, wie das läuft. Verschwinde. Versteck dich irgendwo. Du warst heute abend nicht hier. Ich rufe dich später an.«

Ich kann nichts tun als still dastehen und den zuckenden, sterbenden Mann auf dem Boden ansehen.

»Bitte, geh jetzt, Rudy«, sagt sie und schiebt mich sanft zur Tür. »Ich ruf dich später an.«

»Okay, okay.« Ich gehe in die Küche, hebe den heruntergefallenen .38er auf und kehre ins Wohnzimmer zurück. Wir sehen uns gegenseitig an, dann richten wir den Blick auf den Fußboden. Ich gehe hinaus, mache leise die Tür hinter mir zu und halte Ausschau nach neugierigen Nachbarn. Niemand zu sehen. Ich zögere einen Moment und höre nichts aus der Wohnung.

Mir ist schlecht. Ich schleiche davon in die Dunkelheit, plötzlich schweißnaß am ganzen Körper.

Es dauert zehn Minuten, bis der erste Streifenwagen eintrifft. Gleich darauf kommt ein zweiter. Dann eine Ambulanz. Ich sitze auf einem vollbesetzten Parkplatz geduckt in meinem Volvo und beobachte alles. Sanitäter rennen in die Wohnung. Noch ein Streifenwagen. Rotes und blaues Blinklicht erhellt den Abend und zieht eine Menschenmenge an. Minuten vergehen, und keine Spur von Cliff. Ein Sanitäter erscheint in der Haustür und läßt sich Zeit damit, etwas aus der Ambulanz zu holen. Er hat es kein bißchen eilig.

Kelly ist allein da drinnen, verängstigt, und beantwortet hundert Fragen, wie es passiert ist, und ich sitze hier, plötzlich Mr. Feigling, ducke mich hinter mein Lenkrad und hoffe, daß mich niemand sieht. Warum habe ich sie allein gelassen? Sollte ich losgehen und sie retten? In meinem Kopf herrscht Chaos, mein Blick ist verschwommen, und die hektisch blitzenden roten und blauen Lichter blenden mich.

Er kann nicht tot sein. Schwerverletzt, vielleicht. Aber nicht tot.

Ich denke, ich werde wieder zu ihr in die Wohnung gehen.

Der Schock läßt nach, und jetzt überfällt mich die Angst. Ich wünsche mir, daß sie Cliff auf einer Tragbahre herausbringen und mit ihm davonjagen, ihn ins Krankenhaus bringen, ihn wieder zusammenflicken. Plötzlich will ich ihn am Leben sehen. Mit einem lebendigen Cliff, selbst einem irren, kann ich fertig werden. Komm schon, Cliff. Komm schon, Junge. Steh auf und komm da drüben raus.

Ich habe doch keinen Mann umgebracht.

Die Menge wird größer, und ein Polizist winkt die Leute zurück.

Ich verliere alles Gespür für die Zeit. Ein Leichenwagen trifft ein, und das löst in der Menge aufgeregtes Gemurmel aus. Cliff wird nicht in der Ambulanz fahren. Cliff wird ins Leichenschauhaus gebracht.

Ich öffne die Tür und erbreche mich so leise wie möglich gegen den neben meinem stehenden Wagen. Niemand hört mich. Dann wische ich mir den Mund ab und dränge mich in die Menge. »Nun hat er sie schließlich doch umgebracht«, höre ich jemanden sagen. Polizisten eilen in die Wohnung und

wieder heraus. Ich bin fünfzehn Meter entfernt, verborgen in einem Meer von Gesichtern. Die Polizei spannt ein gelbes Band um das gesamte Ende des Gebäudes. Für ein paar Sekunden flammt hinter den Fenstern das Blitzlicht einer Kamera auf.

Wir warten. Ich muß sie sehen, aber es gibt nichts, was ich tun könnte. Ein weiteres Gerücht macht die Runde durch die Menge, und diesmal trifft es zu. Er ist tot. Und sie glauben, daß sie ihn umgebracht hat. Ich höre aufmerksam zu, was gesagt wird, denn wenn jemand gesehen hat, wie ein Fremder nicht lange nach dem Gebrüll und Geschrei die Wohnung verlassen hat, dann muß ich es wissen. Ich bewege mich langsam herum und höre genau hin. Ich erfahre nichts. Dann ziehe ich mich für ein paar Sekunden zurück und erbreche mich abermals hinter ein paar Sträuchern.

An der Haustür bewegt sich etwas. Ein Sanitäter kommt rückwärts heraus und zieht eine Bahre hinter sich her. Der Tote steckt in einem silberfarbenen Plastiksack. Sie rollen ihn den Fußweg entlang zum Leichenwagen, dann bringen sie ihn weg. Minuten später erscheint Kelly, flankiert von zwei Polizisten. Sie sieht winzig und verängstigt aus. Aber wenigstens trägt sie keine Handschellen. Sie hatte Gelegenheit, sich umzuziehen und trägt jetzt Jeans und einen Parka.

Sie verfrachten sie auf den Rücksitz eines Streifenwagens und fahren davon. Ich gehe rasch zu meinem Wagen und mache mich auf den Weg zum Polizeirevier.

Ich informiere den diensthabenden Sergeant, daß ich Anwalt bin, daß meine Mandantin soeben festgenommen wurde und daß ich darauf bestehe, bei ihrem Verhör zugegen zu sein. Ich sage dies mit hinreichendem Nachdruck, und er ruft irgend jemanden an. Ein weiterer Sergeant kommt mich holen, und ich werde in den zweiten Stock gebracht, wo Kelly allein in einem Verhörraum sitzt. Ein Detektiv namens Smotherton mustert sie durch ein einseitiges Fenster. Ich gebe ihm eine meiner Karten. Er weigert sich, mir die Hand zu reichen.

»Ihr Burschen seid immer schnell zur Stelle, nicht wahr?« sagt er verächtlich.

»Sie hat mich angerufen, gleich nachdem sie 911 gewählt hatte. Was haben Sie festgestellt?«

Wir betrachten sie beide. Sie sitzt am Ende eines langen Tisches und wischt sich die Augen mit einem Papiertaschentuch.

Smotherton grunzt, während er überlegt, was er mir sagen soll. »Fanden ihren Mann tot auf dem Fußboden, Schädelbruch, sieht aus wie von einem Baseballschläger. Sie hat nicht viel gesagt, nur daß sie sich scheiden lassen will, sich in die Wohnung geschlichen hat, um ihre Sachen zu holen, er fand sie, sie kämpften. Er war ziemlich betrunken. Irgendwie bekam sie den Schläger in die Hand, und jetzt ist er im Leichenschauhaus. Sie betreiben ihre Scheidung?«

»Ja. Ich kann Ihnen eine Kopie zugehen lassen. Vorige Woche hat der Richter angeordnet, daß er sich von ihr fernzuhalten hat. Er hat sie seit Jahren immer wieder geschlagen.«

»Wir haben die Verletzungen gesehen. Ich möchte ihr nur ein paar Fragen stellen, okay?«

»Klar.« Wir betreten gemeinsam das Zimmer. Kelly ist überrascht, mich zu sehen, schafft es aber, cool zu bleiben. Wir umarmen uns auf höfliche Anwalt-Mandanten-Manier. Ein weiterer Detektiv in Zivil erscheint, Officer Hamlet, der ein Aufnahmegerät mitbringt. Ich habe keine Einwände. Nachdem er es eingeschaltet hat, ergreife ich die Initiative. »Fürs Protokoll. Ich bin Rudy Baylor, Anwalt von Kelly Riker. Heute ist Montag, der 15. Februar 1993. Wir befinden uns im Polizeipräsidium von Memphis. Ich bin anwesend, weil meine Mandantin mich um ungefähr neunzehn Uhr fünfundvierzig heute abend angerufen hat. Sie hatte gerade 911 gewählt und sagte, sie glaubte, ihr Mann wäre tot.«

Ich nicke Smotherton zu, als wäre er jetzt an der Reihe, und er sieht mich an, als würde er mich am liebsten erwürgen. Polizisten hassen Verteidiger, aber im Augenblick ist mir das völlig egal.

Smotherton beginnt mit einer Reihe von Fragen über Kelly und Cliff – grundlegende Informationen wie Geburtsdaten, Eheschließung, Beschäftigung, Kinder und so weiter. Sie beantwortet sie geduldig, mit einem abwesenden Ausdruck in

den Augen. Die Schwellung ist aus ihrem Gesicht verschwunden, aber ihr linkes Auge ist immer noch schwarz und blau, und die Braue ist noch immer verpflastert. Sie ist völlig verängstigt.

Sie beschreibt die Mißhandlungen so detailliert, daß wir alle drei entsetzt sind. Smotherton schickt Hamlet los, die Unterlagen über Cliffs drei Festnahmen wegen der Mißhandlungen zu holen. Sie redet über Vorfälle, über die es keine Unterlagen gibt, weil sie nie schriftlich festgehalten wurden. Sie erzählt von dem Softballschläger und wie er damit ihren Knöchel gebrochen hat. Er hat sie auch ein paarmal so geschlagen, wenn er ihr gerade nicht die Knochen brechen wollte.

Sie redet über die letzte Attacke, dann über den Entschluß, ihn zu verlassen und sich zu verstecken und die Scheidung einzureichen. Sie ist durch und durch glaubwürdig, weil alles wahr ist. Es sind die kommenden Lügen, die mir Sorgen machen.

»Weshalb sind Sie heute abend in die Wohnung gegangen?« fragt Smotherton.

»Um meine Sachen zu holen. Ich war sicher, daß er nicht dasein würde.«

»Wo haben Sie die letzten Tage verbracht?«

»In einem Haus für mißhandelte Frauen.«

»Wo ist das?«

»Das möchte ich nicht sagen.«

»Hier in Memphis?«

»Ja.«

»Wie sind Sie heute abend zu Ihrer Wohnung gekommen?«

Bei dieser Frage setzt mein Herz einen Schlag aus, aber sie hat bereits darüber nachgedacht. »Mit meinem Wagen«, sagt sie.

»Was für ein Wagen ist das?«

»Ein Volkswagen-Käfer.«

»Wo ist er jetzt?«

»Auf dem Parkplatz vor meiner Wohnung.«

»Können wir ihn uns ansehen?«

»Nicht, bevor ich es getan habe«, sage ich, mich plötzlich erinnernd, daß ich hier der Anwalt bin und nicht etwa ein Mitverschwörer.

Smotherton schüttelt den Kopf. Wenn Blicke töten könnten.

»Wie sind Sie in die Wohnung gekommen?«

»Mit meinem Schlüssel.«

»Was haben Sie getan, als Sie drinnen waren?«

»Ich bin ins Schlafzimmer gegangen und habe angefangen, meine Sachen zusammenzupacken. Ich habe zwei oder drei Kopfkissenbezüge vollgestopft und einen Haufen Zeug ins Wohnzimmer getragen.«

»Wie lange waren Sie dort, bevor Mr. Riker nach Hause kam?«

»Vielleicht zehn Minuten.«

»Was ist dann passiert?«

An dieser Stelle unterbreche ich. »Diese Frage wird sie nicht beantworten, bevor ich Gelegenheit gehabt habe, mit ihr zu sprechen und diesen Punkt zu klären. Das Verhör ist jetzt beendet.« Ich strecke die Hand aus und drücke auf den roten Stoppknopf des Recorders. Smotherton beschäftigt sich eine Minute damit, seine Notizen durchzulesen. Hamlet kommt mit dem Computerausdruck zurück, und sie studieren ihn gemeinsam. Kelly und ich ignorieren uns gegenseitig, aber unter dem Tisch berühren sich unsere Füße.

Smotherton schreibt etwas auf ein Blatt Papier und gibt es mir. »Dies wird als Tötungsdelikt behandelt, aber es geht an die Abteilung Mißhandlungen im häuslichen Bereich bei der Staatsanwaltschaft. Die zuständige Dame heißt Morgan Wilson. Von jetzt an ist es ihr Fall.«

»Aber Sie behalten sie hier?«

»Mir bleibt nichts anderes übrig. Ich kann sie nicht einfach laufenlassen.«

»Wie lautet die Anklage?«

»Totschlag.«

»Sie können sie in meinen Gewahrsam entlassen.«

»Nein, das kann ich nicht«, erwidert er wütend. »Was für eine Art von Anwalt sind Sie?«

»Dann entlassen Sie sie gegen Kautionszusage.«

»Funktioniert nicht«, sagt er mit einem frustrierten Lächeln zu Hamlet. »Wir haben einen Toten. Die Kautionszusage muß von einem Richter festgesetzt werden. Bringen Sie ihn dazu, daß er

das tut, dann kann sie gehen. Ich bin nur ein bescheidener Detective.«

»Ich muß ins Gefängnis?« fragt Kelly.

»Wir haben keine andere Wahl, Madam«, sagt Smotherton, plötzlich viel netter. »Wenn Ihr Anwalt hier sein Geld wert ist, holt er Sie irgendwann morgen wieder raus. Das heißt, wenn Sie Käution stellen können. Aber ich kann Sie nicht einfach gehen lassen, nur weil ich es möchte.«

Ich lange über den Tisch und ergreife ihre Hand. »Das ist richtig, Kelly. Ich hole dich morgen heraus, so früh wie möglich.« Sie nickt rasch und beißt die Zähne zusammen, versucht, stark zu sein.

»Können Sie sie in eine Einzelzelle bringen?« frage ich Smotherton.

»Für das Gefängnis bin ich nicht zuständig, Sie Klugscheißer. Wenn Sie so ein toller Hecht sind, dann reden Sie mit den Wärtern. Die freuen sich immer, wenn sie es mit einem Anwalt zu tun haben.«

Provozier mich nicht, Freundchen. Einen Schädel habe ich heute abend bereits eingeschlagen. Wir starren uns voller Haß an. »Danke«, sage ich.

»Nichts zu danken.« Er und Hamlet schieben ihre Stühle zurück und stapfen auf die Tür zu. »Sie haben fünf Minuten«, sagt er über die Schulter hinweg. Sie knallen die Tür ins Schloß.

»Rühr dich nicht von der Stelle«, sage ich fast lautlos. »Sie beobachten uns durch dieses Fenster dort. Und das Zimmer ist vermutlich verwanzt, also sei vorsichtig mit dem, was du sagst.«

Sie sagt gar nichts.

Ich spiele meine Anwaltsrolle weiter. »Tut mir sehr leid, daß das passiert ist«, sage ich steif.

»Was bedeutet Totschlag?«

»Das kann eine Menge bedeuten, aber im Grunde ist es Mord ohne Tötungsabsicht.«

»Wie viele Jahre könnte ich bekommen?«

»Zuerst einmal müßtest du verurteilt werden, und dazu kommt es nicht.«

»Versprichst du mir das?«

»Ich verspreche es. Hast du Angst?«

Sie wischt sich sorgfältig die Augen ab und denkt lange nach. »Er hat eine große Familie, und sie sind alle genau wie er. Lauter gewalttätige Saufbolde. Ich habe fürchterliche Angst vor ihnen.«

Darauf fällt mir keine Erwiderung ein. Ich habe auch Angst vor ihnen.

»Sie können mich nicht zwingen, zu seiner Beerdigung zu gehen, oder?«

»Nein.«

»Gut.«

Ein paar Minuten später kommen sie, um sie abzuholen, und diesmal legen sie ihr Handschellen an. Ich sehe zu, wie sie sie den Korridor entlangführen. Sie bleiben vor einem Fahrstuhl stehen, und Kelly reckt den Kopf an einem der Polizisten vorbei, um mich zu sehen. Ich winke langsam, dann ist sie verschwunden.

Wenn man einen Mord begeht, macht man fünfundzwanzig Fehler. Wer zehn davon vermeiden kann, ist ein Genie. Das jedenfalls habe ich einmal in einem Film gehört. Es war im Grunde kein Mord, sondern eher ein Fall von Notwehr. Aber die Fehler beginnen sich zu summieren.

Ich wandere um den Schreibtisch in meinem Büro herum, der mit säuberlichen Reihen von gelben Blättern bedeckt ist. Ich habe Skizzen angefertigt von der Wohnung, dem Toten, den Kleidungsstücken, der Waffe, dem Baseballschläger, den Bierdosen, praktisch von allem, woran ich mich erinnern kann. Ich habe die Position meines Wagens, ihres Wagens und seines Pickups auf dem Parkplatz aufgezeichnet. Ich habe Seiten um Seiten geschrieben, jeden Schritt, jede Einzelheit des Geschehens schriftlich festgehalten. Ich vermute, daß ich weniger als fünfzehn Minuten in der Wohnung war, aber auf dem Papier sieht es aus wie ein ganzer Roman. Wie viele Brüller oder Aufschreie können draußen zu hören gewesen sein? Nicht mehr als vier, glaube ich. Wie viele Nachbarn sahen einen Fremden, der unmittelbar nach den Schreien die Wohnung verließ? Wer weiß.

Das, glaube ich, war Fehler Nummer eins. Ich hätte nicht so schnell verschwinden sollen. Ich hätte an die zehn Minuten warten müssen, um festzustellen, ob die Nachbarn etwas gehört haben. Erst dann hätte ich mich in die Dunkelheit davon-schleichen sollen.

Vielleicht hätte ich auch die Polizei anrufen und die Wahrheit sagen sollen. Kelly und ich hatten jedes Recht, in der Wohnung zu sein. Es ist offensichtlich, daß er irgendwo in der Nähe auf der Lauer gelegen hat, während er ganz woanders sein sollte. Es war mein gutes Recht, mich zu wehren, ihn zu entwaffnen und mit seiner eigenen Waffe auf ihn einzuschlagen. Angesichts seines gewalttätigen Wesens und seiner Vorgeschichte hätte keine Jury auf der Welt mich verurteilt. Au-

ßerdem wäre die einzige Zeugin eindeutig auf meiner Seite gewesen.

Also, weshalb bin ich nicht geblieben? Sie hat mich regelrecht zur Tür hinausgedrängt, und es schien einfach die beste Lösung zu sein. Wer kann schon vernünftig denken, wenn er binnen fünfzehn Sekunden von einem brutal Attackierten zum Killer wird?

Fehler Nummer zwei war die Lüge über ihren Wagen. Nach dem Verlassen des Polizeireviers bin ich über den Parkplatz gefahren und habe ihren VW und seinen Allrad-Pickup gefunden. Mit dieser Lüge kommen wir nur durch, wenn niemand der Polizei erzählt, daß ihr Wagen seit Tagen nicht bewegt worden ist.

Aber was ist, wenn Cliff und einer seiner Freunde den Wagen unbrauchbar gemacht haben, während sie sich versteckt hielt, und wenn dieser Freund in ein paar Stunden auftaucht und mit der Polizei redet? Meine Phantasie geht mit mir durch.

Der schlimmste Fehler, der mir seit vier Stunden zu schaffen macht, ist die Lüge über den Anruf, den Kelly angeblich getätigt hat, nachdem sie 911 gewählt hatte. Das war meine Ausrede dafür, daß ich so schnell auf dem Revier eingetroffen bin. Es war eine unglaublich dämliche Lüge, weil es über diesen Anruf keine Aufzeichnung gibt. Wenn die Polizisten die Telefonanrufe überprüfen, stecke ich in ernsthaften Schwierigkeiten.

Je weiter die Nacht fortschreitet, desto mehr Fehler fallen mir ein. Glücklicherweise sind die meisten davon reine Angstprodukte und verschwinden nach sorgfältiger Analyse und hinreichendem Gekritzeln auf den gelben Blättern.

Ich lasse Deck bis fünf Uhr schlafen, bevor ich ihn wecke. Eine Stunde später trifft er mit Kaffee im Büro ein. Ich liefere ihm meine Version der Geschichte, und seine erste Reaktion ist wundervoll. »Keine Jury in der Welt wird sie verurteilen«, sagt er ohne die Spur eines Zweifels.

»Der Prozeß ist eine Sache«, sage ich. »Eine andere ist es, sie aus dem Gefängnis zu holen.«

Wir arbeiten einen Plan aus. Ich brauche Unterlagen – Verhaftungsberichte, Gerichtsakten, medizinische Unterlagen und eine Kopie ihrer ersten Scheidungsklage. Deck kann es

kaum abwarten, den Schmutz zusammenzuraffen. Um sieben geht er los, um mehr Kaffee und eine Zeitung zu holen.

Die Story steht auf Seite drei des Lokalteils, drei kurze Absätze ohne ein Foto des Dahingeschiedenen. Es ist zu spät gestern abend passiert, um viel herzugeben. EHEFRAU WEGEN TOD DES EHEMANNES VERHAFTET lautet die Schlagzeile, aber von der Sorte gibt es in Memphis drei pro Monat. Wenn ich nicht danach gesucht hätte, wäre es mir nicht aufgefallen.

Ich rufe Butch an und erwecke ihn von den Toten. Er ist ein Nachtschwärmer, ledig nach drei Scheidungen, und macht gern die Runde durch die Bars. Ich erzähle ihm, daß sein spezieller Freund Cliff Riker eines vorzeitigen Todes gestorben ist, und das scheint ihn munter zu machen. Er trifft kurz nach acht im Büro ein, und ich bitte ihn, die Umgebung der Wohnung durchzukämmen und festzustellen, ob irgend jemand etwas gehört oder gesehen hat und ob die Polizei das gleiche tut. Butch läßt mich gar nicht ausreden. Er ist der Detektiv. Wenn einer weiß, was hier zu tun ist, dann er.

Ich rufe Booker in der Kanzlei an und erkläre, daß eine Mandantin von mir – Scheidungssache – gestern abend ihren Mann umgebracht hat; aber sie ist eine wirklich reizende Person, und ich will sie aus dem Gefängnis heraushaben. Ich brauche seine Hilfe. Der Bruder von Marvin Shankle ist Richter an einem Strafgericht, und ich möchte, daß er sie entweder gegen Kautionszusage entläßt oder eine lächerlich geringe Kautionsfestsetzt.

»Du bist von einem Fünfzig-Millionen-Dollar-Urteil zu einem schäbigen Scheidungsfall abgestiegen?« fragt Booker vergnügt.

Ich bringe ein Lachen zustande. Wenn der wüßte.

Marvin Shankle ist nicht in der Stadt, aber Booker verspricht, sich ans Telefon zu hängen. Um halb neun verlasse ich mein Büro und fahre in die Innenstadt. Die ganze Nacht hindurch habe ich mich bemüht, den Gedanken an Kelly in einer Gefängniszelle zu verdrängen.

Ich betrete das Shelby County Justice Center und gehe direkt zum Büro von Lonnie Shankle. Dort erfahre ich, daß Richter

Shankle, wie sein Bruder, nicht in der Stadt ist und erst am späten Nachmittag zurückkehren wird. Ich tätige ein paar Anrufe und versuche herauszufinden, wo Kellys Unterlagen zur Zeit sind. Sie war nur eine von einem Dutzend Personen, die gestern abend verhaftet wurden, und ich bin sicher, daß ihre Akte sich noch auf dem Polizeirevier befindet.

Um halb zehn treffe ich mich mit Deck in der Halle. Er hat die Verhaftungsunterlagen. Ich schicke ihn ins Polizeirevier, damit er ihre Akte dort aufstellt.

Das Büro der Staatsanwaltschaft von Shelby County ist im dritten Stock. Dort arbeiten mehr als siebzig Ankläger in fünf Abteilungen. In der Abteilung für Mißhandlungen im häuslichen Bereich sind es nur zwei, Morgan Wilson und noch eine Frau. Zum Glück ist Morgan Wilson in ihrem Büro. Das einzige Schwierige ist, an sie heranzukommen. Ich flirte eine halbe Stunde mit der Dame am Empfang, und zu meiner Überraschung funktioniert es.

Morgan Wilson ist eine beeindruckende Frau um die Vierzig. Sie hat einen kräftigen Händedruck, und ihr Lächeln besagt: »Ich habe alle Hände voll zu tun. Also kommen Sie zur Sache.« In ihrem Büro turmen sich die Akten zu Bergen, aber sie sind sauber gestapelt und gut sortiert. Ich werde schon vom bloßen Betrachten all dieser noch anstehenden Arbeit müde. Wir setzen uns, dann fällt bei ihr der Groschen.

»Der Fünfzig-Millionen-Dollar-Mann?« fragt sie, jetzt mit einem Lächeln ganz anderer Art.

»Der bin ich.« Ich zucke die Achseln. Nicht der Rede wert.

»Herzlichen Glückwunsch.« Sie ist sichtlich beeindruckt. Ah, der Preis des Ruhms. Ich vermute, sie tut das, was auch jeder andere Anwalt tut – errechnet ein Drittel von fünfzig Millionen.

Sie verdient maximal vierzigtausend im Jahr, also möchte sie über mein Glück reden. Ich liefere ihr einen knappen Bericht über den Prozeß und meine Gefühle, als ich das Urteil hörte. Ich fasse mich kurz, dann sage ich ihr, weshalb ich hier bin.

Sie hört aufmerksam zu und macht sich eine Menge Notizen. Ich gebe ihr Kopien der früheren und der laufenden Scheidungsklage und der Protokolle über Cliffs drei Festnahmen we-

gen Mißhandlung seiner Frau. Ich verspreche ihr, daß sie noch heute Kellys medizinische Unterlagen bekommt. Ich beschreibe die Verletzungen von einigen der schlimmsten Vorfälle.

Praktisch all diese Akten um mich herum betreffen Männer, die ihre Frauen, Kinder oder Freundinnen mißhandelt haben, also läßt sich leicht vorhersagen, auf wessen Seite Morgan steht. »Das arme Kind«, sagt sie, und damit meint sie nicht Cliff.

»Wie groß ist sie?« fragt sie.

»Ungefähr einsfünfundsechzig. An die fünfundfünfzig Kilo unter der Dusche.«

»Wie hat sie ihn erschlagen?« Ihr Ton ist fast ehrfürchtig und nicht im mindesten vorwurfsvoll.

»Sie war verängstigt. Er war betrunknen. Irgendwie hat sie den Schläger in die Hand bekommen.«

»Gut für sie«, sagt sie, und auf meinen Schenkeln bildet sich eine Gänsehaut. Morgan Wilson ist die Anklägerin!

»Ich möchte sie gern aus dem Gefängnis herausholen«, sage ich.

»Ich muß mir die Akte kommen lassen und sie durchsehen. Ich werde den für die Kautionen zuständigen Mann anrufen und ihm sagen, daß wir keine Einwände gegen eine niedrige Kaution haben. Wo wohnt sie zur Zeit?«

»In einem Frauenhaus, einem dieser namenlosen Häuser im Untergrund.«

»Die kenne ich gut. Sie sind wirklich sehr sinnvoll.«

»Dort ist sie sicher, aber im Augenblick sitzt das arme Kind im Gefängnis, immer noch grün und blau von der letzten Attacke.«

Morgan deutet auf die sie umgebenden Akten. »Das ist mein Leben.«

Wir vereinbaren, uns morgen früh um neun zu treffen.

Deck, Butch und ich kommen im Büro zusammen, um ein Sandwich zu essen und unsere nächsten Schritte festzulegen. Butch hat an die Tür jeder Wohnung in der Umgebung der Rikers geklopft und nur eine Frau gefunden, die glaubt, etwas krachen gehört zu haben. Sie wohnt direkt über dem Apart-

ment der Rikers, und ich bezweifle, daß sie mich beim Verlassen des Hauses sehen konnte. Was sie gehört hat, war vermutlich das Bersten der Holzfigur, als das Softball-As ausholte und Schlag Nummer eins fehlging. Die Polizei hat nicht mit ihr gesprochen. Butch hat sich drei Stunden in der Wohnanlage aufgehalten und keinerlei Anzeichen polizeilicher Tätigkeit entdeckt. Die Wohnung ist verschlossen und versiegelt und scheint einen Haufen Leute anzuziehen. Während er dort herumstand, gesellte sich eine Lastwagenladung von Arbeitskollegen zu zwei massiven jungen Männern, die allem Anschein nach mit Cliff verwandt waren. Die Gruppe stand hinter der polizeilichen Absperrung, starre auf die Wohnungstür und schwor Rache. Es war eine rauhe Bande, versichert mir Butch.

Er hat auch einen gewerblichen Kautionssteller aufgetrieben, einen Freund von ihm, der uns einen Gefallen tun will und anstelle der üblichen zehn Prozent Zinsen nur fünf berechnen wird. Das spart uns ein wenig Geld.

Deck hat den größten Teil des Vormittags auf dem Polizeirevier verbracht und sich das Verhaftungsprotokoll verschafft und Kellys Papierkram ausfindig gemacht. Er und Smotherton kommen gut miteinander aus, vor allem, weil Deck behauptet hat, er könnte Anwälte nicht ausstehen. Im Augenblick ist er nur ein Ermittler und alles andere als ein Hilfsanwalt. Interessanterweise hat Smotherton ihm mitgeteilt, daß sie seit heute morgen Morddrohungen gegen Kelly erhalten hätten.

Ich beschließe, zum Gefängnis zu fahren und nach ihr zu sehen. Deck wird einen Richter auftreiben, der ihre Kautionsfestsetzung zugegen sein. Als wir gerade das Büro verlassen wollen, läutet das Telefon. Deck nimmt den Hörer ab, dann gibt er ihn mir.

Es ist Peter Corsa, Jackie Lemancyzks Anwalt in Cleveland. Ich habe zuletzt nach ihrer Aussage mit ihm gesprochen, ein Gespräch, bei dem ich ihm ausgiebig gedankt habe. Damals hat er mir erzählt, daß er selbst in wenigen Tagen seine Klage einreichen würde.

Corsa gratuliert mir zu dem Urteil, sagt, es hätte große Schlagzeilen in der Sonntagszeitung von Cleveland gemacht.

Und dann erzählt er mir, daß bei Great Benefit merkwürdige Dinge vorgenommen werden. Heute morgen hätte das FBI, in Zusammenarbeit mit dem Generalstaatsanwalt von Ohio und der Versicherungsaufsicht des Staates, die Büros der Gesellschaft durchsucht und angefangen, Unterlagen zu beschlagnahmen. Mit Ausnahme der Computeranalytiker in der Buchhaltung wurden alle Angestellten nach Hause geschickt und angewiesen, für die nächsten beiden Tage ihren Arbeitsplatz zu meiden. Einem gerade erschienenen Zeitungsartikel zufolge ist PinnConn, die Muttergesellschaft, Zahlungsverpflichtungen nicht nachgekommen und hat massenhaft Angestellte entlassen.

Dazu kann ich nicht viel sagen. Vor achtzehn Stunden habe ich einen Mann umgebracht, und es fällt mir schwer, mich auf Dinge zu konzentrieren, die damit nichts zu tun haben. Wir plaudern. Ich danke ihm. Er verspricht, mich auf dem laufenden zu halten.

Es kostet mich anderthalb Stunden, bis ich Kelly irgendwo im Labyrinth des Gefängnisses ausfindig gemacht und veranlaßt habe, daß man sie ins Besucherzimmer bringt. Wir sitzen auf beiden Seiten einer Glasscheibe und unterhalten uns über Telefone. Sie sagt mir, daß ich müde aussehe. Ich sage ihr, daß sie großartig aussieht. Sie hat eine Einzelzelle, aber es ist laut, und sie kann nicht schlafen. Sie möchte so schnell wie möglich hier raus. Ich sage ihr, daß ich tue, was ich kann. Ich erzähle ihr von meinem Gespräch mit Morgan Wilson und erkläre ihr, wie eine Kautionsfunktioniert. Von den Morddrohungen erzähle ich ihr nicht.

Es gibt so vieles, worüber wir reden müßten, aber nicht hier.

Als wir uns voneinander verabschiedet haben und ich das Besucherzimmer verlasse, ruft eine Wärterin in Uniform meinen Namen. Sie fragt, ob ich der Anwalt von Kelly Riker sei, dann gibt sie mir einen Ausdruck. »Das ist unser Telefonregister. In den letzten zwei Stunden hatten wir vier Anrufe wegen dieser Frau.«

»Was für Anrufe?«

»Morddrohungen. Von irgendwelchen Irren.«

Richter Lonnie Shankle trifft um halb vier in seinem Büro ein. Deck und ich warten auf ihn. Er hat hundert Dinge zu tun, aber Booker hat angerufen und mit der Sekretärin des Richters geflirtet, also sind die Räder geölt. Ich gebe dem Richter einen Packen Papiere, liefere ihm einen Fünf-Minuten-Bericht über den Fall und ende mit der Bitte um eine niedrige Kaution, weil ich, der Anwalt, sie stellen muß. Shankle setzt die Kauhöhe auf zehntausend Dollar fest. Wir danken ihm und gehen.

Eine halbe Stunde später sind wir alle im Gefängnis. Ich weiß, daß Butch eine Waffe in einem Schulterholster hat, und ich vermute, daß der Kautionssteiler, ein Mann namens Rick, gleichfalls bewaffnet ist. Wir sind auf alles gefaßt.

Ich schreibe Rick einen Scheck über fünfhundert Dollar für die Kaution aus und unterschreibe alle erforderlichen Papiere. Wenn die Anklage gegen sie nicht fallengelassen wird oder wenn sie zu irgendwelchen Gerichtsterminen nicht erscheint, muß Rick entweder die restlichen neuntausendfünfhundert Dollar abschreiben oder sie finden, aufgreifen und ins Gefängnis zurückbefördern. Ich habe ihn überzeugt, daß die Anklage fallengelassen wird.

Es dauert eine Ewigkeit, sie loszueisen, aber endlich sehen wir sie auf uns zukommen, ohne Handschellen, mit einem Lächeln. Wir begleiten sie rasch zu meinem Wagen. Ich habe Butch und Deck gebeten, uns ein paar Blocks weit zu folgen, nur sicherheitshalber.

Ich informiere Kelly über die Morddrohungen. Wir vermuten, daß es seine Verwandten und Arbeitskollegen sind. Wir reden wenig, während wir schnell die Innenstadt hinter uns lassen und zu dem Frauenhaus fahren. Ich möchte nicht über den gestrigen Abend reden, und auch sie ist noch nicht dazu bereit.

Um fünf Uhr am Dienstag nachmittag meldet Great Benefit beim Bundesgericht in Cleveland Konkurs an. Peter Corsa ruft im Büro an, während ich Kelly verstecke, und Deck nimmt den Anruf entgegen. Als ich ein paar Minuten später eintreffe, ist Deck leichenblaß.

Wir sitzen, mit den Füßen auf dem Schreibtisch, lange Zeit

wortlos in meinem Büro. Totale Stille. Keine Stimmen. Kein Telefon. Keine Verkehrsgeräusche von unten. Wir hatten unsere Diskussion darüber, wieviel Deck von dem Honorar bekommen würde, aufgeschoben, er weiß also nicht, wieviel er verloren hat. Aber wir wissen beide, daß wir von Papiermillionären zu nahezu Insolventen geworden sind. Unsere hochfliegenden Träume von gestern kommen uns albern vor.

Es gibt noch einen Funken Hoffnung. Noch in der vorigen Woche sah die Bilanz von Great Benefit solide genug aus, um eine Jury zu überzeugen, daß die Gesellschaft fünfzig Millionen Dollar entbehren könnte. M. Wilfred Keeley schätzte ihr Barvermögen auf hundert Millionen. Sicherlich steckte ein Teil Wahrheit darin. Ich erinnere mich an die Warnungen von Max Leuberg. Verlassen Sie sich nicht auf die Zahlen einer Versicherungsgesellschaft; die machen ihre Buchführungsregeln selbst.

Aber bestimmt muß doch irgendwo noch eine Million für uns drinstecken.

Im Grunde glaube ich es nicht, und Deck glaubt es auch nicht.

Corsa hat seine Privatnummer hinterlassen, und endlich bringe ich die Kraft auf, ihn anzurufen. Er entschuldigt sich für die schlechte Nachricht, sagt, in Juristen- und Finanzkreisen in Cleveland herrsche heller Aufruhr. Es ist noch zu früh, um Genaues zu erfahren, aber es sieht so aus, als hätte PinnConn beim Spekulieren mit ausländischen Währungen schwere Verluste einstecken müssen. Daraufhin hätten sie angefangen, die riesigen Geldreserven der Tochtergesellschaften, darunter auch die von Great Benefit, anzuzapfen. Die Lage verschlechterte sich, und das Geld wurde von PinnConn einfach abgezogen und nach Europa transferiert. Der größte Teil der Aktien von PinnConn gehört einer Gruppe amerikanischer Finanzpiraten, die in Singapur operieren. Es hört sich an, als hätte sich die ganze Welt gegen mich verschworen.

Die Sache entwickelt sich rasch zu einem gewaltigen Coup, dessen Aufdeckung Monate dauern kann. Der dortige Bundesanwalt war heute nachmittag im Fernsehen und hat Strafverfolgung angekündigt. Das hilft uns auch nicht weiter.

Corsa wird morgen früh wieder anrufen.

Ich informiere Deck über das Gespräch, und wir wissen beide, daß es hoffnungslos ist. Das Geld ist von Gangstern beiseite geschafft worden, die zu gerissen sind, um sich erwischen zu lassen. Tausende von Versicherungsnehmern, die legitime Ansprüche hatten und schon einmal leer ausgegangen sind, sind abermals angeschmiert. Deck und ich sind angeschmiert. Ebenso Dot und Buddy. Donny Ray ist am meisten angeschmiert. Drummond ist angeschmiert, wenn er seine beachtliche Rechnung für juristische Dienste präsentiert. Ich erwähne das Deck gegenüber, aber es fällt uns schwer, zu lachen.

Die Angestellten und Agenten von Great Benefit sind angeschmiert. Leute wie Jackie Lemancyzk müssen es ausbaden.

Unglück liebt Gesellschaft, aber irgendwie ist mir zumute, als hätte ich mehr verloren als all diese anderen Leute. Die Tatsache, daß auch andere leiden werden, ist nur ein sehr geringer Trost.

Ich denke wieder an Donny Ray. Ich sehe ihn unter dem Baum sitzen und tapfer versuchen, Kraft für seine Aussage zu sammeln. Er hat für die Dieberei von Great Benefit den höchsten Preis gezahlt.

Ich habe den größten Teil des letzten halben Jahres mit der Arbeit an diesem Fall verbracht, und nun ist diese Zeit vergeudet. Die Kanzlei hat, seit wir damit anfingen, im Durchschnitt monatlich ungefähr tausend Dollar Gewinn gemacht, aber wir wurden angespornt von der Hoffnung auf das große Geld aus dem Black-Fall. In unseren Akten stecken nicht genügend Honorare, um die nächsten beiden Monate zu überleben, und ich denke nicht daran, mich auf irgendwelche Leute zu stürzen. Deck hat einen guten Verkehrsunfall, der aber erst spruchreif wird, wenn der Mandant aus ärztlicher Behandlung entlassen worden ist, was in ungefähr sechs Monaten der Fall sein wird. Und es ist bestenfalls ein Zwanzigtausend-Dollar-Vergleich.

Das Telefon läutet. Deck nimmt den Hörer ab, hört zu, dann legt er rasch wieder auf. »Irgendein Kerl sagt, er wird Sie umbringen«, sagt er sachlich.

»Das ist nicht der schlimmste Anruf des Tages.«

»Im Augenblick würde es mir nichts ausmachen, erschossen zu werden«, sagt er.

Kellys Anblick hebt meine Stimmung. Wir essen wieder chinesisch in ihrem Zimmer, bei abgeschlossener Tür und mit meiner Waffe unter meinem Mantel auf einem Stuhl.

Es gibt so viele Gefühle, die uns bedrängen und um Beachtung wetteifern, daß die Unterhaltung nicht leicht ist. Ich erzähle ihr von Great Benefit, und sie ist nur traurig, weil ich so mutlos bin. Das Geld bedeutet ihr nichts.

Manchmal lachen wir, manchmal weinen wir beinahe. Sie macht sich Sorgen darüber, was die Polizei tun oder herausfinden könnte. Sie hat fürchterliche Angst vor dem Riker-Clan. Diese Leute sind schon als Fünfjährige auf die Jagd gegangen. Waffen gehören für sie zum täglichen Leben. Sie hat Angst davor, wieder ins Gefängnis zurückkehren zu müssen, obwohl ich ihr versichere, daß es dazu nicht kommen wird. Wenn die Polizei und die Staatsanwaltschaft tatsächlich Anklage gegen sie erheben sollten, werde ich vortreten und die Wahrheit sagen.

Ich komme auf den gestrigen Abend zu sprechen, und sie erträgt es nicht. Sie beginnt zu weinen, und wir schweigen lange Zeit.

Ich schließe die Tür auf und gehe leise den dunklen Korridor entlang durch das weitläufige Haus, bis ich Betty Norvelle finde, die in ihrem Zimmer allein vor dem Fernseher sitzt. Sie kennt nur Bruchstücke dessen, was gestern abend passiert ist. Ich erkläre, daß Kelly im Moment zu labil ist, um allein gelassen zu werden. Ich muß bei ihr bleiben und bin bereit, notfalls auf dem Fußboden zu schlafen. In diesem Haus ist es streng verboten, daß Männer über Nacht bleiben, aber in diesem Fall macht sie eine Ausnahme.

Wir liegen zusammen auf dem schmalen Bett, auf den Dekken, und halten uns eng umschlungen. Ich habe vorige Nacht überhaupt nicht geschlafen und heute nachmittag nur ein kurzes Nickerchen gemacht, und mir ist zumute, als hätte ich in der ganzen vergangenen Woche keine zehn Stunden geschlafen. Ich kann sie nicht an mich drücken, weil ich Angst habe, ihr weh zu tun. Ich drifte davon.

Das Hinscheiden von Great Benefit mag in Cleveland eine Sensation sein, aber in Memphis nimmt man es kaum zur Kenntnis. Es steht kein Wort darüber in der Mittwochszeitung. Sie enthält einen kurzen Bericht über Cliff Riker. Die Autopsie hat ergeben, daß er an mehreren Schlägen mit einem stumpfen Gegenstand auf den Kopf gestorben ist. Seine Witwe ist verhaftet und wieder freigelassen worden. Seine Familie will Ge rechtigkeit. Seine Beisetzung findet morgen in dem kleinen Nest statt, aus dem er und Kelly geflüchtet sind.

Während Deck und ich die Zeitung lesen, trifft ein Fax aus Peter Corsas Kanzlei ein. Es ist die Kopie eines langen Artikels auf der Titelseite einer Zeitung in Cleveland mit den neuesten Entwicklungen im PinnConn-Skandal. Mindestens zwei Geschworenengerichte werden sich mit der Sache befassen. Ganze Wagenladungen von Klagen werden eingereicht gegen diese Firma und ihre Tochtergesellschaften, insbesondere Great Benefit, deren Konkursanmeldung einen eigenen Artikel verdient. Überall werden Anwälte aktiv.

M. Wilfred Keeley wurde gestern nachmittag am Kennedy Flughafen festgenommen, als er eine Maschine nach Heathrow besteigen wollte. Seine Frau war bei ihm, und sie behaupteten, sie wollten nur einen kurzen Urlaub machen. Sie waren jedoch nicht imstande, den Namen eines Hotels in Europa anzugeben, in dem sie erwartet würden.

Es sieht so aus, als wären die Firmen in den letzten beiden Monaten restlos ausgeplündert worden. Anfangs wurde das Geld dazu benutzt, Fehlinvestitionen auszugleichen; dann haben sie es einbehalten und in Steueroasen auf der ganzen Welt transferiert. Auf jeden Fall ist es verschwunden.

Der erste Anruf des Tages kommt von Leo Drummond. Er erzählt mir von Great Benefit, als hätte ich keine Ahnung. Wir unterhalten uns kurz, und es ist schwer zu sagen, wer deprimerter ist. Keiner von uns wird für den Krieg bezahlt werden,

den wir gerade geführt haben. Seine Auseinandersetzung mit seinem ehemaligen Mandanten über mein Vergleichsangebot erwähnt er nicht; das hat sich jetzt ohnehin von selbst erledigt. Sein ehemaliger Mandant ist nicht in der Verfassung, eine Klage wegen sträflichen Fehlverhaltens einzureichen. Er ist dem Black-Urteil wirkungsvoll entgangen, also kann er nicht behaupten, durch schlechte juristische Arbeit von Drummond geschädigt worden zu sein. Trent & Brent ist noch einmal davon gekommen.

Der zweite Anruf kommt von Roger Rice, Miss Birdies neuem Anwalt. Er gratuliert mir zu dem Urteil. Wenn er wüßte! Er sagt, er habe über mich nachgedacht, seit er mein Foto in der Sonntagszeitung gesehen hat. Miss Birdie versucht, ihr Testament abermals zu ändern, und in Florida haben sie genug von ihr. Delbert und Randolph ist es schließlich gelungen, ihre Unterschrift auf einem selbstverfaßten Dokument zu bekommen, mit dem sie dann zu den Anwälten in Atlanta gefahren sind und eine volle Offenlegung des Vermögens ihrer Mutter verlangt haben. Die Anwälte mauerten. Die Brüder haben Atlanta zwei Tage lang belagert. Einer der Anwälte rief Roger Rice an, und die Wahrheit kam ans Licht. Delbert und Randolph fragten diesen Anwalt rundheraus, ob ihre Mutter zwanzig Millionen Dollar besäße. Daraufhin konnte der Anwalt nur lachen, und das brachte die beiden liebenden Söhne auf die Palme. Schließlich kamen sie zu dem Schluß, daß Miss Birdie sie zum besten hielt, und sie kehrten nach Florida zurück.

Spät am Montag abend rief Miss Birdie Roger Rice zu Hause an und teilte ihm mit, daß sie nach Memphis zurückkehren wolle. Sie sagte, sie hätte versucht, mich anzurufen, aber ich schiene sehr beschäftigt zu sein. Mr. Rice erzählte ihr von dem Prozeß und dem Fünfzig-Millionen-Dollar-Urteil, und das schien sie zu freuen. »Wie nett«, sagte sie. »Nicht schlecht für einen Gärtnergehilfen.« Die Tatsache, daß ich jetzt reich bin, schien sie mächtig zu beeindrucken.

Jedenfalls wollte Rice mich vorwarnen, daß sie jetzt jeden Tag zurückkehren kann. Ich danke ihm.

Morgan Wilson hat sich eingehend mit der Riker-Akte beschäftigt und neigt dazu, die Anklage fallenzulassen. Aber ihr Boß, Al Vance, hat sich noch nicht entschieden. Ich folge ihr in sein Büro.

Vance wurde schon vor vielen Jahren zum Staatsanwalt gewählt und hat keine Mühe, immer wiedergewählt zu werden. Er ist um die Fünfzig und hat früher ernsthaft eine höhere politische Karriere angestrebt. Doch dazu hat sich nie eine Gelegenheit ergeben, und jetzt hat er sich damit abgefunden, daß er in seinem Amt bleibt. Er verfügt über eine Eigenschaft, die bei Staatsanwälten äußerst selten ist – er verabscheut Kameras.

Er gratuliert mir zu dem Urteil. Ich danke ihm, möchte aber nicht darüber reden, aus Gründen, die ich in diesem Moment lieber für mich behalte. Ich nehme an, daß die Neuigkeiten über Great Benefit in weniger als zwanzig Stunden die Runde machen werden, und die Bewunderung, die man mir jetzt entgegenbringt, wird sich schlagartig verflüchtigen.

»Diese Leute sind Irre«, sagt er und wirft die Akte auf seinen Schreibtisch. »Sie haben mehrfach hier angerufen, allein zweimal heute morgen. Meine Sekretärin hat mit Rikers Vater und einem seiner Brüder gesprochen.«

»Was wollen sie?« frage ich.

»Den Tod Ihrer Mandantin. Vergeßt den Prozeß, schnallt sie einfach auf den elektrischen Stuhl, noch heute. Ist sie aus dem Gefängnis heraus?«

»Ja.«

»Hält sie sich versteckt?«

»Ja.«

»Gut. Sie sind so verdammt blöde, daß sie ihr Leben bedrohen. Sie wissen nicht einmal, daß es gegen das Gesetz ist, so etwas zu tun. Ein ausgesprochen widerliches Volk.«

Wir sind uns alle drei einig, daß die Rikers ziemlich dumm und sehr gefährlich sind.

»Morgan will keine Anklage erheben«, fährt Vance fort. Morgan nickt.

»Es ist sehr einfach, Mr. Vance«, sage ich. »Sie können den Fall vor die Anklagejury bringen, und Sie können Glück haben

und eine Anklage erreichen. Aber wenn es zum Prozeß kommt, werden Sie verlieren. Ich werde diesen verdammten Aluminiumschläger vor den Geschworenen schwenken. Ich werde ein Dutzend Experten für Mißhandlung im häuslichen Bereich in den Zeugenstand holen. Ich werde sie zu einem Symbol machen, und Sie und Ihre Leute werden sehr alt aussehen, wenn Sie versuchen, sie zu verurteilen. Kein einziger der zwölf Geschworenen wird für Sie stimmen.«

Ich fahre fort. »Mir ist es gleich, was seine Angehörigen tun. Aber wenn Sie sich von ihnen dazu drängen lassen, Anklage zu erheben, dann wird Ihnen das leid tun. Wenn die Geschworenen sie freisprechen, werden sie Sie sogar noch mehr hassen.«

»Er hat recht, Al«, sagt Morgan. »Es ist ausgeschlossen, daß sie verurteilt wird.«

Al war schon bereit, das Handtuch zu werfen, als er hier hereinkam, aber er wollte es erst von uns beiden hören. Er erklärt sich bereit, alle Anklagen fallenzulassen. Morgan verspricht, mir am späten Vormittag ein entsprechendes Schreiben zu faxen.

Ich danke ihnen und verschwinde. Meine Stimmung schlägt schnell um. Ich bin allein im Fahrstuhl, und ich sehe in dem polierten Messing über den Zahlenknöpfen, daß ich grinse. Alle Anklagen werden fallengelassen! Für immer!

Ich renne praktisch über den Parkplatz zu meinem Wagen.

Die Kugel wurde von der Straße her abgeschossen, durchschlug das Fenster im vorderen Büro, hinterließ ein säuberliches Loch von nicht mehr als anderthalb Zentimeter Durchmesser in der Scheibe und beendete ihre Reise tief in der Wand. Deck war zufällig im vorderen Büro, als er den Schuß hörte. Die Kugel verfehlte ihn um ungefähr drei Meter, aber das war nahe genug. Er rannte nicht sofort zum Fenster, sondern verkroch sich unter dem Tisch und wartete ein paar Minuten.

Dann verschloß er die Tür und wartete darauf, daß jemand kommen und nach ihm suchen würde. Es kam niemand. Das passierte gegen halb elf, während ich bei Al Vance war. Offen-

bar hat niemand den Schützen gesehen. Wenn jemand den Schuß gehört hat, werden wir es nie erfahren. In diesem Teil der Stadt hört man des öfteren Schüsse.

Decks erster Anruf galt Butch, der noch schlief. Zwanzig Minuten später war er im Büro, schwer bewaffnet, und bemühte sich, Deck zu beruhigen.

Als ich eintreffe, untersuchen sie gerade das Loch in der Scheibe, und Deck berichtet mir, was passiert ist. Ich bin sicher, daß Deck sogar herumzappelt, wenn er tief schläft, aber jetzt zittert er heftig am ganzen Leibe. Er sagt uns, er wäre in Ordnung, aber seine Stimme klingt schrill. Butch sagt, er wird unten direkt unter dem Fenster warten und sie schnappen, wenn sie zurückkommen. Er hat zwei Schrotflinten in seinem Wagen und ein AK-47-Sturmgewehr. Gott helfe den Rikers, falls sie noch einmal versuchen sollten, im Vorbeifahren zu schießen.

Ich kann Booker nicht telefonisch erreichen. Er ist nicht in der Stadt und führt zusammen mit Marvin Shankle Vernehmungen durch, also schreibe ich ihm einen kurzen Brief, in dem ich verspreche, mich später zu melden.

Deck und ich entscheiden uns für einen privaten Lunch, weit weg von den bewundernden Massen, außer Reichweite von herumfliegenden Kugeln. Wir kaufen uns Sandwiches und essen in Miss Birdies Küche. Butch sitzt in seinem Wagen, der auf der Einfahrt hinter meinem Volvo steht. Er wird ziemlich enttäuscht sein, wenn er keine Gelegenheit findet, seine AK-47 abzufeuern.

Der wöchentliche Reinigungsdienst war gestern hier, das Haus ist also sauber, und der schimmlige Geruch ist vorübergehend verschwunden. Es steht bereit für Miss Birdie.

Der Handel, den wir abschließen, ist schmerzlos und simpel. Deck bekommt die Akten, die er haben will, und ich bekomme zweitausend Dollar, zahlbar innerhalb von neunzig Tagen. Wenn es sein muß, wird er sich mit anderen Anwälten zusammentun. Außerdem kann er diejenigen meiner Fälle verhökern, die er nicht haben will. Die Inkassoakten von Rufin's gehen an Booker zurück. Das wird ihm nicht gefallen, aber er wird darüber hinwegkommen.

Das Durchsehen der Akten ist einfach. Es ist ein Jammer, wie wenige Fälle und Mandanten wir in den letzten sechs Monaten aufgetan haben.

Die Kanzlei hat dreitausendvierhundert Dollar auf der Bank und ein paar offene Rechnungen.

Wir einigen uns über die Details, während wir essen, und der geschäftliche Aspekt der Trennung ist leicht. Nicht dagegen das persönliche Auseinandergehen. Deck hat keine Zukunft. Er kann das Anwaltsexamen nicht bestehen, und er kann nirgendwo hingehen. Er wird ein paar Wochen damit verbringen, meine Fälle abzuwickeln, aber ohne einen Bruiser oder einen Rudy, die ihm eine Fassade liefern, kann er nichts unternehmen. Das wissen wir beide, aber es bleibt unausgesprochen.

Er gesteht mir, daß er pleite ist. »Glücksspiel?« frage ich.

»Ja. Es sind die Casinos. Kann mich einfach nicht von ihnen fernhalten.« Er ist jetzt entspannt, scheinbar die Ruhe selbst. Er beißt ein großes Stück von einer Gewürzgurke ab und zermaulmt es laut.

Als wir im letzten Sommer unsere Kanzlei eröffneten, hatten wir gerade jeweils einen gleich hohen Anteil aus dem Van-Landel-Vergleich erhalten. Jeder hatte fünftausendfünfhundert Dollar, und jeder hat zweitausend eingebracht. Ich war ein paarmal gezwungen, meine Ersparnisse anzugreifen, aber ich habe immer noch zweitausendachthundert auf der Bank. Ich habe Geld gespart, indem ich sehr bescheiden lebte und soviel wie möglich auf die hohe Kante legte. Auch Deck gibt sein Geld nicht aus. Er verschleudert es an den Black-Jack-Tischen.

»Ich habe gestern abend mit Bruiser gesprochen«, sagt er, und ich bin nicht überrascht.

»Wo ist er?«

»Auf den Bahamas.«

»Ist Prince bei ihm?«

»Ja.«

Das ist eine gute Nachricht, und es freut mich, das zu hören. Ich bin sicher, Deck weiß es bereits seit geraumer Zeit.

»Sie haben es also geschafft«, sage ich, schaue zum Fenster hinaus und versuche, mir die beiden mit Strohhüten und Son-

nenbrillen vorzustellen. Schließlich haben sie hier praktisch im Dunkeln gelebt.

»Ja. Ich weiß nicht, wie. Nach manchen Dingen fragt man nicht.« Decks Gesicht macht einen leeren Eindruck. Er ist tief in Gedanken versunken. »Das Geld ist immer noch hier.«

»Wieviel?«

»Vier Millionen in bar. Das ist das, was sie von den Clubs abgesahnt haben.«

»Vier Millionen?«

»Ja. Im Keller eines Lagerhauses versteckt. Hier in Memphis.«

»Und wieviel haben sie Ihnen angeboten?«

»Zehn Prozent. Wenn es mir gelingt, es nach Miami zu bringen. Bruiser sagt, das Weitere könnte er selber bewerkstelligen.«

»Tun Sie es nicht, Deck.«

»Es ist ungefährlich.«

»Sie werden erwischt werden und ins Gefängnis kommen.«

»Glaube ich nicht. Die Feds haben die Sache abgehakt. Von dem Geld haben sie keine Ahnung. Alle nehmen an, daß Bruiser genug mitgenommen hat und nicht noch mehr braucht.«

»Braucht er denn noch mehr?«

»Das weiß ich nicht. Aber er will es unbedingt haben.«

»Tun Sie es nicht, Deck.«

»Es ist ein Kinderspiel. Das Geld paßt in einen kleinen U-Haul-Laster. Bruiser sagt, das Einladen dauert höchstens zwei Stunden. Dann mit dem U-Haul nach Miami und dort auf weitere Anweisungen warten. Dazu brauche ich zwei Tage, und dann bin ich aus allem raus.«

Seine Stimme klingt, als wäre er weit fort. Ich bezweifle nicht im geringsten, daß Deck es versuchen wird. Er und Bruiser haben das geplant. Aber ich habe genug gesagt. Er hört ohnehin nicht auf mich.

Wir verlassen Miss Birdies Haus und gehen in meine Wohnung. Deck hilft mir, ein paar Kleidungsstücke zu meinem Wagen zu tragen. Wir packen den Kofferraum voll und die Hälfte des Rücksitzes. Ich kehre nicht in die Kanzlei zurück, also verabschieden wir uns vor der Garage.

»Ich nehme es Ihnen nicht übel, daß Sie abreisen«, sagt er.

»Seien sie vorsichtig, Deck.«

Wir umarmen uns verlegen ein oder zwei Sekunden lang, und ich habe fast einen Kloß in der Kehle.

»Sie haben Geschichte gemacht, Rudy, wissen Sie das?«

»Wir haben es zusammen getan.«

»Ja, und was hat es uns eingebracht?«

»Wir können immer noch damit angeben.«

Wir geben uns die Hand, und Decks Augen sind feucht. Ich sehe ihm nach, wie er davonschlurft und zu Butch ins Auto steigt. Sie fahren davon.

Ich schreibe einen langen Brief an Miss Birdie und verspreche ihr, später anzurufen. Ich legen ihn auf den Küchentisch, weil ich sicher bin, daß sie bald heimkommen wird. Ich mache noch einmal eine Runde durchs Haus und verabschiede mich von meiner Wohnung.

Ich fahre zu einer Bankfiliale und löse mein Sparkonto auf. Ein Packen von achtundzwanzig Hundert-Dollar-Scheinen fühlt sich gut an. Ich verstecke ihn unter der Fußmatte.

Als ich an die Tür der Blacks klopfe, ist es schon fast dunkel. Dot macht auf und lächelt beinahe, als sie sieht, daß ich es bin.

Das Haus ist still und dunkel, immer noch sehr in Trauer. Ich glaube nicht, daß es jemals anders werden wird. Buddy liegt mit einer Grippe im Bett.

Bei einer Tasse Instantkaffee bringe ich ihr schonend die Neuigkeit bei, daß Great Benefit mit dem Bauch nach oben schwimmt und daß sie abermals in die Röhre guckt. Wenn nicht irgendwann in ferne Zukunft ein Wunder geschieht, sehen wir keinen roten Heller. Ihre Reaktion überrascht mich nicht.

Offenbar gibt es mehrere unklare Gründe für den Untergang von Great Benefit, aber im Augenblick ist es Dot sehr wichtig, zu glauben, daß sie das Geschehene ausgelöst hat. Ihre Augen funkeln, und auf ihrem Gesicht liegt ein glücklicher Ausdruck, während sie es verdaut. Sie hat sie aus dem Geschäft befördert. Eine kleine, entschlossene Frau in Memphis, Tennessee, hat diese Schweine in den Konkurs getrieben.

Morgen wird sie zu Donny Rays Grab gehen und es ihm erzählen.

Kelly wartet nervös in Betty Norvelles Zimmer. Sie umklammert eine kleine lederne Reisetasche, die ich ihr mitgebracht habe. Sie enthält Toilettenartikel und ein paar vom Frauenhaus gespendete Kleidungsstücke. Das ist alles, was sie besitzt.

Wir unterschreiben die erforderlichen Papiere und danken Betty. Während wir rasch auf den Wagen zugehen, halten wir uns bei den Händen. Sobald wir drinnen sitzen holen wir tief Luft, dann fahren wir davon.

Die Waffe liegt unter dem Sitz, aber jetzt mache ich mir keine Sorgen mehr.

»Welche Richtung?« frage ich, als wir die Kreuzung der Interstate erreicht haben, die um die Stadt herumführt. Wir lachen darüber, weil es einfach wunderbar ist. Es spielt keine Rolle, wohin wir fahren.

»Ich möchte die Berge sehen«, sagt sie.

»Ich auch. Osten oder Westen? «

»Hohe Berge.«

»Also dann nach Westen.«

»Ich möchte den Schnee sehen.«

»Ich nehme an, wir werden welchen finden. «

Sie kuschelt sich an mich und legt den Kopf an meine Schulter. Ich streichle ihre Beine.

Wir überqueren den Föuß und sind in Arkansas. Hinter uns verschwindet die Skyline von Memphis. Es ist erstaunlich, wie wenig von alledem wir vorausgeplant haben. Bis heute morgen wußten wir nicht ob sie die Stadt überhaupt verlassen durfte. Aber die Anklage wurde fallengelassen, ich habe ein Schreiben vom Staatsanwalt höchstpersönlich. Ihre Kaution wurde heute nachmittag aufgehoben.

Wir werden uns an einem Ort niederlassen, an dem uns niemand finden kann. Ich habe keine Angst, verfolgt zu werden, ich möchte nur, daß man mich in Ruhe läßt. Ich will nichts von Deck und Bruiser hören. Ich will nichts über die Folgen des Konkurses von Great Benefit hören. Ich will nicht das Miss

Birdie anruft und juristischen Rat will. Ich will mir keine Sorgen machen müssen wegen Cliffs Tod und allem, was damit zusammenhängt. Irgendwann einmal werden Kelly und ich darüber sprechen, aber nicht so bald.

Wir werden uns für eine kleine Stadt mit einem College entscheiden, weil sie ihren Schulabschluß nachholen möchte. Sie ist erst zwanzig. Und auch ich bin noch ein halbes Kind. Wir haben eine Menge schweres Gepäck abgeworfen, und jetzt ist es an der Zeit, ein bißchen Spaß zu haben. Ich würde gern an einer High-School Geschichte unterrichten. Das sollte nicht sonderlich schwierig sein. Schließlich bin ich selbst sieben Jahre aufs College gegangen.

Unter gar keinen Umständen will ich noch einmal irgend etwas mit der Juristerei zu tun haben. Ich werde meine Lizenz verfallen lassen. Ich werde mich nicht in die Wählerliste eintragen lassen, also können sie mich nicht auffordern, als Geschworener zu fungieren. Ich werde nie wieder freiwillig den Fuß in einen Gerichtssaal setzen.

Wir lächeln und kichern, während das Land flacher und der Verkehr dünner wird. Memphis liegt zwanzig Meilen hinter uns. Ich gelobe mir, nie dorthin zurückzukehren.

**»Mit John Grishams Tempo kann keiner Schritt halten.«**

The New York Times

David gegen Goliath – der Jurastudent Rudy Baylor kämpft gegen einen der mächtigsten, skrupellosesten, korruptesten Konzerne Amerikas. Die dramatische Geschichte eines millionenschweren Versicherungsskandals.

»John Grisham hat hier seinen sympathischsten Helden geschaffen – und seinen fesselndsten Roman seit **DIE FIRMA.**«

THE WALL STREET JOURNAL

Allgemeine Reihe  
Best.-Nr. 01/10300

ISBN 3-453-12701-3  
DM 16,90/ÖS 123,00

0 1 6 9 0



9 783453 127012

**EIN HEYNE-BUCH**